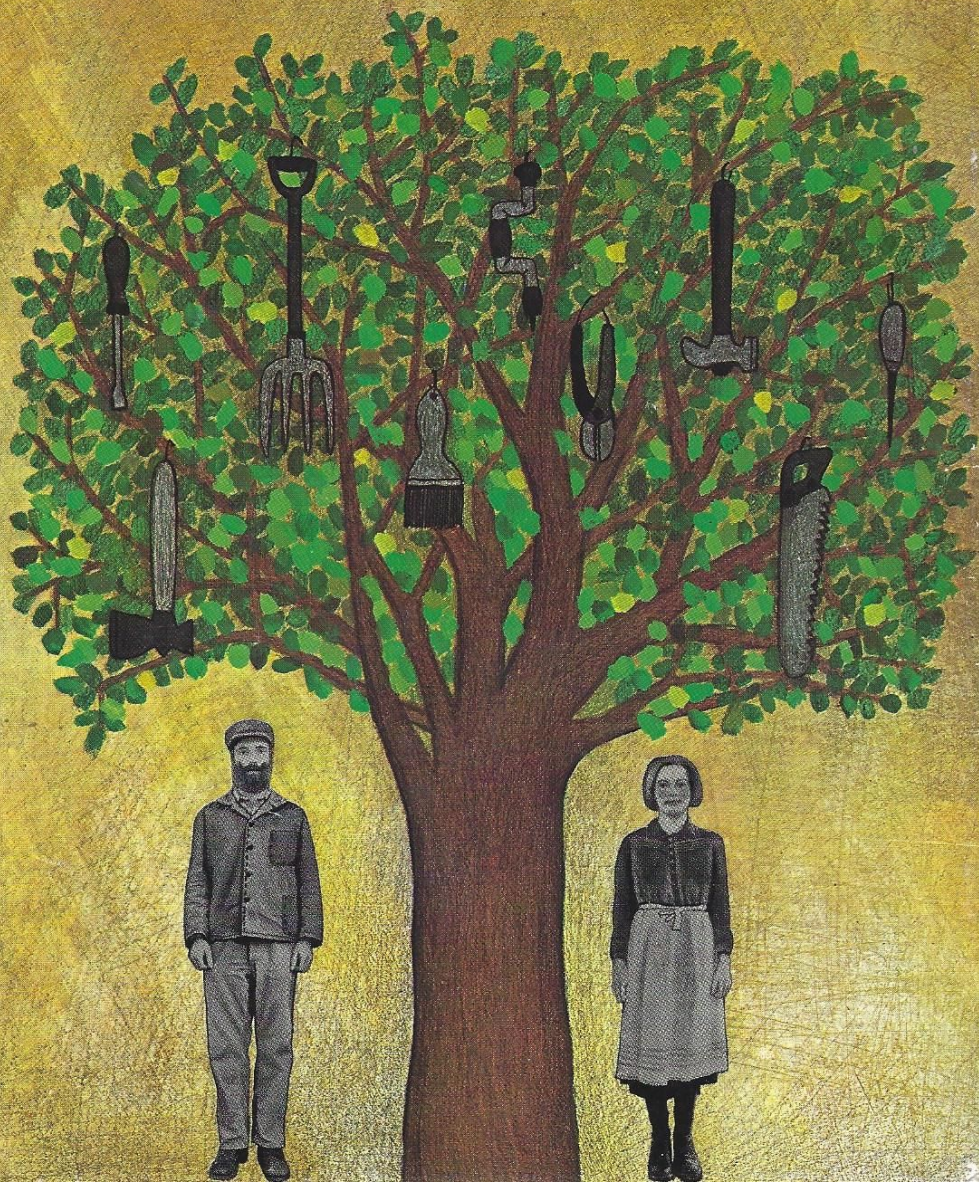


AUGUST KÜHN · BÜCHERGILODE
ZEIT ZUM AUFSTEHN
EINE FAMILIENCHRONIK



AUGUST KÜHN · BÜCHERGILODE
ZEIT ZUM AUFSTEHN
EINE FAMILIENCHRONIK



August Kühn Zeit zum Aufstehn

»... Als sie dann nebeneinander lagen unter der Zudecke, den Docht in der Petroleumlampe ganz heruntergedreht, daß es fast ganz finster war in der Kammer, da reute es Karoline nicht mehr, daß sie leicht nachgegeben hatte. Da brauchte es nicht mehr lange, bis sie zueinander rückten, immer mehr, bis sie dahin kamen, daß die Karoline einen schweren Fall für die nächste Beichte hatte.« – Der schwere Fall: das ist August Kühn, Großvater des Schriftstellers, Ergebnis jener Liebesnacht. So beginnt eine Chronik, die von dem Alltag von 4 Generationen berichtet. Als arme Leute vom Lande hatte sie es in die Großstadt getrieben. Dort fanden sie das Auskommen, um gerade noch zu überleben. Sozialistengesetz, Gründerjahre, Weltkrieg, Steckrübenzeit, Räterepublik, Inflation, Hitler und der Zweite Weltkrieg, Nachkriegszeit mit Schwarzmarkt und Beginn des Wirtschaftswunders: Stationen einer deutschen Durchschnittsfamilie. Und nicht nur Arbeitern von echtem Schrot und Korn begegnen wir, da geistern ebenso waschechte Nationalisten und ehrgeizige Beamtenseelen wie überzeugte Nazis und charakterschwache Opportunisten mit kleinbürgerlichen Wunschträumen durch dieses Familienalbum. Eine Familienchronik der kleinen Leute, aufgeschrieben von einem, der in diesem Milieu groß geworden ist und sich genau umgesehen hat.



Ignazio Silone Wein und Brot

Pietro Spina, ein politischer Flüchtling, kehrt aus der Emigration heimlich ins faschistische Italien zurück, um dort den Widerstand gegen das verhaßte Regime zu organisieren. Seine Gesundheit ist zerrüttet; Freunde ver helfen ihm zu einem Refugium abseits in den Abruzzen. Um sich zu tarnen, schlüpft er in ein Priestergewand.

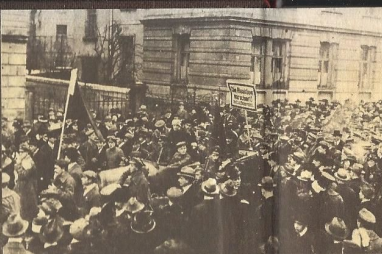
Das klingt nach politischem Thriller, nach Abenteuer und skurrilen Mißverständnissen, die sich aus der Maskerade ergeben. Und so läßt sich das Buch auch lesen. Darüber hinaus freilich ist es die klassische Auseinandersetzung des Autors mit jeder Art von Diktatur und Ideologie. Im Gespräch zwischen Spina und einem Funktionär der kommunistischen Partei rechtfertigt Silone seinen eigenen Bruch mit der parteipolitischen Praxis. Wie sein Romanheld hat er sich geweigert, Menschlichkeit dem taktischen Kalkül zu opfern.

Silone hat den Roman vor nahezu 40 Jahren geschrieben. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg durfte das Buch in seiner Heimat erscheinen. Silone nutzte die Gelegenheit, Stil und Handlung zu straffen.

Die Neufassung war Grundlage für diese Übersetzung.

Ihr beigegeben ist eine Anmerkung des Autors. Sie schließt mit seinem Bekenntnis zur Einfachheit menschlichen Denkens und Handelns.





AUGUST KÜHN
ZEIT ZUM AUFSTEHN
EINE FAMILIENCHRONIK

BÜCHERGILDE GUTENBERG
FRANKFURT AM MAIN WIEN ZÜRICH

Lizenzausgabe für die Büchergilde Gutenberg
Frankfurt am Main Wien Zürich
mit Genehmigung des S. Fischer Verlages GmbH, Frankfurt am Main
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1975
Schutzumschlagentwurf und Einbandgestaltung
Wolfgang Rudelius und Ursel Franke, Frankfurt am Main
Satz und Druck E. C. Baumann KG, Kulmbach
Einband G. Lachenmaier, Reutlingen
Printed in Germany 1976
ISBN 3 76321993 5

Eingelesen mit [ABBY Fine Reader](#)



«Aufstehn! Es ist höchste Zeit!» Marianne war es, die ihm die Decke weggezogen hatte und ihn hastig und unsanft wachrüttelte. – Zeit zum Aufstehn. Wenn er ihr am kommenden Wochenende nicht sagte, was los war, würde sie ihn am Montag wieder so, auf die gewohnte Art aus dem Schlaf reissen. Aufstehen für was? Für wen denn? Für wen war er die Tausende Morgen aufgestanden? War es noch wichtig, dass er heute pünktlich kam? Natürlich, da liess er sich nichts nachsagen! Aber dass er heute ins Personalbüro musste, lag ihm schon die ganzen Wochen auf dem Magen und hielt ihn jetzt auch noch länger im Warmen, unter der wieder halb hochgezogenen Decke. Wie hätte er es verhindern können? Sich ruhig verhalten bei allem, was ihm nicht passte? Noch mehr anschieben, mehr aus sich rausholen als er es ohnehin schon getan hatte? Einlullen hatten sie sich alle lassen, geschlafen hatten sie, er natürlich auch, vorm Fernseher, auf der neuen Couchgarnitur, im Urlaub in Spanien angesichts fast männerloser Dörfer mit schwer arbeitenden Frauen, deren Väter und Söhne auch harte DMark verdienten. Hier wäre die Krise zu verhindern gewesen, wenn man selber mitgeplant, mitentschieden – selber entschieden hätte?

«Mach endlich, steh schon auf», rief Marianne noch einmal, von der Küche herüber, «es ist schon angerichtet.»

Samstag: Das ist der Tag in der Woche, an dem die Familie Zwing am Morgen nicht gleich um sechs Uhr, wenn die beiden Kinder erwachen, aus den Federn steigen muss. Samstags bleiben sie noch eine halbe Stunde auf der ausgeklappten Doppelbettcouch liegen:

Heinz Zwing, der sonst immer um 7.30 Uhr in der Versicherung sein musste und seine Frau Marianne. Ihr Arbeitstag beginnt zwar erst um neun Uhr im Büro eines Patentanwalts, sie muss aber Montag bis Freitag zuvor noch die Kleinen wegbringen. Den sechsjährigen Erich in den nahegelegenen Kindergarten und Helga mit der Strassenbahn einige Stationen weit zur Kinderkrippe. Das konnte er ihr in der nächsten Zeit abnehmen, bis er wieder eine neue Stelle gefunden hatte.

Von ihren zwei Zimmern im Hinterhof eines grauen, aber nicht unfreundlichen Wohnblocks in der Schwanthalerhöhe, einer Münchner Arbeitervorstadt, haben die Zwings eines für die beiden Kinder reserviert. Sie selbst schlafen deshalb im Wohnzimmer. Bis in der Genossenschaft, zu der auch dieses Haus gehört, einmal eine grössere Wohnung frei wird, sagen sie. – Es geht auf sieben Uhr, und an diesem Spätsommernmorgen fällt schon das mühsam über den Vorderhausgiebel kletternde Sonnenlicht in den Hinterhof und erhellt durch die zugezogenen Vorhänge den Raum im Parterre. Ein grosser Ölofen glänzt in der Ecke. Auf einem schmalbrüstigen Wohnzimmerschrank spiegelt die Mattscheibe des Fernsehgerätes. Tisch und Polstersessel sind zur Seite gerückt, damit die Couch die nächtliche Breite annehmen konnte.

Die Klinke an der Tür zum Kinderzimmer wird heruntergedrückt. Erich spaziert fröhlich herein, gefolgt von seiner Schwester, die ihr Kopfkissen mitbringt, um bei den Eltern nochmal schnell unter die Decke zu schlüpfen. – Eigentlich wollte Heinz noch ein paar Minuten mit seiner Frau schmusen, nur so. Gestern Abend war Willi da, Willi Kühn mit seiner Frau. Sie waren beisammengesessen, hatten in die Röhre geschaut: Freitagskrimi. – Jetzt steht er auf, schlüpft in die Unterwäsche, die über der Sessellehne hängt. Aus dem Kleiderschrank, der nur im Kinderzimmer noch Platz hat, holt er sich sein Samstagshemd – ohne Krawatte. Sein Nachwuchs balgt sich inzwischen um seinen freigewordenen Platz und beendet geräuschvoll das Dösen von Marianne. Aber sie bleibt noch liegen. – «Ich stell mal das Kaffeewasser auf»; er schlüpft in die Anzughose vom Vortag, «und hole die Semmeln.» «Gib nicht soviel Geld aus, du weisst ja!» ruft ihm Marianne noch nach, als er schon die Wohnungstür zufallen lässt.

Der Bäckerladen ist nur eine Querstrasse weiter. Schon kurz vor sieben werden immer die Rolläden hochgezogen, dass der frische Backgeruch auf die Strasse heraus kann. Ausser ihm warten nur Rentnerinnen. In der neuerbauten Trabantenstadt Perlach gäbe es nur Supermärkte im Ladenzentrum, hatte ihm einmal ein Schulfreund erzählt, der

aus dem Viertel dort hinausgezogen war. Marianne meinte schon einige Zeit, sie sollten auch versuchen, dort etwas zu bekommen – mit Zentralheizung und Bad und Müllschlucker. Vorläufig war das ja nun nicht drin, erst einmal... Ja, er musste es ihr noch beibringen, dass er seit gestern arbeitslos war. Seit er den blauen Brief bekommen hatte, seit sechs Wochen, wollte er das. Aber nie gab es eine günstige Gelegenheit. Nach Feierabend, wenn die Kinder im Bett waren, da war noch rasch etwas aufzuräumen, Abendschau, schlafen. Und das Wochenende wollte er mit dieser Nachricht nicht verderben. «Ich hab's ja gewusst!» würde sie sagen, «weil du dich immer um die anderen gekümmert hast, das mögen sie bestimmt nicht bei der Direktion.» Sie hatten es nicht gemocht! Auch den Betriebsrat wollte er fragen, warum er seiner Entlassung zugestimmt hatte. Ob es von ihm für sozial vertretbar erachtet wurde, dass man ihn hinausgesetzt hatte. Und ob es überhaupt einen Sozialplan für die Rationalisierung gab. Am Montag vielleicht anrufen, ob es noch nicht zu spät dazu war?

Am Kaffeetisch, mit den knusprig-frischen Semmeln, war auch wieder nicht der richtige Moment, auszupacken. Marianne schenkte ein. «Das schöne Wetter heute müssen wir ausnutzen. Rausfahren. Aber ich muss noch einkaufen, und in der Maschine steckt schon wieder ein Haufen dreckiger Wäsche. Und die Kinder...» – so war es fast jeden Samstag.

«Wann sind wir denn soweit?»

«Wenn du mir hilfst und mit den Kindern inzwischen etwas machst, können wir noch am Vormittag fort.»

Erich ist nicht ganz einverstanden. «Wo sollen wir denn hingehen? Ich möcht' lieber auf den Hof, im Sandkasten spielen.» «Das geht nicht, es ist noch früh am Tag, da schlafen verschiedene Leute noch – die schimpfen, wenn ihr auf dem Hof Krach macht.»

Wieder Rücksicht genommen, wieder den Mund nicht aufgemacht, dabei war es überfällig! – Die Kinder sind ausgefertigt, Marianne erinnert noch: «Zeig bei der Gelegenheit dem Erich nochmal seinen Schulweg, damit er ihn kennt, wenn es soweit ist. Wegen dem Mittleren Ring, damit er nicht oben rüber läuft und überfahren wird.»

Sie trödeln die Treppe der Fussgängerunterführung hinunter, den «Maulwurfgang», der diese Hauptverkehrsader mit dem ununterbrochenen Blechstrom unterquert. Lange steht dieses Bauwerk noch nicht hier, drei Jahre vielleicht. Noch im Rohzustand, ohne die Plattenverkleidung an Boden und Wänden wurde es von den nicht motorisierten Schwanthalerhöhern benutzt, um von einem Ende des nun geteilten Stadtvier-

tels ins andere zu gelangen. Erich fällt plötzlich was ein: «Bist du einmal überfahren worden, wie du in die Schule gegangen bist?»

«Da gab es noch nicht so viele Autos.»

«War da mal das Benzin knapp?» Sogar der Sechsjährige hatte etwas von der Ölkrise im vergangenen Winter mitbekommen.

«Das auch. Aber früher hat es nur ganz wenig Autos gegeben.»

Der Kleine hat seine Zweifel. «Mit was sind dann die ganzen Leute gefahren, wenn sie kein Auto gehabt haben?»

«Da war die Stadt noch kleiner, da hat man noch zu Fuss überall hinkommen können.»

«Haben auf der Strasse dann noch Kinder spielen können ...»

«Jaa-a», – er selbst hatte als Kind noch auf der Strasse gespielt, kaum gestört von den wenigen Lieferwagen, «Dreiradlern» der Kramer oder Metzger im Viertel.

«War es denn früher schöner, Papa?»

«Ich weiss es nicht, aber es gibt Leute, die sagen, es ist uns noch nie so gut gegangen wie jetzt. – Frag' was Vernünftiges!»

War es so unvernünftig, zu fragen, was früher war? Wie alles so geworden war, wie es jetzt war? Sich darüber Gedanken zu machen, war Heinz Zwing bestimmt nicht in Laune. Auch dieses Wochenende wollte er Marianne mit der Unglücksnachricht verschonen. Aber am Montag den Betriebsrat anrufen! Und in die Gewerkschaft gehen, zum HBV-Sekretär, sich beraten lassen. Irgendwann früher, da hatte es nicht einmal sowas gegeben, niemanden, den man um Rat fragen konnte.

Wer weiss heute noch was davon?

Was wusste der Versicherungsangestellte Heinz Zwing im Jahre 1974 davon? Seine Mutter hatte ihm nicht viel über ihren eigenen Grossvater berichten können, ein rebellischer Mann sei er gewesen, auch ein- oder zweimal «vorbestraft». Aber als Kind hatte er von der Mutter erzählt bekommen, was das für wichtige Personen gewesen waren, deren Köpfe in der Ruhmeshalle hinter der Bavaria gestanden hatten, als Sandsteinbüsten die Nachwelt an ihre Grosstaten für München erinnernd. Der Brauereibesitzer Pschorr zum Beispiel, der den König Max I. mit «Maxi, weil'st no grad da bist» begrüsst hatte, vor über hundertsechzig Jahren. Auch ein Sedelmayer war bei dieser Kopf Sammlung; warum? das hatte die Mutter auch nicht gewusst.

Was hatte er überhaupt in der Schule und aus Büchern über seine Stadt gelernt? Es hatte einmal damit angefangen, dass da eine seichte Stelle an der Isar war, ein Herzog einem Bischof von Freising den Salzzoll nicht gegönnt und deshalb dessen gewinnbringende Isarbrücke abgebrannt hatte, um die Fuhrwerke und den Gewinnst über seine eigene Brücke rollen zu lassen. Wie Wittelsbacher, Herzöge, Kurfürsten, schliesslich Könige von Napoleons Gnaden gewirtschaftet, den katholischen Glauben verteidigt, das Land vergrössert, die Stadt befestigt, Schlösser und Residenzen gebaut hatten. Gebaut? Bauen lassen, von Maurern, Zimmerleuten. Baumeister hatten die Pläne geliefert und Kaufleute, Handwerker mit den Steuern das Geld dazu. Allesamt wohnten sie nicht in Schlössern, aber einige der alten Bürgerhäuser hatte er selbst noch gekannt, wenige nur, im Zentrum, die den Bombenangriffen im Zweiten Weltkrieg entgangen waren, um dann, wie am Altheimer Eck, einem Kaufhausneubau zu weichen. «Nicht erhaltungswürdig» hatte es vor einigen Jahren geheissen, als man das gotische Bürgerhaus mit der «Himmelsleiter», der steil durchs ganze Gebäude führenden Treppe, der Spitzhacke und dem Mauerbrecher überantwortete.

Heinz Zwing kannte eine Episode aus dem Mittelalter, aus dem dieses Haus gestammt hatte. Der Herzog, irgendeiner, Albrecht, Max oder Ludwig, hatte die Münze verpachtet gegen Gewinnanteile an einen Münzmeister. Er mengte dem Geld zu wenig Edelmetall bei und schadete damit den Münchnern, weil ihre

Münzen nirgends mehr gern genommen wurden. Deren Zorn wurde darüber so übermächtig, dass sie den Münzturm in Brand steckten. In den Schullesebüchern stand auch noch, die Münchner mussten für ihre «Freveltat» danach an den Herzog eine hohe Strafe entrichten. So lehrte man die Kinder rund um die Frauenkirche, dass man nicht gegen seine Obrigkeit aufstehen durfte, auch wenn es ums Geld ging. Die Frauenkirche: rote Ziegelgotik, die Türme waren nicht mehr fertig geworden; nachdem das Gotteshaus benutzbar gewesen, waren Spendenfreudigkeit und Bageduld erlahmt, auch hatte eine Pestepidemie die Einwohner dezimiert. Später waren «welsche Hauben» auf die Türme gesetzt worden und gaben ihnen das Aussehen von hundert Meter hohen Humpen, gleich einer versteinerten Brauereireklame. Heinrich Heine, den man vergeblich auf einen Lehrstuhl der Ludwig-Maximilians-Universität hatte warten lassen, verglich den Dombau mit einem überdimensionalen Stiefelknecht.

Überhaupt, mit der Gelehrsamkeit war es nicht weit her in der Isarstadt. Und das Judenghetto an der Weinstrasse gab es schon seit 1348 nicht mehr, seit man diesen Fremden die Schuld an einer Pestseuche gegeben und sie der Brunnenvergiftung verdächtigt hatte. Fremde waren überhaupt immer verdächtig gewesen. In der Schwanthalerhöhe waren die Strassen nach den Kazmair, Ridler, Liegsalz und Tulbeck benannt worden. Das waren im Mittelalter die Grossen, die Familien, die von der «Brunnenvergiftung» den Nutzen gezogen und für den Herzog Geldgeber für Sonderprivilegien geworden waren, mit denen sie die unteren Stände und Zünfte vom Mitreden im Rat ausschlossen. Dass diese niederen Stände schon 1398 den Bürgermeister Kazmair abgesetzt und sich ihre Rechte zurückgeholt hatten, stand in keinem der Schulbücher, jedenfalls nicht in denen, die Heinz Zwing zum Lernen benutzt hatte. Für Literatur war in München lange kein Boden gewesen; der erste Buchdrucker wurde erst 1482 hier ansässig und übersiedelte bald ins freiere Augsburg. Dafür war man katholisch, dem Bayernherzog brachte dieses Eintreten für den rechten Glauben den Kurfürstentitel, dem Volk die Kosten für das Liga-Heer, die Residenz und die Schwedenbesatzung, deren Abzug 300'000 Reichstaler zur Zahlung fällig machte, gesichert durch Geiseln.

Gebaut wurde dann im bayerischen Barock, mit einer Kurfürstin aus Italien der Stil geholt: Theatinerkirche, Schloss Nymphenburg und Schloss Schleissheim, wo man 1969 wenigstens den Staatsempfang für die Fusion der Rüstungsriesen Messerschmitt-Bölkow-Blom-Siemens feiern konnte. Die andere Rüstungsfirma, die Krauss-Maffei hatte dagegen eine Tradition bis zu den Türkenkriegen; denn da war schon ein Maffei bayerischer General. 30'000 To-

te und Gefangene und 15 Millionen Gulden kostete der Feldzug in den Osten, die gesamte bayerische Bauernschaft brachte nur 600'000 Gulden Steuern im Jahr auf. Gleich danach war noch ein Krieg, in den sich der bayerische Kurfürst eingemischt hatte: der spanische Erbfolgekrieg. Der hatte den Münchnern eine österreichische Besatzung gebracht, den Bauern auf dem Land aber ungeheure Ausplünderung, dass sie sich zusammentaten und 1705 nach Sendling vor München zogen, dort aber der gut abgerichteten Soldateska zum Opfer fielen. So war es Heinz Zwing vom Lehrer nicht gesagt worden, als er Näheres über das Schlachtenbild an der Sendlinger Kirche wissen wollte. Vielmehr war da die Rede gewesen von einem heldenhaften, vaterländischen Aufstand für den vertriebenen Fürsten. Von der Revolution im März 1848, bei der die Schmiede von Maffei, die Spinner und Weber aus der Au, die Bauarbeiter aus Giesing und Haidhausen mit Barrikaden aus Bräuwagen den königlichen Reitern widerstanden und damit dem König Ludwig die Erfüllung ihrer Forderungen abgetrotzt hatten: Pressefreiheit, Wahlreform, Geschworenengerichte und öffentliche Rechtsprechung, Verantwortung der Minister vor dem Parlament – davon war ihm überhaupt nichts gesagt worden. Lange waren diese errungenen Rechte ohnehin nicht erhalten geblieben. Was soll's, er wusste nicht einmal Genaueres über seinen Urgrossvater. Nur in den Archiven lag so manches über ihn und die anderen der Kühnfamilie. Einwohner-Meldekarteikarten, Einbürgerungsurkunden, Leumundszeugnisse, Strafregisterauszüge, Verhelichungszeugnisse ... – Schade, dass jede Generation dieser Arbeiterfamilien ihre eigenen, schmerzlichen Erfahrungen machen musste. Muss? weil so wenig weiter gegeben wird, weil die Väter und Mütter abends zu müde sind, um mit den Kindern über das zu sprechen, was die Lehrer in der Schule nicht wissen können.

Über das **Herkommen**

Die ratternde Fahrt dehnte seine Erwartungen aus, färbte sie bunt und glänzend. Seit einer guten Viertelstunde sass August Kühn im Zug, das Freibillett 4. Klasse in der Hand. Und am Abend würde er in der Haupt- und Residenzstadt ein treff en. Treuchtlingen und schon gar Niedertroschelbach würde ihn so bald nicht wiedersehen.

Niedertroschelbach, das war das Dorf mit den vier Grossbauern und den zwei Dutzend Häuselleuten, der schmucklosen protestantischen Kirche und der langsam verfallenden Zinnscheune. Die alten Leute erinnerten sich noch, dorthin ihre Abgaben für den Grundherrn gebracht zu haben. August Kühn war bei Häuselleuten aufgezogen worden, zusammen mit zehn anderen Kindern, die zum Hausherrn ‚Troschelvater‘ sagten. Weil dessen kleines Feld mit Kartoffeln im einen, Hafer im anderen Jahr, nicht Frau und Kinder ernährte, zog er herum und fertigte Holzschuhe. Manchmal waren es auch Stiefel aus Leder für die reichen Bauernsöhne, die der Troschelvater in Auftrag bekam, wenn er wo auf Stör war. Freilich, seit einigen Jahren kamen die Händler mit fertigen Holzschuhen und auch schon mit Lederschuhern herum. Aber weil der Troschelvater, begleitet von einigen Kindern, mit seinen Erzählungen über die Begebnisse der näheren Umgebung eine kurzweilige Abwechslung in das eintönige Leben des Bauernhofes brachte, fand seine Arbeit noch ausreichend Zuspruch. Am anderen Tag, ganz früh, ging es dann mit dem Schubkarren voll Werkzeug und grob vorgeschnitzten Holzrohlingen, die Morgensuppe der Bäuerin im Magen, weiter zum nächsten Hof. Dieses Gewerbe, so hatte sich August Kühn vorgestellt, würde er auch ausüben, wenn er einmal gross sei. Aber als er aus der Schule entlassen wurde, musste ihm der Troschelvater sagen, dass er nur ein Kostkind war, als ganz kleiner Säugling von seiner Mutter bei ihm untergebracht und vom regelmässig irgendwoher kommenden Kostgeld grossgezogen. So sei es wohl das Beste für ihn, als Knecht bei einem Grossbauern einzustehen. – Er hoffte nur schwach darauf, aber vielleicht würden seine eigentlichen Eltern kommen, um ihn in eine richtige Lehre zu bringen.

Von den grossen Hofbesitzern im Dorf wollte ihn keiner haben. Obwohl er sonntags immer in die Kirche ging und auch schon das erste Abendmahl genommen hatte, wurde gemunkelt, er sei ein Sündenkind, ein Judenbalg gar, so einen ins Haus zu nehmen, bringe Unglück für Vieh und Ernte. Dann war an der Tafel vor der Zinnscheune, wo immer die obrigkeitlichen Anschläge hingen, ein Aufruf angebracht.

In Treuchtlingen bauten sie eine Bahn, eine Eisenbahn nach Nürnberg. Leute wurden dafür gebraucht, zum Schienen- und Schwellenlegen. Die Troschelmutter hatte zwar gemeint, es sei eine rechte Tagelöhnerarbeit, nichts Anständiges, schon gar nicht für so etwas Neumodisches wie die Eisenbahn, die rauche und Krach mache, dass die Kühe keine Milch mehr gäben. Aber weil niemand im Dorf einen besseren Rat wusste, durfte er ziehen, zu Fuss. Im Hosensack hatte er die paar Kreuzer, die ihm der Troschelvater noch zugesteckt hatte, be-

vor sie sich an der Wegkreuzung trennten, von wo es in die Stadt hineinging. «Wennst nicht zurechtkommst, da drinnen, wirst schon wieder zu uns finden», hatte man ihm noch gesagt.

Aber er war zurechtgekommen. Klein, winzig kam er sich vor, als er dann vor dem königlich-bayerischen Staatsbahnoberoffizianten gestanden und der ihn angeschnauzt hatte, was er denn könne. Er hatte kaum die Sprache verstanden, die da unter dem mächtigen Schnurrbart hervor auf ihn anschlug. Aber er war ihm nichts schuldig geblieben, hatte tapfer Bescheid über das Woher gegeben. Und es war ihm eine Arbeit angewiesen worden, Bäume für die Schwellen entrinden und entasten, weil er doch noch nicht ganz ausgewachsen war. In einer Baracke hatte er auch einen Strohsack bekommen. Todmüde war er, wie die fünfzig oder sechzig anderen Streckenbauer, abends darauf gefallen; nur die Sonntage waren frei. Den ersten Sonntag wollte er für den Kirchgang in die Stadt benutzen, doch die anderen hatten ihn zurückgehalten und gesagt, das sei nicht ratsam. Weil bei vielen die Bahnbauer unerwünscht seien. Die Eisenbahn, erst einmal in Betrieb, würde die Fuhrleute brotlos machen, Waren aus den Fabriken in den grossen Städten bringen und damit die Handwerker ruinieren. Grobe Raufereien mit den Burschen von der Stadt habe es deswegen schon gegeben.

So blieben die Streckenarbeiter auch am Sonntag lieber im Baulager am Stadtrand, vertrieben sich die Zeit mit Kartenspielen um die wenigen Kreuzer Lohn, stritten sich, sangen und faulenzten, bis der freie Tag um war. Mehr als ein Jahr war so dahingegangen, mit einer Winterpause, die er als Stallknecht bei einem Wirt überstanden hatte. Etliche BauLOSE waren schon fertig, und die Linie konnte schon einspurig befahren werden.

Eines Tages, mitten unter der Woche und ganz ausser der Reihe, war der Editor an die Strecke gekommen, hatte den Oberoffizianten hergewinkt und ganz aufgeregt auf ihn eingeredet. Gleich darauf waren die Arbeiter zusammengerufen worden. Ein Krieg gegen die Preussen wurde verkündet, und dafür würde man Leute von der Eisenbahn brauchen.

August Kühn war mit einigen anderen vorgetreten, war hinter dem Einspanner des Editors hergetrottet und hatte den Strassenstaub bis hinein nach Treuchlingen gefressen. Man hatte ihm eine alte Trainuniform verpasst. Aber eine mit Messingknöpfen, wie sie der Herr Oberoffiziant an seiner Staatsbahneruniform trug. Soldaten waren danach gekommen, aus Augsburg, aus Ingolstadt, alle auf dem Marsch nach Norden, an die Grenze zu den Preussen. Und er, der frischgebackene Trainsoldat, hatte Wagen abgeladen, Waggonen be-

laden. Munition, Kugeln, Geschütze, Brot, Hafer für die Pferde. Zwischendurch beim Exerzieren wieder Staub geschluckt, um «doch noch ein richtiger Soldat zu werden», wie es die Sorge ihres Feldwebels war.

Auch das 1. Bayerische Feldartillerie-Regiment aus der Garnison in München war einmal durchgekommen, und er hatte sich vorgestellt, es sei das Höchste, was man in seiner Lage erreichen könne, bei diesem stolzen Regiment eingestellt zu werden. – Train, ja, das war auch sowas wie Militär. Aber diesen Nachschubtruppen wurde nur der unterste Rang in der glänzenden Heereshierarchie zugebilligt; das hatte er gleich beim ersten Ausgang in die Stadt merken müssen, als ihn die Mädchen keines Blickes gewürdigt hatten, den Infanteristen und was sonst noch an buntem Tuch vorbeikam aber Blumen in die Gewehrläufe steckten.

Ein paar Tage danach waren viele Soldaten zurückgekommen; bleich, stau- big und mit blutdurchtränkten Verbänden hatten sie auf Wagen und Karren ge- legen; zum Erbarmen wars gewesen. Die letzten davon hatten bei Kissingen gekämpft und meinten, dass der Krieg schon wieder vorbei sei und die Preus- sen, die sakrischen, die hätten ihn gewonnen. – Er aber hatte gelernt, dass man bei so einem Krieg nichts gewinnen kann, wenn man der August Kühn und illegitimes Häuslerkostkind war. Ausser vielleicht ein Loch im Kopf oder eine Kugel in den zerschundenen Gliedern. Froh war er gewesen, als er ein paar Wochen danach den blauen Trainrock mit dem Messing vor der Brust wieder ausziehen durfte.

Obgleich er diesmal nicht vorgetreten war, wie im vorigen Jahr, und lieber beim Bau der Nebenstrecken geschwitzt und geschuftet hätte, war er vom Ober- offizianten angeraunzt worden, «Du kennst dich ja schon aus.» Abgegangen war es nach Frankreich. Diesmal zusammen mit den Preussen, die im 66er Jahr noch die «rohen Gewalthammel» waren, die das Bayernland nicht in Ruhe lies- sen. Auskennen sollte sich da einer! Viel zum Nachdenken war er ohnehin nicht gekommen, so schnell hatte alles passieren müssen – und in die Länge hatte sich diesmal der Feldzug auch gedehnt. In der Sommerhitze mussten immer mehr Züge voll Granaten, Kartätschengeschossen, Kanonenkugeln zu den Ka- meraden nach vorne transportiert werden, damit sie den Franzosen zudecken konnten. Dann war wieder ein Stück Bahnlinie zerstört, die Gleise von den Schwellen gerissen; Arbeit für den Eisenbahntrain, man kam gar nicht mehr zum Denken.

Anfang September 70 hatten sie dann alle geglaubt, dieser Mordskrieg ginge zu Ende, weil der Franzosenkaiser Napoleon sich dem Preussenkönig gefangen gegeben hatte. Getäuscht hatten sie sich! Das Hin- und Hertransportieren im fremden Land ging weiter.

«Jetzt haben diese vermaledeiten Franzosen eine Republik gemacht», hatte der Feldwebel erläutert und «das ist typisch für so ein Rebellenvolk. Keinen Landesfürsten mehr, aber doch frech weiter Krieg führen. Keinen Pardon darf es da geben».

Eine Republik? Soviel wie ein böhmisches Dorf war es für ihn gewesen. Ein Volk brauche doch einen König, einen Grossherzog oder zumindest einen Fürsten, hatte er gemeint. Ein älterer Kamerad aus Nürnberg hatte ihm das erklärt und dass auch im Deutschen Reich beinahe sowas wie eine Republik gemacht worden sei – oder sowas Ähnliches. Aber bis jetzt hatte er immer noch eine andere Vorstellung von einer richtigen Ordnung. So musste es sein, wie es der Pastor in Niedertroschelbach erklärt hatte: Erst kam, nach Gott und von der Gnade desselben, der oberste Landesherr, dem nachgeordnet dann die übrige Obrigkeit, die alles in der geordneten Bahn hielt. So sei es schon immer gewesen, und so müsse es bleiben.

Als es im Herbst dann Mäntel für jeden Mann gegeben hatte, war ihnen klar geworden, dass den Winter hindurch weiter geschlachtet werden würde. Nach Weihnachten hatten sie riesige Kanonen, zweimannshohe Ungetüme vor die Stadt Paris gebracht. Aber es dauerte bis in den Januar hinein, bis sich die Franzosenhauptstadt ergab. Und noch immer stolz, räumten die unterlegenen Pariser nur einen kleinen Stadtbezirk für die Besatzung und die Siegesparade ein.

Ihn hatte es kurz davor erwischt. Ein Transportzug mit Schwellen für die Befestigungen der Belagerungsartillerie war von den Pariser Verteidigern getroffen worden. Ihm war eine Schwelle auf den Arm gesaust, hatte ihm den Knochen eine Handbreit über dem Ellenbogen gebrochen. «Für dich ist der Krieg aus», hatten die Kameraden gemeint und ihn beim nächsten Feldlazarett abgeliefert, das in einem Gutshof eingerichtet war. Auch er hatte es für einen besonderen Glücksumstand gehalten, war er doch noch nie zuvor in einem so feinen Haus gewesen, mit grossen Sälen, mit Bildern und Spiegeln an den Wänden. Man hatte ihm seinen gebrochenen Arm geschient und verbunden. Und weil er nicht so schwer verletzt war wie viele andere, die stöhnend, armselig, mit zerschossenen Gliedern überall auf den am Boden ausgelegten Strohsäcken herumlagen, wurde er zu den Essenverteilem gesteckt. Schon am zweiten Tag gab es etwas Besonderes: August Kühn bekam die erste Semmel seines Lebens, rund, knusprig, innen locker und weiss, beinahe wie ein Kuchen. Dazu noch ein Essgeschirr voll herbduftendem Kaffee aus der Franzosenbeute: Die Verwundeten durften die Wahl des preussischen Königs zum deutschen Kaiser feiern. Einige waren wie toll, fuchtelten mit ihren verbundenen Armen und riefen begeistert «Hoch».

Aber es gab auch andere. «Uns eine Stulle in die kaputten Finger, ihm eine Kaiserkrone auf's Haupt, nach dem Hohenzollemwahlspruch «jedem das Seine'«, grollte einer in seiner Ecke, vom Sanitäter mit warnendem Blick zum Schweigen gebracht.

Von diesem Mann erfuhr August Kühn, dass der Schreier ein Fabrikprolet aus Berlin war, einer, der mit den Sozis ging. Was ein ‚Sozi‘ sei, wollte er ihm aber auch nicht näher erklären. «Lumpen sind das, hast ja gehört, Bayer, haben nicht mal Ehrfurcht vor dem Kaiser.» Über sich selber erzählte der Sanitäter, er sei der Sohn eines Gutsverwalters, habe sich freiwillig zum Krieg gemeldet und wolle danach Medizin studieren. – Bisweilen hatte ihn dieser Sanitäter sehr von oben herab behandelt. Das musste ihn gereut haben, denn er war dann wieder sehr zugänglich und verwandte seine Zeit darauf, dem Bauernbuben aus Bayern mit Wissenswertem über seine brandenburgische Heimat vollzustopfen. August Kühn wusste von ihm noch, dass es überall im Reich Parteien gab. Dass gewählt wurde in die Landtage. Und dass die Gutsherrn zu den Wahlen ihre Landarbeiter mit den Stimmzetteln der Junkerpartei schickten.

Auch die Franzosen hatten eine Woche danach wählen dürfen. Ein paar Wochen darauf erzählte ihm der Sanitäter, dass ihre neue Regierung mit dem Preussenkanzler Bismarck den Friedensvertrag geschlossen habe und Elsass-Lothringen an das Deutsche Reich abtreten müsse. Ausserdem würde sie noch fünf Milliarden Goldfrancs als Kontribution zahlen.

«Wieviel trifft da auf jeden von uns Soldaten?» hatte er ganz naiv gefragt.

«Fängst du auch schon an, aufrührerisch daherzureden!» war die Entgegnung des Gutsverwalterssohns, und von da an war es aus mit der Vertraulichkeit zwischen ihnen.

Dafür geriet er mit dem verwundeten Grenadier und Fabrikarbeiter aus Berlin mehr ins Gespräch. Das war schon die Zeit, da die Franzosen mit den Franzosen Krieg führten. Von dem Berliner erfuhr er, wie es dazu gekommen war.

«Weeste, die Regierung, das sind de Junker, die Bankiers, Fabrikanten. Und in Paris kämpfen die Arweeter, die' et och jegen uns verteidigt ha'm. Weil die nich die Waffen herjegeben ha'm, hat die Regierung et versucht, die ihnen wegzunehmen. Die Pariser haben den Braten gerochen und haben ihre Kanonen behalten. Und die Fabriken, wo die Fabrikanten davongelaufen sind, im Krieg, die ha'm se wieder in Gang gebracht, ohne Fabrikanten. – Jetzt hat die Regierung den Belagerungszustand über die Stadt verhängt, und unsere Preussen helfen ihr dabei. Da siehste mal, wer zu wem gehört.»

«Woher willst denn das alles wissen?» hatte er zweifelnd gefragt und war auf den nächsten Tag verträstet worden, da wollte er es ihm von einem sagen lassen, der es noch besser wusste.

Am nächsten Tag aber hatten den Berliner zwei Wachen unter Gewehr abgeholt. Ob der geglaubt hatte, er hätte ihn verraten? – Einen «Franktireur», einen geflüchteten Kommunesoldaten aus Paris hatte er versteckt gehalten, in einem Gartenhaus beim Gut, und mit der Hälfte seiner Essensration verpflegt. Den Kommunarden hatte man auch ergriffen und an seine Landsleute von den Regierungstruppen ausgeliefert. Die Wachposten, die ihn hingebracht hatten, wollten gesehen haben, wie er von ihnen gleich mit Gewehrkolben erschlagen worden war. «Siehst nun, was die Franzosen für ein Volk sind?» erklärte der Sanitäter.

Bald darauf war er froh heimgefahren, mit halbwegs geheiltem Arm. In Treuchtlingen war ihm bedeutet worden, dass der König nun keine Eisenbahnsoldaten mehr brauche. Und beim Troschelvater war alles so geblieben, wie er es noch von vor sechs Jahren kannte. Nur ein kleiner Bub war neu da, sein Bruder Jakob, hatte man ihm gesagt. Seine Mutter hätte ihn dagelassen, wie ihn selber vor zweiundzwanzig Jahren. Dem hatte er nach einer Woche, als er sich wieder auf den Weg machte, einen Taler in die Hand gedrückt und dazu gesagt: «Wenn'st mich einmal brauchst, wenn'st grösser geworden bist, dann musst mich halt suchen.»

Der Staatsbahnoberoffiziant hatte ihn gross angesehen, als er um Arbeit nachgefragt hatte. Aber der Bahnbau war inzwischen abgeschlossen. Einen guten Arbeiter hatte er ihn genannt und dann noch das Freibillett für die Fahrt in die Haupt- und Residenzstadt besorgt.

«Du, gleich sind wir da!» Der Kondukteur war es, der ihn wachrüttelte. Das Schauen auf die vorübergleitende Landschaft hatte ihn müde gemacht, eingeschlafen war er über den Erinnerungen an seine Kinder- und Jugendjahre. Jetzt war er ein Mann, sein Glück würde er suchen in der grossen Stadt.

Gleich darauf stand er auf dem weiten Platz vor dem Bahnhof, beeindruckt von der breit hingestreckten Fassade mit den vielen Türmchen und Zinnen, sah hinauf und hinunter und meinte, dieser gelbe Bau sei einem Schloss nicht unähnlich. Und die feinen Leute, die es eilig hatten, hasteten zu den auf dem Vorplatz wartenden Mietkutschen! Die Residenz musste er sich anschauen, wo der König wohnte, der Landesvater, wenn er schon keinen leiblichen Vater aufzuweisen hatte.

Beim alten Stadttor getraute er sich, einen, der nach Handwerksbursche aussah, nach dem Weg zu fragen. Nach Irrwegen durch belebte Strassen, deren

Häuser höher als der Kirchturm von Niedertroschelbach waren, stand er vor der Residenz vor den Wache haltenden Hartschieren, den königlichen Leibgardisten. Aber die machten ihn nicht satt – seit er in Treuchtlingen in den Zug gestiegen war, hatte er nichts mehr zwischen die Zähne bekommen. Er trabte auf dem ungewohnten Pflaster die Gehsteige entlang in eine andere, weniger vornehme Gegend, die ihm für sein Äusseres angemessener erschien. Eine enge Strasse war da, die wieder auf ein anderes Tor zuführte und in der viele Schneider zu wohnen schienen. Hingen doch vor bald jedem Haus fertige Anzüge an Stangen.

In der fränkischen Bezirksstadt gab es sowas nicht, da wurden die Anzüge nur im Auftrag für die einzelnen Kunden geschneidert, und die Bauern liessen sich ihre Kittel und Hosen vom Störschneider nähen, wenn sie es nicht selber verstanden, mit Nadel und Faden umzugehen.

«Wünschen der Herr einen Konfektionsanzug?» Ein halbwüchsiger Junge versuchte, ihn zu einer Ladentür zu lenken. «Gleich zum Mitnehmen, mein Prinzipal führt alle Grössen!»

«Herr» war er noch nie angedredet worden. Unwillkürlich blieb er stehen, fühlte nach seiner Barschaft in der Hosentasche. Viel war es nicht, was er sich die Jahre über erspart hatte, aber eine Jacke konnte nicht schaden, wenn er morgen beim Bahneditor um eine Anstellung nachfragen wollte.

«Billig, sag' ich Ihnen, der Herr werden zufrieden sein!» drängte der Junge weiter. Da kam noch einer vom Laden nebenan gelaufen.

«Billig? Was die billig nennen! Bei uns gibt es zum selben Preis noch ein Paar Schuhe dazu.»

Das klang verlockend! Nur einmal ansehen, man musste ja nicht gleich kaufen. – Als er wieder auf der Strasse stand, neu eingekleidet, sogar mit einem Hut auf dem Kopf, da war er die eine Hälfte seiner Ersparnisse los. Die eingewickelte alte Trainmontur unter dem Arm, schlenderte er unternehmungslustig weiter, sah sich nach einem Wirtshaus um, wo er essen und übernachten konnte. Draussen vor dem Tor in einem Wirtsgarten fand er einen Platz. Zufrieden mit dem ersten Tag in München liess er sich in ein richtiges Bett ohne Strohsack fallen.

Mit sich selbst zufrieden war auch Karl Glasl. Nicht älter als August Kühn, hatte er es schon zu einem Posten hinter dem Stehpult in der Güterhalle der königlich-bayrischen Staatsbahn an der Arnulfstrasse gebracht. Nur der Ausblick aus dem Fenster zum Exerzierplatz auf dem Marsfeld erinnerte ihn immer wieder daran, dass ihm doch etwas versagt geblieben war. Sein kleiner Wuchs hatte ihn vom kriegerischen Glanz voll Autorität und Strenge ausgeschlossen.

Vielleicht auch deshalb, weil er nur zu einer eingesessenen, nicht zu den alleingesessenen Familien der Stadt gehörte und keiner von den Maffeis und von Tattenbachs war, aber auch nicht zu den neuen Bier- und Fabrikadeligen Pschorr oder Sedlmayer gehörte. Sein älterer Bruder führte die Druckerei, die sein Grossvater begründet hatte. – Als Expeditor der Staatsbahn mit so einem Bruder, der gut stand mit den Herrn von der bayerisch-katholischen Partei, da konnte er es auch noch zu grösserem Ansehen bringen, trotz des nicht zu Ende gebrachten Domgymnasiums in Freising. Wegen Latein und auch sonst.

Breit und stiernackig blieb er unbewegt hinter seinem Pult stehen, das seinen Ansatz zur Rundlichkeit gut verdeckte, startete auf ein Papier und setzte dann seine Brille ab, um sie gründlich zu putzen. Der Bursche im Konfektionsanzug, den der grauhaarige Offiziant hereingeführt hatte, konnte warten. Ein Bewerber um Arbeit, vom Herrn Rat geschickt! Warum sollte man es dem so leicht machen? Eigentlich war es nicht seine Zuständigkeit, jemanden anzunehmen, aber der Oberexpeditor war im Güterhallengelände unterwegs. Protestant war er noch dazu, da konnte es sich ein Glasl schon einmal leisten, auszuprobieren, wie es schmeckt, Macht über andere zu haben. Irgendwann würde er schon auf diese Stelle rutschen.

Schliesslich nahm er gnädig die Papiere entgegen und überflog sie mit einem Blick.

«Schon bei der Staatsbahn gearbeitet?»

«Jawohl!»

«Im Krieg war er auch?» – Den hatte man genommen, den Bauernlackl, er war nicht gut genug gewesen. Dafür stand er nun vor dem Pult, er, der Karl Glasl. Den würde er es spüren lassen.

«Hat Er schon ein Arbeitsbuch?» – «Nein, keines gebraucht in Treuchtlingen? Provinzschlamperei!» Dann notierte er doch gewissenhaft alle Personalien des Bewerbers und wies ihn zur Polizei, damit alles seine Ordnung bekomme.

«Wo hat er denn logiert, die heutige Nacht?» erkundigte er sich noch ganz überflüssig zum Abschluss. – «Im Grabler-Garten? So, so, der Herr quartiert sich im nächstbesten Gasthof ein. Muss ja gut gestellt sein! Mit dem Taglohn als Güterhallenarbeiter wird ihm das bestimmt zu teuer, glaub ich. Besorg er sich auch noch ein anständiges Quartier, dann kann er morgen um sechs Uhr pünktlich den Dienst antreten. Pünktlich, sage ich, verstanden?»

Geschafft! rieb sich August Kühn die Hände, als er wieder draussen stand. – Ein Bewohner mehr in einer Stadt, die gerade 169'693 Einwohner zählte und sich auf 3'558 Hektar Grund zusammendrängte, der nur ganz wenigen gehörte.

Über das Hineinfinden

Die Quartiersuche liess August Kühn der Mittagssonne nachlaufen, links von der Bahnlinie aus der inneren Stadt hinaus und auf eine Anhöhe hinauf, wo es wieder recht ländlich aussah. Äussere Ludwigsvorstadt hiess diese Gegend, in der in den nächsten hundert Jahren viele Kühns ihr Zuhause finden sollten. Diesem ersten Kühn drängten sich freilich andere Gedanken auf, als er auf der Höhe droben stand. Bewundernd schaute er auf die riesige Bronzefigur, die Bavaria, die da vor der Ruhmeshalle Schwanthalers stand. Aber wichtiger für ihn war, eine Kammer zu erfragen, wo er bleiben konnte – am Nachmittag musste er diese feste Unterkunft dem Magistratssekretär nennen können, damit der ihm ein Arbeitsbuch ausschrieb.

Er lief vorbei an den kleinen Häuschen an der Allee, der alten Poststrasse, die hinüber nach Landsberg am Lech führt, auf der immer noch Frachtwagen und Postkutschen in mühevoller Konkurrenz mit der nebenan verlaufenden Eisenbahn dahinzogen. Er hoffte, jemand zu finden, den er nach einem Mietlogis fragen konnte. Der milde Bierdunst einer nahen Brauerei begleitete ihn. Ein weitläufiger Wirtsgarten mit mächtigen schattenspendenden Kastanien lag verlassen da. «Buttlerkeller, Inhaberin Wagner sei. Ww.» war über dem Eingang zu lesen. Ein Stück weiter bei einem kleineren Gasthaus «Zur Stadt Landsberg», und über den eisernen Gartenzaun hinweg blickte er in die teils russgeschwärtzten, teils gelblichblassen Gesichter einer Tischrunde, die dort bei Bier, mitgebrachten Broten und geräuchertem Speck Mittagspause machten. Er suchte Gesellschaft, setzte sich dazu, wurde neugierig von den anderen betrachtet. Schneller, als er gedacht hatte, war ein Gespräch im Gange.

«Eine Unterkunft such'st und bei der Bahn willst anfangen? – Da gleich nebenan, da ist ein Bahnwärterhaus, wo vor zwei Jahren schon die Schienen nach Holzkirchen gelegen sind. Auf dem Dachboden schläft schon einer, den ich kenn. Der Bahnwärter nimmt bestimmt noch einen zweiten Kostgänger auf», war ihm einer der Mittagsgäste, der nicht so mitgenommen aussah wie die anderen, mit Auskunft behilflich.

«Bei der Bahn kannst du anfangen?» wunderte sich neidvoll ein Gelbgesichtiger und zog die Lippen zu einem breiten Grinsen auseinander. August Kühn, erschrocken über den zahnlosen Mund, starrte ihn an. Der andere merkte es und deutete auf einen Steinschuppen nebenan. «Da, von dieser Giftküche kommt das. Schon ein paar Jahre muss ich da arbeiten. Säure abfüllen. Schau dich um,

der Dampf davon frisst alles auf.» In der angegebenen Richtung war das Gras welk, die Alleebäume beinahe ohne Laub, und sogar der Wirtsgartenzaun an der Ecke war brüchig und von giftgrünem Rost angefressen.

«Da kann einer ja dran sterben», meinte er bedenklich.

«Ein Arbeiter kann viel aushalten. Ausserdem wachsen immer wieder welche nach, sowas kümmert einen Fabrikanten kaum», gab sich der Zahnlose scheinbar gelassen, ja, er schien sogar noch belustigt über den Neuen in der Runde.

Der ihm das mit dem Dachboden verraten hatte, –die anderen redeten ihn respektvoll mit Familiennamen «Köhler» an –, wusste noch mehr: «Mein Prinzipal, der Teerpappen-Beck ist auch gegen diese Giftküche. Wenn sich nicht bald was ändert, will er eine Petition an den Magistrat richten, mit den anderen Nachbarn in der Umgebung.»

«Weil er Angst hat, dass die Dämpf' seine Ware angreifen, sonst wär's ihm wurscht», ereiferte sich einer von den Säurearbeitern, «aber wenn der Buchner zumachen muss, dann liegen wir auf der Strasse! Wer kümmert sich dann um uns?»

Noch bevor die Mittagspause endete, begleitete Köhler den Neuzuzügler zum Bahnwärterhaus, verhandelte mit der Hausfrau über einen tragbaren Mietpreis und liess ihn dann allein zurück, ohne den Hinweis zu vergessen, er sei abends manchmal in der «Stadt Landsberg» anzutreffen.

Die Frau kletterte die steile Stiege vor ihm hinauf und erörterte ihr Angebot genauer: «Ein Frühstück kann ich nicht geben. Wir haben nur eine Kuh, und ich muss schon vor Tag in die innere Stadt hinein, zum Milchverkaufen.» – Der Raum oben war niedrig, man konnte nur in der Mitte, unter dem Firstbalken, aufrecht stehen. Durch eine Luke an der Stirnwand fiel das Licht spärlich auf einen Strohsack über einem Bettgestell. Daneben war eine schwer beschlagene Kiste mit einer eisernen Schüssel darauf.

«Da schläft schon ein anderer Kostgänger. Wir stellen ein zweites Bett herauf, und wenn es sein muss, teilen wir den Boden mit einem Rupfenvorhang ab, damit jeder seinen Schlafplatz für sich hat. Das Waschwasser bringe ich jeden Tag. Was das Abendessen anbelangt – wir geben jeden Tag eine warme Suppe und Brot dazu. Am Sonntag gibt es fast immer Fleisch und ein Kraut.»

Froh, eine Bleibe gefunden zu haben, sagte August Kühn zu allem ganz einfach «Ja», liess sein Paket mit der Arbeitsmontur gleich da und hetzte in die Stadt hinein, um das Arbeitsbuch zu holen.

Die darauffolgenden Wochen nahmen ihn ganz gefangen im Gleichlauf der sechstägigen Arbeit. Einem Packmeister unterstellt, lud er Kisten, Ballen und

Pakete in die Waggons, die von München hinausgingen aufs Land, um dem Absender zunehmenden Wohlstand zu bringen. Ihm selbst blieb von diesem Wohlstand nicht eben viel, eigentlich gar nichts. Sein Lohn reichte hin, dem Bahnwärter am Samstag das Kostgeld zu geben, sowie für das bescheidene Essen und das Bier, das er sich Mittags gönnte. Dann blieb sogar eine Kleinigkeit zum Zurücklegen. In sein Sacktuch eingewickelt, versteckte er es unter einem Dachbalken in seinem Quartier.

Feierabends, wenn er von den Güterhallen kam und bei schönem Wetter auf der Bank vor dem Haus seine Suppe gelöffelt hatte, stieg er hinauf und fiel müde, aber nicht unzufrieden auf seinen Strohsack. Es reichte gerade für einen Gruss, ein paar belanglose Worte für seinen Schlafstellennachbarn. Dabei hatte er dessen Namen, Franz Jacob, erfahren. Der hatte eine weite Wanderung als Handwerksbursch in ganz Deutschland hinter sich, bevor er in München ansässig geworden war und sein Brot als Druckereiarbeiter verdiente.

Eines Abends, als er noch eine Weile ziellos in der Umgebung herumgestreift war, bevor er, später als sonst, in den stickigen Dachboden hinaufwollte, bemerkte er schon von aussen ein funzeliges, blaues Licht in der sonst immer finsternen Dachluke.

«Verrat es nicht den Wirtsleuten», begrüßte ihn Franz Jacob, als er droben war und deutete auf die Karbidlampe, die er an den Bettpfosten gehängt hatte. «Die mögen kein Licht hier oben, weil sie Angst haben, der Dachstuhl wird angezündet.»

Überrascht stierte August Kühn in die geöffnete Truhe, in der allerhand Gedrucktes gestapelt war, Zeitungen, Broschüren und Kalender. – Er selber hatte auf dem Dorf mühsam das Lesen in einer Bibel gelernt, Schreiben war ihm nur unzulänglich beigebracht worden. «Gemeinnütziger Kalender für Franken auf das Jahr 1852, herausgegeben von Stephan Gärtchenberger, Kitzingen» entzifferte er auf einem schon reichlich abgegriffenen Umschlag.

«In der Nacht noch lesen, dass dir da die Augen nicht zufallen», wunderte er sich über den anderen. «Und wie du dir das leisten kannst, sowas kostet doch einen Haufen Geld?»

«Weisst', unsereins lernt als Kind viel zu wenig, und danach weiss man zu wenig über alle Sachen Bescheid. Damit man mitreden kann, muss man sich halt was dazulesen. Aber kaufen brauchst du dir nicht gleich alles, dafür haben wir Lesehallen, fünfzehn in München.»

«Wer ist wir?»

«Die «Organisation des Arbeitenden Volkes». Dreitausend Mitglieder haben wir hier. Wenn's dich interessiert, red' doch mit dem Köhler. Der leitet eine

solche Lesehalle, der wird dir schon was Richtiges raussuchen.»

August Kühn wusste damit nicht gleich etwas anzufangen, nickte nur und verkroch sich in seine Ecke, streifte polternd seine Schuhe ab und war rasch eingeschlafen. Aber am darauffolgenden Samstag traf er nach der Arbeit bei der Ecke «Zur Stadt Landsberg» seinen Quartierkollegen und den schon etwas älteren Köhler, die ihm zuwinkten.

«Morgen brauchst du nicht zu werkeln, geh mit, wir vertreten uns noch die Füße», wurde er eingeladen. Sie schlenderten am gut besuchten «Butler-Keller» vorbei – August Kühn hatte schon mitbekommen, dass der Keller ein Ausflugslokal war für die besser verdienenden Stände aus dem Stadttinneren. Köhler deutete auf die andere Strassenseite hinüber. «Schau, dort drüben war einmal der Stadtgalgen, an dem man die armen Teufel auf gehängt hat, die sich vor Hunger und Verzweiflung etwas haben zuschulden kommen lassen. Früher haben die noblen Herrschaften dem Schauspiel gemütlich bei einer Mass Bier zuschauen können.»

Nun stand dort drüben ein Gasthaus, die Hinrichtungsstätte war an eine weniger belebte Stelle am Stadtrand verlegt. – Sie bogen von der Hauptstrasse ab und schritten bald auf schmalen Wegen über verwilderte Wiesen zwischen mit Abfällen gefüllten Kiesgruben herum auf das noch ausserhalb der Stadtgrenze gelegene Dorf Sendling zu.

«Warst' auch im Krieg?» brach Köhler erneut das Schweigen.

Und August Kühn begann, unbefangen von seinen Erlebnissen im Frankreichfeldzug zu erzählen, bis er von Franz Jacob ungeduldig unterbrochen wurde. «Du hast also auch vom Franzosengold gehört? Hast auch gemerkt, wie überall gebaut wird? Neue Häuser, Gewerbebetriebe, Fabriken? Das kommt alles von dem Geld. Du warst dabei, hast dein Leben riskiert, aber du musst auf einem Dachboden nächtigen. Von denen, die da bauen lassen, ist kaum einer im Krieg gewesen. ...»

«Arm und reich hat es schon immer gegeben», fiel August Kühn ein häufiger Ausspruch seiner Ziehmutter ein, «der Mensch muss sich in Zufriedenheit üben.»

Der Druckereiarbeiter lachte ärgerlich auf, Köhler hingegen fing gelassen an zu erzählen: «Das hab ich auch immer geglaubt. Bis ich mir einmal einen Vortrag im Chemischen Hörsaal anhören konnte. Ein Professor Huber hat da, 1865 war's, gesprochen. «Darstellung der historischen Entwicklung vom Sklaven zum Industrieproletariat' hat der Vortrag geheissen, ich werd es sobald nicht vergessen. Da ist alles genau erklärt worden, wie wenige Menschen über die vielen Macht bekommen haben, wie die Ausbeutung angefangen hat.»

Da staunte Kühn: «Aber du hast doch nicht studiert, oder?»

«Bist nicht politisch, was?» – Kühn verneinte mit Kopf schütteln.

«Ich schon! Als ganz junger noch bin ich zu den Ultra-Demokraten gegangen. 1850 haben die in München den ‚Bauernhofclub‘ gegründet, die Landtags-abgeordneten Dr. Crämer und Dr. Reubner, der Pfarrer Berkmann, der Dr. Riedl von der Klinik waren dabei und auch viele Arbeiter wie ich. Sogar eine eigene Zeitung hat der Club herausgebracht, ‚*Es muss Tag werden*‘ hat sie geheissen. Und danach, als sie verboten wurde, weil sie dem König zu radikal war, ist sie mit dem neuen Namen ‚*Gradaus*‘ gedruckt worden. – Unter den Arbeitern sollte eine bessere Bildung für ein menschenwürdigeres Leben verbreitet werden.»

Franz Jacob drängte sich zu Wort: «Lassalle sagt, das geht nur durchzusetzen mit einem allgemeinen und gleichen Wahlrecht. Wenn wir das erreicht haben, hat die Knechtung ein End’.»

August Kühn verstand kaum etwas, sein Interesse war jedoch wach geworden. Mit mehr Bildung konnte er vielleicht so dastehen wie der Expeditor Glasl, wenigstens aber Packmeister werden.

«Komm doch morgen in die Lesehalle, schau dich um, ich bin auch dort.» – Er nahm sich fest vor, dieser Einladung Köhlers zu folgen.

In einem ehemaligen Nonnenkloster war die Lesehalle eingerichtet, unterhalb der Anhöhe mit den Bierkellern. Ein Fuhrunternehmer betrieb hier sein Geschäft, seit der Minister Montgelas die Orden säkularisiert hatte, und hatte an die Organisation einen Raum hinter den Ställen vermietet.

Als August Kühn am Sonntagmorgen hinkam, patrouillierte auf der Strasse davor ein baumlanger, schnauzbärtiger Polizist auf und ab. Aber weil er von seiner Person keine Notiz nahm, huschte er, einen weiten Bogen um ihn machend, hinein. Köhler war schon beim Vorlesen eines Zeitungsartikels, um ihn herum auf roh aus Brettern zusammen gehauenen Bänken dicht gedrängt über zwei Dutzend Männer, die ihm gespannt zuhörten und zwischendurch bestätigend nickten. – Streik der Maurer in Berlin für zehnstündigen Arbeitstag bei gleichem Lohn – «Das wär’ auch was für uns, zehn Stunden, da hat man mehr Zeit für sich selber...» begeisterte sich Kühn, nachdem Köhler mit dem Artikel zu Ende gekommen war. Doch der wies ihn gleich zurecht: «Hier darf nicht diskutiert werden, sonst wird die Lesehalle behördlich geschlossen.»

Deshalb also der Polizist auf der Strasse. Er konnte Köhler nicht mehr zuhören, so sehr kam er ins Sinnieren. Was hatte er für ein Leben geführt, seit er vom Troschelvater weg war. Essen, Trinken, Schlafen, von Sonnenauf- bis Untergang schwer arbeiten, gerade einen Tag dazwischen, wo man sich selber ge-

hörte. Dabei ging es auch anders, an den Privatiers hatte er es gemerkt. Die liesen sich schon am hellichten Tag in den Biergärten wohl sein. Und in den vornehmen Strassen zwischen dem Dom und der Residenz promenierte wohlgekleidete Damen und Herrn oder fuhren mit Kutschen irgendwohin aufs Land. Er wollte nicht zu hoch greifen, aber wenn da offenbar viele gar nichts taten, konnte etwas weniger Schufferei ihm selber auch nicht schaden – irgendwie musste das schon auszugleichen sein.

Auf dem Heimweg beachtete er nicht die missbilligenden Blicke der Kirchgänger; Köhler und Jacob stritten über die mögliche Kürzung der täglichen Arbeitszeit, das nahm ihn gefangen, bewegte ihn nun am meisten.

«... da ist das eherne Lohngesetz, sagt Lassalle!» Köhler blieb stehen, kratzte mit dem Fuss einen Strich in den Strassenstaub, teilt ihn dann mit der Stiefelspitze in zwölf gleiche Teile – «Schau, das Stück braucht der Arbeiter für sich selber, das davor ist für den Fabrikanten, wenn er früher zu arbeiten aufhört, bringt ihm der Arbeitsertrag keinen Lohn mehr.»

Franz Jacob lachte ihn aus: «Von 6 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags für den Fabrikanten, danach für uns selber? Dann fangen wir eben später an. Ausserdem, etliche Fabrikanten lassen nur zehn Stunden schaffen und kommen auch nicht zu kurz dabei – muss nicht mehr stimmen, das eherne Lohngesetz!»

Köhler blieb bei seiner Ansicht: «In den letzten Arbeitsstunden steckt der Mehrwert, so hat es Lassalle geschrieben.»

Franz Jacob kannte schon die bayerischen Arbeiter, bei denen es schwer war, ein Wort gegen Ferdinand Lassalle zu sagen, wie eine soziale Heilslehre hatten die seine Schriften angenommen, wie ein Dogma verteidigten sie alles. «Du solltest nicht stehenbleiben bei dem, was wir einmal für richtig gehalten haben. Inzwischen sind fast alle Lassalleaner mit den Eisenachern in einer gemeinsamen Organisation!»

August Kühn wusste nicht, auf wessen Seite er sich schlagen sollte, dazu fehlten ihm die Grundlagen. Köhler traute er wegen seiner Stelle als Maschinenmeister bei der Beckschen Teerpappenfabrik und wegen seiner altersbedingten reicheren Erfahrung mehr Urteilsvermögen zu, jedoch war ihm die Meinung seines Schlafstellennachbars sympathischer. Wenn es nach der ging, gab es doch einmal eine Kürzung der Arbeitszeit. – Wenn sich die schon nicht einig waren!

Das hielt ihn nicht davon ab, nun ständig am Sonntagvormittag zur Lesehalle zu gehen. Auch mit Franz Jacob freundete er sich näher an. So war es auch beinahe selbstverständlich, dass er dessen Vorschlag zwei Monate später erfreut

annahm. Es ging bereits in den Herbst hinein, und die Nächte auf dem Dachboden, direkt unter den Dachsparren wurden schon ungemütlich kalt. Eines Abends kam der Schlafgenosse mit der Nachricht an: «Du, ich hab eine andere Schlafkammer gefunden, gleich in der Nähe. Überleg's dir, ob du nicht auch mitziehen willst, da ist noch ein Anbau, in dem du unterkommen könntest.»

Ungern nur sahen die Bahnwärterehelente ihre Kostgänger zur Dannerin übersiedeln. Kriegerwitwe war die, Milchhändlerin, hatte Erlaubnis vom Magistrat, die Wegränder mit ihren zwei Kühen abzuweiden – wegen dem verlorenen Mann im dänischen Krieg. Die Aufnahme bei der Witwe war freundlich. Ausserdem gab es bei ihr auch die Morgensuppe, was den Mehrpreis für die Unterkunft leicht aufwog. Das an den Franz Jacob vermietete Gemach zu ebener Erde hatte eine Verbindungstür sowohl zum Hausgang innen als auch zum seitlich darangesetzten Anbau, in dem August Kühn beherbergt wurde. In der Kammer stand auch ein kleiner, eiserner Ofen, der im Winter ausreichte, beide Räume zu erwärmen, wenn man die Tür offen hielt. Brennholz wollte die Dannerin zur Verfügung stellen, wenn sich die beiden Mannsbilder am Kleinhacken und Aufschichten an der Stallwand beteiligen würden. Mit ihrer Tochter holte sie Klaubholz, oft auf dem Rücken einer Kuh, aus dem Auwald hinter der Bavaria, wozu sie noch eine «Holzleseerlaubnis» hatte. Auch in anderer Hinsicht brachte das Quartier bei der Dannerin Vorteile. In beiden Kammern hingen blecherne Karbidlampen von der Decke, mit einem glänzend polierten Schirm, so dass man nach dem Tagwerk Licht hatte, etwas anfangen konnte mit der eigenen Zeit, wenn es draussen zu ungemütlich wurde und man nicht das Geld hatte für den Besuch im «Zur Stadt Landsberg». Jetzt fühlte sich August Kühn erst richtig in München daheim.

Oben das Gesetz

August Kühn war lange genug in der Stadt, um zu wissen, dass hier die Obrigkeit näher war als auf dem Dorf. Nicht König Ludwig II., der im Volk sogar eine gewisse Verehrung genoss. Gegen den Krieg sei er gewesen, sagte man ihm nach; lieber hätte er das Geld, das er gekostet hatte, für die zahlreichen Schlösser im Land verwendet. In den Schlössern im Stil vergangener Jahrhunderte lebte dieser König auch die meiste Zeit; die Regierung überliess er dem Regentschaftsrat.

Auch der Regenschaftsrat war für August Kühn unerreichbar weit oben; der war für Leute wie den Lokomotivenfabrikanten Maffei, nicht für das niedere Volk. Aber der Adelige von dem kleinen Gut aus Franken, der Freiherr von Feilitzsch war vom Regenschaftsrat zunächst als Polizeidirektor in München eingesetzt. Mit ihm kam die Obrigkeit dem kleinen Mann bedrohlich näher, besonders, als schon kurz nach seiner Rangerhöhung dieser Freiherr von Feilitzsch spüren liess, woher nun der Wind wehte. Schon im August 1874 sollte das bayerische Vereinsgesetz auf die sozialdemokratischen Vereine angewandt werden; zu deutsch, man durfte nicht mehr Mitglied bei einer Gewerkschaft und beim Arbeiter-Pressverein sein.

Ein Gesetz, ein Verbot bliebe Papier, wenn es nicht das Instrument gäbe, seine Einhaltung zu erzwingen und Übertretungen machtvoll zu verfolgen. München bekam dieses Instrument mit dem Polizeireferat VI. In diesem Referat war Michael Gereth endlich zu seiner Lebensaufgabe gekommen, hier konnte er zeigen, wie wertvoll er seinem Staat war. Zuvor hatte ihm das einige Mühe bereitet, das Gymnasium hatte er nicht zu Ende gebracht, beim Militär war er nur zum Rang eines Unteroffiziers aufgestiegen, trotz seiner guten Figur. Gross, breitschultrig, mit einem gepflegten Schnauzbart im runden Gesicht war es danach sein Ehrgeiz gewesen, einen respektablen Gendarmen abzugeben; aber betrunkenen Gesetzesübertretern den gehörigen Respekt beizubringen, das brachte auch nicht die gewünschten Verdienste ein. Nun endlich hatte der Herr von Feilitzsch erkannt, zu was er fähig war und hatte ihm die Stelle des Kommissärs im Referat VI gegeben.

Weil Gereth sich zu einem Sozialistenspürhund entwickelte, konnte Feilitzsch seinem Freund, dem preussischen Gesandten Werthern, bald eine Liste mit «Agitatoren der sozialdemokratischen Partei» übergeben. Gereth lieferte bereitwillig alles, was man von ihm verlangte, auch Attentatspläne auf den König, allerdings solche, die er noch näher auskundschaften wollte, die aber ausreichten, um den ohnehin menschenscheuen Ludwig II. von seiner Residenzstadt fernzuhalten.

Werthern konnte befriedigt nach Berlin berichten: «Freiherr von Feilitzsch ist mit den bisherigen Erfolgen seiner Bemühungen sehr zufrieden, findet mehr Anerkennung und Unterstützung im Bürgerstande als er erwartet hatte, hofft, dass es ihm gelingen werde, die Sozialdemokratische Partei in München selbst unschädlich zu machen und Katastrophen wie in Nürnberg und namentlich in Fürth, wo die städtischen Behörden im bedenklichen Moment nicht feststanden, zu vermeiden und belobt sich sehr der Unterstützung des Regierungspräsidenten von Zwehl und besonders des Herrn von Pfeuffer, Minister des Innern. Da-

gegen beklagt er sich sehr über die Laxheit der Gerichte. Es wäre ihm deshalb erwünscht, von interessanten Erkenntnissen, die über sozialdemokratische Umtriebe von preussischen Gerichten ergehen, Kenntnis zu erhalten, teils seiner eigenen Belehrung wegen, teils, um sie den hiesigen Gerichten vorzuhalten, und wird er jede Unterstützung unsererseits mit grossem Danke anerkennen.»

Das Bezirksgericht bekam zunächst einmal Arbeit mit den 76 Vorstandsmitgliedern der Schuhmacher-, Holzarbeiter-, Töpfer-, Schneider-, Metallarbeiter- und Maler-, Lackierer- und Vergoldergewerkschaft. War es dieser erste «Erfolg», der Feilitzsch auf den freiwerdenden Stuhl des Ministers des Inneren in Bayern rücken liess? Wie gross die Anerkennung und Unterstützung im Bürgerstande für den obersten bayerischen Polizisten war, sollte August Kühn bald zu spüren bekommen!

Angesehen und sesshaft

Karl Glasl hielt es für nicht mehr zu früh, sich nach einer standesgemässen Ehefrau umzusehen. Bisher konnte er seine sexuellen Bedürfnisse im Hause seines Bruders Georg befriedigen. Georgs Frau, Tochter eines Realitätenbesitzers, aus einer «Herrschaft» also, die von Haus- und Grundbesitz leben konnte, verfügte zu ihrer Bedienung über eine Dienstmagd. Aber mit dem Dienstmädchen Karoline, die unlängst ins Haus gekommen war, hatte sich das aufgehört, weil sie sich anliess wie eine Heilige. Nachts verrammelte sie die Tür der Mägdekammer. Als er den Versuch unternahm, in Karolines Bett zu kommen, hatte der Krempel einen solchen Lärm verursacht, dass beinahe das ganze Haus aufgewacht war.

«Mein Dienstmädchen kann dich überhaupt nichts angehen», hatte am anderen Morgen die Schwägerin gemeint und hämisch grinsend, so war es ihm vorgekommen, hinzugefügt: «Heirat', oder such dir halt so eine, eine Leichte!»

Als ob er als Beamter «mit so einer» was hätte anfangen dürfen! Also heiraten! So einfach war das aber auch nicht für ihn, wo er von den «Familien» als Kostgänger seines älteren Bruders wenig Achtung genoss. Den eigenen Hausstand gründen? Vom Beamtengehalt? Das ging ziemlich für Kleidung drauf, man musste ja auf sich halten. Auch für das Ausgehen in den Ratskeller oder ins Bratwurstglöckl, wo man als angesehenen Bürger hingehen konnte, musste

man noch einen Teil rechnen. Leicht reden hatte die Schwägerin mit ihrer Mitgift auf der Bank. Der Bruder liess sie dort liegen für eine besonders günstige geschäftliche Gelegenheit. Der Bruder! Eingehiratet hatte er in eine nicht schlecht gehende Druckerei, die sogar manchmal Aufträge vom Magistrat zugeteilt erhielt.

In letzter Zeit kam sogar manchmal ein hoher Stadtbeamter zum Bruder ins Haus. Diesen Sonntag sollte der Rechtsrat Rupprecht sogar zum Essen kommen, und die Schwägerin war eifrig dabei, besonders akkurate Anweisungen für das Herrichten des Mittagmahls zu geben: Suppe, Kalbsnierenbraten, Knödel, Eierstich, grünen Salat, danach noch einen Kaffee und einen gerührten Kuchen, so schlemmte man nicht alle Tage, auch nicht beim Druckereibesitzer Georg Glasl.

Karl Glasl trödelte den ganzen Vormittag schon im Haus herum und war gespannt, ob sich heute eine Gelegenheit ergeben würde, dem einflussreichen Rechtsrat, der ausserdem, wie man sagte, auch noch in der Politik mittat, etwas von seinen persönlichen Wünschen näherzubringen. Seinem Bruder war es nicht recht, wenn er sich an seinen vornehmen Gast heranmachte, das wusste er wohl, aber was wollte denn der Bruder, hatte er doch das Geschäft geerbt, auf ihn aber war nur ein Wohnrecht gefallen. Etwas Familiensinn durfte er schon haben.

Als der Rechtsrat «Rupprecht kam, drückte sich Karl ganz auffällig auf den Gang hinaus, und so war es unvermeidlich, dass er auch vorgestellt werden musste. Er kam auch mit an den Mittagstisch und blieb nach dem Essen zu Schnaps und Zigarre dabei, als sich die gestandenen Männer über die Politik der bayerisch-katholischen Volkspartei unterhielten. «Gewerbefreiheit fordern die Liberalen jedes Jahr dringender; dabei ist es überall schon zu spüren, dass die Zunftordnung nicht mehr gilt. Es braucht einer nicht mehr Meister zu sein, um eine Werkstatt zu eröffnen, ein Geschäft, wenn er nur das Geld hat, um einen Meister zu zahlen. – Wie unsere Familie in die Stadt gekommen ist, hat noch kein Protestant ein Bürgerrecht kriegen können. Die Liberalen mit ihrer Freiheit machen noch das ganze Handwerk hin, sag ich immer...», klagte der Bruder, und da fand es Karl Glasl an der Zeit, seinen Beitrag zum Gespräch zu leisten. Er nickte zustimmend und setzte dann gewichtig an: «Nicht einmal in den Ämtern ist man sicher vor solchen Liberalen! Uns Altbayern will man ohnehin ganz rausdrängen. Unser Oberexpeditor zum Beispiel, ein Protestant und Liberaler noch dazu, bevorzugt beim Einstellen in den Dienst die Protestanten aus Franken und den ehemaligen Reichsstädten.»

«Wir leben aber doch nicht mehr im Dreissigjährigen Krieg», versuchte, et-

was unangenehm berührt, der Rechtsrat abzuschwächen, aber Karl Glasl hatte sich nun einmal vorgenommen, etwas bei ihm zu erreichen, war nicht so einfach zu beruhigen, auch nicht durch einen verwarnenden Blick seines Bruders.

«Das sagt sich so leicht hin, nicht mehr im Dreissigjährigen Krieg.» Karl Glasl tat beleidigt, doch dann dachte er laut und bedeutungsvoll: «Die vielen Protestanten in der Stadt bringen ihre Kinder in die Schule, jetzt noch in katholische, aber es soll bald eine protestantische geben, dann noch eine und so weiter. Weil man nicht so viele neue Schulen einrichten kann, haben wir dann auch bald gemischte, also solche Simultanschulen, wie sie die Liberalen wollen, ohne rechte christliche Lehre und Unterweisung. Und schon kann die Gottlosigkeit überhand nehmen.»

Seit Karl Glasl im Domgymnasium in Freising von den Patern für seine schwachen Leistungen in eine harte Kur genommen worden war, hatte sein katholischer Glaube arge Sprünge bekommen, doch das hinderte ihn nicht daran, nach aussen als frommer Katholik aufzutreten, weil die herrschende Bürgerschicht doch auch katholisch war, den Ton in Bayern angab. Gegen das feindliche, das vofi draussen kam, musste man doch zusammenstehen. Der Rupprecht von der bayerisch-katholischen Partei musste das auch einsehen, oder sollte auf die Ultramontanen auch kein Verlass mehr sein? «Gibt es einen bestimmten Anlass zur Klage bei diesem Oberexpeditor?» wollte Rupprecht wissen.

«Anlass?» Dass man da noch nach einem Anlass fragen musste! «Er ist einer ganz von oben herunter. Mit den anderen Beamten pflegt er so gut wie gar keinen Verkehr. Das Essen lässt er sich von einem Offizianten in den Amtsraum bringen. Vielleicht deshalb, damit niemand sehen soll, wenn er da seine liberalen Zeitungen liest.» Das letztere behauptete Karl Glasl nur einfach so, auf Verdacht hin, aber es verfehlte nicht seine Wirkung.

Rupprecht machte ein ernstes Gesicht und meinte: «So ohne Weiteres kann man da nichts machen. Trotzdem werd' ich mich einmal mit einem Kollegen von der Bahndirektion darüber unterhalten müssen. – Ein Expeditor einen Offizianten um Essen schicken...»

Nachdem der Rechtsrat gegangen war, schimpfte Georg Glasl mit seinem jüngeren Bruder herum: «Was macht denn das für einen Eindruck, wenn du einen Vorgesetzten anschwärzt! Schämen muss man sich mit dir! Dass du dich nicht zurückhalten kannst, mit solchen Sachen, wenn ein so wichtiger Besuch im Haus ist. Die Ultramontanen lassen immer wieder etwas bei mir drucken, da darf man sie nicht scheu machen mit so einem Gerede.»

«Der hat es schon richtig aufgenommen», war alles, was Karl Glasl darauf zu sagen hatte, und in den nächsten Wochen wartete er gespannt darauf, dass sich mit dem Oberexpeditor irgendetwas tun würde. Dabei zeigte er sich ihm gegenüber immer ganz besonders dienstefrig, man konnte ja nicht wissen... Er glaubte schliesslich langsam, der Rupprecht müsse noch einmal angestossen werden, aber eines Morgens sagte ihm sein Amtsvorstand, leicht ärgerlich und ganz im Vertrauen, dass er seine Versetzung bekommen habe, eine, die er sich gar nicht gewünscht hätte. Er sollte in eine Station an einer neueröffneten Linie kommen, nach Rosenheim, in die Provinz, wo es kaum mehr eine Aufstiegsmöglichkeit gab. Glasl hatte ein wohl dosiertes Bedauern für ihn, sagte, er könne sich gar nicht denken, wie man höheren Orts zu so einer Entscheidung gekommen sei, wo doch der Herr Oberexpeditor, nicht wahr, jederzeit vorbildlich seinen Dienst ausgeführt hätte.

Noch am selben Vormittag begab er sich zum Bahnhof hinüber, unter einem Vorwand, beim Bahnrat vorstellig zu werden, bevor ihm ein anderer zuvorkäme. Er habe gehört, dass eine Oberexpeditorstelle frei werde, und er möchte sich, bitte sehr, dafür in Erinnerung bringen. Der Herr Rat war nicht wenig erstaunt, wollte wissen, woher er die Kenntnis von der Versetzung des Oberexpeditors der Güterhallen habe. Die Antwort Glasl «Von ihm selber» fand offenbar die Missbilligung des Rats, der verstimmt «hm, hm, von ihm selber» brummte, dann den Bewerber mit einem «Naja, wir werden seh'n» entliess, was in Glasl volle Zuversicht weckte. Der andere Expeditor in den Güterhallen war, wie sein bisheriger Vorgesetzter, kein eingessener Münchner. Eingessen musste man aber, nach Glasls Anschauung, zumindest sein, wenn man seine Förderung in Rang und Beruf erwarten wollte. – So überraschte es ihn nicht mehr besonders, als er die Wochen darauf seine Beförderung zum Oberexpeditor erhielt. Freuen konnte er sich aber über etwas anderes, was er im voraus gar nicht bedacht hatte. Man teilte ihm nämlich noch mit, dass mit seiner neuen Dienststellung nicht nur eine Erhöhung des Gehalts verbunden sei, sondern auch der Anspruch auf eine Dienstwohnung. Damit konnte er seiner Schwägerin endlich den Gefallen tun und von Zuhause ausziehen. Von den Alteingesessenen würde zwar kaum eine Tochter in eine Dienstwohnung der Staatsbahn ziehen. Aber er dachte nicht gleich ans Heiraten. Man würde sehen.

Auf sein Gesuch hin bekam Glasl schnell eines der Diensthäuser an der Arnulfstrasse zugewiesen. Keines von den engen, roten Backsteinhäuschen, wie man sie den Bahnwärtern an der Strecke errichtet hatte. Glasls Haus hatte drei Zimmer und eine Küche im Erdgeschoss und drei geräumige Kammern oben. Dazu einen Garten mit vier Apfelbäumen.

Die Ablösung, die ihm sein Bruder zahlen musste für das aufgegebene Wohnrecht, reichte zu einer respektablen Einrichtung, wie sie sogar einem höheren Beamten angestanden hätte. Für Essen und Heizung musste er nun freilich selber aufkommen, und deshalb war er gezwungen, verstärkt Ausschau nach einer heiratsfähigen Mitgift zu halten, die seinen Etat auffüllte. Auch der Ärger über die Kosten für die Putzfrau in dem frauenlosen Haushalt würde dann wegfallen.

Aber für die begüterten Bürgerstöchter im München des Jahres 1873 gab es erfreulichere Heiratsaussichten als die, im Haushalt eines kleinen, deshalb nicht weniger strengen Bahnbeamten ohne Dienstmagd zu wirtschaften. Fand sich keine Partie in einem ebenfalls begüterten Bürgerhaus, so konnte man durch die Ehe mit einem Offizier wenigstens zu gesellschaftlichem Glanz kommen. Glasl besuchte ohne den gewünschten Erfolg den Fasching über die Feste der Handwerkerinnungen, aber am Aschermittwoch musste er die Bilanz ziehen, dass man immer wieder viel gelacht hatte über sein steifes, wie man ihm angehängt hatte, komisch-korsettgerades Auftreten. Er hatte zwar auch manches Mädchen nach Hause gebracht, mit ihnen vor der Haustür geschmust, aber es hatte sich dann herausgestellt, dass es die Kocheri, ins Haus genommenen Nichten oder Schneiderinnen waren, bei denen er gewisse Gunst errungen hatte.

Da lief ihm in der Osterwoche eine über den Weg. «Tschuldigens' Herr, können's mir sagen, wo's zu den Centralsälen geht?» Verlassen und unbeholfen stand eine recht appetitlich anzusehende Dirn in der Tracht der Bauernmädchen aus Dachau auf dem Platz vor dem Bahnhof. Centralsäle? Das war ein ziemlich nobles Restaurant, Glasl kannte es, weil da die ultramontanen Honoratioren verkehrten. Wollte sie sich als Bedienung bewerben? – «Unser Vater ist schon ein paar Tage lang in der Stadt und hat um Geld geschrieben, weil er es für eine Handelschaft braucht. Dort soll ich ihn treffen.» Weil sie von dem honorig aussehenden Stadtmenschen so auffällig gemustert wurde, ohne die gewünschte Auskunft zu bekommen, meinte sie, diese Erklärung geben zu müssen.

«Das ist nicht so einfach zu erklären, wenn man sich nicht in der Stadt auskennt. Wenn's Ihnen recht ist, führ' ich Sie hin», erbot sich Glasl und setzte dazu sein freundlichstes Gesicht auf. – Eine Bauerntochter, die dem Vater Geld nachbrachte, dazu noch das Fahrgeld ausgab, da musste schon etwas daheim sein. «Kommen's öfter nach München?» knüpfte er das Gespräch an.

«Nein, eigentlich sonst nur zum Oktoberfest.»

«Das ist aber schade, dann kommt man ja nur einmal im Jahr in den Genuss von sowas Schönem», schmeichelte er krampfhaft beim Nebenhergehen.

Die Grossbauerntochter wurde rot bis zu den Haarspitzen. Soviel ihr auch schon der Hof gemacht worden war, von den Burschen der umliegenden Höfe, draussen bei Dachau, so fein hatte es ihr noch keiner gesagt, dass sie ihm gefiele.

«Ich mein's wirklich so, Fräulein, wie heissen's denn ..., also wenn es nach mir ging', möcht' ich Sie gar nicht mehr rauslassen aus der Stadt», trug Glasl leicht hoffnungsvoll noch dicker auf.

«Maria heiss ich, vom Hallerhof. Aber mein Vater möcht das nicht dulden, wenn ich allein in der Stadt blieb.»

«Wer sagt denn was von allein? Da wär ja zum Beispiel ich, wär das nichts?» Glasl wurde langsam gesprächig, ganz gegen seine sonstige Art. Er hatte schon gehört, dass es die Bauern nicht gern sehen, wenn ihre Kinder in die Stadt zogen, aber es kam schon hie und da einmal vor. Wenn die hübsche Bauerntochter aus dem Dachauer Umland noch nicht einem Hoferben, einem reichen versprochen war, konnte man es doch einmal probieren, ob vielleicht nicht doch... «Oder wartet daheim schon ein fescher Bräutigam?» ging Glasl gleich aufs Ganze.

«Sie sind mir aber einer! Nein, ich bin noch keinem versprochen, weil ich die jüngste bin bei uns auf dem Hof. Erst müssen meine Brüder und meine älteren Schwestern unter die Haube. – Warum sinds denn so neugierig? Finden' S' denn in München keine, die Ihnen gefällt?» scherzte sie, ihn dabei von der Seite ohne Weiteres einer genaueren Betrachtung unterziehend. – Der sah ja wirklich fein aus, beinahe herrschaftlich in seinem dunklen Gehrock, den karierten Hosen und der gestärkten Hemdbrust. Was der wohl für ein Gewerbe hatte? «Sind Sie ein Viehhändler?» – Handwerker wurden in ihrer Familie nicht für besonders angesehen geachtet, Viehhändler aber, obwohl es mit denen immer wieder Streit gab, zählte ihr Vater zu den beinahe gleichrangigen mit sich selber, soviel hatte sie mitbekommen.

«Viehhändler?» Glasl musste sich wundern, denn Viehhändler hatten in seinem Leben noch kaum eine Rolle gespielt, kaum dass er einmal mit einem dieser schlitzzohrigen Gesellschaft als Bahnfrachtkunden etwas zu schaffen gehabt hatte. – «Nein ich bin Beamter, Oberexpeditor bei der Staatsbahn.» –

Sie erschrak beinahe. Beamte waren die Gerichtsvollzieher, die von den Höfen, die mit der Steuer in Verzug waren, das Vieh holten, am Gericht waren auch Beamte – besser, man hatte mit so jemandem nichts zu tun. Aber der sagte, er wäre bei der Staatsbahn. Bestimmt etwas weit weniger Schlimmes? – Vor den Centralsälen angekommen, wollte sie schnell hineinschlüpfen, aber Glasl hielt sie fordernd am Arm zurück und fragte, wieder mit seinem angenehmsten Feiertagsgesicht: «Wann sollen wir uns denn wieder treffen?»

«Warum treffen?» tat sie ganz erstaunt.

«Halt so, weil es mich ganz furchtbar freuen tat.»

Der meint es ernst, fuhr es ihr durch den Sinn, halb erfreut, halb besorgt, was ihr Vater dazu sagen würde. Einen Stadtmenschen! Gefallen könnte ihr das freilich schon, keine Stallarbeit mehr, nicht in aller Frühe im Sommer aufs Feld hinaus, dazu die feinen Geschäfte in der Stadt. Ob es so ein Stadtmensch auch ehrlich auf das Heiraten anlegte? Aber vor einer Viertelstunde hatte sie ihn noch nicht gekannt. Man musste einen Versuch machen, damit man sich nicht später, wenn man auf einem heruntergekommenen Bauernhof gelandet war, Vorwürfe über eine verpasste Möglichkeit machen musste. «Ich muss dem Vater das Geld bringen. Hernach, nach dem Essen, will er bestimmt noch auf den Pferdemarkt. Dann kann ich von ihm los, sag, ich möcht mir einen Stoff für die Aussteuer anschauen. Vielleicht treffen S' mich dann wieder?»

«Ich wart' Ihnen am Bahnhof, auf der rechten Seite, aber lassen' s mich nicht dort anwachsen.» Glasl probierte einen bittenden Augenaufschlag, recht treuherzig, wie ein Riesenschnauzer

Sie kam auch wirklich nach einer knappen Stunde. Glasl übte sich in galanten Formen, führte sie am Arm die Arnulfstrasse hinaus, zielbewusst an «seinem» Haus vorbei. Er erzählte vom Bruder und seiner Druckerei, um sich damit das rechte Ansehen zu geben. Eigentlich hätte er jetzt schon wieder hinter seinem Stehpult seiner Arbeit nachgehen sollen.

Da musste er sich eine Ausrede einfallen lassen, damit man ihm wegen des Dienstversäumnisses nichts anhaben konnte. Gerne hätte er sie mit der neuen Wohnung beeindruckt, aber das war wohl nicht schicklich. Aber er strebte mit ihr zur Stadt hinaus, auch um nicht beim Promenieren von irgendeinem Vorgesetzten beobachtet zu werden.

Auf der anderen Seite des Schienenstranges wusste er ein Caféhaus, in dem an einem Donnerstagnachmittag wenig Betrieb war, und das dennoch mit seinem bürgerlichen Glanz und Aufwand so eindringlich wie möglich seiner ländlichen Bekanntschaft die Vorzüge des Stadtlebens vor Augen führte.

Als sie Glasl am Abend zum Bahnhof hinein begleitete, schied sie von ihm mit dem festen Versprechen, in den nächsten Wochen einen Brief zu schreiben, in dem sie mitteilen würde, was man daheim von ihren Stadtplänen hielt. Sie war ganz zuversichtlich, alle Widerstände überwinden zu können und ganz begeistert von der Aussicht, von einem so noblen Herrn als künftige Braut ausersehen zu werden.

August Kühn war, seit man die Lesehallen geschlossen hatte, sonntags immer mit Jacob Franz zusammen, auch Köhler und einige andere Arbeiter gehör-

ten zu dem Kreis, die bei schönem Wetter in der Umgebung herumstreiften und dabei diskutierten, wie man die Lage des fünften Standes verbessern könne.

Auch den Karfreitag benutzten sie zu einem solchen Spaziergang und kamen dabei an die Baustelle auf halbem Weg zum Dorf Neuhausen. «Das werden Häuser, eine Siedlung für Leute von der Staatsbahn», erläuterte er, nicht ohne Stolz, den anderen. Eine Häuserzeile, ein Stockwerk hoch, in rotem unverputztem Ziegelwerk errichtet, war schon fast bezugsfertig, und Jacob Franz warf geringschätzig hin: «Ein bisschen abgelegen. Aber uns kann es ja wurscht sein, wir ziehen bestimmt nicht da ein, oder?» – August Kühn überlegte: Er war nun schon sehr lange bei der Bahn, wenn man die Zeit in Treuchtlingen dazu rechnete, an die acht Jahre. Bei der Dannerin im Anbau logierte er auch schon den dritten Winter, und so gastlich, wie er zuerst gemeint hatte, war es da auch nicht gewesen. Aber in so einem kleinen Haus, das wär schon was, da wäre man direkt sesshaft, sogar mit einem Vorgarten, das würde einen Versuch lohnen.

«In die neuen Arbeiterhäuser an der Schluderstrass' möcht er ziehen?» Karl Glasl zweifelte über das Anliegen, das ihm der Güterhallentagelöhner da vortrug. «Ja, hat er denn eine Frau, dass er so eine Wohnung braucht? – Nein? Da wird aber dann wenig Aussicht bestehen. Ich kann trotzdem das Gesuch weitergeben, aber Sinn, Sinn wird es wenig haben ...»

Kühn wollte noch einwenden, dass es freilich Zeit sei für ihn, sich nach einer Frau umzusehen. Aber dieser Glasl war heute sichtlich ohnehin bei besonders guter Laune, mehr als nötig durfte man ihn nicht beanspruchen. «Ich dank Ihnen, Herr Oberexpeditor, wenn Sie vielleicht ein Wort für mich einlegen, vielleicht...»

Karl Glasl musste sich sehr wundern. Kaum war so ein Mensch aus dem hintersten Dorf in die Stadt hereingekommen, fing er schon mit Ansprüchen an. Das war ja direkt schon sozialdemokratisch! Aber man war ja nicht so, er würde das Gesuch an den Rat weitergeben, aber ein Wort einlegen, wie so einer sich das vorstellte! Noch nicht einmal eine feste Anstellung hatte der, da waren auch andere da, sollte froh sein, dass man ihm eine Arbeit gegeben hatte.

Als er zwei Wochen danach noch nichts wegen einem Wohnraum in den neuen Arbeiterhäusern gehört hatte, hielt August Kühn es für an der Zeit, noch einmal nachzufragen. Aber der Oberexpeditor war diesmal ganz ungnädig, ja ausgesprochen schlechter Laune. «Ich hab ihm doch schon gesagt, dass es da keine Aussichten für ihn gibt!» fuhr er ihn an. Den Anlass zu Glasls schlechter Laune kannte August Kühn natürlich nicht. Am Tag zuvor war nach Feierabend

bei Glasl vor der Gartentür ein breitschultriger, aber nicht eben gross gewachsener Mann gestanden, in langen, hautengen Lederstiefeln und mit einer kurzen, mit zwei Reihen blankgeputzter Silbertaler als Knöpfen verzierten Tuchjacke. An dieser Tracht, wie sie die Bauern in der Dachauer Gegend tragen, hatte sich Glasl leicht zusammenreimen können, dass dieser Mann etwas mit der feschen Maria zu tun haben musste, wenn er auf ihn wartete, und war schon versucht gewesen, an seinem Haus einfach vorbeizugehen, weil er so finster dreinsah. Aber dann überwand er diese Regung, weil man schliesslich als Beamter nicht vor einer Verantwortung davonlaufen konnte. Die bildete er sich ein im Hinblick auf seine erfreuliche Bekanntschaft.

«Bist du der notige Eisenbahner, wo sich an mei' Deandl romacht, wenn ich meine Geschäft' zum besorgen hab'?» fuhr ihn der gleich erbost an, was Glasl bewog, erst einmal die schützende Haustür zu gewinnen, woran ihn der Bauer nicht hindern konnte, so behende wieselte er dem voran. Dann aber fauchte er ihn streng an: «Was schreien Sie da auf der Strasse herum! Kommen Sie herein, wenn Sie etwas mit mir bereden wollen.»

Das war der Ton, den der Bauer verstand, so hatte ihn bisher nur die Obrigkeit angelassen, der Feldwebel bei den schweren Reitern, der Gendarm bei einer Wirtshausrauferei, danach der Richter, wenn es zu einer Verhandlung kam wegen eines Raufhandels. Da musste man sich vorsehen. Trotzdem konnte er seinen Ärger nur ungenügend im Zaum halten, legte los von wegen Mädchen den Kopf verdrehen, Verdross wegen dem Dahergerede von dem verzogenen Luder – und auf der Stelle sollte er ihm einen Brief mitgeben, dass alles nicht so gemeint gewesen sei, damit wieder eine Ruhe herginge auf seinem Hof draussen.

Glasl hatte gelernt, was sich gehörte, aber so etwas hatte er nicht vorhersehen können. Wie seinem Gegenüber einmal die Luft ausging, nötigte er ihn vornehm zum Sitzen auf dem Wohnzimmerkanapee und holte aus dem nussbaumfoumierten Vitrinenschrank eine Flasche Enzian und zwei feine, geschliffene Gläser. «Es ist nämlich so...» begann er dann umständlich seine Rede, «indem dass es sich so ergeben hat, möchte ich Sie in aller Form ersuchen, mir Ihre Tochter zum Bund für's Leben zu überlassen.»

Der Bauer war einen Moment sprachlos. So ein geschraubtes Dahergerede. Auf was seine Maria da ihr Aug geworfen hatte! «Bund fürs Leben?» schnaufte er aufgebracht. «Kannst du denn überhaupt meine Tochter erhalten? Wieviel Tagwerk Grund gehören dir denn?»

Glasls Erörterung über seine Anstellung auf Lebenszeit, seinen Pensionsan-

spruch, seine künftigen Beförderungsaussichten besänftigten ihn dann etwas, wenn ihm auch der genannte Betrag nicht sehr hoch erschien. Aber wenn seine Maria den haben wollte, durchaus und ohne einer Gegenrede zugänglich zu sein – vielleicht stimmte das mit der Beförderung, und es konnte nicht schaden, wenn man auch bei der Obrigkeit einen hatte, in der Verwandtschaft.

«Lass dich ja nicht bei uns draussen sehen, sonst kriegst eine Tracht Prügel von den Burschen im Dorf. Und ich lass mich wieder sehen, die nächsten Tag. Pfüat enk!»

Glasl war erleichtert, als der ungehobelte Gast wieder draussen war. Mit ‚du‘ hatte ihn der einfach angeredet! Aber wenn er Geld genug hatte, um es sich in die Stadt nachfahren zu lassen, konnte man ja über solche Äusserlichkeiten hinwegsehen. Wenn der wiederkam, was würde er für einen Bescheid bekommen? Dass der Bauer ihn einfach im Ungewissen, in einer bedenklichen Ungewissheit liess, das machte seine Laune böse. Am anderen Tag spürten es die ihm unterstellten Packmeister und Ladearbeiter. – August Kühn hatte sich den ungünstigsten Tag für seine Nachfrage ausgesucht.

Dabei hätte für diese schlechte Laune Glasls kein Anlass bestanden. Der Hallerbauer hörte sich bei seinen Bekannten in München um, was denn die Glasls für eine Familie seien und erfuhr von Glasls Bruder, dem Druckereibesitzer. Das konnte man nicht mit einem Dorfhandwerker vergleichen, was der für ein Geschäft hatte, mit eigenen Hausstock und etlichen Gesellen. Auch in der bayerisch-katholischen Partei sollte dieser Georg Glasl sein, wo auch der Stadtpfarrer Westermayer war, der bis nach Dachau hinaus bekannt war. Der jüngere Bruder freilich, der war nur im Lohn von der Bahn, aber die war königlich-bayerisch, was Vertrauenswürdiges. So suchte er etliche Tage darauf, gleich mit seiner Maria an der Hand, das Haus in der Arnulfstrasse, neben der Bahnlinie zum zweiten Mal auf. Man handelte eine Mitgift aus, dass der Glasl zufrieden sein konnte, der ältere Bruder wurde zugezogen, man verabedete eine grosse Hochzeitsfeier. Die jüngste Hallerbauer-Tochter wurde in München «ansässig», wie man zu der Zeit zu sagen pflegte.

Rühren muss man sich

Seit Feilitzsch in München die «Organisation des arbeitenden Volkes» hatte auflösen lassen, traf sich Köhler mit den alten Freunden in der Gastwirtschaft von Georg Birk in der Baaderstrasse, nahe den Isarauen. Ihre Hoffnung, mit einer Berufung bei der bayerischen Regierung gegen diese Auflösung durchzukommen, war vergeblich. Als sie schliesslich verworfen wurde und auch noch der preussische Gesandte von Werthern dem bayerischen Polizeigewaltigen den Rücken zu stärken begann, da überlegte man, wie es weitergehen solle.

Die kleine sozialdemokratische Druckerei, von Rottmanner und dem Schriftsetzer Alois Kiefer mühsam unterhalten, war nicht in der Lage, ausreichend Lesestoff für alle interessierten Münchner Arbeiter zu liefern. Irgendein Ersatz für die Lesehallen musste her, sonst nahmen die Ultramontanen noch mehr überhand. Kiefer, klein und rundlich, trotzdem behend und mit einem dichten Knebelbart am Kinn seine revolutionäre Gesinnung unterstreichend, wusste, wie so oft, die Lösung: Gründen wir einen Presseverein und auch gleich einen Wahlverein für die anstehende Reichstagswahl!

Köhler war das schon sehr bedenklich erschienen, so etwas brauchte Überlegung, jetzt nach den Vereinsverboten. Aber weil die anderen gleich begeistert dabei waren, machte auch er mit. Stiftete in die Sammelkasse und trug sogar in der darauffolgenden Woche das Papier vom Lieferanten Bullinger in der Dienerstrasse zur Druckerei – unterm Arm, mehr war nicht zusammen gekommen für die erste Nummer des ‚*Zeitgeist – Organ des arbeitenden Volkes*‘.

Mit den Abonnentenkarten hatte er es schon schwerer. Kiefer hatte sie ihm richtig aufgedrängt und gesagt, es komme nun darauf an, dass auch neue Leser hinzukämen, weil sich die Zeitung bald selber tragen müsse. Und damit aus diesen Lesern politisch informierte Wähler und später sogar Mitglieder der Sozialdemokratie würden.

Jacob Franz war ohne Zögern bereit, sich einzutragen. Als Köhler zum Kühn in den Anbau hineinsah, lag er schon schlafend auf seinem Bettgestell. «Lass ihn weiterschlafen», hielt ihn Jacob Franz zurück. «Der kann die Stadtluft immer noch nicht vertragen, sagt er, drum braucht er viel Schlaf.»

«Mein Prinzipal, der Herr Beck, der hat doch jetzt mit seiner Petition dafür gesorgt, dass die Säurefabrik mit ihrer Luftverpestung weggekommen ist. Alle Nachbarn vom Buchnerschen Betrieb hat er auf einer Unterschriftenliste zu-

sammengebracht. Jetzt ist dem Buchner das Abfüllen ohne Schutzvorrichtung verboten worden.» Köhler nahm regen Anteil am Erfolg seines Chefs.

«So einer kann das», stimmte Franz zu, «hat Einfluss, Ansehen beim Magistrat. Wir hätten das nicht geschafft. Deshalb brauchen wir unsere Partei wieder. Unsere Sachen können wir nur durchbringen, wenn wir erst einmal eine Vertretung im Reichstag haben.»

Nun erst fiel Köhler ein, dass er auch noch vom Wahlverein berichten musste. «Den kann der Feilitzsch nicht verbieten, wenn wir uns für die Wahl von einem Abgeordneten zusammentun. Sogar der Kühn könnte da mitmachen, auch wenn er noch kein Bürgerrecht hier hat.»

«Der August hat jetzt andere Sorgen mein ich. Heiraten möcht' er, aber dazu ist ihm sein Lohn zu wenig.»

Köhler wunderte sich. «Heiraten? Bin doch auch nicht verheiratet!»

«Bist du nicht, nein!» Jacob Franz redete sich in Zorn. «Findest du es aber gerecht, dass Arbeiterkinder oft ledig auf die Welt müssen, aufwachsen wie die Wilden, dass die Mütter von solchen Kindern herumgeschoben werden? Dass der Lohn von denen, die den Luxus von den Fabrikantenfrauen ermöglichen, nicht ausreicht, dass sie selber eine Frau erhalten, geschweige denn eine Familie ernähren können? – Das ist heute noch das Gesetz in Bayern, und die waserblauen Liberalen werden es genausowenig ändern wie die frömmelnden Kleinalen, selber müssen wir was tun.»

«Tun wir doch!» Köhler hatte es nicht gern, so von dem um vieles jüngeren Druckereiarbeiter überfahren zu werden. – «Hat er denn schon eine Liebste?»

Jacob Franz erzählte, was er gesprächsweise von seinem Kammernachbarn erfahren hatte. Dass «sie» ein Dienstmädchen sei im Haushalt des Druckers Glasl, dessen Bruder erst kürzlich die aufwendige Hochzeit mit einer Grossbauerntochter gehalten habe. «Soll da der Kühn nicht auch ans Heiraten denken, wenn es ihm so ein liederlicher Bahnexpeditor vormacht? Alles steht ihm zu, alles gehört uns!»

Köhler reichte es, er ging heim. Radikal war Franz, doch was er sagte, konnte er mit handfesten Gründen belegen, dass einem nichts mehr dagegen einfiel. War es aber immer richtig, gleich alles auf einmal zu verlangen? Er, Werkmeister Köhler, kam mit dem Teerpappenfabrikanten Beck auch so zurecht, indem er ihm Zugeständnisse abluchste. Besonders günstig war das, wenn er seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Geigenspiel, nachging, das man vom offenen Fenster des Wohnhauses über den ganzen Fabrikhof hörte. Mit Bewunderung musste man zu ihm kommen, nebenbei einen Wunsch anbringen, dann bekam man ihn kaum abgeschlagen. Freilich, der Franz nannte ihn deswegen Brosamenbettler.

Aber Kühn warb Jacob Franz doch für den ‚Zeitgeist‘. Am Abend zu müde, steckte er sich die Zeitung in die Rocktasche, für die Frühstückspause.

Glasl kannte das Gesicht des Hallenarbeiters, der mit seiner masslosen Forderung nach einem Zimmer in den Staatsbahnhäusern zu ihm gekommen war. Er selbst kam mit seinem Schwiegervater nun ganz gut zurecht, nachdem er mit der Hallerbauerntochter vorm Altar der Heiliggeistkirche gestanden hatte. Sogar ein Trumm von einer Sau hatte er hereingeschickt, damit seine Tochter in dem mageren Beamtenhaushalt nicht vom Fleisch fiel. Aber dieser Kühn aus dem Fränkischen, wollte der vielleicht auch einen Ehestand begründen? Gar noch mit der Karoline im Haus vom Bruder, die ihn nicht in die Schlafkammer gelassen hatte? Gesehen hatte er die beiden schon einmal auf der Strasse. Diese Suppe würde er diesem Kühn versalzen, dazu reichte seine Macht aus. Diese Tagelöhner! Von Jahr zu Jahr wurden sie anspruchsvoller. Heute hatte er doch glatt eine Zeitung in der Tasche stecken, wo ihm selbst als gebildeten Menschen der ‚Bayerische Courier‘ einmal in der Woche reichte. Was der Kühn wohl für eine las?

Um neun Uhr, bei der Frühstückspause, beobachtete Glasl durchs Fenster, wie sich der Kerl seelenruhig auf die Laderampe hockte und seine Zeitung auseinanderfaltete. Hatte es sowas schon einmal in den Güterhallen gegeben? – Scheinbar gleichgültig schlenderte der Oberexpeditor am mühsam buchstabierenden Kühn vorbei. «Na, was haben wir denn da so Interessantes?» Griff sich die wenigen Seiten und schon ging ihm die Galle über: «*‘Organ des Arbeitenden Volkes!’* Ist sowas noch nicht verboten? Hier in den Dienstbereich der königlich-bayerischen Staatsbahn ein solches Machwerk einschleusen? Hat er sich dabei nichts gedacht?»

August Kühn stellte sich vor ihn hin, ohne Aufregung. «Wieso denn? Jetzt ist doch Pause. – Und Sie lesen auch den ‚Bayerischen Courier‘, manchmal sogar in der Dienstzeit.»

Das war zuviel für den Glasl. «Raus da, mit solchen Hetzblättern kommt mir hier keiner herein!» japste er und lief dabei rot an, als ob ihm der Stehkragen zu eng würde. «Ich melde es dem Rat, damit es ins Arbeitsbuch hineinkommt, was er für einer ist. Natürlich, ein Protestant, damit fängt sowas an, da ist nicht weit zum Sozialdemokraten.»

Ohne Widerspruch ging Kühn, vorbei an den anderen Ladearbeitern, die sich nicht vorstellen konnten, was der denn so Schlimmes verbrochen hatte, dass ihm der Glasl auch noch den Packmeister nachschickte, um ihn sicher vors Tor zu bringen. Dort wartete er, bis man ihm noch die Arbeitspapiere und den Restlohn brachte. «Lass er sich nie mehr hier blicken – und meinem Bruder sag ichs

auch!» geiferte der Glasl ihm noch nach. Nur August Kühn verstand, was es mit der Drohung auf sich hatte.

Karoline war schon ein halbes Jahr in München, als sie von der Frau Buchdruckereibesitzerstergattin Glasl einmal Ausgang bekam, einen Sonntagnachmittag lang. Mit vierzehn war sie in die Stadt gekommen, «in den Dienst», von Reichertshofen im Niederbayerischen, wo ihre Eltern ein kleines Anwesen hatten. «Damit'st lernst, wie man feiner kochen kann, wie sich bessere Leute anziehen. Das ist leichter für dich, als wenn du als Bauernmagd gehst.»

Bei den Glasls hatte man ihr in dem schönen, grossen Haus eine Kammer unterm Dach neben dem Wäschetrockenspeicher eingeräumt. Und Arbeit gegeben, dass sie von morgens um fünf Uhr bis abends um acht Uhr oder halb neun zu tun hatte. Das schwere Tagwerk hatte aus dem Kind in kurzer Zeit ein reifes, voll entwickeltes junges Mädchen gemacht. Die Ermahnungen, mit denen sie von zu Hause gekommen war, die ihr zu festen Vorsätzen geworden waren, hatten ihr geholfen. Sie gab sich mit keinem Mann ab, ausser, sie könnte ganz sicher sein, er ginge mit ihr zum Altar, wie es sich gehörte.

«Mein Schwager hat was erzählt. Mit einem Mannsbild will er dich gesehen haben.» Ganz nebenbei, beim Wäscheaufhängen warf die Hausfrau der Karoline diese Frage hin, liess sich dabei noch eines der schweren, nassen Leintücher aus dem Korb klauben. Es aus dem Fenster über das Seil über den Hof zu ziehen, dazu brauchte man viel Kraft, und es fiel nicht auf, wenn man im Gesicht rot wurde. Aber die Meisterin wartete auf die Antwort.

«Was, wo hat er mich denn gesehen? Wird mir eben einer nachgelaufen sein.»

«Wenn es der war, den Schwager Karl gesehen hat, dann lass dich nicht darauf ein. Der hat eben die Tage seine Stelle bei der Eisenbahn verloren. Am besten, du fängst noch gar nicht mit den Mannsbildern an, bist ja erst fünfzehn. Wenn ich hinter was komme, dann musst du wieder hinaus aufs Land. Wir führen ein anständiges Haus, damit du's weisst.»

Da war es besser, nicht mehr zu erfragen, weil sie sonst noch mehr Anlass zum Misstrauen gegeben hätte. Als Dienstmädchen stand Karoline so etwas wie unter der erzieherischen Gewalt der Hausfrau. – Der August, mit dem sie sich in den letzten Wochen ein paar Mal heimlich getroffen hatte, war hinausgeworfen worden? Das war in dieser Zeit für einen ungelerten Arbeiter schlimm.

Als sie am nächsten Tag zum Eiereinkaufen geschickt wurde, lief sie hinaus

in die Vorstadt auf der Schwanthalerhöhe, im Korb ein Stück Bratenrest und einen Ranken vom Sonntagsgugelhupf versteckt. Sollte der August wenigstens was zu essen bekommen.

Gerührt nahm August Kühn das Geschenk entgegen. Eine Zufallsbekanntschaft, auf die er sich lediglich Hoffnungen gemacht hatte, und nun brachte sie ihm nicht nur die Anteilnahme, sondern auch noch eine Brotzeit. Die Dannerin war mit der Kuh zum Weiden, er konnte seine Karoline hereinlassen. Sie hörte ihm zu, wie es zum Hinauswurf gekommen war, schimpfte auf den Schuft. Sie lief in dem Verschlag herum und begutachtete die Habseligkeiten, die herumlagen.

Stolz erläuterte er ihr: «Die Kommode ist mein Eigentum. Die hab ich von einem Schreinergesellen gekauft, ist dem sein Gesellenstück. Eigentlich wäre ich noch ganz gut ohne die ausgekommen, aber der Geselle wollte die Materialkosten wieder heraushaben. So hab ich sie günstig bekommen und ihm damit auch noch einen Gefallen getan.»

Karoline zog die Schubladen heraus, befühlte seinen Sonntagsanzug und die neu angeschafften Hemden, sogar das Rasierzeug fand ihre Beachtung. – Was redete er da herum, wenn sie schon einmal da war. «Setz dich halt da auf das Bett hin, ich hab’ noch keinen Stuhl.»

Die Mannsbilder wollen mit einem Mädchen nur alle ins Bett, ging ihr durch den Kopf. Aber sie sagte: «Ich bin zum Eierkaufen weg, ich komm so schon spät.»

«Wenn die Dannerin kommt, kriegst du die Eier von der, solange kannst doch noch warten!»

Sie liess sich bereden, setzte sich, dass der August neben ihr was von ihrer Fülligkeit spürte – aber sonst passierte nichts. Bis die Dannerin kam und sie hinausschlüpfte, bevor sie etwas von ihrem Besuch im Anbau merken konnte. «Am Sonntag bin ich zur Abendandacht in der Kreuzkirche! Kommst?»

Abendandacht? Das würde sich geben, würde er ihr schon noch abgewöhnen. Ausserdem, war das nichts, wenn da ein Mensch für einen etwas empfand, einem das auch zeigte, sogar mit einem feinen Stück hefegebackenem Sonntagskuchen. Was weiter würde, er konnte es erwarten. Gut war es dann auch gelaufen, dass er vorläufig Arbeit beim Erdaushub für die Augustinerbrauerei bekam, die an Stelle des Butlerkellers gebaut wurde. Danach kam er gleich wieder unter beim Holzhof der Schreinerinnung, über der Theresienwiese. Ein Jahr ging herum, ohne dass sich sonst für den August Kühn sonderlich viel ereignet hätte. Seit seiner Bekanntschaft mit dem Dienstmädchen Karoline Schmid konzentrierte sich sein Interesse in der Freizeit hauptsächlich darauf, mit ihr möglichst oft «zufällig» zusammenzutreffen. – Durch den Hinauswurf

bei der Staatsbahn vorsichtig geworden, liess er sich zwar noch von Köhler die Zeitung zustellen, aber dessen Drängen, dem Wahlverein der Sozialdemokraten beizutreten, gab er vorderhand nicht nach. Wenn so etwas solche Nachteile bringen konnte, musste man, da man sowieso nicht in der rosigsten Lage war, sie nicht auch noch dadurch verschlechtern, dass man zu solch einem Verein ging, der von den Angesehenen, Mächtigen in der Stadt nicht gern gesehen wurde. Abwarten. Wenn respektable Genossen wie der Dr. Hacker von den hygienischen Anstalten die Sozialdemokratie zu Ansehen gebracht hatten, konnte er immer noch dazu gehen. Oder konnte er sich mehr rühren?

Das Wissen, wo man hinlangen kann

Der Altweibersommer brachte der Stadt noch einige letzte Sommertage. Für die Dienstmagd des Druckereibesetzers Glasl waren es besonders schöne Tage, weil die Herrschaft für zwei Wochen aufs Land gefahren war und sie mit der Köchin allein im Haus blieb. Sich etliche Stunden Ausgang zusätzlich zu verschaffen, fiel ihr nicht schwer, weil die Köchin ebenfalls die gewonnene Freiheit dazu benutzte, ihren Liebsten, einen Schankkellner im Kreuzbräu, öfter als sonst zu treffen. Lediglich das Mittagessen für die Drucker und Setzer musste pünktlich zum Zwölfuhrläuten auf dem Tisch stehen.

Mit einem Topf voll von Glasls Personaessen kam Karoline Schmid immer zeitig vor Arbeitsschluss zum Holzhof der Schreinerinnung, wartete in einigem Abstand vom Ausgang auf August Kühn. Es wäre ihm nicht recht gewesen, wenn ihn die anderen von der Arbeit mit der um zehn Jahre jüngeren Verehrerin zusammen gesehen hätten, das hätte Stoff gegeben, um ihn aufzuziehen. Dabei sah man ihr von Monat zu Monat weniger an, dass sie erst im nächsten Frühjahr sechzehn werden würde und die Heiratsfähigkeit nach dem Gesetz erlangte. Was nützte einem das Gesetz, wenn einem das Geld fehlt?

Diesmal steckte sogar ein gebratenes Stück Rindfleisch unter den Kartoffeln. Das Paar sass am Feldrain der Theresienwiese, und der Tagelöhner löffelte die lauwarne Mahlzeit genüsslich in sich hinein. Nachdem der Topf leergekratzt war, stattete er der Spenderin seinen Dank ab, indem er sie, unter ihren Armen hindurchgreifend, umarmte. Dabei stellte er anerkennend fest, dass ihr Busen sich zu einer handfesten Sache ausgewachsen hatte. Als er sie aber mit seiner

unrasierten Wange an der ihren stach, wick sie ihm aus. Zur rechten Zeit, denn da schlich schon wieder einmal ein Feldhüter mit seinem bissigen Köter in der Gegend herum.

«Wenn deine Herrschaft nicht daheim ist, kann ich dich bis zur Haustür begleiten», schlug er ihr vor. Bevor der Bewacher des städtischen Grasses heran war, standen sie auf und bummelten aneinandergelehnt über die entlegenen Feldwege, die bewohnten Ecken der Vorstadt umgehend, in den Abend hinein. Die zunehmende Dunkelheit trieb Karoline, heimzukommen. Die Köchin war schon wieder bei ihrem Schankkellner, wie die nicht erleuchteten Fenster anzeigten.

«Ich zeig dir noch schnell in meiner Kammer, was ich mir schon zur Aussteuer zusammengespart hab', aber dann musst' gleich wieder gehn!»

Unwillkürlich trat Kühn sanfter, leiser auf, als er sich von der kleinen, rundlich-behenden Dienstmagd über den stockfinstern Hof ziehen liess. In der engen, fast zur Hälfte von einem frisch bezogenen Bett eingenommenen Dienstbotenkammer kam ihm dann ganz plötzlich das Verlangen, etwas anderes anzuschauen als die vier Bettbezüge und das halbe Dutzend Handtücher. – Die Katholischen nehmen es ja mit der Fleischeslust nicht so streng wie die Protestanten, jedenfalls nicht praktisch, aber trotzdem, was sagt man einem Mädchen, das unter einem gipsernen Christus am Kreuz zu schlafen gewohnt ist?

Erst einmal liess er sich auf das prallgefüllte Federbett plumpsen. «Du bist ja untergebracht wie eine herrschaftliche Tochter», lobte er das Dienstmädchen gelassen und verglich es mit seinem Unterschlupf bei der Milchfrau Danner.

«Jetzt musst wieder gehn», forderte ihn die Karoline auf, ängstlich aber ohne Nachdruck. Zog sich aber schon ihre Schuhe von den müdgelaufenen Füßen und schob sie unter das Bettgestell, auf dem der August wie festgewachsen thronte.

«Muss doch nicht gleich sein?»

«Wenn dich aber jemand hier erwischt? Dann bin ich die Unanständige, die Männer in die Schlafkammer mitnimmt!» Weil das ihr einziges Bedenken war, wenn auch ein schwerwiegendes, war es unschwer zu überwinden.

«Deine Köchin wird auch einige Zeit ausbleiben, wenn sie zu dem Schankkellner hinüber ist.»

Als sie dann nebeneinander lagen unter der Zudecke, den Docht in der Petroleumlampe ganz heruntergedreht, dass es fast finster war in der Kammer, da reute es Karoline nicht mehr, dass sie leicht nachgegeben hatte. Und dem jun-

gen Kühn tat es auch gut, zum ersten Mal die warme, trockene Haut von einem kräftigen Weibsbild neben sich zu spüren. Da brauchte es nicht mehr lange, bis sie zueinander rückten, immer mehr, bis sie dahin kamen, dass die Karoline einen schweren Fall für die nächste Beichte hatte. Sie war noch Jungfrau, aber einmal musste sie es ja wissen, wie es war, wenn ein Mann einem in den Schoss hineinfuhr. Heiss und matt hielten sie sich danach noch umschlungen, und Karoline schnaufte als erste gleichmässig und tief. Die Köchin hörten beide nicht mehr, als sie, von ihrem Schankkellner begleitet, leise über den Hof, die Stiege herauf und in die Kammer nebenan tappte.

Es war noch rabenschwarze Nacht vor dem Fenster, als August Kühn erwachte, hochfuhr und dabei Karoline anstiess, so dass sie auch aus dem Schlaf gerissen wurde. Beinahe hätte sie einen Schrei ausgestossen, aber schon war die erfreuliche Erinnerung an den verflossenen Abend da. Die Lampe brannte noch, sie drehte den Docht nur etwas höher, damit der gelbe Lichtschein reichte, die Arbeitshosen und das Hemd vom Boden aufzuheben. «Schön war's», flüsterte sie glücklich über die Bekanntschaft mit Augusts unmittelbarer Männlichkeit, «aber gut, dass du wach worden bist. Leise, die Köchin ist nebenan.»

Auf der Strasse draussen schlüpfte August in die Stiefel, lief dann, die aufziehende Dämmerung im Rücken, wie gehetzt zuerst einmal zu seiner verwaissten Schlafkammer hinaus. Der Jacob Franz war schon aufgestanden und wusch sich eben, als er hinkam, unter der Pumpe vor dem Haus. August Kühn nahm sich einen Eimer voll kaltem Wasser mit hinein. Irgendwie, kam es ihm vor, roch er noch nach seiner Karoline, nach Zwiebel und Seife. Als er an sich hinuntersah, erschrak er. Blut war das, angetrocknetes Blut zwischen seinen Schenkeln und um das Glied herum. Auf dem ganzen Weg zum Holzhof bedrückte ihn der Gedanke, dass er sich mit dem Mädchen eingelassen und sie dabei auch noch verletzt hatte. Dass sie aber auch nichts davon gemerkt hatte?

Karoline hatte es sehr wohl bemerkt, aber sie war schon darauf gefasst gewesen, weil es ihr die Köchin vorhergesagt hatte, als sie einmal darauf zu sprechen gekommen waren, wie es so mit der Unkeuschheit sei. «Musst aber gut aufpassen, denn leicht kannst ein Kind kriegen dabei.» Diese Mahnung der Älteren, Erfahrenen war es, die sich ihr den Tag über aufs Gemüt legte. Doch zum Abend stand sie wieder mit einer Essensration bereit, um ihren August in Empfang zu nehmen.

Der war froh, als er sie so wohlbehalten am Rand der Wiese stehen sah. Es war also nichts Ernstliches gewesen, nichts war passiert.

«Hoffentlich ist nichts geblieben.» Nach dem Begrüssungskuss bröckelte sie ihm ihre Sorge in die würzige Kartoffelsuppe, dass ihm der Löffel am Mund anfror.

«Was könnt' denn geblieben sein?»

Der wusste noch weniger als sie. «Ich mein, dass du mich nicht geschwängert hast!»

Er schüttelte unwillig den Kopf. «Ich glaub nicht! – Und wenn, ich mag dich doch.»

Da vergass Karoline ganz schnell, dass es so einfach auch nicht wäre, wenn ... Er mag dich, das war wichtiger.

Für Köhler und Jacob Franz war dieser September 1874 voller Aufregungen, jedoch von ganz anderer Art. Der polizeigewaltige Freiherr von Feilitzsch verbot mit dem bayerischen Vereinsgesetz als Waffe in der Hand die Mitgliedschaft zur sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Auch der Allgemeine deutsche Schneiderverein, die Schumacher-Gewerkschaft, die Maler-Lackierer- und Vergolder-Gewerkschaft, der Allgemeine deutsche Schusterverein, die Metallarbeiter-Gewerkschaft, die der Holzarbeiter und der Töpfer mussten bei diesem Verbot daran glauben. Ihre Kassen wurden beschlagnahmt, und die Polizei nahm auch die Mitgliederlisten mit, soweit sie deren habhaft wurde. Am schlimmsten aber traf es die Genossen, dass der Arbeiter-Presseverein aufgelöst wurde. Mit den abgeknappsten Pfennigen der Lohnbezieher hatte dieser Verein seinen Anteil am Erscheinen des ‚*Zeitgeist*‘; aber darüber hinaus waren die Druckschriften aus dem übrigen Reich, in dem der Druck auf die Sozialdemokraten noch nicht so zu spüren war, besorgt und weitergegeben worden. Mit dieser umfassenden Information der Genossen war es für nicht absehbare Zeit vorbei.

Jacob Franz setzte seine Hoffnung in die «Erste Münchner Buchdruckergenossenschaft». Diese Genossenschaft war, anders als die übrigen Vereine der Arbeiter, gegründet worden, um den Nachwuchs fortzubilden, um auch fachlich besonders gut beschlagene Sozialdemokraten zu haben. Deshalb hatte man keine Ausgaben gescheut, um eine kleine, aber gut ausgestattete Druckerei einzurichten, wo die Mitglieder neben ihrer meist einseitigen Beschäftigung im Betrieb umfassend mit ihrem Beruf vertraut wurden. Emil Rottmanner, der auch die Schule zur Fortbildung benutzte, arbeitete mit Jacob Franz zusammen im *bayerischen Courier*, war mit ihm auf der Wanderschaft zusammen gewesen und hatte sich dabei mit ihm angefreundet. So, zu dritt, könnten sie auch ohne Verein etwas ausrichten? Köhler warnte den jüngeren davor und war mehr dafür, abzuwarten, aber Franz stellte allein seine Überlegungen an.

Geschmeichelt über den Besuch des aufgeklärten, liberalen Preussen hatte Freiherr von Feilitzsch mit dem Gesandten des neuen Kaisers in Bayern, dem Herrn von Werthern, eine Ausfahrt hinaus ins Dorf-Schwabing gemacht. Nun

sass er seinem Gast gegenüber, im schattigangenehmen Serempusgarten und hatte Musse, ihm für das gespendete Lob wegen des Vorgehens gegen die sozialdemokratischen Hochverräter und Landesfeinde in gebührender Weise zu danken. Unversehens kam er in seiner ihm eigenen Art, rechthaberisch und jeden Widerspruch ausschaltend, ins Dozieren. «Mässige Löhne haben die beste Wirkung gegen dieses Lumpengesindel. – Bei hohen Löhnen wird weniger gearbeitet, jeder Einzelne hat Zeit, die von den Agitatoren veranstalteten Versammlungen zu besuchen und daselbst die Sirenengesänge tagtäglich anzuhören. Durch die dort auf gestellten Forderungen und Trugschlüsse wird seine Unzufriedenheit genährt, er hat übriges Geld zur Leistung von Vereinsbeiträgen, das wiederum heisst zur Bezahlung der Agitatoren, zur Anschaffung sozialistischer Schriften. Er ist aber nicht reif, das Wahre zu erkennen, wirft sich in die Arme seiner Führer, wird ein unzufriedener Mensch und ein schlechter Arbeiter.» Genüsslich schlürfte der Freiherr aus seinem Weinglas, liess den Schluck geniesserisch auf der Zunge zergehen. «Und nach dem mot d'ordre der Agitatoren darf er nicht sparen! Bei mässigen Löhnen dagegen muss der Arbeiter täglich arbeiten, um seine notwendigen Lebensbedürfnisse für sich und seine Familie bestreiten zu können. Er hat kein übriges Geld und keine übrige Zeit, er wird zufrieden sein mit dem, was er hat und sucht sich diese Beschäftigung durch Fleiss, Mässigkeit und ordentliches Betragen zu erhalten. Die Agitatoren müssen sich selbst wieder zur Arbeit bequemen. Streiks werden unmöglich und missglücken.»

Feilitzsch strich selbstgefällig seinen Schnurbart. Der preussische Gesandte nickte ihm zufrieden, aber auch mit einem leichten Zweifel zu.

«Wenn man den Bogen überzieht, kommt eine Lawine ins Rollen!»

Feilitzsch, das altfränkische Adelsblut, winkte gelassen ab: «Nun sind die Vereine verboten, es können keine Schriften mit Aufruhr mehr verbreitet werden, bald werden wir alles vergessen können. – Auch die Buchdruckergenossenschaft wird laufend überprüft, sobald etwas zu beanstanden ist, wird das Gericht sie auf lösen können.»

«Sie sollten sich mit unserem Tessendorf in Berlin abstimmen», bemerkte der Preusse noch wohlwollend und nahm sich vor, diese vorbildliche Haltung des bayerischen Sozialistenfressers in seinem nächsten Schreiben dem Kanzler Bismarck ausführlich vorzustellen. In diesem speziellen Punkt konnte man von diesem Bayern sogar noch etwas lernen.

Georg Glasl war wieder in sein Haus zurückgekehrt, erholt und auch gut ge-launt, weil ihm ein Auftrag für Altötting zugefallen war, für eine Wallfahrtsge-meinde im Oberland das Kirchenblatt zu drucken. – Damit hatte das nahrhafte

Abendessen für August Kühn schon wieder sein Ende gefunden. Auch die Besuche in Karolines Schlafkammer konnten nicht mehr stattfinden, vorderhand jedenfalls. Von diesen zwei Wochen war ihm nichts zurückgeblieben als etwas zusätzlich erspartes Geld, ausreichend für ein neues Hemd, und ein nicht ungu-tes Gefühl, jemanden zu haben, der einem gehörte. Gehörte? Nun gehörte die meiste Zeit der Karoline wieder dem Glashaushalt; ihr Ausgang war be-schränkt wie zuvor auf wenige Stunden im Monat. Dass nicht mehr geliebt war, verdankte er seinem Schlafnachbarn. «Du darfst ihr den Samen nicht hin-einspritzen lassen, wenn es dir kommt,» hatte er ihm geraten, «wenn du nicht willst, dass es ein Kind gibt.»

Weil in der ersten Nacht nichts passiert war, hatte er sich an diesen Rat ge-halten, danach mit seinem hornhätigen Finger so sanft wie möglich reibend ihr die glückliche Befriedigung gebracht. Eingeschlafen war er nicht mehr, son-der immer rechtzeitig vor der Heimkunft der Köchin aus dem Haus und heim-geschlichen. Das alles ging ihm nun schon sehr ab, nicht einmal das Oktober-fest war dafür ein annehmbarer Ausgleich.

Franz brachte deshalb dem herumhockenden Kühn Lesestoff mit, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. «Da lies das einmal, das ist ein längeres Gedicht.»

«Gedicht? Kann man das auch singen?» Das war Kühns Mindestanforderung an ein richtiges Gedicht, gelesen hatte er sonst noch selten eines. Die Broschüre mit dem ‚*Ein neues Wintermärchen*‘ hatte Jacob Franz zusammen mit Rott-mann und Kölle in der Genossenschaftsdruckerei hergestellt. Mit dem Erlös aus dem Verkauf hofften sie, wieder eine Hilfskasse zusammenzubekommen, für den Fall, dass ausgesperrte Kollegen zu unterstützen seien. Vorsichtshalber hatten sie eine österreichische Druckerei ins Impressum gesetzt, aber sie rech-neten nicht ernstlich damit, dass es mit dem Heftchen Schwierigkeiten geben konnte. Franz hatte alle fertigen Exemplare bei sich unter dem Bett gestapelt.

Die feine Satire gegen absolute Monarchie und Ministerherrschaft erheiterte zwar den Alleingelassenen auf seinem Strohsack, aber dann war er doch bald in einen unruhigen Schlaf voll sehnsüchtiger Erinnerung an die von ihm ge-trennte Karoline gefallen. In der Frühe aber, die Sonne war noch nicht aufge-gangen, rumorte es nebenan in der Kammer von Franz. Die beiden Gendarmen Keppel und Brandt, die in der äusseren Ludwigsvorstadt jeder kannte, trampel-ten mit ihren genagelten Stiefeln auf den ächzenden Dielenbrettern herum und bellten: «Sind da noch irgendwo Druckschriften?» Gerade noch rechtzeitig konnte Kühn das neue «Wintermärchen» durch einen Riss in seinen Strohsack

stopfen, da wurde die Tür zum Anbau aufgerissen. Ein dritter Gendarm, sichtlich im Rang höher als die beiden bekannten Gesetzeshünen, die Hand am Säbelgriff, kam hinzu und blickte sich suchend um. Die Kommodenschubladen wurden von ihm herausgezogen und darin das unterste zu oberst gekehrt, aber nichts gefunden, weil alles Gedruckte, was sich Kühn so nach und nach besorgt hatte, vor Mäusen sicher oben in der Decke, in einem Schlitz zur Hauswand hin steckte. Die Polizisten fanden auch nichts, als er aufstehen musste und sie seine Lagerstatt umkehrten.

Grusslos blieb er allein zurück; den Jacob Franz hatten sie mitgenommen und samt seinen Broschüren in den vor dem Haus wartenden Arrestwagen geworfen.

Als sie weggefahren waren, sauste August Kühn in seine Hose, den letzten Knopf schloss er, als er schon auf der Strasse lief. Dem Köhler musste er Bescheid sagen. Dem war es aber scheinbar gar nicht recht, dass er ihm so früh ans Fenster klopfte. «Was sagst? Arretiert, abgeführt? Red nicht so laut, wenn's die Nachbarn hören, erfährt es noch der Prinzipal, der Beck!»

«Ja, aber... da muss man doch was machen können, ihm helfen ...»

«Erst einmal abwarten. Vielleicht ist der in ein paar Stunden schon wieder draussen. Wenn wir da gross Krach schlagen, holen sie uns auch beim nächsten Mal.»

Der Köhler hatte eine Ruhe! Was war das für eine Solidarität, von der er immer redete. Solidarität, die Arbeiter miteinander so stark machen sollte, dass sie alle Misslichkeiten überwinden würden.

Auf dem Weg zum Holzschneiden überlegte er, dass es doch nicht verkehrt gewesen sein mochte, sich da herausgehalten zu haben. Andererseits: Das Gedicht war zwar schon ein wenig frech, aber dass man wegen sowas in aller Frühe aus dem Bett geholt wurde? Das konnte doch nicht gerecht sein.

Auch bei Georg Glasl war an diesem Morgen noch ein unerwarteter Besucher gekommen. Ein leibhafter Gendarm kam in die Setzerwerkstatt hereingeschneit, liess sich an den Meister verweisen und stellte sich nach seinem geschnarrten Gruss mit zusammengeschlagenen Hacken vor: «Michael Gereth, Kommissär!» Auf Georg Glasls Stirn zog sich zusehends eine Menge Unmut zusammen. Was sich die alles leisteten! Gegenüber einem eingessenen Bürger, wenn auch nicht alteingesessen, trotzdem! Doch dann stellte sich schnell heraus, dass der amtliche Besuch nicht einer Übertretung der Gewerbeordnung galt. Der Kommissär legte ihm eine Druckschrift vor und fragte nach der Dru-

ckerei, in der dieses Machwerk entstanden sein könnte. «Die Innung hat mich an Sie, Herr Glasl, verwiesen, weil sie den grössten Sachverstand von allen Meistern in der Stadt hätten.» Einem solchen Vertrauen musste man sich würdig zeigen, entsprechend umständlich und ausgiebig fiel Glasls Untersuchung aus. Der Satz, gewöhnliche Antiqua, ergab keinen Hinweis. Aber dem Text nach war es was Aufrührerisches, Gefährliches für die königlich-bayerische Ordnung, soviel begriff Glasl sofort. Warum sonst würde ein Polizei-Kommissär danach fragen. Sollte er die Konkurrenz vom liberalen Tagblatt in Verdacht bringen? Lieber nicht, denn der Oberste der Polizei, der Feilitzsch, sollte dem Vernehmen nach auch so ein Liberaler sein. Gerade zur rechten Zeit fiel ihm die Buchdruckergenossenschaft ein. Das war zwar keine Konkurrenz in dem Sinne, aber mit ihrer Fachausbildung von Druckern verdarben sie sämtliche Löhne; wenn einer im Fach gut war, konnte er mehr verlangen. Und wer weiss, irgendwann waren die noch grösser und besser eingerichtet wie er, dann bekamen sie seine Aufträge, unterboten gar noch die Preise. «Genau kann man es nicht sagen, wenn man nicht das Setzmaterial, die Lettern zum Vergleich hat. Aber ich könnte mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass es in der Buchdruckergenossenschaft gesetzt und gedruckt worden ist. Sowa hat man schliesslich im Griff, wenn man vom Fach ist.»

«Wenn Sie es sich noch genauer überlegen könnten, um notfalls vor Gericht darüber aussagen zu können, wäre das nicht ohne Nutzen.» Der Kommissär Gereth war von der Auskunft befriedigt, klappte wieder mit den Hacken und marschierte hinaus.

Jacob Franz war am Abend wieder zu Hause, als Kühn zurückkam. «Es wird eine Verhandlung geben, wegen Majestätsbeleidigung, sagen sie. Aber die Druckerei haben sie nicht herausgefunden. Dennoch haben sie in der Genossenschaft überall herumgesehen und die Geschäftsbücher an das Handelsgericht zur Überprüfung gegeben.» Der Kammernachbar war zuversichtlich, aber Kühn gab zu bedenken: «Weisst, die wissen immer, wo sie hinlangemüssen. Wenn die wollen, glaub ich, finden's immer was.»

Beim Bezirksrichter kam der Kommissär Gereth mit seinem «Beweis» gegen die Druckerei der Genossenschaft schlecht an. Wenn nicht zweifelsfrei feststeht, dass diese Broschüre mit dem majestätsbeleidigenden Gedicht *Ein neues Wintermärchen* in derselben gefertigt wurde, könnte man sich nicht dazu entschliessen, einzuschreiten. Der Kommissär möge sich Mühe geben, hatte es geheissen. Wenn er die Augen offenhielte, dann würden sich doch auch noch andere Anstösse ergeben. – Entschlossen, sich vom sachkundigen Glasl,

dem eingesessenen Druckermeister, fachlich beraten zu lassen, besuchte er ihn ein weiteres Mal. Sicher, dass die Behörde es nicht auf ihn selber abgesehen hatte, war er diesmal sehr obenhin, und missbilligend meinte Gereth bemerken zu müssen, dass dem Georg Glasl offenbar die Hochachtung vor seinem Dienstrock verloren gegangen war. «Ich hab nicht mein Staatsgehalt am Monatsletzen! Da muss ich mit meiner Zeit haushalten», machte er sich rar.

«Es ist aber doch eine erhabene Bürgerpflicht, dem Treiben der Radikalen Abbruch tun zu helfen», gab Gereth zu bedenken, dann bemerkte er, weniger dienstlich, beinahe kuhhandelnd, «ausserdem, wenn sich was gegen die findet, hat die Innung einen Nutzen davon, weil dann eine Schmierkonkurrenz vom Platz kommt.»

«Wo die überhaupt das Geld herhaben, die notigen Lumpen?» dachte Georg Glasl laut vor sich hin. «Führen die überhaupt ein Kassabuch, wie es Vorschrift und Brauch ist? Und die Gewerbeauflagen, werden die eingehalten?»

Was ein schlechtbesoldeter, einfacher Kommissär alles wissen sollte. «Ich hab mir gedacht, Sie, Herr Glasl, als Innungsmeister könnten Sie einen Inspektionsbesuch bei der Buchdrucker-Genossenschaft machen. Sie kennen gleich mit dem ersten Blick, wenn was nicht seine Ordnung hat.»

Da konnte man nicht nein sagen, wenn einen die Obrigkeit so dringend braucht! Glasl sagte zu, war gleich bereit, mitzugehen, schlüpfte nur noch in seinen Ausgehrock und schloss sich Gereth an. «Gehen's aber in einem Abstand von mir, sonst bekomm ich das Aufgeschau, was ich wohl mit der Polizei zu tun haben möcht'.»

Der Besuch lohnte sich. Für Georg Glasl und für Michael Gereth. Die Innung verlange es, dass man in allen Betrieben der Branche auf zunftgerechtes Arbeiten sehe, wehrte Glasl Einwände der vermaledeiten roten Genossenschaftler ab. Kein abgetrennter Lagerraum war für das Papier vorhanden, wie es die Vorschrift besagte. In Glasls eigener Druckerei war dieser Lagerraum zwar auch viel zu klein, so dass die brennbare Ware grösstenteils auch in der Werkstatt gestapelt wurde, aber bei denen da? Die waren nicht eingesessen, keine Katholiken, gar nichts, was man von ordentlichen Leuten verlangen konnte, bei denen musste man auf den Vorschriften bestehen, wär ja noch schöner. Begehrlich inspizierte er auch die Setzkästen, an denen man nichts Auffälliges fand. – Dem draussen herumschleichenden Gereth war die halbe Stunde von Glasls Umschau in dem Soziladen lang geworden. Aber was ihm dann der an Hinweisen ins Notizbuch diktierete, reichte hin, um einen umfänglichen Bericht an das Handelsgewicht zu liefern. Kein Kassabuch, jedenfalls kein vertretbares! Wie vorherge-

sehen. Denen floss, scheint's, Geld aus dem Ausland zu, zur Herstellung solcher zersetzender, hochverrätherischer Agitationsschriften? Wenig Papiervorrat, da sollte wohl der ganze Umfang der Arbeiten verschleiert werden?

Das Handelsgericht fand die Gründe für ausreichend und verfügte die Auflösung der Genossenschaft. Eine Woche später wurde die Einrichtung versteigert. Da sonst kaum ernsthafte Bieter gekommen waren, ging das meiste zu einem Preis weit unter dem halben Wert an Georg Glasl, der darin einen gerechten Lohn für sein Eintreten für die obrigkeitliche Ordnung sah. Eine Stunde hatte er dafür gebraucht, um dem Gereth den Gefallen zu tun, sich in der roten Konkurrenz umzusehen, und eine weitere Stunde hatte das Gericht ihn als Zeuge beansprucht. Dass die Setzmagazine und die Tiegelpresse mit den Spargroschen von Arbeitern gekauft worden sein sollten, – wenn diese Aussage nicht gelogen war, denen konnte man ja alles zutrauen –, machte ihm weiter nichts aus. Mit diesem zusätzlichen Gerät war er besser konkurrenzfähig. Man muss eben wissen, wo man hinlangen kann!

Wieder auf ein Gleis kommen

Der Winter 1875 auf 76 brachte viel Kälte, Schnee und Eis. Der eiserne Kannonofen bekam nicht mehr den Rauhref von den Holzwänden des Anbaus. Deshalb holte Jacob Franz seinen Schlafnächbarn samt dem Bett in seine Kammer, das sparte Brennmaterial, weil man die Türe geschlossen lassen konnte.

Der ‚*Zeitgeist*‘ erschien nun wieder, zwar mit anderem Untertitel und einem anderen verantwortlichen Redakteur. So hatten die beiden an den langen Winterabenden genügend Gesprächsstoff. Jacob Franz wartete daneben mit einiger Unruhe auf seinen Prozess. Alois Kiefer und Maximilian Ernst waren im Juni vom Bezirksgericht zu 10 Talern Geldstrafe wegen Vergehen gegen das Genossenschaftsgesetz und zu 17 Tagen Gefängnis wegen Verstoss gegen das Vereinsgesetz verurteilt worden, und in diesen Tagen hatte das Reichsgericht die Revision verworfen. –

«Wenn wir nicht mehr für die Broschüre bekommen, wird es zum Aushalten sein. Im Neudeck sind die paar Tage schon zu überstehen.» Strafen bis zu zwei Monaten wurden an den Verurteilten in dem zur Haftanstalt umgebauten ehe-

maligen Paulanerklöster in der Vorstadt Au von mehr oder weniger für die «Hiesigen» wohlwollenden Wärtern vollzogen. Für längere Strafen aber wurden die Verurteilten nach Nürnberg gebracht, und von diesem Gefängnisbau waren wilde Gerüchte von Beamten Willkür, schlechtem Essen und harter Unterbringung im Umlauf.

Kühn suchte seinen Herbergsgefährten immer wieder zu beruhigen: «Wart es ab, wie es kommt, so muss es genommen werden.»

«Nach Nürnberg geh ich nie, einige Monate in so einem Steinsarg, sowas halten meine Lungen nicht aus. Und wer nimmt dann einen so heruntergekommenen Drucker noch?»

«Was kann man machen? Du wirst es schon überstehen, und ich glaub', es wird nicht so schlimm werden.» Lieber hätte August Kühn etwas anderes gesagt, aber was? Für die Geldstrafen der verurteilten Sozialdemokraten wurde gesammelt, damit sie nicht auch noch diese Strafen in Haft umgewandelt bekommen und absitzen mussten. Er hätte gerne etwas dazu gegeben, aber sein im Sommer gespartes Geld war für einen Mantel draufgegangen, den er bei einem Tandler für abgelegte Kleider für 8 Mark erstanden hatte. Der war sogar innen mit einem Pelz gefüttert, beinahe noch herrschaftlich anzusehen, gerade recht für den Gang über das freie Feld zum Holzhof, wo der schneidende Eiswind daherwehte, dass einem der Atem in den Bart Eiszapfen fror.

Karoline war richtig stolz auf ihn gewesen, wie sie ihn zum ersten Mal in diesem Prachtstück vor der Kirche stehen sah. Überhaupt, Karoline! Ihretwegen musste er seine Pfennige beisammenhalten. Für die Zeitung der Sozialdemokraten gab er schon 60 Pfennig im Monat her, obwohl er bei Franz genausogut hätte mitlesen können. Die Gebühr für das Bürgerrecht musste er zusammenbekommen, um, sobald er darum eingeben konnte, ein Aufgebot bestellen zu dürfen. Im nächsten Jahr war er die erforderlichen fünf Jahre in der Stadt, und sie würde heiratsfähig werden. Die Familie Glasl würde schon zustimmen, wenn die Karoline danach noch einige Zeit im Haus bei ihnen arbeiten würde.

So etwas wie dem Franz dürfte ihm freilich nicht passieren. Der *bayerische Courier* hatte ihn hinausgeworfen, eine andere Druckerei ihn nicht eingestellt, etliche Wochen war er herumgelaufen, bis er dann beim *Zeitgeist* in der Theatinerstrasse von den Genossen angenommen werden konnte. Weil mit der Auflösung der Vereine auch die Unterstützungskassen von der Polizei eingezogen worden waren, hatte der Franz in den Wochen ohne Arbeit sein gesamtes Spargeld verbraucht, dazu noch Schulden gemacht, die er jetzt zurückzahlte.

Die Hilfskassen waren eine gute Sache, das musste man den Sozialdemokraten lassen. Wenn in einem Ort für einen Berufsstand die Arbeit knapp wurde, dann waren die Entlassenen gezwungen, sich entweder zu geringerem Entgelt zu verdingen oder sie mussten in eine andere Stadt weiterziehen oder ein Zigeunerleben auf der Landstrasse führen. Wie ein Bettler kam man zu einem Meister, wenn man um Arbeit und Lohn nachfragte. Wollte er einen nicht, gab er ihm einen Groschen Zehrgeld oder auch nur ein Stück Brot und schickte ihn weiter. So eine Hilfskasse aber machte es möglich, dass Kranke und Arbeitslose dableiben und von den Meistern nicht gar so ausgepresst werden konnten.

«Ich denk mir, dass die Meister das Vereinsverbot betrieben haben», nahm nach einer Pause nachdenklichen Schweigens Kühn das Gespräch mit einem neuen Thema auf, das ihn schon seit einigen Wochen interessierte.

«Nicht nur die Meister, die sind nicht mehr so bedeutend und verlieren ihren Einfluss ganz an die Fabrikanten, die ja auch bei uns mehr werden.»

August Kühn glaubte nun Bescheid zu wissen: «So bleibt alles beim Alten, die Fabrikanten nehmen die Stelle der Handwerksmeister ein und die Arbeiter die der Gesellen. Dann hat sich nichts verändert.»

«Meinst du, weil du noch zuwenig darüber gelesen hast,» sagte Franz Jacobs bedenkliches Gesicht, ungeduldig, immer wieder das schon hundert Mal Gesagte wiederholen zu müssen. «Also, hör mir mal genau zu: Ein Meister, meinetwegen ein Schmied, der hat die Aufträge von einem Bauern, einem Fuhrunternehmer bekommen, wenn die etwas von ihm gebraucht haben. Ein Fabrikant, meinetwegen der Graf Maffei, der macht es ganz anders. Für den arbeiten nicht nur die paar hundert in der Kesselschmiede in der Hirschau. Eine Eisenbahn wollte er gebaut haben, damit er Abnehmer für seine Kessel hatte. Er gründete eine Gesellschaft. Die königlichen Räte mussten Geld aus den Steuern hergeben, ein Gesetz musste gemacht werden, alles für den Fabrikanten Graf Maffei. Verstehst du, grosse Fabrikanten regieren mit im Staate!»

«Neben dem König?»

«Du meinst, so könnte man einen König loswerden? Solange so ein König macht, was diese grossen Fabrikherren wollen, solange es ihnen Gewinn einbringt, werden sie den König und seine Räte für sich regieren lassen. Wenn nicht mehr? Dann finden sich andere, die ihre Geschäfte führen, im Staat, wie in Frankreich. Aber sie selbst bauen ihre eigenen Königreiche auf, unabhängig von den Grenzen der Staaten und auch der Gesetze. Die kennen nur ein Gesetz, das heisst Gewinn oder Profit machen!»

Kühn verstand nicht gleich alles genau, konzentrierte sich auf die eine Frage, die ihn am meisten bewegte. «Du willst doch auch die Monarchie abschaffen, oder?»

«Stimmt, weil sie von vorgestern ist. Dass diese zufällige Erbfolge der Kronträger das Geschick der Völker bestimmt, obwohl diese Figuren auf den Thronen längst nicht mehr mit dem wirklichen Leben, mit der Arbeit der Menschen verbunden sind, kann uns nicht mehr passen. Soweit sind auch die Fabrikanten ein Teil des Fortschritts. Aber dass diese wenigen Fabrikbesitzer dann allein zu herrschen anfangen, uns sagen, was wir zu wollen haben, zu essen, zu kleiden, das dürfen wir nicht wollen. Schon haben einige von denen gelernt, dass man am meisten an einem Krieg verdienen kann. Wenn sich diese Erkenntnis breitmacht, werden bald viele Kriege geführt, für die sie immer stärkere, schrecklichere Kanonen und Geräte bauen lassen. Dafür wird es aber an allem mangeln, was stattdessen nicht gebaut wird: Häuser zum wohnen, Strassen, alles das, was wir mit unseren Händen schaffen können, damit es uns nützt.»

August Kühn war müde, und das viele Reden von Jacob machte ihn noch schläfriger. «Dass die Arbeit, die wir machen, nicht für die Katz ist, dass sie uns einen Nutzen bringen soll, das gefällt mir. Und auch die Hilfskassen fände ich richtig.»

In den Tagen vor Weihnachten 1875 beunruhigte dann etwas den Schlaf des Holzhoftagelöhners. Ein Brief war angekommen, aus Niedertroschelbach. Der Lehrer dort hatte ihn für den Troschelvater geschrieben. Da wurde ihm mitgeteilt, dass seine leiblichen Geschwister nun alle, bis auf eines von dem Dorfe weggegangen seien. Die Mutter, die er selbst gar nicht kannte, von der er sich nicht einmal eine leise Vorstellung machen konnte, hatte die Schwestern weggeholt und verheiratet. Peter, der ältere, war vom Ortspastor zum Theologiestudium ausersehen und in eine Pastorenschule geschickt worden. Von Wilhelm wurde berichtet, er sei als Knecht auf Wanderschaft gegangen und an einen Hof im Niederbayerischen gekommen. Nur Jakob, der jüngste von den Kühn-Kindern, sei nun noch in Niedertroschelbach. Darum ging es hauptsächlich: Ob er nicht etwas zum Kostgeld zusteuern könne, weil die Zahlungen der Mutter immer unregelmässiger ankämen. Zum Einschulen wäre eine neue Hose vonnöten und auch sonst so einiges. Man hätte schon überlegt, ob man die Gemeinde-Fürsorge in Anspruch nehmen müsse, wollte ihm aber die Schwierigkeit ersparen, im Falle des Antrages auf das Münchner Bürgerrecht eine schlechte Auskunft von der Heimatgemeinde zu bekommen.

Die wussten genau, wo sie einem packen können! – Für das Bürgerrecht war

es nötig, dass man von allen Gemeinden, in denen man gewohnt hatte, ein einwandfreies Führungszeugnis erhielt und keine Unterstützung für sich und seine Angehörigen aus der Gemeindekasse bezogen hatte. Ohne Bürgerrecht aber konnte man in der Stadt nicht heiraten und auch nicht wählen. Das eine aber hatte sich August Kühn ganz fest für das nächste Jahr vorgenommen, das andere hätte er verschmerzen können, wenigstens noch einige Zeit.

Zwei Nächte schlief er über dieser Nachricht aus seiner ländlichen Vergangenheit, von der er glaubte, er habe sie weit hinter sich gelassen. An die Staatsbahnverwaltung in der Haupt- und Residenzstadt war der bräunliche Umschlag mit dem gestempelten Landeswappen auf der Marke adressiert; irgendjemand hatte danach seine jetzige Anschrift daruntergesetzt. Er stellte sich ein kleines Kind vor, das eben erst laufen gelernt hatte, so, wie er den unbeholfen dahertapsenden Jakob verlassen hatte, als er aufbrach. Nur sehr mühsam gelang es ihm, dieses bisschen Mensch in seiner Vorstellung wachsen zu lassen, es blieb ein stupsnäsiger Kerl mit feisten, kurzen Beinen und Armen, selbst wenn er ihn in Holzschuhe und zerrissene Hosen steckte. Er musste etwas für den Bruder tun. Den Rest seiner Ersparnisse teilte er in zwei gleiche Häufchen. Eines für die Karoline, das war klar. Das andere verpackte er sorgsam in den gekrakelten Brief, den er sich abquälte und in dem er schilderte, wie teuer das Leben in der Stadt sei. Zögernd überreichte er den Wertbrief dem Postbeamten, der das unbeholfene Machwerk mit dicken Siegeln versah und ihn, sein Zögern missdeutend, beruhigte: «Das kommt bestimmt unversehrt an!»

So war das, sein Geld reichte hinten und vorne nicht, zerrann ihm zwischen den Fingern, ohne dass er auch nur irgendwie aufwendig gelebt hätte. Erst hatte er es mit dem neuen Münzsystem in Verbindung gebracht, aber er hatte sich nun schon daran gewöhnt, dass es statt Kreuzer und Thaler Mark und Pfennig gab, einheitlich im ganzen Reich, damit die Kaufleute besser damit rechnen konnten. – Noch mehr würde er sparen müssen! Über die Feiertage hinweg half ihm bei diesem Vorsatz Karoline, die manchen Brocken aus der Glaslschen Herrschaftsküche beiseite bringen konnte, indessen die Hausleute, im Schwange des Festes christlicher Nächstenliebe, auch sie nicht vergassen und sie mit zwei Aussteuerhandtüchern beschenkten. Nach der Christmette im Dom war es sogar gelungen, den August unbemerkt mit auf die Kammer zu schmuggeln.

Aber im Januar war einer von den älteren Holzhofarbeitern zu ihm gekommen. «Kühn», hatte er gesagt, «du schliesst dich doch nicht aus, wenn wir für die Holzarbeiter wieder eine Kasse einrichten, damit wir einem beistehen kön-

nen, wenn er unverschuldet in Not kommt.» Ein Zwanzigpfennigstück, den Lohn für eine Stunde in der Woche, legte er seitdem mit drauf. Bis der Gereth den Kassier für die Hilfskasse eines Vormittags mitten aus der Arbeit an der Bandsäge abholte. Am anderen Tag stand es im ‚*Zeitgeist*‘, er sei einer von 56 Mitgliedern, das mit der verbotenen Holzarbeitergewerkschaft wieder angefangen hatte. Und allen würde der Prozess gemacht. Achtmal hatte er seinen Beitrag gegeben, eine runde silberne Mark, ein silbernes Fünzfingerring und ein Groschen mehr würden in der Ritze unter dem Bettgestell liegen; aber das konnte er verschmerzen. Zorn kam in ihm hoch, wallender, giftiger Zorn, dass es nicht zugelassen sein sollte, wenn Arbeiter sich zusammentaten, um sich zu helfen.

Dieser Zorn war noch nicht geschwunden, als er tags darauf zum Kontor gerufen wurde, wo der Verwalter mit einem Gendarmen verhandelte. Bei seinem Eintritt wurde er von beiden einer misstrauischen Musterung unterzogen, als ob er ein Ross wäre, das die Seuche hätte. Dann legte der Uniformierte los: «Kühn, August? – Hat er auch seinen Beitrag bezahlt in die verbotene Gewerkschaft? – Nicht leugnen, wir wissen es!»

«Gewerkschaft?» tat er unwissend. Aber der Gendarm forschte knapp und militärisch weiter: «Leugnet er auch, dass er Geld weggeschickt hat, mit der Post, an andere Mitverschworene?»

«Nein, aber das war an meinen Bruder in Niedertroschelbach.»

«Er kann viel erzählen. Geb er zu, dass es als Unterstützung für irgendeine verbotene Sache dort war. Wir bekommen alles heraus!» Der Gendarm zog ein Notizbuch und schrieb hinein «Niedertroschelbach, 1t. Aussage Kühn.»

«Ich kann es beweisen, wirklich, es war für meinen Bruder Jakob, weil mir der Lehrer geschrieben hat, wegen einer neuen Hose und sowas. Da hab’ ich das Geld geschickt. Den Brief hab ich noch auf gehoben.»

Der Holzhofverwalter verständigte sich mit dem Gendarmen durch einen Blick, der alles mögliche für den Tagelöhner Kühn in sich schloss. Dann reichte er ihm dessen Arbeitsbuch.

«Für so einen haben wir bei der Innung keine Arbeit mehr!»

Kühn war entlassen. Der Gendarm begleitete ihn hinaus zur Herberge bei der Dannerin, weil er sich den Brief des Lehrers als Beweismittel abholen wollte; «sicherstellen», wie er es ausdrückte. Wie im Traum trottete er über die verschneite Wiese, einem bösen Traum, der ihn wieder einmal herausgerissen hatte aus der Hoffnung, endlich auf ein ruhiges Geleise zu kommen. Bei den ersten

Häusern auf der Höhe droben bat er den Uniformierten: «Könnte ich nicht etwas vorausgehen, wegen der Leute?»

«Hat er sich selbst zuzuschreiben,» brummte er, aber er liess es doch zu, dass der Abstand etwas grösser wurde.

Obwohl nach der Prüfung des Lehrerbriefes der Verdacht, er sei Organisator in einer verbotenen Arbeitervereinigung gewesen, entkräftet war, lag er ohne Arbeit auf der Strasse und bekam keine neue, weil in seinem Arbeitsbuch der Tag der Entlassung mit dem der Aufdeckung der Holzarbeiter-Gewerkschaft zusammenfiel und von den Prinzipalen in der Stadt in einen Zusammenhang gebracht wurden. Der Bettnachbar Franz half ihm aus mit Geld und Essen; schliesslich wusste er auch einen Rat.

«Wenn dein Arbeitsbuch verdorben ist, muss man dir ein neues ausstellen, das kostet dich zwar 50 Pfennig Gebühr, aber das verfängliche Datum ist weg.»

In einem abgestellten Laugeneimer der Witwe Danner verschwamm die Vergangenheit von drei Jahren Dienstzeit in München. Doch es dauerte bis in das Frühjahr hinein, bis er wieder eine Stelle fand. Mit Holzhacken für ein warmes Essen, mit Botengängen hielt er sich über Wasser, bis am 23. Juni am Promenadenplatz mit Schienenlegen für eine Trambahnlinie begann.

Die Aktiengesellschaft eines Herrn Ingenieurs Otlet aus Brüssel hatte mit dem Stadtmagistrat einen Vertrag für die Einrichtung einer Trambahnlinie, der ersten in München, ausgehandelt. Auf Schienen sollten in halbstündigem Abstand mit Pferden bespannte Wagen vom Promenadenplatz über den Stachus, Bayerstrasse, Bahnhofplatz, die Dachauer- und Nymphenburgerstrasse zum Burgfriede hinausrollen. In vier Monaten, versprach die Gesellschaft, sollte der Bau dieser Strecke vollendet sein. August Kühn war unter den Streckenarbeitern, und weil er sagen konnte, er habe schon solche Arbeit gemacht, wurde er Vorarbeiter einer Rotte, was ihm drei Pfennige mehr in der Stunde einbrachte. – Bisher hatte es in der Stadt nur die Pferdeomnibusse, viereckige, grün gestrichene Kästen gegeben, drei Fenster auf jeder Seite und Nummern, die anzeigten, welchen Weg ein Wagen nahm. Den Preis für eine solche Fahrt, ein Groschen oder früher drei Kreuzer, hatte August Kühn noch nie ausgegeben. So etwas sparte man sich, wozu hatte man seine Beine? Auch waren mit diesen Pferdeomnibussen Zechmeisters fast nur Herrschaften in der Stadt herumgefahren, oft solche, die München einen Urlaubsbesuch abstatteten, ins Theater gingen oder dergleichen.

Vier Tage nach dem Arbeitsbeginn an der Trambahnlinie stellte man die angeklagten 56 Mitglieder der Holzarbeiter-Gewerkschaft vor Gericht. Mit

Schrecken dachte Kühn daran, dass auch er beinahe mit auf die harte Bank der Anklage gekommen wäre. Beim «Birk» in der Baaderstrasse kamen nach der Urteilsverkündung viele Freunde und Mitglieder des sozialdemokratischen Wahlvereins zusammen, und der Schriftsetzer Kiefer berichtete über die Härte der Strafen und die Willkür der Verhandlungsführung.

«Erst nahm man die Mitglieder der Holzarbeiter-Hilfskasse daran. Ohne grosse Umstände diktierte man ihnen Gefängnisstrafen von 14 Tagen bis zu zweieinhalb Monaten zu. Aber dann trat noch der Bezirkskommissär Michael Gereth als Zeuge auf und behauptete, er wisse von Gewährsmännern, dass die Beiträge der Holzarbeiter an die Führer des verbotenen Arbeiterpressevereins gegangen seien, zwecks Herstellung von Agitationsmaterial. Den Heinrich Oehme und mich rief der Richter dann als Zeugen und fragte, was wir mit dem Geld gemacht hätten. Wir sagten, wir hätten kein Geld bekommen. Der Gereth, von unserem Anwalt gefragt, woher er denn zu seiner Weisheit käme, sagte, er könne nicht seine Gewährsleute preisgeben. Da liess ihn der Richter schwören, dass er wisse, wir hätten das Geld bekommen. – Ich rief dazwischen, ob nicht vielleicht Herr Bezirkskommissär das Geld aus der Kasse genommen habe, aber da hat man mir das Wort entzogen. Nachdem Gereth seinen Eid geleistet hatte, wurden wir nochmals gefragt. Wir blieben bei unserer wahren Aussage. – Ob wir damit sagen wollten, der Herr Bezirkskommissär hätte einen Meineid geleistet, fragte uns der Richter. Oehme meinte, warum nicht? Und ich sagte, ich traue ihm jeden Meineid zu; wenn es kein Irrtum ist, muss es ein Meineid sein.

Der Staatsanwalt hat angefangen zu toben, der Richter ist rot vor Wut geworden und hat uns auf die Anklage gesetzt. Wegen Beleidigung des Bezirkskommissärs Gereth bekam ich viereinhalb Monate zudiktiert, Oehme nur dreieinhalb. – Üb' immer Treu und Redlichkeit, kann ich da bloss sagen.»

«Meineidmichel» entfuhr es August Kühn. «Meineidmichel» echote Jacob Franz, das Wort wurde von den umsitzenden Genossen auf gegriffen, Fäuste, im Zorn geballt, donnerten auf die grob gehobelten Wirtshaustische. «Meineidmichel» – «Meineidmichel» schrien die sechzig oder siebzig Männerkehlen in die Sommernacht hinaus, dass es die halbe Strasse hören musste. Alois Kiefer winkte um Ruhe, verlegen fast wegen der Ovation, die ihm mit dem Spitznamen für den verhassten Gegenspieler dargebracht wurde. «Vergesst nicht dem Gereth seinen Obersten, vergesst auch nicht, für wen der uns so zusetzt: für die Grossbrauer, für die Fabrikanten und ihren Anhang. Vergesst es nicht über so einer Kreatur!»

Wer nicht beleidigt werden darf

Der Schienenbau schritt rasch voran. August Kühn war froh, dass es nun aus der inneren Stadt hinausging. Jeden Morgen gab es Auseinandersetzungen mit den in den anliegenden Häusern wohnenden Bürgern, die sich vom Baulärm zu so früher Stunde gestört fühlten und ihren Unmut auf die Streckenarbeiter abladen. «Ja was meint's denn ihr, Lumpengesindel, hergelaufenes, was ihr für einen Krach machen dürft's?» – «Geschäftsschädigung!» – «Ruhestörung!» – Aber jede Rotte hatte von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends eine genau abgemessene Strecke zu schaffen. Ein späteres Anfahren in der Frühe hätte die sehnsüchtig erwartete Mittagspause verkürzt, wo man sich von der Schufterei eine Stunde lang erholen konnte, bis es noch einmal einen halben Tag hinein ins Geschirr ging.

Als Vorarbeiter einer Rotte war er nicht von der Knochenarbeit befreit, aber für die drei Pfennige mehr gehörte es neben dem Überwachen der Arbeit der anderen und der Werkzeug- und Materialbeschaffung auch zu seinen Aufgaben, erboste Bürger zu besänftigen. Nur die Sprachen rund ums Mittelmeer übertreffen das Bayerische in seiner Vielfalt an Schimpfworten. August Kühn lernte in den ersten Wochen bei der Trambahnlinie den grösseren Teil davon kennen und musste ihn über sich ergehen lassen, ohne selbst besonders heftig werden zu dürfen, wollte er nicht eine Beschwerde riskieren, die ihm unter ungünstigen Umständen um seine mühsam erworbene Stelle gebracht hätte. Er verschanzte sich bald hinter der immer gleichbleibenden Antwort: «Wir haben den Auftrag! Unsere Gesellschaft baut die Trambahn für den Magistrat. Der ist für Beschwerden zuständig!»

Seit dem Abend bei Birk gab es für Jacob Franz fast nur noch einen Gesprächsstoff. «Wenn man für Beleidigung eines Bezirkskommissärs viereinhalb Monate bekommt, was bekommt man dann für Majestätsbeleidigung?» August Kühn konnte, das Schlagen der Vorschlaghämmer auf die Schwellen noch in den Ohren, halbblahm auf dem Strohsack liegend, keine ermutigende Antwort geben. «Wird schon nicht so wild werden, lass es herankommen.»

15. Juli 1876: Der Termin vor dem Schwurgericht für die Majestätsbeleidiger Franz, Rottmanner und Kölle. Der *„Bayerische Courier“* hatte das Ereignis schon in der Nummer am Vortag angekündigt, um geeignetes Publikum auf die Zuhörerbänke des Gerichtssaals zu bringen. Die neugierigen Blicke der «eingegessenen» Bürger verstärkten noch den Trotz, den sich Jacob Franz als Rüstung angelegt hatte, um vor den Rächer der verletzten Ehre der Majestäten zu

treten. Auch einige Genossen hatten sich eingefunden, um den Angeklagten durch ihre Anwesenheit das Gefühl zu vermitteln, nicht allein zu sein. Zusammengelegt hatten sie auch, damit ein Anwalt die drei vertreten konnte und sie nicht auf die Fürsprache eines vom Gericht bestellten Pflichtverteidigers angewiesen waren. Dieser Anwalt lieferte nun dem Staatsanwalt gleich zu Beginn der Verhandlung ein wortreiches Gefecht, von dem Franz, aber auch die Schöffen, gestandene und bierzufriedene Männer aus der gehobenen Steuerliste, wenig oder auch gar nichts Sinnreiches mitbekamen.

Nachdem er und die beiden Mitangeklagten vom Richter zur Person befragt worden waren, setzten die gelehrten Paragraphen] ongleure ihren Streit fort, und Franz versuchte mühsam, sich einzuhören, bis sie wieder an der Reihe waren, vom Richter beinahe leutselig aufgefordert, zur Sache ihre Aussage, am besten ein reumütiges Geständnis, zu machen.

«Das Pamphlet hat er also nicht gedruckt, der Jacob Franz? Sagt er uns! Aber selber gelesen hat er es doch? Hat er sich nicht denken können, dass es eine Beleidigung der hohen und höchsten Majestäten ist, sie mit Vögeln zu vergleichen?» «Nein!»

Der Richter wurde nun eine Spur ungnädiger. «Was nun? Nicht gelesen oder nichts gedacht?»

«Gelesen schon und gedacht auch. Aber es ist von keiner Majestät die Rede im ‚Neuen Wintermärchen‘, an keiner Stelle. Ich hab’ es recht lustig gefunden...»

Das genügte. Der Staatsanwalt donnerte dazwischen. «Zu Protokoll nehmen! Er hat es lustig gefunden, dass seine Majestät der Kaiser als Kuckuck und unser bayerischer Landesherr als Zaunkönig bezeichnet wurde.»

Kölle und Rottmanner, die beiden Genossen folgten dem vor der Verhandlung gegebenen Rat des Anwalts und bestritten, die Broschüre gelesen zu haben. Trotzdem gelang es dem Staatsanwalt mühelos, die Schöffen auch von deren Schuld zu überzeugen. Nichts nützte es, dass der Verteidiger von künstlerischer Freiheit schwätzte, mit Beispielen wie «Don Quijote» und «Gullivers Reisen» aufwartete. Die eingesessenen Bürger auf der Schöffensbank drängte es schon zu ihren Stammtischen, wo sie, bestaunt von den Kumpanen berichten wollten, wie sie mit den gottlosen Revoluzzern umgesprungen waren. Nach kurzer Beratung lautete das Urteil: Drei Jahre und acht Monate für Jacob Franz, den man als Rädelsführer ansah, je zwei Jahre für die anderen.

«Da legen wir natürlich Revision ein», suchte der Anwalt die Verurteilten

rasch wieder aufzurichten. Er sagte ‚wir‘, als ob auch ihm die Festung Nürnberg zudiktirt worden wäre, dabei gab er sich so geschäftig, als ginge es um das Aushandeln eines Ehevertrages. Haftbefehl war keiner ergangen, so konnten die Verurteilten, begleitet von den Genossen, das Gericht verlassen. Auch die waren über die zugemessene Strafhöhe aufgebracht und rieten zur Revision.

August Kühn war in der Mittagsstunde ohne Essen in die Stadt hineingelau- fen und dem Grüppchen begegnet, das Jacob Franz debattierend begleitete. Ei- gentlich hatte er vorgehabt, ihm irgendwie zuzureden, dass es nicht so schlimm werde und ihm ein Teil der Strafe auf Gnadenwegen erlassen werde. Aber als er das versteinerte Gesicht mit den zornig-entschlossenen Augen sah, kam ihm solches Gerede überflüssig vor. Er schlug ihm freundschaftlich auf die Schulter. «Haben’s dich also nicht dabehalten. Bis heute nach Feierabend also!» Und dann trabte er zurück zu seinen Schienen.

In den darauffolgenden Wochen war bei den Genossen vom Wahlverein öf- ter die Rede vom überraschend strengen Urteil, und es ging das Gerücht unter ihnen, dass Freiherr von Feilitzsch auf den Richter eingewirkt habe, ein Exem- pel zu statuieren. – August Kühn tat sein immer hilfsbereiter Stubbennachbar leid, aber den Sommer über gab es für ihn doch noch Wichtigeres, als über des- sen Verurteilung nachzusinnen, was Jacob Franz auch nicht geholfen hätte. Al- lem voran war da Karoline, nun schon sechzehn und im Ausgang nicht mehr gar so eingeschränkt. Die Sonntagnachmittage spazierte er mit ihr froh hinaus an die Isar, wo sich in den schattigen Büschen noch manche Gelegenheit bot, Gründe für Karolines Beichte zu schaffen. Auch auf das Oktoberfest konnte er sie in diesem Jahr schon führen; sie besuchten eine Wirtsbude, wo zum stark eingebrauten braunen Bier die Kapelle Militärmärsche schmetterte, solche, wie sie der Teerpappen-Beck komponiert hatte. «Bayrischer Defilirmarsch von Jo- sef Beck», August Kühn war ein bisschen stolz, dass er in der nächsten Nach- barschaft von so einem bedeutenden Menschen wohnte.

Danach wurde die erste Trambahnstrecke Münchens fertig und konnte dem Verkehr übergeben werden. Für die meisten Streckenarbeiter hiess das, den Winter ohne Verdienst zu sein. Dennoch waren sie der Aufforderung der Ge- sellschaft gefolgt und standen in ihrem besten Sonntagsstaat Spalier am Prome- nadenplatz. Sie durften zusehen, wie die mit Blumengirlanden geschmückten weiss-blauen Trambahnwagen von glänzendgestriegelten Pferden auf den Geleisen heranrollten, wie der Ingenieur Otlet aus Brüssel in geziertem Deutsch dem Bürgermeister von Erhardt schmeichelte: «Ich habe für Sie die Bahn ge- baut, s’il vous plaît, bitte nehmen Sie Platz zu einer Probefahrt.»

Er hatte die Bahn gebaut? August Kühn fühlte mit dem Finger über die Schwielen an seiner rechten Hand. Da stiegen nun alle Räte des Gemeindegremiums ein, auch der Polizeidirektor Feilitzsch, machten eine Stunde lang eine Spazierfahrt, und sie bekamen inzwischen den letzten Lohn ausbezahlt. Aber dann wischte er diesen Gedanken weg. Er war ja gut dran, man hatte ihm versprochen, ihn den Winter über als Wagenpfleger weiterzubeschäftigen. Zwar würde das eine Nacharbeit sein, denn untertags mussten die Trambahnen ja fahren, um Geld für die Gesellschaft zu bringen. Aber bis er wieder etwas anderes gefunden hätte, konnte er mit den paar Mark für die Miete und Essen zufrieden sein. Und im nächsten Jahr sollten noch weitere Strecken gebaut werden.

Wegnahme fremden Eigentums in rechtswidriger Zueignungsabsicht

Im Spätherbst, als man nicht mehr an die Isarau hinaus konnte, weil das unfreundliche Wetter Karolines Beichtspiegel-Sünden nicht zuließ, nahm August Kühn seine Besuche in der Dienstbotenkammer im Glaslhaus wieder auf. Bis eine Woche vor Weihnachten Karoline aufgeregt in die spärlich beleuchtete Trambahneinstellhalle gelaufen kam, wo der Liebste seinen Nachtdienst versah, Stränge und Pferdezaumzeuge in gebrauchsfertigen Zustand brachte und die Wagen auskehrte. «Du, August, ich glaub', die Köchin hat gestern etwas gemerkt, dass du bei mir droben warst. Sie will es auch den Herrschaften sagen. Was sollen wir bloss machen?»

Für August Kühn war in seinen Überlegungen, die er schon lange und immer wieder angestellt hatte, alles so klar. «Ich geh' in den nächsten Tagen zu deiner Herrschaft hin und sag', dass wir heiraten, sobald das Geld beisammen ist. Dann können sie dich auch nicht mehr mit dem Ausgang so knapphalten.»

Karoline sah nun noch erschreckter drein. Zaghafte brachte sie ihren Einwand an. «Meinst, die lassen sich so leicht eine Dienstmagd wegnehmen?»

Mitfühlend hob August Kühn sein Mädchen erst einmal in einen Trambahnwagen, auf einer Bank drinnen rückten sie aneinander, um sich gegenseitig den Frost von den Gliedern zu vertreiben, und wälzten ihr gemeinsames Problem. Schliesslich, als es für Karoline höchste Zeit zum Heimgehen war, einigten sie

sich auf den Vorschlag, den er schon gleich zu Anfang gemacht hatte.

«Also, kommst am ersten Feiertag, da sind sie bei guter Laune. Dann wird es schon nicht einen Krach geben.»

Karoline hatte den Besuch ihres künftigen Bräutigams mit aller Vorsicht und dem Einfallsreichtum einer Verliebten vorbereitet, die Köchin ins Vertrauen gezogen und die Dienstherrin mit Andeutungen dahin gebracht, bis sie, neugierig geworden, gegen eine Vorsprache des Auserwählten nichts einzuwenden hatte. So wurde August Kühn, der, aufgeregt, dass er sich nicht daneben benehme, besonders steif vor der Tür stand, von der Meisterin Glasl persönlich genötigt, seinen Mantel abzulegen und in die gute Wohnstube zu treten, wo schon eine nachmittägliche Festtagsrunde beisammensass. Den Ehrenplatz am Tische nahm ein einflussreicher Gast Glasls, der Rechtsrat Rupprecht, ein; auch der Bruder Karl, der Oberexpeditor, mit seiner Frau waren da, und August Kühn musste sein Erschrecken verbergen. Doch es wurde für ihn ein Stuhl zu-rechtgerückt, und er bekam ein Glas Punsch eingeschenkt. Dem Rechtsrat als Ehrengast fiel ganz selbstverständlich die Aufgabe zu, den Gespons der Magd Glasls zu befragen. «Sagen'S, das Bürgerrecht haben Sie noch nicht in der Stadt?» – Als Magistratsbeamten gab es für ihn offenbar nichts Wichtigeres als dieses Stück Papier. Aber mit «Sie» sprach ihn dieser wichtige Mensch an! August Kühn liess sich von dieser Anrede so beeindrucken, dass er nicht gleich eine gemessene Antwort fand, und der Oberexpeditor gehässig seine Bemerkung anbringen konnte. «Aber bei den Sozialdemokraten ist er!»

Prüfend spähte der Rechtsrat über den Kneiferrand auf den unbehaglich auf seinem Sitz rutschenden Arbeiter. Dann trug er der übrigen Tischrunde seine Belehrung vor. «Die Sozialdemokraten sind nicht so schlimm, wie man sich das am Anfang gedacht hat. Nur die Vereine in den Betrieben waren eine böse Angelegenheit, aber die sind nun in Bayern alle verboten. Im Reichstag dagegen hat sich gezeigt, dass sie zusammen mit unserer bayerisch-katholischen Partei gegen den Preussen Bismarck zusammengehen. Ich kann mir gut denken, dass die Sozialdemokraten einmal genauso zu den staaterhaltenden Parteien gehören, wie unsere auch. Neben den Arbeitern haben sich schon viele Leute von Stand und Bildung ihrer Partei angeschlossen, und diese werden sich an die Spitze setzen, alle radikalen Tendenzen, soweit sie noch vorhanden sind, entschärfen und die politische Auseinandersetzung auf die Parlamente beschränken. Ich glaube, man sollte den unteren Ständen ihre Partei lassen.»

Karl Glasl wagte keinen Einwand mehr, und Rupprecht konnte sich wieder

in seiner Befragung zur Person ergehen. Kühns Auskünfte kamen nun auch ohne Scheu, ja, er sah diesen klugen Magistratsbeamten beinahe als Helfer an, um zu seinem Ziel zu kommen. Offenbar fand Rupprecht nicht einmal die mangelnden Ersparnisse für bedenklich, eher schon seinen derzeitigen Stand als Gelegenheitsarbeiter bei der ausländischen Trambahngesellschaft und seine protestantische Religion.

Dem bisher nicht zu Wort gekommenen Hausherrn gab er, ohne den Betroffenen weiter anzuhören, den bestimmten Rat: «Er müsste halt wieder in eine geregelte Arbeit finden, aber sowas gibt sich – und die Karoline ist doch katholisch?» – Georg Glasl nickte eifrig, er würde sich doch nur jemand Rechtgläubigen unter sein Dach holen, das verstand sich von selbst. – «Damit sie in der Kirche heiraten können, müsste der Bräutigam schon in die katholische Kirche eintreten.»

«Solange kein Kind unterwegs ist, kann ja die Karoline bei uns bleiben», wahrte die Hausfrau ihre Interessen. Ihr Schwager Karl sah beleidigt drein, weil er mit seinem Einwand nicht durchgedrungen war. Aber wenn man nichts auf seinen Rat geben wollte ...

Karoline hatte schon ungeduldig gewartet, dass man sie dazuholen wollte. Ganz aus dem Häuschen geriet sie, als sie dem zustimmenden Nicken des Meisters und der Meisterin entnehmen konnte, dass die Sache in ihrem Sinn entschieden worden war. Ab halbacht Uhr abends durfte sie nun ausser Haus gehen, um zehn Uhr spätestens musste sie werktags zurück sein. Und die Hausarbeit durfte natürlich nicht darunter leiden, sonst... Der Karoline war es ohnehin klar, dass sie im Glashaushalt war, um dort die grobe Arbeit zur Zufriedenheit zu erledigen, zu was war man denn sonst da? Da hätte es gar keine drohende Ermahnung gebraucht.

Für die nächste Zeit hiess es nun, nicht nur jeden Pfennig vor dem Ausgeben zweimal umzudrehen. Wenn man etwas zusammenbringen wollte, durfte jede dritte Mark einfach gar nicht aus der Hand gelassen werden. Sogar als die schwere Knochenarbeit des Geleisbaues für die zweite Münchner Trambahnlinie im Frühjahr wieder begonnen werden konnte, sparte sich August Kühn oft das Mittagessen, begnügte sich mit einem Kanten trockenen Brotes.

Auf dem Heimweg kam er meistens mit knurrendem Magen an dem Diensthäuschen des Glasbruders Karl vorbei. Wenn es bei dem auch nicht so aufwendig herging wie beim Druckereibesitzer, so fehlte dank der häufig vom Schwiegervater beige-steuerten Schinken, Kartoffeln und Obstpakete, die vom Bauernhof abfielen, kaum etwas zu einem behäbigen Beamten wohlstand. – An einem Tag lagen, auf einem Brett zwischen zwei Zaunpfählen aufgereiht, wohl ein Zentner von den grünen, schon etwas verschrumpelten Bauernäpfeln, wie sie

wegen ihrer langen Haltbarkeit gerne im bayerischen Oberland gezogen wurden. Die Oberexpeditorin hatte sie aus dem Paket gepackt und in die Sonne gelegt, damit der ihnen anhaftende Modergeruch aus dem heimatlichen Bauernkeller verflöge. Zwei der vorjährigen Lederäpfel hatten sich selbständig gemacht und waren in den Strassenstaub vor den Zaun gekugelt. August Kühn bückte sich nach ihnen, ohne sich etwas dabei zu denken, wischte den einen am Ärmel sauber und biss kräftig hinein. Sicher hätte er es nicht anders gemacht, hätte er den ebenfalls von seiner Arbeit kommenden Oberexpeditor hinter sich kommen sehen; denn in Niedertroschelbach gehörte es zu den Selbstverständlichkeiten, Fallobst aufheben zu dürfen.

«Hab ich ihn ertappt, den Dieb!» brüllte Karl Glasl schon von weitem und beschleunigte seine Gangart. «Aha, der Kühn, der Sozialdemokrat, das passt ja zusammen, keinen Respekt vor fremder Leute Eigentum!»

Dieb hatte ihn noch keiner genannt, und auch der Oberexpeditor durfte das wegen der von der Strasse aufgelesenen Äpfel nicht tun, das würde er sich nicht gefallen lassen. Er blieb stehen, bis sein früherer Vorgesetzter heran war. Aber der gab keine Ruhe, auch als er auf Armlänge vor ihm stand und den zweiten Apfel in der Hand hielt, den ihm der nun doch reichlich verstörte Kühn gab und dabei versuchte, den Sachverhalt darzustellen. Unglücklicherweise patrouillierte ein Gendarm mit schepperndem Säbel an der Seite heran. Vom lautstarken Gekeif Glasls angelockt, wollte er zunächst einmal schlichtend eingreifen. Aber der Oberexpeditor steigerte sich noch mehr in seine künstliche Wut hinein, sah vielleicht auch die Möglichkeit, seine Niederlage, denn als solche sah er die Vereinbarung im brüderlichen Wohnzimmer am Weihnachtstag an, irgendwie wettzumachen. August Kühn begehrte auf, als er dem Gendarmen gegenüber noch einmal «Dieb» genannt wurde, der sah auch so aus, als ob er ihm eigentlich recht geben wollte, aber dann notierte er doch den Vorfall in seinem Dienstbuch, um dem beamteten Anzeiger zu Gefallen zu sein.

Karoline war nicht wenig aufgeregt, als sie von der Sache erfuhr. Ihr August angezeigt, gar noch vorbestraft, wenn es krumm ging! Der jüngere Glasl war schon ein ekelhafter Kerl. Dann beruhigte sie sich nach und nach wieder und dachte, wegen eines solchen schon halbvertrockneten Apfels wird man kaum viel drum herum machen.

Beinahe wäre es auch ohne Nachspiel verlaufen. Der Gendarm kam von seinem Reviergang ins Wachlokal zurück. Dem Vorsteher schilderte er, weil sich sonst nichts Besonderes zugetragen hatte, diesen nach seiner Meinung unwich-

tigen Vorgang und hoffte, damit die Verantwortung dafür loszuwerden, ohne sich noch eine lästige Schreibe damit machen zu müssen. Auch der Vorsteher hörte sich lustlos den Bericht an und wollte schon abwinken, als ihn der genannte Name des Anzeigers aufhorchen liess. «Wie war der Name des Geschädigten?»

«Glasl, Karl, Staatsbahn-Oberexpeditor». Glasl? Da gab es doch noch einen Glasl, einen, der bei der Innung das grosse Wort führte und dazu noch in der ultramontanen Partei war? Da musste man schon vorsichtig sein. Und er legte ein eigenes Reportblatt an, schrieb mit steifen Buchstaben darüber: «August Kühn, Anzeige wegen Wegnahme fremden Eigentums in rechtswidriger Zueignungsabsicht...» So rollte der Apfeldiebstahl weiter, viel weiter, als es der verschrumpelte corpus delicti gekonnt hätte. Hinein in die Instanzen der königlich bayerischen Justizverwaltung.

Weit mehr Umstände bekam diese erhabene Institution durch einen anderen Vorfall, einige Wochen später, durch einen Brand in den Güterhallen, genauer im Lager der Fässer mit dem Signallampen-Petroleum. «Rätselhafte Entflammung der Petroleumfässer im Staatsbahnlager» berichtete am anderen Tag der ‚*Kourier*‘. Es wurde vermutet, dass einige Fässer undicht geworden waren, aus welchem Grund auch immer, dass sich das ausgelaufene Petroleum irgendwie entzündet hätte, eventuell an der Glut eines Stumpens, wie sie sich der Oberexpeditor hie und da leistete. Karl Glasl wurde bis zur Klärung des Herganges einmal beurlaubt, mehr konnte man gegen ihn nicht unternehmen, wollte man nicht seinem ehrbaren und eingessenen Bruder geschäftlichen Schaden zufügen und der, nicht wahr, sollte nicht unter dem Leichtsinne des jüngeren Glasls zu leiden haben.

Karoline hätte helfen können, den Fall aufzuklären. Aber wäre das nicht Untreue der Herrschaft gegenüber gewesen? Sie wusste, weshalb nach dem Brand leere Fässer festgestellt worden waren. Ihr Inhalt war in die Lampen der Glaslschen Setzerei gewandert, sie selber hatte einmal das teure Öl in einer bauchigen Deckelkanne vom Bruder Karl abgeholt. Als sie ihrem Bräutigam davon erzählte, war auch der alte Köhler dabei. Der riet dringend davon ab, dieses Wissen weiterzutragen oder gar zur Polizei zu gehen, weil man ihr das nicht glauben, eher einen Akt der gehässigen Rache für die Anzeige ihres Bräutigams darin sehen würde. August Kühn war inzwischen in der Apfelsache vorgeladen und nochmals vernommen worden. Genaue Auskunft hatte er geben müssen, ob er an jenem Abend Geld bei sich getragen hatte und wieviel, was er tagsüber gegessen hätte und was, welche Gefühle er gegen seinen früheren Vorgesetzten hätte; lauter Dinge, die für August Kühn zu der Sache keinen Zusammenhang

ergaben. Anscheinend aber für den vernehmenden Referendar des Staatsanwalts, der alles aufschrieb und dazu bedenklich den Kopf auf dem Hals im Stehkragen bewegte.

Ein «grosser» Mann kann helfen...

Seit der Ausgang für sie nicht mehr so sehr eingeschränkt war, liess sie keine Sonntagsmesse mehr ausfallen. Die häufigen Besuche des allzu ungeduldigen Verlobten sorgten dafür, dass die noch ledige Weibsperson Karoline Schmid auch oft Grund zur Beichte hatte. Bei einem ihrer Gänge zum Beichtstuhl wurde sie von dem jungen, freundlichen Kaplan gefragt, ob sie mit ihrer Stimme nicht zum höheren Lobe des Herrn beitragen möchte, im Kirchenchor, für den man noch einige Sängerinnen suche. – Das war schon was für eine Dienstmagd! Im Sonntagsstaat auf der Empore bei der Orgel zu sitzen, wo man von allen Kirchenbesuchern gesehen wurde, neben den Töchtern der eingessenen Bürgerfamilien.

Die Glasls konnten ihr die Erlaubnis dazu nicht verwehren, zumal der Pfarrer Westermayer gerade in der letzten Zeit zu einem bekannten Mann in der Stadt geworden war, weil er am wuchtigsten und mit lautstarker Entschiedenheit jenem Domherrn Dollinger entgegengetreten war, der das neueste Kirchendogma in Zweifel zog: dass der Papst in Rom ex cathedra immer von der göttlichen Wahrheit erfüllt sei. Diesem dickköpfigen Dollinger hatte es der Pfarrer Westermayer gezeigt, dass man nicht gegen seine Oberen aufstehen darf, schon gar nicht gegen den Allerhöchsten. Wenn sogar in der Kirche solcher Zwiespalt aufkommen könne, sei das Zeichen einer Zeit voller Rebellion und Aufruhr, sagten die Bürger, und nur wenige fanden sich in der von Dollinger gegründeten Alt-Katholischen Kirche zusammen. Westermayer holte man sogar in die bayerisch-katholische Partei, und bald galt dort sein Wort ebensoviel wie das durch das neue Dogma abgesicherte Wort des Papstes.

Zu Pfingsten widmete sich der grosse Kirchenmann selbst seinen Schäflein vom Chor, um eine Auswahl unter ihnen zu treffen, wer an der grossen Fronleichnamsprozession bei den Evangelien singen dürfe. Dabei gab er sich leutselig, fragte die Einzelnen nach Beruf und Herkommen. Auch Karoline wurde

von ihm so examiniert. Schliesslich versicherte er noch allen, dass sie mit bedrückenden Sorgen bei ihm immer ein offenes, väterliches Ohr finden würden.

Karoline überlegte. Ob mit den bedrückenden Sorgen vielleicht so etwas gemeint sein könnte, wie eine feste Arbeitsstelle für den August, damit sie endlich zu einem ehelichen Segen kamen? Eigentlich hätte sie gern mit ihm darüber geredet, aber sie kannte ja schon seine Gleichgültigkeit in Religionsdingen. Dass er zu den Katholiken überwechseln sollte, um mit ihr vor den Altar treten zu können, das hatte ihn nicht sonderlich berührt. «Es ist mir gleich, ich geh nicht in die eine und nicht in die andere Kirche», hatte er dazu bemerkt, gleichgültig und auch ohne besondere Ablehnung im Ton: «Bekommen kann man von keiner was.» Das fiel Karoline nun ein, bestärkte ihren Vorsatz, den Stadtpfarrer Westermayer wegen einer Stelle für den Bräutigam anzusprechen. Der August sollte sehen, dass er von der katholischen Kirche doch etwas bekommen konnte!

Nach einigen vergeblichen Vorsprachen und erst, nachdem sie die Köchin von der Dringlichkeit ihres Anliegens überzeugt hatte, fand der einflussreiche Stadtpfarrer einmal Zeit für sie. Er liess sich von seinem Pfarrkind berichten, was dieser entlassene Güterhallenarbeiter für einer sei, brachte die Aufgeregte in Verlegenheit mit seiner vorwurfsvoll gestellten Frage nach geschlechtlichem Verkehr, versprach dann aber, sich für die Sache verwenden zu wollen. Katholisch müsste der Verlobte, das bitte er sich aber aus, schon noch werden. Und dann natürlich so bald wie möglich heiraten, damit ehrliche Kinder kommen könnten, katholische, versteht sich. Zunächst einmal also den Übertritt, und mit der Urkunde dürfe sie ihn wieder besuchen, so in zwei, drei Wochen.

Seit er in der Stadt war, hatte August Kühn nicht die evangelische Mathäuskirche betreten, dieses klassizistische Bauwerk, das der königliche Baumeister Klenze vor einigen Jahrzehnten schon auf dem Gelände der geschleiften Wälle an der Sonnenstrasse errichtet hatte. – «Wenn du meinst, es nützt etwas», gab er Karoline leicht nach, als sie ihm die Formalität des Bekenntniswechsels vorschlug und meinte, ihm den Schritt noch mit der Bemerkung «es gibt ja so nur einen Herrgott» erleichtern zu müssen.

Er glaubte nicht recht daran, dass sich ein Pfarrer wirklich dafür einsetzen würde, ihm zu einer sicheren und halbwegs gut entlohten Stelle zu verhelfen, und als Mesner würde ihn ja wohl keiner wollen, oder? So überraschte ihn Karoline ein paar Wochen später mit der Nachricht: «Du, stell dir vor, bei der Bahn sollst wieder anfangen! Was sagst? Das hat der Herr Stadtpfarrer Westermayer für dich getan. Sag, ist das nicht ein grosser Mann?»

Irgendwie ärgerte es August Kühn schon, dass sie den Westermayer einen «grossen Mann» nannte, bloss weil er ihm wieder die Arbeit vermittelte, die ihm ein Glasl weggenommen hatte. War das vielleicht ein Geschenk? Geschenkt wurde einem als Packer in der Güterhalle bestimmt nichts! Aber er wollte Karoline die Freude nicht verderben und behielt seine Meinung für sich. Wenn er aber gewusst hätte, was Karoline später davon alles ableitete, hätte er bestimmt den Mund aufgemacht.

Wirklich stellte man ihn im August, als es mit dem Bau der Trambahnlinie schon dem Ende zu ging, an seiner früheren Stelle in der Güterhalle wieder ein. Das Stehpult des beurlaubten Karl Glasl nahm nun ein schon etwas älterer, rundlicher und rotgesichtiger Mann namens Xaver Oetzinger ein, der sich von unten herauf hochgedient hatte und erst nach dem Brand zum Oberexpeditor befördert worden war. Neugierig forschte er August Kühn aus, als er sich bei ihm zum Dienstantritt meldete.

«Ich hab gehört, er ist ein Sozi? Aber das kann doch nicht sein, weil sich jetzt die Ultramontanen für seine Einstellung verwendet haben. Wie verhält sich denn das nun?»

Er hatte «Ultramontanen» gesagt, also gehörte er wahrscheinlich selbst zu den Liberalen, die das bayerisch-katholische Zentrum so titulierten. Da musste sich August Kühn in Acht nehmen, um nicht gleich wieder ins Fettnäpfchen zu treten. – «Ich bin nicht bei den Sozialdemokraten, nur eine Zeitung von denen hab' ich gelesen und bin dafür vom Herrn Oberexpeditor Glasl entlassen worden.»

Der hinter dem Stehpult schaut ihn nicht ungut an, ermuntert ihn, noch mehr zu erzählen. «Hat der Glasl was gegen ihn gehabt?»

«Ich könnt mir nicht denken was. Ich hab meine Arbeit gemacht, ohne Beschwerden ...»

«Das mein ich nicht, ich denk, sonst noch was... Persönliches? Könnte ja sein?»

Der weiss schon etwas, denkt Kühn und berichtet von der Anzeige mit dem Apfel. Dabei hatte er das Gefühl, dass der andere zusehends wohlwollender wurde. Franz Xaver Oetzinger kam selber aus kleinen Verhältnissen, er hatte Glasl in der Tat nicht besonders leiden können, diesen zigarrenrauchenden Bürgersohn, der ihm vor der Nase sass und anderen Leuten, die darauf angewiesen waren, sich hochzudienen, den Platz wegnahm. Als er von dem Arbeiter auch noch erfuhr, dass dessen Braut bei der Druckerei Glasl im Dienst war, reimte er sich rasch einiges zusammen und verbreitete seine Ansichten auch noch bei den anderen Beamten des Münchner Bahnhofes. Unter denen liefen ohnehin

schon etliche Gerüchte um, was mit dem beurlaubten Kollegen alles nicht in Ordnung gewesen sei.

Das kam nun wiederum Kühn zugute, als er sich im November einen Tag freigeben lassen musste, um vor dem Stadtgericht zu erscheinen. Er hatte das gönnerhafte Mitgefühl der Beamten, die Glasl verurteilten wegen seiner klebrigen Gehässigkeit gegen den Arbeiter, bei dessen Verlobten er einmal nicht hatte landen können, wie der Oetzinger hinter vorgehaltener Hand verbreitet hatte. Ohne grosses Aufheben liess man ihn ziehen.

Dann sass er unruhig auf der Wartebank vor dem Richterzimmer, zwischen Dienstboten, die von der Herrschaft wegen kleiner Vergehen verklagt worden waren. Hörte zu, was die Leidensgenossen über ihre «Verbrechen» flüsternd untereinander austauschten, die sie hierher auf die Armesünderbank des Stadtgerichts gebracht hatten. Was es doch alles gab. Eine Kellnerin war vom Wirt vor allen Gästen geschlagen worden, weil sie zurückschlug, sass sie nun hier. Dem Wirt stand das Züchtigungsrecht zu! Eine Köchin hatte für rückständigen Lohn das Bettzeug aus der Kammer mitgenommen und nun wegen Diebstahl die Anzeige bekommen. August Kühn überlegte sich, wie er vom Gesetz mit Rechten und Pflichten ausgestattet war. So abhängig wie diese Dienstboten war er nicht, aber dafür hatte er, der Lohnarbeiter, auch nicht den Anspruch, dass sich jemand darum kümmerte, wo er ein Unterkommen fand und was ihm für den Fall einer Krankheit widerfuhr. Wurden denn diese Gesetze nur für die Bessergestellten, Mächtigen gemacht? Würden die Sozialdemokraten, wenn sie einmal die Macht besaßen, Gesetze auch für die Schwachen machen? Würden sie für die kleinen Leute welche zuwege bringen?

«Kühn, August, wegen Wegnahme von Genussmitteln», riss ihn der Aufruf des Gerichtsdieners aus seinen Überlegungen.

Beim Richter schnurrte die Formalität rasch und unpersönlich ab. Zeugen waren nicht geladen, der Vertreter des Rechts begnügte sich mit den aufgenommenen Protokollen. «Bekannt sich der Angeklagte in diesem Sinne schuldig?»

Was konnte man dagegen sagen, wenn das Gesetz so war? «Ja».

«Wir erkennen auf die Verhängung einer Haft von fünf Tagen – die Kosten des Verfahrens betragen fünf Mark, kann der Verurteilte sie beibringen?»

August Kühn zögert mit der Antwort, wiederholt fragend «Fünf Mark?»

«... ersatzweise im Falle der Nicht-Beitreibbarkeit ein Tag Haft. Somit lautet das hiermit ergangene Urteil auf sechs Tage Haft. Nimmt er das Urteil an?»

August Kühn nickte zustimmend. «Muss ich gleich dableiben?»

Der Mann im schwarzen Talar auf dem erhöhten Stuhl über ihm sah ihn zum ersten Mal etwas aufmerksamer an, zog schon das nächste Aktenstück heran. «Die Strafladung wird zugestellt – als nächstes kommt zum Aufruf die Sache...»

Gelassen schlenderte er aus dem Gericht hinaus, zur Verwunderung derjenigen, die noch zagend ihre Aburteilung erwarteten. Gelassen blieb er auch, als ihm der Amtsbote zu Anfang Dezember die Ladung zum Strafantritt ins Haus brachte. Der zuständige Beamte beim Güterbahnhof zeigte verständnisvolles Mitgefühl und erlaubte ihm, seine drei Tage Urlaub, die ihm für ein Jahr zustanden, schon im voraus und in den Tagen nach Weihnachten zu nehmen.

Am heiligen Abend war seine Karoline zur Mitternachtsmesse noch im Chor der St. Annakirche. Nach der Messe holte er sie dort ab, sie liessen sich Zeit, eng umschlungen stapften sie im matschigen Schnee durch die verlassen Gassen zum schon dunklen Haus der Glaslschen Druckerei. Von niemandem bemerkt huschten sie hinauf in Karolines Kammer und feierten für die paar Tage Abschied. Karoline war dabei von einem Ungestüm, als ob er für lange Zeit hinter Gittern verschwinden würde. So seelisch ausgeglichen und ohne ein Auge zubekommen zu haben, schlich er sich in aller Frühe aus dem Haus und wanderte über die Isarbrücke hinaus in die Au zum Gefängnis Neudeck, um mit den sechs Tagen die leidige Geschichte hinter sich zu bringen.

Von einem gleichmütigen Wärter wurden mit ihm eine lange Reihe von zu kurzen Strafen Verurteilter in den ehemaligen Klosterbau geführt. Wie er wollten sie Ungelegenheiten bei ihren Arbeitsstellen vermeiden und kamen über die Feiertage zum «Einsitzern. Zuerst brachte man sie in einen kleinen Saal, wo sie auf einen langen Tisch ihre Kleider abzulegen hatten. Nackt vor einen Gefangenaufseher tretend, wurden sie von ihm einzeln auf eventuell vorhandenes Ungeziefer untersucht. Wegen des grossen Andrangs verzichtete man darauf, ihnen Gefangenenkleidung zu verpassen, sie durften mit von der Kühle steifen Gliedern in das eigene Gewand zurück, nachdem sie zuvor den Tascheninhalt gegen Quittung abgeliefert hatten. Dann schlufte die Dreibis Sechstage-Häftlinge hinter dem Oberaufseher mit dem klappernden Schlüsselbund über den sauer riechenden, düsteren Gang. Fünf verschwanden immer in einer eigentlich nur für drei Insassen vorgesehenen Zelle, die schwere Eichentür donnerte hinter ihnen zu und wurde krachend verriegelt. August Kühn war der letzte in der Kolonne. Das brachte ihm den Vorzug ein, allein in eine Zelle gewiesen zu werden.

Rumms – klack! Sechs Tage waren wohl zu überstehen. Sechs Tage auf einem Abtritt. Ein Kübel aus Zinkblech für die Notdurft war das erste, was er mit Missbehagen in seinem Blick einfiel, dann den Strohsack, aus Rupfen zusammengenäht, auf einer groben Holzpritsche. Auf einem Wandbrett die Haftordnung und ein Wasserkrug. Wenn er sich den unappetitlichen Kübel und die Gitter vor dem schlecht schliessenden Fenster wegdachte, war es kaum ein Unterschied zu seinem Verschlag bei der Dannerin. Obgleich es so kalt war, dass er seinen Atem sehen konnte, stieg ihm nun erst einmal die heisse Wut aus der Bauchgegend in den Kopf. Wegen eines Apfels! Was der schon an Wert darstellte und was dagegen zum Beispiel die Arbeit, mit der er und die vielen anderen die Trambahnlinie gebaut hatten, die der Otlet, mit dem Gesetz auf seiner Seite, dann einfach für sich und seine Gesellschaft weggenommen hatte. Da war er wieder, dieser Gedanke, der ihm vom Franz Jacob eingegeben worden war. Oder war er von ihm selbst zum ersten Mal gedacht worden? Der Franz, ja, der wartete nun auf die Entscheidung des Reichsgerichts im fernen Leipzig, mit wenig Hoffnung, dass es weniger als die drei Jahre und acht Monate würden. Dreidreiviertel Jahre, wie lächerlich wenig er dagegen auf seine Freiheit verzichten musste. Aber das durfte er nicht vergleichen. Er hatte die Strafe dafür bekommen, dass er nur für sich gedacht, etwas in seinen hungrigen Mund hineingeschlungen hatte. Der Franz hatte den geistigen Hunger von vielen anderen zu stillen versucht; die Mächtigen hatten es übel genommen, und danach war auch seine Bestrafung ausgefallen. Wenn viele, viel mehr als bisher, aus den «unteren Ständen» nicht nur an den eigenen Bauch, sondern auch an den Hunger der anderen denken würden, ob sich dann nicht bald was ändern liesse? Grübelnd kam August Kühn in den beschäftigungslosen zwei Weihnachtsfeiertagen zu dem Ergebnis, dass er auch etwas zur Veränderung beitragen müsste und entschloss sich, dem Wahlverein der Sozialdemokraten beizutreten. Die weiteren vier Tage im Neudeck füllten ihn die Reisigbesen aus, die er ohne Lohn, nur für die dünne Gefängnissuppe binden durfte. Morgens wurde ihm ein Karren voll Material in die Zelle geworfen, mittags sollte der fertige Stapel abholbereit an der Tür liegen, nachmittags war nochmal die gleiche Portion fällig.

Am Sylvestertag 1877 war er wieder draussen. Als ob ihm ein Geruch anhaftete, der ihn als entlassenen Häftling kennzeichnete, trieb er sich ziellos in den verlassenem, rauhrefüberzuckerten Isarauen herum, bis ihn dann spät abends der knurrende Magen in die Stadt hineinführte, hinauf zu der in ihrer Kammer schon ängstlich wartenden Karoline. Sie hatte für sein Kommen vorgesorgt. Von den Resten des aufgehobenen Glasl-Weihnachtsmahls vollauf

satt, schlief er getröstet über die ausge, standene Unbill in ihren weichen Armen ein. Aber als die Kirchenglocken das neue Jahr einläuteten, weckte sie ihn.

«Du, heuer heiraten wir. – Ich glaub, wir können uns nimmer lang Zeit lassen.» Erschrocken riss es ihn vom Lager hoch, steif auf gestützt liess er Karoline wohl zu lange ohne die erwartete Antwort.

«Ich glaub, es ist schon vor ein paar Wochen passiert. Freust dich?»

Er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände, zog ihn zu sich her, küsste sie, weil ihm mit dem Brocken im Hals kein Reden herauskam. – Dieses Jahr 78 fing ja gut an! Er musste doch noch etwas sagen, Karoline flüsterte: «Schau, jetzt hast du ja wieder die Stelle bei der Staatsbahn, weil uns der Hochwürden Westermayer geholfen hat. Vielleicht hilft er uns nochmal, wenn uns was fehlen sollte.»

«Es wird schon auch ohne den Westermayer gehen!»

Solidarität hilft mehr

Als August Kühn am zweiten Januar von der Arbeit zurückkam, setzte er sich gleich zu dem wieder seine Schriften studierenden Jacob Franz und wartete, bis er Zeit für ihn fand. Für den Kammernachbarn war das ungewohnt, denn schon seit einigen Monaten war er jedem Gespräch mit ihm ausgewichen, und Jacob Franz wusste, dass er zu sehr mit persönlichen Dingen, mit seiner Karoline hauptsächlich, beschäftigt war, als dass er sich mit politischen Geschehnissen hätte belasten mögen.

«Hast du einen Kummer in der Güterhalle?»

«Nein, da ist alles in Ordnung. – Ich hab mir das überlegt, ich werde Mitglied in deinem Verein.»

Das hatte Franz am allerwenigsten erwartet, später vielleicht einmal, aber nicht so plötzlich und unvermittelt. Steckte da was dahinter, war Kühn als Lockspitzel von der Polizei angeheuert worden? Nein, bestimmt nicht, da kannte er ihn doch schon zu gut. – «Warum siehst du denn dabei so leidend drein? Das ist doch kein Grund für Trauer, wenn einer zu seiner Partei findet, weiss, wo er hingehört?»

«Das hat einen anderen Grund. Aber was ist, nimmst du mich auf?»

«Ich allein kann dich nicht aufnehmen, da müssen die anderen Genossen auch dafür sein, ich glaub aber, da wird keiner was dagegen haben, weil sie dich nun schon lange genug als ehrlichen Arbeiter kennen. – Und was ist sonst, lass hören,

dann wird uns schon was einfallen, wenn wir zu zweit unseren Kopf anstrengen.»

Auch Jacob Franz fand dann, es sei bei solchem Sachverhalt an der Zeit, dass er seine Karoline heiratete, weil man sich nicht zum Lumpen machen und ein Mädchen mit Kind sitzen lassen durfte. Was er über Karolines «grossen» Fürsprecher Westermayer hörte, befriedigte ihn dagegen gar nicht. Die Ultramontanen gebärdeten sich mit vollem Mund sozial, aber das hatte dann sein Ende, wenn sich katholische Unternehmer und katholische Arbeiter gegenüberstehen würden, dann zeigten sie ihr wahres Gesicht, stockreaktionär, beinahe noch wilder als die Liberalen, erörterte er. Religion habe Privatsache zu sein, so fordere das Programm von Gotha.

«Programm von Gotha?»

«Ja, das wurde von den Delegierten beschlossen, als sich die Lassalleaner und die Eisenacher vereinigten, – aber wir wollten ja nicht über Politik reden, sondern über deine Schwierigkeiten, die dir ins Haus stehen. Aber die Politik ist ja überall in unserem Leben, ob wir wollen oder nicht. Auch wenn wir alle beide Augen davor verschliessen, ist sie da. – Wenn es sich machen lässt, würde ich mir das Heiraten in der Kirche sparen, du hast ja sowieso zu wenig Geld für alles, was du noch brauchst, für die Wohnung und das Kind. Die Karoline braucht, glaube ich, die Einwilligung in die Heirat von ihren Eltern auf dem Land? Den Brief dazu können wir miteinander aufsetzen. Dem Köhler musst du auch Bescheid geben, ich hab da so einen Gedanken.»

So wurde die Hochzeit im März 1878 im wahrsten Sinne des Wortes eine ‚politische‘. Die ledige Mutter und der Amtsvormund, der Bürgermeister des Dorfes Reichertshofen hatten nichts gegen die Verheiratung einzuwenden. Die Druckereibesitzergattin Glasl wünschte, Karoline noch so lange im Haus zu behalten, wie sie ihre Arbeit versehen könne, bis dahin würde dann das Paar schon ein Unterkommen gefunden haben. Und August Kühn fragte vorsichtig bei den Beamten in der Güterhalle herum, ob sich für seine Stelle der Einfluss der Ultramontanen schädlich auswirke, wenn er auf den katholischen Segen seiner Ehe verzichten würde. Die überwiegend liberalen Staatsbahner versicherten ihm, dass sie den schwarz-klerikalen so eine Schlappe gönnten. So musste er nur noch Karoline überzeugen, dass es kein Undank sei, einer Erpressung nicht nachzugeben.

Die entscheidende Prägung gab aber der Beitrag Köhlers zu der Hochzeit von August Kühn und Karoline Schmid. – Seit zwei Jahren schon waren in grossen Teilen Deutschlands zentrale Organisationen der Sozialisten verboten, die Arbeit der Partei musste halblegal erledigt werden; dazu beeinträchtigte das

vom Meineidmichel in München aufgezogene Spitzelwesen das noch zulässige, lokale Parteileben. Auf keiner Versammlung konnte man sicher sein, dass nicht dort Gesagtes von einem Spitzel völlig verdreht und sinnentstellt an den Kommissär Gereth weitergegeben wurde, der es dann für eine wesentliche Aufgabe seiner Pflichterfüllung hielt, noch einiges hinzu zu erfinden und in die ständig anwachsenden Akten aufzunehmen, die von seinem Referat VI über die Sozialisten angelegt wurden. So benutzte man gerne geschlossene Familienfeiern, um sich ohne Polizeiaufsicht beraten zu können.

Für den Bräutigam hatte Köhler einen schon betagten schwarzen Gehrock samt dazugehörigen Zylinder aufgetrieben, das Brautgewand bekam Karoline von der Köchin geliehen, die es, schon lange auf eine Gelegenheit wartend, angeschafft hatte und seit Jahren im Schrank verwahrte, den Schleier hatte die Braut sich selbst aus dem Stoff genäht, den ihr die Mutter dazu geschickt hatte, mit den besten Wünschen und der Entschuldigung, dass sie wegen der teuren Fahrt nicht selber kommen könne. Die Köchin und der Werkmeister Köhler fungierten auch als Trauzeugen, und Franz war als einziger Gast mit aufs Standesamt gekommen. Nachdem der Magistratsschreiber auch auf dem Papier Karoline und August zu Mann und Frau gemacht hatte, musste sich die Köchin wieder an den Herd begeben, die anderen wurden von Jacob Franz zu einer Fahrt in dem grünen Pferdeomnibus eingeladen. Für das Brautpaar war es die erste Fahrt mit einem solchen Verkehrsmittel.

«Lange macht der Zechmeister es so nicht mehr, mit seinem Omnibusunternehmen, die Strassenbahnlinien werden ihm bald das letzte Geschäft weggenommen haben», gab sich August Kühn informiert.

«Aber das wird nicht viel ausmachen», wusste Köhler, «der Sohn vom Zechmeister ist mit beteiligt an der Trambahngesellschaft. Treffen wird es nur die Kutscher, und die waren es doch, die dem Zechmeistersohn seine Kapitaleinlage bei der Gesellschaft zusammenkutschiert haben, bei Sonne und Regen auf dem Kutschbock.»

«Aber die Kutscher haben doch ihren Lohn bekommen», wunderte sich Karoline; dabei war ihr das Gespräch unangenehm wegen der zuhörenden ‚gnä’ Frau’, die, vom Stadtbummel um den Viktualienmarkt mit im Wagen fuhr.

«Schon, aber die haben nur genügend zum bescheidenen Leben bekommen. Von denen wird sich keiner an der neuen Trambahngesellschaft beteiligen können. Höchstens mit ihrer Hände Arbeit – wenn man sie nimmt.»

August Kühn sah seinem Nachbarn an, dass er sich über Köhlers Erläuterung freute. Früher war Köhler immer mit dem ehernen Lohngesetz gekommen,

wenn die Rede auf solche Dinge kam, aber nun vertrat er selbst die Meinung, die er einst bei Franz abgelehnt und sogar nachdrücklich bekämpft hatte.

Von der Endstation war es nicht mehr weit in die Baaderstrasse, wo sie von Georg Birk in seinem Wirtshaus mit einem spendierten Festessen erwartet wurden. «In den nächsten Jahren werdet ihr es schwer haben, drum soll es euch heute wenigstens einen Tag lang gut gehen», begrüßte sie der stadtbekanntes Sozialistenwirt und führte sie in das Nebenzimmer mit dem Schild an der Türe: «Hochzeitsfeier, nur Angehörige und geladene Gäste.» An der Wand über dem Ehrenplatz der Brautleute waren eine rote Arbeiterfahne und die Fahne der Vereinigten Staaten drapiert. Letztere wohl in Erinnerung an das letzte Domizil der 1. Internationale, die inzwischen aufgelöst war. Den festlichen Eindruck unterstrichen auch noch Schneeglöckchensträusschen in kleinen Gläsern auf dem Tisch. Aber ein teures Brautbukett hätten sich in dieser Jahreszeit nicht einmal eingessene Bürger geleistet, und Karoline bekam sichtlich Achtung vor diesen Leuten, die man als kulturlose Barbaren beschimpfte und ihnen nachsagte, dass sie keinen Sinn für das Schöne und Angenehme des menschlichen Lebens hätten. Der Kaplan von der St. Anna-Kirche kam ihr in den Sinn, wie der aufgebraust war, als sie ihm anvertraute, dass sie ohne Kirche heiraten werde. Vom Chor hatte er sie ausgeschlossen und von schwerer Sünde gekeift.

Nach dem Essen wurde bei den Sozialisten auch gesungen. Einige kamen hinzu, die sich freimachen konnten oder erst zur Nachtschicht in den Betrieb mussten. Bescheidene Geschenke legten sie für den neuen Hausstand an der Eingangstür ab und wünschten dem neuverbundenen Proletarierpaar herzlich Glück. Die Lieder waren Karoline noch fremd, von Freiligrath, von Georg Weerth, schon seit dreissig Jahren, seit den Revolutions) ahren 48/49 oft gebraucht von den Kehlen der streitbaren Vorhut einer neuen Zeit. Eines beeindruckte sie besonders, das von Max Kegel zum Jahrestag der Pariser Kommune gedichtet worden war.

«Und wenn auch alle gemordet,
Die kühn für die Freiheit gekämpft –
Man hat doch die Sehnsucht nach der
Freiheit Im Herzen des Volks nicht gedämpft.

In Gefängnissen, auf den Galeeren
Sowie bei der Arbeit tönt fort
Als Losung des Volkes noch immer:
Kommune! das heilige Wort.

Die Losung wird donnernd erschallen
Aufs Neue im Kampf für das Recht,
Dann werden die Ketten zerspringen,
Dann werden die Toten gerächt.

Und als Morgenröte der Freiheit
Die Fahne, die rote, wird wehn –
Hoch leb die Pariser Kommune,
Bald möge sie wieder erstehn!»

Karoline wusste nichts Genaueres von der Pariser Kommune und genierte sich, so unwissend dazustehen und danach zu fragen. Aber das mit der Freiheit, dass die von der Kommune gemacht worden war, das erschien ihr wichtig. Freiheit, das dachte sie sich, das war nicht mehr bevormundet werden von einer Herrschaft, gehen und kommen, wann man wollte, wenn im Haushalt alles gerichtet war. Dass da Menschen gemordet worden waren, liess sie erschauern. Wie in den Märtyrergeschichten aus dem Katechismus war das, aber die waren vor langer Zeit passiert, beinahe wie Märchen, die einen anrührten, dass man ein ganz weiches Gefühl davon bekam. Die Kommune war dagegen ganz nah, gruselig nah. Und die verfolgenden Neros und Diokletians waren reiche Franzosen. Wenn die Reichen hier im Lande auch einmal so blutgierig wurden? Sie nahm sich vor, fest zu ihrem August zu halten, dass ihm für den Fall nichts passieren würde.

Gegen Abend kamen dann viele Genossen. Einige brachten die Rede auf die von dem neuen Mitglied im Neudeck verbrachten sechs Tage, und unversehens war man bei dem noch immer ausstehenden Revisionsurteil von Franz. «Wenn er die lange Haft in Nürnberg hinter sich bringen muss, könnt' ich mir denken, dass er das nicht gesund übersteht. Mit seinen angegriffenen Bleilungen vom Schriftsetzen!» brachte einer seine Bedenken vor. Daraufhin zogen sich etliche in eine Ecke zurück und berieten leise über diesen Punkt, die anderen stimmten wieder einen Gesang an, damit ein Lauscher nichts mitbekommen konnte. Einer der Gäste wollte den Meineidmichel in der Nähe der Wirtschaft herumstreichen gesehen haben. Nach eingehenden Überlegungen überbrachte ein Genosse Jacob Franz den Beschluss, dass man ihn wegschicken wolle, wenn das hohe Urteil nicht erheblich reduziert würde. Jacobs Protest wischten er und die anderen mit dem Argument weg: «Ein aktiver Genosse in Zürich ist uns lieber, als ein dahinsterbender in Nürnberg, wir wissen, dass du nicht feige davonläufst, aber wenn wir es für dich so beschlossen haben, musst du gehn. Der Kieffer sucht sich sowieso einen Ersatz für dich.»

Dieser Hinweis sollte es Jacob Franz erleichtern, den Beschluss anzuerkennen. Dass er so gefasst worden war, zeigte, wie man die Chance einer Revision im Klima des zunehmenden Drucks auf die Sozialisten auch im übrigen Deutschland einschätzte. Dem Nachdruck zu verleihen, wurde auf einem herumsammelten Suppenteller Geld für den zu erwartenden Notfall gesammelt, um dann die Flucht unverzüglich möglich zu machen. Karoline schnappte das Wort «Solidarität» auf und war beeindruckt vom Zusammenhalt, den es in diesem Kreis gab. Aber gegen Recht und Gesetz? Wie sollten sich die kleinen Leute denn sonst helfen, wenn das Gesetz immer gegen sie war?

Als sie ohne Franz hinaus in die Schwanthalerhöhe aufbrachen, der diese Nacht bei einem anderen Genossen blieb und ihnen das Bett in der Kammer bei der Witwe Danner überliess, intonierten alle die Arbeitermarseillaise. Das rührte bei Karoline noch mehr das Gefühl an, hingefunden zu haben zu Leuten, zu denen sie gehörte, auch wenn nur ihr Mann bei den Sozialisten seinen Beitrag zahlte. Sogar einen Wagen hatten diese Genossen für die Heimfahrt aufgetrieben. Das war ein sogenannter Gäuwagen, der einspännig gefahren wurde, der Gastwirt Birk benützte ihn für seine Einkäufe auf dem Markt und an der Fleischbank. Neben dem Pferdelenker, Birks Sohn, nahm das frischgebackene Ehepaar Platz, Köhler setzte sich dahinter auf die blechbeschlagene, schmale Ladefläche zwischen die daraufgepackten Hochzeitsgeschenke.

«August, sag, was ist denn ‚Solidarität‘?»

«Das ist, wenn mehr zusammenstehen, damit es ihnen einmal besser geht.»

Ein Schuss in Berlin – sein Echo in München

Vorläufig spielten sich die Werktage für August und Karoline noch genauso ab wie vor ihrer Hochzeit. Am Sonntag aber, schon um acht Uhr früh, stand er vor dem Haus der Glaslschen Druckerei, um seine Angetraute abzuholen. Sie ging nun nicht mehr in die Messe, enttäuscht, dass man sie so ohne Weiteres aus dem Kirchenchor verbannt hatte. Herausgeputzt und die zunehmende Rundung des Bauches unter der gefältelten Schürze so gut wie möglich verbergend, hängte sie sich bei ihm ein und begleitete ihn zum «Birk» hinaus. Da trafen sich die sozialistischen Genossen regelmässig zum Frühschoppen. Was dort von den

Männern dahergeredet wurde, blieb ihr meistens fern, aber es machte sie stolz, dass ihr Mann schon so geschickt mitreden konnte, wenn über grossmächtige Sachen, die eigentlich nur einen Minister etwas angingen, diskutiert wurde. Noch lieber allerdings schlenderte sie anschliessend am Arm ihrer feschen Erwerbung den Weg zurück und in den Hofgarten hinüber, wo gegen elf Uhr, – zu früherer Tageszeit hätte es den Kirchenbesuch beeinträchtigen können –, die Kapelle des königlichbayerischen Infanterieleibregiments zum Standkonzert aufspielte.

Er war von dieser Art Unterhaltung nicht so sehr erbaut, aber er tat ihr den Gefallen, weil es nichts kostete. Einmal versuchte er, mit ihr darüber zu reden, dass man hier in der Stadt, freundlich beschienen von der Frühlingssonne, nur die eine, die unwesentlichste Seite des Militärs vor Augen geführt bekäme. Dass sich die Armeeverwaltung ganz bestimmt nicht für so eine Zurschaustellung entschlossen habe, um ein p. p. Publikum zu unterhalten. «Brauchst nur anzuschauen, wie sich die krummen Rücken von den schmalbrüstigen Commis und Betriebsbeamten straffen, wenn ihnen einer von den Märschen des Teerpappenfabrikanten Beck ins Ohr geht, wie schon die Gassenbuben beim Abrücken in Gleichschritt fallen. Damit niemand daran denkt, was so ein Militär kostet, deshalb wird jeden Sonntag dieser Spektakel veranstaltet.»

Karoline war böse geworden über die abfällige Äusserung gegen «ihre» Leiber, wie man das mit einer zusätzlichen Litze ausgezeichnete Leibregiment nannte. «Du bist ja nur neidisch auf die, weil du nur bei den Fuhrknechten angenommen worden bist. Und ein Militär, eine starke Armee, braucht ein richtiger Staat. Mit was sollte er sich denn sonst gegen Feinde verteidigen?»

«Zum Verteidigen täte es eine Miliz auch. Aber die Fürstenarmeen sind alle für einen Angriff hergerichtet und geschliffen. – Ich hab es in Frankreich gesehen; das, was die Offiziere am meisten gefürchtet haben, waren die bewaffneten Zivilleute, die Franktireurs. Dabei waren es nur wenige und schlecht bewaffnet und ausgebildet. Wenn ein ganzes Volk so sein Land gegen einen Angreifer verteidigen würde, brauchte es kein Fürstenheer zu einem Sieg.»

«Der Herr Glasl hat einmal gesagt, es ist in einem Krieg ganz richtig, dass man einen ohne eine Uniform, den man mit einer Waffe in der Hand antrifft, gleich an die nächste Wand stellt und erschießt.»

Jetzt müsstest du ihr was sagen, sie auf klären, denkt August Kühn, aber sie trägt schon das Kind im vierten oder fünften Monat, da soll sie sich nicht aufregen. Hat ohnehin genug Aufregung mit der Arbeit bei den Glasls, eine unsichere Zukunft wegen der noch fehlenden Wohnung – und sein geringer Ver-

dienst, der nur ganz knapp für drei reichen wird.

«An die Wand stellen und erschossen», sagte das Gesicht Karolines, als eine Woche später die Kunde vom Attentat Hödels nach München kam. «Jetzt wird es aber Zeit für dich, den Verkehr mit den Kaisermördern aufzugeben,» drängte sie ihren Mann, ängstlich und auch etwas vorwurfsvoll.

«Komm mit zum ‚Birk‘, damit wir die Sache auch von der anderen Seite hören.» – Von unserer Seite wollte er eigentlich gesagt haben, aber er spürte schon ihre Ablehnung an jenem Abend und wollte sie nicht vor den Kopf stoßen.

«Ich bin heute zu müde, ich spür’ schon das Kind – und da möchte ich nicht weit gehen. Wenn’s t es nicht lassen kannst, dann geh’ halt danach allein hin.» Und nach einem kurzen Rundgang in der Abendfrische verabschiedete sie ihn beim Tordurchgang zur Druckerei mit einem lustlos gegebenen Kuss.

Beim «Birk» war das Lokal schon gedrängt voll. Ein Eisenbahner hatte ein Parteiblatt aus Berlin mitgebracht, und Birk selber kommentierte den Vorfall, der solche Wellen schlug. «Glaubt mir, diesen armen Irren, diesen Hödel will man uns nur in die Schuhe schieben. Aber seine Parteiorganisation in Leipzig hat ihn schon längst hinausgeworfen, weil wir Sozialisten eben mit Lumpenproleten nichts gemein haben. Unser Zentralwahlkomitee in Hamburg hat diesen Ausschluss auch schon bestätigt. Deshalb ist es eine gegen die Sozialisten gerichtete Hetze Bismarcks, wenn der Schuss, der aus einer Pistole abgegeben worden sein soll, aus der schon seit Napoleons Feldzügen keiner mehr geschossen hat – ausgerechnet uns angelastet werden soll. Warum nicht den Nationalliberalen, mit denen dieser Hödel auch tarockt hat? Oder den Christlich-Sozialen des Hofpredigers Stöcker, mit dem dieser geistesgestörte Klemptnergeselle auch zusammengehockt ist? Sogar mit den Bakuninarchisten hat der gemuschelt. Wäre es nicht sogar zu überlegen, ob unser verehrter Kanzler nicht auch zum Freundeskreis dieses «politischen Menschen gehörte. Vielleicht hat der diese miese Komödie bei ihm bestellt, um gegen seine absolutismusfeindlichen Gegner Stimmung machen zu können? Mit einem Attentat, bei dem niemand eine Kugel hat fliegen sehen, ich meine, vielleicht hat es auch gar nicht gekracht?»

Gelächter quitierte den gekonnt-ironischen Vortrag von Georg Birk. Sogar August Kühn konnte dazu schmunzeln, trotz der ausgestandenen Abfuhr, die ihm Karoline erteilt hatte, ja, er bedauerte noch mehr, dass sie nicht mitgekomm-

men war. Wie einfach das doch war, wenn einer der Genossen den anderen alles erklärte, auch Karoline hätte es gleich begriffen, oder nicht?

Aber schon anderntags in der Güterhalle war es nicht mehr so einfach. Noch weniger den Montag darauf, wo man allgemein schon über ein neuerliches «Attentat» redete und ganz selbstverständlich die Sozialisten dafür verantwortlich machte. Da war am Sonntag die Königin-Mutter in der Frauenkirche, nach der Messe, wo die Hartschiere ihrer Begleitung pflichtgemäss schon wieder wach geworden sein sollten, beim Hinausgehen von einem Landstreicher angerempelt worden. Wachsam, hysterisch, wie man nach der Meldung aus Berlin geworden war, nahm man den armen Kerl sogleich fest und durchsuchte ihn. Ein Messer wurde bei ihm gefunden, so ein Zufall, fast alle Landstreicher trugen ein solches für die zwischendurch anfallende Brotzeit bei sich; darauf konnte man messerscharf eben auf seine Attentatsabsicht schliessen. Und weil Landstreicher mit Sicherheit nicht zu einer Partei der satten, alt- und eingesessenen Bürger gehören konnten, blieben nur die Sozialisten. Wenn einer die Absicht hatte, eine Hoheit zu beleidigen, musste er doch zu einer politischen Verbindung gehören?

Ganz klein machte sich August Kühn, wenn die anderen Arbeiter in den Pausen, von den Beamten angestachelt, solche Reden führten. Bemühte sich, gar nicht hinzuhören. Abends dann, bei Karoline aber, da blieb ihm nichts anderes übrig, als zuzuhören, wenn sie lamentierte. Ob er denn nun noch nicht begriffen hätte, dass diese Sozis ihn und sie damit ins Unglück brächten? Ob es noch nicht reichte, dass er wegen denen schon einmal die schöne Stelle bei der Staatsbahn verloren hätte? Und der Hochwürden Westermayer auf sie böse sei, sie gar aus dem Kirchenchor ausgeschlossen hätte? Was denn noch kommen müsse, damit er begreife, dass die Politik nichts für den kleinen Mann sei? Er schwieg zu allem. Dachte, das komme alles von den Glasls, den Ultramontanen, hoffte, dass sich das geben würde, wenn sie dort nicht mehr Dienstmagd machen müsse. Dabei musste er ihr auch noch beibringen, dass sie auf ihn am nächsten Sonntag verzichten müsse, weil er doch zur Wahl der Delegierten für den Parteitag in den Schillergarten zur Versammlung musste. Ihr Verständnis würde er sowieso nicht finden, also nicht die Schneid abkaufen lassen und drauf los:

«Du weisst halt noch zu wenig von diesen Sachen. Aber als Mann muss ich mich um die Zukunft kümmern, auch für dein Kind, dass es dem einmal besser geht», schmeichelte er ihr, liess sie dann aber nicht zu Wort kommen, sondern ging gleich aufs Ganze. «Deshalb geh' ich auch zur nächsten Versammlung, damit die richtigen Leute aus München auf den nächsten Parteitag hindelegiert

werden.» – Das war angekommen! Delegierte! Ein schönes, ein gebildetes Wort für Karoline. Und ihr August musste mit dabei sein, wenn man die machte?

Nach dieser Versammlung wurde August Kühn von seiner jungen Frau abgeholt. Er berichtete ihr ausführlich über das Referat, dass der Genosse Stangl gehalten hatte, über die zunehmenden Lasten der Militarisierung, die vom fernen Türkisch-bulgarischen Krieg noch geschürt würden. Und was für das Geld zum Beispiel für die Gesundheitsfürsorge der arbeitenden Stände getan werden könnte. Aber Karoline interessierte das alles wenig, nur dass neben dem Buchdrucker Kiefer auch ein so angesehener Mann wie der Dr. Hacker, der ärztliche Dirigent der hygienischen Heilanstalt in Thalkirchen zum Delegierten gemacht worden war, imponierte ihr.

«Wenn es soweit ist, dass ich zum Entbinden muss, glaubst, ich kann zu dem gehen?»

August Kühn entsetzte die Vorstellung geradezu, wegen so einer Sache einen Genossen, noch dazu einen so wichtigen, zu behelligen. «Ich glaub, das wird es nicht brauchen. Die Tochter von der Dannerin, von meiner Wirtin, die wird gerade Hebamme. Bis es soweit ist, wird sie schon damit fertig sein, dann haben wir die Wehmutter gleich im Haus und eine junge ausserdem.»

Nachdem er sie diesen Tag auf dem Weg zu «seiner» Schwanthalerhöhe beim Glaslhaus gelassen hatte, drängten sich in seinen Kopf zum ersten Mal Überlegungen, ob er mit seiner Heirat nicht vielleicht daneben gelangt hatte. Er nahm sich, weil er mit seinen Gedanken nicht alleine zu einem befriedigenden Ende kam, fest vor, mit dem Jacob Franz darüber zu reden.

Wenn einer geht, wird Platz für einen anderen

Schon wieder war auf den Kaiser in Berlin ein Attentat verübt worden. Ein Domänenverwalterssohn, Dr. Karl Nobiling, hatte mit einer Schrotflinte auf den alten Monarchen geschossen und ihn schwer verletzt, danach sich selber eine Kugel in den Kopf gejagt. Dem nachhausekommenden Kühn hielt Jacob Franz eine Zeitung entgegen, die in einer Extranummer auf der ersten Seite schon Bismarcks Depesche abgedruckt hatte. Danach hatte der schwer verletzte Nobiling bei der «gerichtlichen Vernehmung» geäußert, dass er sozialistischen Tendenzen huldige und Versammlungen der Sozialisten besucht habe.

August Kühn musste an den Gutsverwalterssohn im Lazarett vor Paris denken. So einer und Sozialist? – «Schlimmer als nach dem Hödel-Attentat wird es auch nicht werden. Der Reichstag hat doch nicht zugestimmt, wie danach gleich der Preussen-Kanzler mit seinen Gesetzen gegen uns gekommen ist.»

«Du wirst ja sehen. Diesmal ist es ernster zu nehmen», meinte Jacob Franz unbestimmt.

«Wenn nur alle Leute sich mehr Gedanken machen würden, was in ihrem Namen alles gemacht wird. Aber die meisten reden nur nach, was man ihnen vorsagt, sogar solche, die eigentlich zu uns gehören. Die Karoline, meine Frau, die ist auch so, die bringt immer wieder die Meinung von ihrer Herrschaft mit. Obwohl sie mit mir verheiratet ist.»

Jacob Franz nahm das ernster, als es August Kühn erwartet hatte. Aufmerksam und nachdenklich sah er den neuen und doch schon so vertrauten Genossen an. Richtig unbehaglich konnte einem werden, wenn er mit seinen vom Arbeiten am Setzkasten schon leicht kurzsichtig gewordenen Augen so in einen eindrang.

«Lang bist du schon mit dem Mädchen beisammengewesen, bis ihr jetzt geheiratet habt. War da nie Zeit, über sowas zu reden, ob man in wichtigen Dingen dasselbe will? Dann hol's nach, sobald wie möglich! Für uns Sozialisten wird schnell ein scharfer Wind kommen, noch unfreundlicher als er schon gewesen ist. Da müssen zwei schon mehr können als unter einer Decke liegen. – Von den Glasls wird sie nicht mehr lang was mitbekommen, weil sie die ersetzen durch eine neue vom Land, die leichter zu unterhalten ist wie die verheiratete Karoline mit dem Kind unterwegs. Und ich sag' dir noch was: Wenn'st willst, kann die Karoline hierher, die Dannerin wird es schon zulassen, weil ich in der nächsten Zeit gehe. Die Genossen meinen, für mich wird es Zeit, wegzukommen. Aber behalt es noch für dich, bis ich weg bin.»

«Du musst weg!» nahm August Kühn, beinahe erschrocken, Anteil. «Die Genossen wollen es so haben. – Aber du, rede mehr über das, was alle angeht, mit deiner Karoline. Wenn zwei an einem Strang ziehen, kann nicht der eine Hüh und der andere Hott sagen, sonst geht es in den Graben.»

Dass der zum Freund gewordene Schlafnachbar weg musste, merkte auch August Kühn die Woche danach. Der Zwischenfall in der Frauenkirche mit der Königinmutter brachte dem armen, halbverhungerten Landstreicher zehn Jahre Festung ein. Und alle, die man davon sprechen hörte, fanden dieses Urteil ganz in Ordnung, so sehr hatten sie sich in eine Attentatshysterie hineinsteigern lassen. Und die Schuld wurde von den meisten den Sozialisten zugeschoben. Bei Karoline bewirkte diese umlaufende Stimmung gegen die «Kaisermörder»,

dass sie die Gefühle, die sie bei der Hochzeit für die hilfreichen Genossen gehabt hatte, ganz verdrängte. Am 1. Juli zog sie mit den wenigen in einem Holzkoffer verstaubten Sachen bei der Witwe Danner ein. «Der Franz ist auch so einer. Mit solchen majestätsbeleidigenden Schriften ist so einer Schuld, dass sich andere danach gleich mit der Waffe als Meuchelmörder auf die hohen Herrschaften stürzen.»

Der Jacob Franz, der ihr Platz gemacht hatte, damit sie ihr Kind kriegen konnte unter einem beinahe eigenen Dach! August Kühn stieg der Zorn hoch über dieses nach seiner Ansicht ungehörige Dahergerede. Aber er schluckte, mühsam verhalten, hinunter, was ihm als ärgerliche Erwiderung auf der Zunge lag.

Gestern war er noch mit dem Freund beisammengewesen, mit dem er sieben Jahre lang Wand an Wand gehaust hatte. Beim Packen hatte er ihm geholfen, und Franz hatte alles dagelassen, ihm geschenkt, was er brauchen konnte. Den Werktagsanzug, einige sauber geflickte Hemden, einen Bierkrug mit Zinndekkel, auf dem der Name eingraviert war. Nur das Wichtigste hatten sie in die Reisekiste verpackt, und die Bücher und Broschüren, aber für ihn war es wohl das Wichtigste. Ein Buch davon hatte er ihm auch dagelassen, ein ganz neues. «Für die Karoline, damit sie sich hereinflindet bei uns», hatte er dazu bemerkt. – Köhler war später vorbeigekommen und hatte sie abgeholt. In der «Stadt Landsberg» waren sie noch lange beisammengesessen, stumm, nicht wie sonst voll Elan über die Tagesereignisse diskutierend. Dann hatten sie die Kiste auf den Wagen verladen, mit dem Franz am frühen Morgen schon die Stadt verlassen würde. Er hatte sich zum Schlafen auch auf die Ladung des sozialistenfreundlichen Fuhrmanns gelegt, der ihn das erste Stück des Weges in die Schweiz mitnahm. «Bleib' gerade», hatten sie sich gegenseitig gesagt, und «Komm gut an!». Das war genug unter Leuten, die gelernt hatten, sich selbst nicht zu wichtig zu nehmen, jedenfalls nicht als Einzelne.

Karoline war nicht blind und merkte, dass sie den Mann mit ihrer Äußerung über den weggezogenen Freund verstimmt hatte. Da schien die Witwe Danner gerade recht, die, um ihre neue Mieterin zu begrüßen, auf einen Sprung hereinkam. Selbst nicht allzugut gestellt, trug sie das Herz am rechten Fleck.

«Wenn es in die letzten Monate geht, dann spürt man die Schwangerschaft besonders im Rücken. Auf dem Strohsack liegen ist da nichts. Aber von meinem Mann selig hab' ich noch eine Matratze, eine mit Rosshaar, ich bring sie gleich. Und wenn die Frau Kühn noch ein bisschen mithilft im Haus, soweit es geht, dann kann ich von der Miete was nachlassen.»

Leicht fiel der Dannerin dieses Angebot nicht, die musste auch mit jedem Pfennig rechnen, wo für die Tochter jetzt auch noch das Lehrgeld zu zahlen war. – Schön war sie nicht, die Tochter der Milchfrau Kreszenz Danner, bestimmt nicht. Hager und knochig, entbehrte sie eigentlich ganz aller weiblichen Attribute, dazu noch die vorspringende Hakennase; so eine würde schwer einen Mann finden, soviel wusste man schon im voraus. Deshalb durfte man kein Lehrgeld sparen, damit sie sich einmal selber fortbringen konnte. Hebamme war da schon das Richtige, denn als Kellnerin wäre sie nicht angekommen und als Küchenmamsell nur für die jungen Jahre versorgt gewesen. Mit dem Lohn einer Fabrikarbeiterin war allein kein Durchkommen, und das Dasein einer Mörtelfrau auf den Baustellen erschien der Kreszenz Danner für ihre Tochter allzu derb und verabscheuungswürdig. Jetzt, wo man überall wieder zu bauen anfang, nachdem die Flaute der vergangenen Jahre überwunden war, sah man diese gequälten Wesen, kalk- und mörtelstaubzerfressen, an den Rührpfannen stehen, menschliche Mischmaschinen; oder man konnte die halbzentnerschweren Mörteltragen, Vögel genannt, die sie die Gerüste hinauf schleppten, beobachten. Nein, dafür war die Dannertochter nicht gemacht, dafür nicht mühsam grossgezogen.

Während August Kühn am anderen Tag in der Güterhalle bei seinen Paketen schwitzte, richteten die zwei Frauen die Kammer und den Anbau wohnlicher her, mit brüchig gewordenen, aber zurechtgeflickten Vorhängen, mit einem Fleckerlteppich über dem unebenen Bretterboden, eben mit allen Dingen, die der Dannerin in ihrem eigenen Haushalt überflüssig erschienen. Dabei lernten sie sich besser kennen. Schliesslich meinte die Hausfrau, es könnte sich machen lassen, dass die Junge ihr beim Milch- und Eierhandel beispringen könne, vorderhand, solange noch das kleine Häuschen neben der neuerrichteten Brauerei stehenbliebe. Auf die Männerpolitik kamen sie auch zu sprechen, und die neue Freundin riet der Karoline, sich da nicht reinzumischen. «Wegen sowas darf es keinen Unfrieden in der Familie geben. Und besser ist es auch, als sein Geld ins Wirtshaus zu tragen und es zu versaufen.»

An diesen Rat hielt sich Karoline, auch wenn es ihr in den nächsten Wochen schwer ankam. Fast jeden Abend, nach dem von ihr zurechtgemachten Essen, liess sie der August allein sitzen. «Es dauert nicht lang, bald bin ich wieder da», sagte er immer, aber dann wurden es doch ein, zwei Stunden. Mit dem Köhler, das wusste sie, verteilte er die Stimmzettel für die Reichstagswahl, die von den Sozialisten wie von den anderen Parteien gedruckt worden waren und an die wahlberechtigten Münchner verteilt werden mussten, damit vielleicht doch der Dr. Hacker oder der Kiefer in den Reichstag kamen.

«Sieh'st, ist doch alles umsonst gewesen», empfing sie ihn am Montagabend, nach dem letzten Augustsonntag, wo man in München, wie überall im Reich, die Stimmen für die Abgeordneten gesammelt und ausgezählt hatte. August Kühn, der immer noch nicht sein Bürgerrecht hatte und wegen der Strafe auch einige Jahre nicht daran denken konnte, es zu bekommen, war nicht auf den Listen der Wahlberechtigten verzeichnet. Dafür hatte er sich umso mehr dafür eingesetzt, dass andere mit dem Sozialistenwahlschein an die Urne gingen. Trotzdem waren die Genossen bei der Wahl nicht zum Zuge gekommen, was kein Wunder war nach den Attentaten und der danach verbreiteten Hetze gegen die Linke. Mühselig, der Karoline sowas zu erklären! «So schlecht ist das gar nicht. Überall im Reich, schreiben sie im ‚Zeitgeist‘, haben wir Stimmen verloren. Aber die Verfolgung durch den Feilitzsch und seine Spitzel sind wir in München schon gewohnt, lange bevor so ein Irrer auf den Kaiser geschossen hat. In München II hat der Kiefer gegenüber der letzten Wahl gewonnen, 3 052 haben ihn gewählt, über fünfhundert mehr. Der Dr. Hacker in München I, wo weniger Arbeiter wohnen, hat auch 1 997 Stimmen, sein Vorgänger Pröbstl hat es im Jahr davor nur auf 1 672 gebracht gehabt. Wenn einmal alle Arbeiter, die jetzt noch kein Stimmrecht haben, wählen könnten, stellen wir in München alle beiden Abgeordneten für den Reichstag, wirst sehen.»

Karoline hörte sich die begeisterte Rede ihres Mannes ohne sichtliche Regung an und dachte an den Rat der Dannerin.

Noch einer braucht Essen, Kleidung – und Wärme

Mitternacht war schon vorbei, als ihn ein Rütteln am Arm aus dem Tiefschlaf riss. Erschrocken blickte er in das blasse im Dunklen leuchtende, verzerrte Gesicht seiner Frau.

«Ist's soweit?»

Er taumelte hoch, rannte, unterwegs in die Hose fahrend, hinüber zur Hausfrau, machte vor deren Schlafkammer einen Krach, als wolle er die Tür eintreten. «Meine Frau, schnell, ich mein, das Kind kommt schon!»

«Ist schon recht, ich bin gleich soweit». Die Dannerin brachte das nicht aus der Ruhe, erst fertig angezogen kam sie aus ihrer Kammer, den aufgeregten Vater verwies sie dann in ihre Küche zum Feuer machen im Ofen. «Ich schau

schon hinüber zu der Karolin', die ist ja noch jung, da geht es nicht schwer. Das sind jetzt die Wehen, da pressiert es noch nicht so. Danach hol ich meine Rosa dazu. Die war vorigen Monat noch bei der Kommission.» – Sie hatte die Hebammenapprobation erhalten, und die Dannerin war nicht wenig stolz darauf.

Bis in die Frühe hinein musste August Kühn in der Küche warten, während die Frauen in der Kammer hantierten. Dann aber war es soweit, bevor er zu seinem Dienst musste. «Ein prächtiger Sohn, sagt meine Tochter, und die versteht was davon. Man merkt schon, dass er die ersten Monate beim Druckereibesitzer Glasl herausgefuttern worden ist», lobte die Dannerin, als sie ihn herüberholte. Mit einigem Entsetzen suchte er das kleine, schmal gewordene Gesicht seiner Karoline zwischen den Kissens, noch mehr verwirrte ihn das herumliegende Leintuch mit dem vielen Blut daran.

«Glutz' nicht herum, das bringen wir schon in Stand, bis' d'heimkommst. Aber den Stammhalter, den schau an, der ist jetzt die Hauptperson.» Die Dannerin hielt ihm das in ein Handtuch gewickelte Etwas hin, das die Augen mit den langen Wimpern in dem roten Gesichtchen fest geschlossen hielt. «Willst ihn nicht noch schnell auf den Arm nehmen, den Sohn? Wie soll er denn heissen?»

«August!» entfuhr es ihm, die Dannerin stimmte gleich zu: «August, wie der Vater, so gehört es sich.»

August Kühn aber dachte an einen anderen August, an den, der von den Sozialisten zum Vorsitzenden gemacht worden war, der auch das Buch geschrieben hatte, das ihm der Franz für seine Karoline dagelassen hatte. Die Erwartung, dass es dieser August Bebel für die Arbeiter schaffen würde, wollte er durch die Namensgebung mit der Hoffnung verbinden, dass es dieser Neugeborene einmal besser als er selbst haben sollte. In einer Viertelstunde begann sein «verkaufter Tag» bei der Staatsbahn, da blieb keine Zeit zum Erklären. Vorsichtig drückte er das Bündel wieder in die Arme der Dannerin zurück, Karoline noch mit einem Kuss den Dank auf die Lippen gehaucht, lief er dann los, um noch rechtzeitig zu kommen. Vielleicht hätte der Packmeister auch Verständnis gehabt, in diesem besonderen Fall, aber durfte man es darauf ankommen lassen, wo man auf ihn ein besonderes Auge hatte? Gerade jetzt, wo sein Verdienst für drei langen musste und nicht aufs Spiel gesetzt werden durfte? Zäh wie noch nie hingen sich die Stunden an die Pakete und Sperrgutstücke, die er in die Waggons lud. Beiläufig erzählte er den anderen Ladearbeitern von dem «freudigen Ereignis», das für ihn beim näheren Zusehen so freudig auch wieder nicht war. Bis zum Abend war diese Kunde dann weitergetragen worden

zum Oberexpeditor Oetzinger. Der sprach ihn über die Geleise hinüber an, als er gerade hastig davonlaufen wollte, heim zur Familie, die nun wirklich eine geworden war. «Kühn, haben's jetzt auch noch was Kleines? Und wohnen's immer noch in der Bruchbude? Das hat euch gerade noch gefehlt, was? Ich gratulier, wenn's ein Grund zum Gratulieren ist. – Vielleicht lässt sich was machen, wenn in den Arbeiterhäusern mal was frei wird.»

Das war ein anderer Ton, als ihn sein Vorgänger Glasl angeschlagen hätte. Der wohnte zwar auch nicht mehr in dem Diensthäuschen an der Marsfeldecke, war nach seiner langen Beurlaubung damals sang- und klanglos ausgezogen, versetzt worden, irgendwohin aufs Land. Aber wo das Häuschen gestanden hatte, plante man den Boden, ein eigenes Eisenbahnministerium sollte da hingestellt werden. Der Oetzinger wusste also, was es hiess, zur Miete zu wohnen, eine ordentliche Bleibe in München einzurichten, wo jedes Jahr neue Menschen zuzogen, um in der Stadt Arbeit zu finden. Freilich, der tat sich leichter damit, hatte mit seinem Beamtengehalt mehr zum Zusetzen. Aber er dachte auch für die anderen mit, so hatte es geschienen. Oder war es nur so dahergeredet?

Die Frauen daheim hatten tagsüber wirklich alles hergerichtet, der winzige August lag in einem Waschkorb; zugedeckt mit einem Kopfkissen schlief er schon wieder zufrieden vor sich hin, satt gemacht von der vollen Brust Karolines. «Weck ihn nicht auf», fuhr sie ihn an, als er ihm zu nahekam, um ihn endlich genauer zu betrachten und zu bewundern.

«Getauft muss er noch werden. Aber die Katholischen mögen den Namen August nicht so, weisst, die denken sich halt, nach wen man da benennt. Die mögen lieber einen heiligeren Namen.»

«Ich hab auch den Namen, mir ist er immer noch heilig genug gewesen. Hast es also erraten, dass ich an den Bebel gedacht hab'»? Hast in das Buch ‚Die Frau und der Sozialismus‘ schon reingelesen?»

«Ich hab' was anderes zu tun gehabt, als in deine Bücher zu schauen», wurde Karoline ärgerlich. «Keine Einrichtung, hinten und vorne fehlt's an allem, und dann soll ich noch Bücher lesen wie ein Professor. – Zu Martini wird eine Stelle frei im Hackerkeller drüben, als Beiköchin könnt ich unterkommen, aber mit dem Kind wird es nicht gehen. Obwohl, das Geld wär unsere Rettung, damit wären wir bald soweit, dass wir in eine richtige Wohnung ziehen könnten.»

Widerwillig nur liess August Kühn seine Gedanken in eine solche Richtung treiben. Durfte er sich denn gar nicht darüber freuen, dass er nun einen Sohn hatte, einen, der seinen Namen forttrug, für den es sich lohnte, die Mühen des Kampfes auf sich zu nehmen für die Verbesserung der Lage seiner Klasse? Sei-

ne Kindheit beim Troschelvater fiel ihm ein; so übel war sie nicht gewesen, eigentlich seine schönste Zeit im Leben, wenn er rückwärts alles überschaute. «Wenn deinen Katholiken ein ‚August‘ so zuwider ist, dann lassen wir ihn bei den Protestanten taufen. Wenn wir ihn zur Kost weggeben müssen, dann kenn ich nur die Leute, bei denen ich auch herangewachsen bin. Ich schreib’ denen einen Brief, ob sie ihn nehmen, auf ein Jahr, bis er mitlaufen kann, hier bei uns.»

Karoline protestierte, hatte Einwände wegen der weiten Entfernung, aber weil sie selber nichts Besseres wusste, wurde der Brief geschrieben. Bis Martini waren es noch fast drei Monate, bis dahin würde man sehen. Das mit der lutherischen Taufe dagegen stachelte einen ersten, tiefsitzenden Groll gegen ihren Mann auf. Zwar gehörte es sich nicht, dass eine Frau gegen den Beschluss des Ehemannes rebellierte, fand sie, aber als in der schmucklosen Matthäuskirche ohne alle Heiligenbilder ihr Sohn das Taufwasser bekam, stand für sie fest, dass sie selber schon mehr zu den prachtliebenden Katholiken gehören wollte. Seit der unkirchlichen Hochzeit war sie nur noch selten zu einer Messe gegangen. Aber jetzt nahm sie es sich fest vor, wieder jeden Sonntag zu gehen. Wenn man schon seine eigenen vier Wände nicht herausputzen konnte, weil dazu die Mittel fehlten, dann wollte man doch wenigstens am Sonntag etwas von dem Glanz und der Herrlichkeit mitnehmen, seinen Augen etwas Gutes tun.

Der kleine Kühn wurde von Woche zu Woche kräftiger, mit seinen sechs Wochen konnte er schon den Finger der Mutter mit seinen Händchen fest packen. «Gustl», lobte ihn dann Karoline, «wirst einmal ein Starker, der sich nicht fürchten braucht.»

Dann kam aus Niedertroschelbach der Brief. Jakob, der Bruder von August Kühn, hatte ihn für die Troschelmutter geschrieben. Dass man schon einen Platz frei hätt’, wenn der Gustl hinkäme. Und nur zehn Mark sollte es im Monat kosten. Stolz schrieb der Bruder Jakob noch dazu, dass er in der Schule gut mitkäme, damit er auch einmal in der Stadt drinnen eine Arbeit bekommen könnt’.

Weil es im Oktober schon ziemlich kalt wurde, kam man aber mit der Witwe Danner überein, die beschwerliche Reise für den kleinen Kerl noch bis zum Frühjahr aufzuschieben. Wenn die Karoline ihre Stelle antrat, wollte die Hausfrau zwischendurch einmal nach dem Säugling schauen. Dafür kaufte man die Milch bei ihr, denn mit dem Stillen war es vorbei, sobald die Karoline hinter dem Herd im Hackerkeller stehen musste.

Verboten!

An einem Herbstabend fehlte August Kühn etwas, als er nach Hause in die enge Kammer kam, die ihnen als Wohnstube und Küche diente. Seit die Karoline da war, lag sonst immer auf dem wackeligen Tisch der ‚*Zeitgeist*‘, aber an diesem Tag war die Stelle leer. Es war der 21. Oktober 1878. Er hatte in den letzten Wochen bemerkt, dass sich etwas zusammenbraute, obwohl er seit der Reichstagswahl kaum ausgegangen war. Das doch etwas schlechte Gewissen hatte ihn bei Frau und Kind gehalten.

«Wo ist denn heut die Zeitung?» wollte er nach der Begrüssung von der Frau wissen, schon vermutend, sie hätte sie wegen der Ersparnis der 60 Pfennig abbestellt.

«Eure Zeitung ist verboten, die Sozialistische Partei auch. Dein Genosse Köhler war vor einer Stunde da, Bescheid sagen. Sollst vorsichtig sein, meint er, damit du nicht wieder bei der Staatsbahn hinausfliegst.» Es klang ein «Ich-hab-es-doch-gewusst» mit, als sie ihm das ausrichtete, ein «das-hat-ja-nicht-gut-gehen-können». Aber davon hielt August Kühn nichts. Nach der Kartoffel-suppe suchte er noch Köhler in der «Stadt Landsberg». Zwar sass dort auch der alte Maschinenmeister aus der Teerpappenfabrik. Aber er wollte nicht aus sich herausgehen, lenkte die Rede krampfhaft auf den früh kalt gewordenen Herbst, der schon gleich nach dem Oktoberfest eingesetzt hatte. So etwas war für ihn sonst nie ein Gesprächsstoff gewesen, da wusste er gleich, wie er dran war. «Der Winter wird kalt werden», beendete er vieldeutig seine Erörterung des derzeit herrschenden Klimas. Erst nachdem sie zusammen die Wirtschaft verlassen hatten und Köhler ihn ein Stück auf der Landsbergerstrasse begleitete, wurde klar gesprochen. «Vor drei Tagen hat der Reichstag den Sozialistengesetzen zugestimmt. Unser Feilitzsch in München scheint direkt darauf gewartet zu haben. Heute ist schon in aller Frühe die Druckerei von Kiefer mit Beschlag belegt worden. Auch unsere Vereinsbibliothek haben sie beschlagnahmt und ausgeplündert. Da ist einfach ein Wagen vorgefahren, und sie haben alles ausgeräumt und weggefahren, niemand weiss, wohin. Auch bei mir in der Fabrik war ein Gendarm und hat den Herrn Beck nach mir gefragt, was ich so mache und mit wem ich rede. Dann habe ich mitgehen müssen, weil sie in meinem Zimmer etwas suchen wollten. Sie haben aber nichts gefunden. Wenn ich dir raten kann, räume alles weg, was man bei dir finden und als Material gegen uns verwenden könnte, auch Zeitschriften und Bücher.»

«Aber ich habe doch alles rechtmässig gekauft?»

«Das spielt jetzt keine Rolle. Wenn es sozialistisch ist, wird es als verboten angesehen. Sogar die unpolitischen Fachbücher aus der Bibliothek, die wir uns für die gesparten Groschen unserer Genossen gekauft haben, damit wir auf allen Gebieten was dazu lernen können, sind verschwunden.»

Langsam dämmerte es August Kühn, in welchem Umfang sich die Unterdrückung der Sozialisten noch steigern würde. «Aber wir müssen uns doch verteidigen, ich meine politisch, für unsere Ziele.»

Köhler schüttelte bedauernd den Kopf. «Ich überleg mir schon, ob wir nicht bei den Liberalen unterschlupfen sollen, bis es wieder – wärmer wird für uns.»

«Bei den Liberalen? Bei den Beamten, Bierbauern und Kleinfabrikanten?» zweifelte Kühn laut. Köhler zuckte unschlüssig mit den Schultern. Drückte ihm dann schnell die Hand, «Machs gut», kehrte um und liess ihn allein.

Der alte Köhler musste es wissen, er hatte Erfahrungen, schon aus der Zeit der Bürgerrevolution von 1848, aber das mit den Liberalen, das konnte ihm gar nicht gefallen. Doch den anderen Rat befolgte er sogleich, nachdem er zu der inzwischen schon schlafenden Karoline heimkam. Alles Gedruckte, das er im Laufe der letzten Jahre gesammelt hatte, wickelte er sorgfältig in die letzten Nummern des ‚Zeitgeist‘ und schlich sich mit diesem Packen nochmals hinaus. Draussen kletterte er, so leise es ging, auf das Dach des Anbaus, in dem seine Frau und das Kind fest schliefen. Achtsam hob er, Zoll um Zoll, zwei Dachpfannen hoch, band mit einer Schnur die Literatur an den Latten fest und versuchte, ebenso vorsichtig, die Ziegel wieder in die vorige Lage zu bringen.

Bei der einen gelang es ihm auch, die andere aber klappte herunter und der Lärm, der dabei entstand, erschien ihm wie das Dröhnen einer Sterbeglocke auf dem Friedhof. Er hastete zurück ins Haus, hörte aber noch, wie sich oben das Fenster von der Schlafkammer der Dannertochter öffnete. – Ob sie gemerkt hatte, wer da auf dem Anbau gewesen war?

Nicht zu früh hatte August Kühn seinen Lesestoff in das Versteck gebracht. Am anderen Tag schon bekam Karoline den Besuch der beiden im Viertel bekannten Gendarmen Keppel und Brandt, lang aufgeschossenen Bauernbur-schen im Uniformrock, mehr für die Schlichtung von handfesten Wirtshaus-raufereien geeignet als für eine Haussuchung.

«Dein Mann sitzt immer mit dem Köhler, dem alten Revoluzzer zusammen. Erst gestern wieder ist er gesehen worden. Wir müssen nachschauen, was alles an aufrührerischen Schriften bei ihm versteckt ist.»

Siedeheiss wurde es Karoline unter der Haut, als die Gendarmen in den Schubladen zu suchen begannen und die sauber gewaschenen und gelegten Tücher und Kleidungsstücke auf den Boden beförderten. Verwundert und erleichtert aber musste sie merken, dass nichts mehr von dem vielen Gedruckten da war, nur ihr Gebetbuch fanden die Gendarmen unter den Sonntagsblusen und blätterten es misstrauisch durch.

«Was ist denn dös?»

«Mein Gebetbuch, ich war im Kirchenchor!» empörte sich die Karoline über die rauhe Behandlung ihres Inventars. Der eine Gendarm hielt sich das verdächtige Buch unter seine Nase, schnupfte eine Spur Weihrauchduft ein, nickte dem anderen Bestätigung, beide legten sie grüssend die Hand an den Helmrand. «Nichts für ungut «-brummend, trampelten sie hinaus. Gleich darauf kam die Hausfrau, um nachzufragen, was denn die Gendarmen im Haus zu suchen gehabt hätten.

«Schriften, von den Sozi? Die hat er schon gut versteckt. Keine Angst, von mir erfährt keiner was, aber vorsichtiger muss er schon werden, dein Mann, sonst bringt er uns noch allen miteinander einen Riesenverdross ein.»

Das mit dem Verdross, sah Karoline recht deutlich, das mochte nicht übertrieben sein. In der Stadt ging das Gerücht um, dass der siebzigjährige Arzt Trettenbach, ein bekannter Mann der Medizin, vom nicht minder bekannten Kunstmaler Piloty wegen einer Äusserung über den geisteskranken König Ludwig bei Feilitzsch denunziert worden sei und nun einen Majestätsbeleidigungsprozess zu erwarten habe. Wenn aber schon so angesehene und eingesessene Leute unter die Räder der Staatsräson kommen konnten, um wieviel mehr ein kleiner Güterhallenarbeiter? Hatten sie nicht so schon genug Sorgen auf dem Hals wegen der steigenden Brotpreise und dem geringen Lohn, der hinten und vorne nicht reichte, schon gar nicht, wenn der Gustl bald mehr als ein paar Windeln brauchen würde? Dass der Gendarm über dem Gebetbuch die weitere Durchsuchung vergessen hatte, sah sie als einen göttlichen Fingerzeig an. Für was stand da neben der Wirtschaft «Zur Stadt Landshut» die neu gebaute Kirche? Doch nur, damit sich auch in dem in Sitte und Moral gefährdeten Arbeiterquartier auf der Höhe vor der Stadt die Menschen auf ihren Schöpfer besinnen, in Demut ihr Kreuz auf sich nehmen würden. Abkehren von den Versuchen der atheistischen Agitatoren, die Unzufriedenheit gebracht hatten. – Am Sonntag würde sie zur Messe gehen, vielleicht nahm man es auch nicht so genau wie drinnen in der Stadt, und sie wurde auch in den Frauenverein aufgenommen, obwohl sie ja mit ihrem nicht vor dem Altar angetrauten Mann – dem Kirchenrechte nach – in Sünde lebte.

August Kühn hatte sich vorgenommen, seine Frau über all das, was er selbst sich mühsam an politischem Wissen erworben hatte, gehörig aufzuklären, wenn einmal die Schwangerschaft bei ihr vorüber wäre. Aber jetzt war alles anders gekommen, er selbst war ohne Verbindung zu Genossen, im Trubel der Ereignisse auch oft ohne Orientierung. Da war zum Beispiel dieser Massenprozess, den man einleitete gegen 100 Schreiner, 80 Schneider und 40 Schuster. Die hatten nur einen lokalen Hilfskassenverein geführt, was eigentlich nicht verboten war, nun aber setzte man sie unter Anklage wegen Verstosses gegen die Sozialistengesetze. Durfte man da den Mund aufmachen, auch bei der eigenen Frau, wo die nun noch dazu den Pfaffen nachlief? Vorsätzlich würde die Karoline ihn zwar bestimmt nicht ans Messer liefern, aber wenn sie sich verriete? Als die über zweihundert Urteile bekannt wurden, meistens drei Monate Gefängnis für jeden, trieb es ihn zu Köhler; mit dem musste er einen Weg finden, um den notleidenden Familien der Verurteilten mit gesammeltem Geld beizustehen.

«Hilfskassen? Willst mich provozieren? Wenn der Meineidmichel sowas herausfindet, sind wir schwerer belastet als die Verurteilten. – Ausserdem, ich geh vielleicht vorübergehend doch zu den Liberalen.»

Da sah es der Kühn nicht mehr für so ungünstig an, dass die Karoline in den Frauenverein ging. Wer weiss, für was das noch gut war, wenn sich der Köhler schon bei den Liberalen verstecken musste?

Eine eigene Wohnung, bald zu eng

Der Winter 78 auf 79 war mit einigen Plagen vorübergegangen. Karoline hatte die Stelle im Hackerkeller antreten können, und so war das Geld für warme Winterkleidung da, als die Januarkälte kam. Auch von den Essensresten war soviel abgefallen, dass es für den Mann zum Abendessen reichte. Bei so sparsamem Leben war im März genug auf der hohen Kante für eine Vierter-Klasse-Karte nach Trechtlingen und für ein halbes Jahr das Kostgeld dazu. Gustl sollte zum Troschelvater. Die Dannerin hatte ihn zwar gut versorgt in der Zeit, da Karoline in der Arbeit war. Nicht einmal was dafür genommen hatte sie, aber man konnte doch diese Gutmütigkeit nicht ewig ausnutzen, oder? Für lange sollte es nicht sein, weil auf der anderen Strassenseite drüben für die bei der Staatsbahn beschäftigten Leute neue, in diesem Jahr noch bezugsfertige Arbei-

terhäuser hingestellt werden sollten. Vielleicht dachten sie dabei auch an ihn, wenn diese Wohnungen vergeben wurden.

Zunächst einmal musste er sich zwei freie Tage erbitten, damit er mit seinem Sohn wegfahren konnte. Kräftig genug sah er nun schon aus, um eine so lange Fahrt im zugigen Eisenbahnwagen ohne Schaden zu überstehen. Das Umgewöhnen von der Muttermilch auf die Kuhmilch war ihm nicht gut bekommen, und die Dannerin hatte sich beleidigt gefühlt, als er einmal Milch von der Stadt drinnen mitgebracht hatte; aber dann hatte sie doch zugestehen müssen, dass sie besser war. Noch immer waren die Schäden zu spüren, die von der nun schon seit fünf Jahren stillgelegten Säurefabrik im Boden der Umgebung angebracht worden waren. Sogar das Brunnenwasser schmeckte noch bitter. Aber das Proletenleben ist zäh, sonst könnten nicht genug geboren werden, um alle die Hände zu liefern, die man für die vielen neuen jetzt überall eingeführten Tätigkeiten brauchte. Der Gustl jedenfalls würde schon gross werden. Eigentlich hatte sich August Kühn nun nicht mehr von diesem kleinen Gesellen trennen mögen. Wenn er von der Arbeit kam, war wenigstens der da, schlafend in seinem Korb. Er konnte leicht die drei Stunden ruhig neben ihm sitzen und auf seine Frau warten, dabei das runde Gesichtchen ansehen und träumen, welchen Weg dieser winzige Mensch einmal nehmen würde. Einen Beruf würde er bekommen, mindestens das wollte er ihm möglich machen, dass es ihm einmal besser gehen sollte als ihm selber, dem Ungelernten, dem Tagelöhner, wie er lange genannt und umhergeschoben worden war. Und im Reichstag zu Berlin müssten die Genossen, bis der Bub gross war, zahlreich genug sein, um neue Gesetze erzwingen zu können, gegen die Getreidezölle, die das Brot teuer machten, gegen die Arbeitsbücher, die man wie eine Sklavenmarke herumtragen musste, auch gegen die hohen Militärausgaben, die niemandem nützten als solchen Leuten wie dem Grafen Maffei mit seinen Geschützschmieden. – Und wenn das alles in den zwanzig Jahren, bis er ein Mann wurde, nicht zu schaffen war? Macht nichts, er hatte angefangen, sollte er dann weitermachen, wo seine Hände vielleicht schon zu müde waren, hinzulangen. Wenigstens seine eigenen Erfahrungen würde er ihm weitergeben können, damit er richtig hinlängte.

Um Beurlaubung nachsuchen – devot sein, beim Packmeister, der sich alles genau erzählen liess, nicht zuständig war, beim Oberexpeditor, wieder nicht zuständig, beim Hauptsekretär, schliesslich beim Herrn Amtsvorsteher, der zuständig war, aber sich doch sehr wundern musste, dass man ihm mit solchen Dingen die Zeit stahl. Warum muss sich ein Mensch soviel bücken, wenn gar nichts aufzuheben ist? Jedenfalls, der Urlaub für die zwei Tage war erreicht,

dazu sogar noch, unvermutet, eine Ermässigung des Fahrpreises, der Herr Amtsvorsteher hatte einen leutseligen Tag. Damit konnte man sogar zum Kostgeld für Gustls Kleidung, wenn der was brauchen würde, noch was zulegen.

Karoline begleitete ihn bis zum Einsteigen in den Zug, da erst legte sie ihm den Korb mit dem warmvermummten Säugling auf den Schoss. «Bring ihn gut hin, den Gustl. Und sag’, sie müssen gut auf ihn aufschauen. – Eine Zeitlang haben wir Luft, damit wir unsere Sachen zusammenbringen, eine Zeitlang...» Wollte sie noch was hinzusetzen? Sie hatte so ein seltsames Geschau beisammen, so ein ’g’spassiges’? War halt eine Mutter, die das Kind hergeben musste, eine Zeitlang, sie sagte es ja selber.

Die Fahrt nach Treuchtlingen kam ihm vor wie eine Reise in die Vergangenheit. Und mehr noch der Weg zwischen den frisch gepflügten Feldern in das Dorf hinaus. Obwohl München noch viele ländlich-dörfliche Züge trug, besonders in den Vorstädten, merkte er, wie sehr er schon die von den Jahreszeiten unabhängige städtische Umwelt gewöhnt war, die unabhängig von Aussaat und Wetter beständig und ungeduldig drängte, immer dieselben Verrichtungen zu tun, ernten zu helfen den Herren, die keine Grossbauern mehr waren. Die Troschelmutter, wenn möglich noch faltiger, gegerbter geworden, passte in diese Landschaft.

«Wieder ein Kühn! Damit sie nicht aussterben in unserem Haus. Ist nur noch einer da, der Jakob, und es war doch einmal ein ganzer Haufen.» – Der Bruder Jakob, der war noch da, ein verschlossenes Kind, aber vom Dorflehrer gelobt, wenn das Geld für ihn da wäre, könnte man ihn ins Seminar schicken wie seinen Bruder Peter. Überhaupt, die Kühnkinder hatten es alle gut getroffen, wenn sie in die Welt hinausgegangen waren, die Schwestern gut verheiratet, eine bis nach Amsterdam mit einem Juwelier, die andere mit einem Holzhändler in Nürnberg. Und der Wilhelm war auf einen Hof gekommen, wo nur eine Tochter da war; wird wohl einmal einheiraten und selber Bauer sein. – «Du kommst auch daher, wie einer, zu dem man Herr sagen muss, Bub.»

Auch wenn ihn die Troschelmutter noch für ihren Sohn, oder beinahe für einen solchen ansah, irgendetwas, das er sich nicht erklären konnte, drängte ihn weg von der kleinen, überschaubaren Umgebung seiner Kindheit. Eigentlich wollte er noch auf den Jakob warten, aber der war, wie er selber einmal, mit dem Troschelvater unterwegs beim Holzschuhverkaufen. Er besprach das Notwendige wegen Gustl, und die Kleinhäuslerfrau versprach, auf ihn aufzupas-

sen, wie sie es schon bei den anderen Kühns getan hatte. Jetzt war auch mehr Platz, die grossen Kinder waren fast alle ausser Haus.

Er lehnte es ab, zum Abendessen zu bleiben, rasch und doch mit aller Herzlichkeit, die er aufbrachte, verabschiedete er sich, die Rückfahrt mit dem Spätzug zur Ausrede nehmend. Den kleinen Gustl sah er sich nicht mehr an, denn er fürchtete, ihn sonst wieder mitnehmen zu müssen. Der sollte kein Dorfbub aus einem Kleinhäusleranwesen werden, der sich nur schwer in das Leben einer modernen Stadt hineinfand. – Sein Fussmarsch zum Bahnhof glich einer Flucht.

«Gut untergebracht ist er schon bei den Troscheleltem», meinte er Karoline bei seiner Heimkehr beruhigen zu müssen. «Vier Arme haben wir jetzt frei, um ihm ein richtiges Daheim herzurichten, bis er wieder herkommt zu uns.»

Irgendetwas hatte die Frau, sie druckste herum und musterte die fleckige Kammerwand, indessen er hungrig das hingestellte Restessen hineinschlang.

«Ist was?»

«Ich wollt's dir schon vor dem Wegfahren sagen. Lange wird's nicht dauern mit meinem Dazu-Verdienst.»

«Wollen sie dich im Hackerkeller nicht behalten? Dann findest du was anderes, da brauchst dir nichts denken.»

«Nicht aufgepasst haben wir, im Herbst wird noch ein Kind kommen.»

Bevor er noch was dazu sagen konnte, warf sich Karoline auf das Bett, heulte ihren Kummer ins Kissen hinein.

Betriebsam war August Kühn das nächste Jahr. Wieder und wieder musste er sich bücken, devot sein, «unterthänigst ersterben». Inzwischen wuchsen die drei Arbeiterhäuser an der Landsbergerstrasse hoch, rot aus Klinkersteinen, ohne Putz, der die Freitagsfehler der Maurer hätte verbergen können. Karoline hatte keine rechte Hoffnung, dass ausgerechnet sie darin unterkommen könnten. Sie meinte, er solle es doch einmal bei den Genossen probieren, ob die ihnen nicht zu einer Wohnung verhelfen könnten. Aber das musste er ihr ausreden, weil die genug damit zu tun hatten, den Nachstellungen des Meineidmichel und seines über-preussischen Auftraggebers Feilitzsch zu entgehen. Mit sowas konnte man denen jetzt nicht kommen, zumal er selber kaum einmal zum Birk hinkam, nicht mithalf beim Kampf um die Arbeiterrechte.

Sie hatten Glück! Zur selben Zeit, als drunten auf den Wiesen beim Oktoberfest wieder die Militärmärsche vom Beck getrommelt und geblasen wurden, konnten sie über die Strasse hinüber in eines der noch mörtelfeuchten Häuser ziehen. Zu ebener Erde, hintenhinaus, mit Blick auf die Geleise waren für sie

ein Zimmer und eine Küche abgefallen. Die Karoline, die seit einem Monat nicht mehr im Hackerkeller arbeiten konnte, weil der Wirt keine schwangere Köchin im Dienst halten wollte, sollte nebenher noch Hausmeisterin machen, die Treppenhäuser und Keller und Speicher sauber halten. Sonst zogen in die Häuser nur Staatsbahner der untersten Beamtenränge ein, Kondukteure, Schaffner und Streckeninspektoren. Dem geringen Glanz ihrer schlechtbezahlten Dienststellung war man es schuldig, dass wenigstens ihren Frauen nicht das Treppenputzen zugemutet wurde.

Was sie den Sommer über vom Verdienst zur Seite gebracht hatten, ging schnell für die beim Trödler erworbenen notwendigsten Einrichtungsgegenstände drauf. Eine Eckbank, ein Küchen- und ein Kleiderschrank, ein Tisch, ein Bett, für eine Kinderwiege reichte es sogar. Schmuckstück der Schlafstube wurde aber die Kommode, die sich August Kühn einmal geleistet hatte, als er noch unverheiratet war und allein seinen Lohn verbrauchen konnte.

«Im November, wenn der Bub auf die Welt kommt, ist auch der Tag des heiligen Martin, so soll er heissen!» Die Karoline sah ihn an, als ob sie diesmal das letzte Wort gesprochen habe. Er hatte, für den Fall, dass es wieder ein Bub werden sollte, schon lange einen anderen Namen ausgedacht. Karl sollte er heissen, wie der gelehrte Karl, der in London die ganze Staatsbibliothek durchgelesen hatte, damit er ein Buch für das Zurechtfinden der Proletarier in der neuen Epoche der Fabrikherren schreiben konnte. Gehungert und gedarbt hatte er dafür, da war er es wert, dass man seinen Sohn nach ihm benannte. – Die Karoline hörte sich solche Vorschläge nur mit einem Ohr an. «Mit deinen Genossen! Wenn man klein ist, kann man nicht gross werden, das müssen die auch noch lernen. Martin soll er heissen, damit er einen Schutzpatron hat, wenn sich schon kein Pate finden lässt.» Auch, dass sie selber ja Karoline genannt worden war, liess sie nicht gelten.

Aber als die Hebamme Dannerin am 7. November 1879 den zweiten Kühnsohn in die Windel wickelte, war Karoline bereit, ein wenig nachzugeben: Martin-Karl, sollte er später selber sehen, wem er nachschlug!

Zwei Besuche bringen Neues

Mit den Frauen der kleinen Beamten kam Karoline gut zurecht, weil sie ihnen den Respekt zeigte, der ihnen sonst versagt blieb von den eingesessenen Leuten der äusseren Ludwigsvorstadt. Sie geizte nicht mit Anreden wie ‚Frau Hilfskondukteur‘ oder ‚Frau Magazinverwalter‘, wenn diese zu ihr um den Beleuchtungskarbid kamen, den sie als Hausmeisterin im Keller zu lagern und nach Bedarf auszugeben hatte. Bald verstand sie auch den von ihnen gesprochenen Dialekt, denn die meisten waren aus Franken, wie überhaupt viele Beamte sich aus diesem Landesteil des Königreiches rekrutierten, weil dort die Bauernhöfe durch die Güterteilung so klein geworden waren, dass es viele Bewohner dieser Gegend in die Stadt trieb. Als Hausmeisterin war sie selbst aber auch von den Frauen der Mietparteien als Beinahe-Amtsperson, als verlängerter Arm der hausbesitzenden Staatsbahn angesehen; nur über ihre zunehmende katholische Kirchenfrömmigkeit machte man sich anfangs lustig.

«Frau Kühn, diese Katholiken, die sind doch was für die Bauern auf dem Land.» Die Frau des Magazinverwalters Schlimbach war von Anfang an eine von denen, mit der sie öfter zu einem Tratsch zusammenstand. Die durfte sie schon auf so ‚intime‘ Sachen ansprechen. Zu der war sie sogar schon einmal gegangen, um Mehl zu leihen.

«Wie meinen’S, ich bin doch auch vom Land?»

«Schon, aber jetzt gehören’S doch zur Stadt. Da braucht es andere Sachen, weil sich da anders lebt. Brauch ich Ihnen aber doch nicht sagen, oder?»

Sie musste es schon genauer sagen, die Schlimbachin, dass in der Stadt keiner mehr vom Acker und von der Ernte leben konnte, weil eben keiner mehr einen Grund zu eigen hatte.

«Meinen Sie die Sozialdemokraten? Dass wir die statt einer christlichen Religion brauchen?» fragte Karoline die Magazinverwaltersfrau argwöhnisch und bekam dabei ein ablehnendes Gesicht, als ob ihre Koch- oder Putzkünste in Zweifel gezogen würden.

«Nein, wir sind auch für ein christliches Leben, wo denken’S denn hin! Aber auch die oberen Ständ’ müssen an das Christentum erinnert werden, sonst werden die Arbeiter mit Not und schlechter Gesittung in den gottlosen Atheismus und Nihilismus hineingetrieben, sagt mein Mann immer. Und so einer, der die oberen Stände dran erinnern könnt’, ist der Hofprediger Stöcker. Der ist gegen den Sozialismus und trotzdem für die unteren Stände. Nächsten Donnerstag

kommt er nach München und spricht in den Centralsälen. Den müssten Sie sich anhören, meint auch mein Mann.»

Karoline hatte es zuvor noch nie zu einer Vortragsversammlung hingezogen. Diesmal aber lockte es sie doch, vor allem die Aussicht, von der Magazinverwalterin mitgenommen zu werden, die sogar werktags mit einer Tornure unterm Rock herumlief und richtig vornehm aussah mit dem weitfallenden Kleid und dem selbstgesteckten Hut. Karoline selber begnügte sich mit zwei Unterrocken, und wenn sie so daherkam mit Rock, Spenzer und Schürze, erkannte man am trachtenähnlichen Aufzug gleich eine vom Land. Dabei waren in der Stadt viele zu sehen, die sich so wie sie anzogen.

Diplomatisch wollte sie ihren Wunsch dem Mann beibringen, am nächsten Donnerstag mit der Schlimbachin abends wegzugehen. Fragte er sie denn, wenn er zu seinen Genossen wegging? Der Martin schlief schon die ganze Nacht durch, also war da auch kein Grund, dass sie immer zu Hause sass.

August Kühn war längere Zeit leise getreten, hatte sich nicht nach dem Verbot gemuckst. Aber nach und nach waren die Genossen zu einer neuen Praxis des Verkehrs untereinander gekommen. Zu viert oder fünft traf man sich in einem Wirtshaus bei einem Bier und unterhielt sich über das, was sich in den letzten Tagen an politischen Ereignissen begeben hatte. Auch der alte Köhler war nicht zu den Liberalen gegangen, wie er es vorgehabt und auch noch den anderen empfohlen hatte. Sogar neue Gesichter fanden sich ein. Da war einer, der Sepp Lettenbauer, der als Handwerksbursche unterwegs auch einmal in Berlin gewesen war, viel davon erzählen konnte, wie alle, die so weit herumgekommen und dortige Zustände kennengelernt hatten. So war ihm der Hofprediger Dr. Stöcker schon ein Begriff, als seine Frau damit anfang.

«So, gegen den Sozialismus ist er, aber auch für die unteren Stände, der preussische Hofprediger? Lass dir gesagt sein, wer den Grossen nichts wegnehmen will, kann dem kleinen Mann nichts geben. – Aber wenn'st hingehen willst, schau ihn dir nur an und hör ihm genau zu. Wirst schon merken, was der für einer ist.»

An dem Donnerstag, an dem der Hofprediger seine Versammlung hatte, tat es ihm doch leid, dass er so ohne Weiteres der Karoline den Ausgang zugesagt hatte. Denn mit dem Fernzug aus dem Norden kam ein Mann nach München, den er, ohne ihn bisher gesehen zu haben, hoch verehrte. Er verstand es so einzurichten, dass er den Karren mit dem Expressgut zu dem Gepäck- und Stückgutwaggon fahren konnte, der an den betreffenden Zug angehängt war. Auf dem Bahnsteig hinter der Absperrung in der Halle warteten schon über hundert

Leute mit roten Nelken im Knopfloch, es war ein Andrang wie bei einem Staatsbesuch. Auch dem ihn mit den Ladepapieren begleitenden Expeditoer fiel es auf, besonders, da auch einige Schutzleute scheinbar gelangweilt herumstanden. August Kühn erspähte auch den Meineidmichel, der, darum bemüht, unauffällig zu erscheinen, sich in einer Ecke um einen Pfeiler herumdrückte. Als der Zug eingelaufen war und Hochrufe auf den aussteigenden kleinen, rotblonden Mann mit dem Spitzbart ausgebracht wurden, schielte er nach dem Expeditoer, aber der trieb zur Eile mit dem Einladen. Trotzdem, ein vorbeigehender Genosse flüsterte ihm zu: «Heute Abend im Franziskanerkeller!»

Ausgerechnet diesen Abend hatte sich der Hofprediger für seinen Vortrag ausgesucht! Konnte er der Frau begreiflich machen, dass sie doch nicht Weggehen konnte, weil er Bebel, August Bebel, den Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Partei sehen musste? Konnte er sein Versprechen, das er so gleichgültig gegeben hatte, seiner Frau brechen, wenn sie sich endlich einmal für Politik, wenn auch die falsche, interessierte? Und wenn sie beide weggingen? Den Säugling allein im Haus liessen? Nein, das ging auch nicht, wenn wirklich was wäre mit ihm, dann würden sie ihm nachreden, er sei wegen seiner Sozialistenpolitik schuld, dass dem Kind was zugestossen sei; das ging nicht, wo man doch eh schon auf die Sozialdemokraten so ein besonderes Auge hatte, würde das allen schaden.

Die Gesellschaft in den Centralsälen übertraf dann erst einmal bei Weitem die Erwartungen von Karoline. Bei den Herrn überwog der schwarze Cut zum hohen Zylinder und den vornehmen gestreiften Hosen. Und dann erst die Damen! Sogar die Schlimbachin mit ihrem besten Kleid, das sie zu diesem Anlass aus dem Schrank geholt hatte, wurde noch weit in den Schatten gestellt. Wie vom Tapezierer drapiert umhüllten die kompliziert geschnittenen Garderoben aus Samt, Seide und Spitzen ihre Trägerinnen. Dass sie da mit dabei sein durfte, hob ihre Stimmung so, dass sie der Rede des Dr. Stöcker gar nicht folgen konnte. Bis sie die teils mitleidig, teils belustigt lächelnden Blicke der Umgebung auf sich ruhen fühlte. «Nimmt doch eine ihren Küchentrapfel mit, damit sie auf dem Heimweg eine Begleitung hat und die Kutsche spart», hörte sie hinter sich einmal raunen und musste den Reiz unterdrücken, sich umzudrehen, um das richtigzustellen. Der Vortrag war ihr vergällt! Noch mehr, als sie sich am Schluss eine der Broschüren des Hofpredigers geben lassen wollte, die am Ausgang kostenlos verteilt wurden.

«Wer drängt sich denn da so vor?», wurde sie von einer schmalbrüstigen in einem schwarzen Samtkleid angefahren, «kann Sie denn überhaupt lesen?» –

Dabei war, soviel hatte sie mitgekriegt, in der Rede des Hofpredigers dauernd von der «Fürsorge zu den niederen Ständen» die Rede gewesen, von der «Verpflichtung gegen das arbeitende Volk». Als sie auf dem Nachhauseweg von der Schlimbachin ganz begeistert gefragt wurde, was sie denn von dem Herrn Hofprediger halte, liess sie nur heraus: «Freilich, der ging schon, aber was will der denn allein erreichen?»

Dann brachte der August den Zettel mit der Einladung für den drauffolgenden Sonntag. Ein Spenglergehilfe mit dem nicht eben vornehmen Namen Mondschein lud ein in die Gaststätte «Zur Neuen Welt». Dieser Bebel sollte dort sprechen über «Hofprediger Dr. Stöcker und die Handwerkerfrage».

Eigentlich hatte Karoline für die nächste Zeit keine Lust, wieder auf eine Versammlung zu gehen, aber sie wusste, der August würde auf jeden Fall zu seinem Bebel gehen, darum fragte sie, so aufsässig wie möglich: «Hat sich denn kein vornehmerer Sozialdemokrat für diese Einladung gefunden wie dieser Spenglergeselle, der noch dazu Mondschein heisst?» August spürte die Ablehnung in der Rede seiner Frau, doch er gab ihr ganz ruhig und gelassen Bescheid: «Unter Genossen ist keiner vornehmer, da ist einer wie der andere. Und für seinen Namen kann keiner was.»

So vornehm wie die Centralsäle war das Gasthaus «Zur Neuen Welt» in der inneren Ludwigsvorstadt nicht; es war eben eine grosse Bierwirtschaft für die unteren Stände. Als sie am Sonntag, bald nach dem Mittagessen hinkamen, den kleinen Karl in ein Tuch gewickelt, standen in der Mitte, obwohl es noch eine Stunde hin war, bis die Versammlung beginnen sollte, schon massenhaft Genossen vor dem Eingang herum. Schon von weitem konnte man sehen, dass irgendetwas nicht stimmte. Warum gingen sie denn nicht hinein? – Vor der Eingangstür war ein Schild angebracht «Die Versammlung mit dem Agitator Bebel ist polizeilich untersagt», daneben hatten sich zwei Polizeioffizianten postiert und auch der Kommissär Gereth, der Meineidmichel lungerte in einiger Entfernung herum; er hatte wohl Angst, dass ihn einige aufgebrachte Arbeiter zwischen ihre Fäuste nehmen könnten.

«Dann geh'n wir eben wieder!» freute sich die Karoline laut.

«Wart' nur, so schnell lassen wir uns keine Versammlung verbieten.»

«Weitergehen, die Versammlung ist aufgrund § 9 der Sozialistengesetze verboten», herrschte einer der Offizianten die Menge an, die sich vor der «Neuen Welt» zu drängen begann, immer neue Leute kamen hinzu. Der Uniformierte hatte noch nicht ausgederet, da fuhr er erschrocken vor einem Kesselschmid

zurück, der auf ihn zustrebte, dann aber mit einem verächtlichen Blick an ihm vorbeiging. Die herumstehenden Genossen lachten sich ihren Zorn aus der Magengrube heraus. Gereth schlich aufgeregt näher heran. Da wurde August Kühn von einem Schriftsetzer aus der Glas-Druckerei angestossen.

«Aha, die Karoline ist auch dabei, mit Kind sogar, das freut einen, wie gehts immer so?» – dann leiser, beinahe flüsternd: «Wir gehen woanders hin, bevor es hier eine Rauferei mit den Gendarmen gibt. Sag's weiter, ich geh voraus mit etlichen anderen.»

«Wohin denn...?» aber August Kühn bekam keine Antwort mehr, der andere war schon eine Reihe weiter und informierte einen anderen. Zögernd löste sich der Menschaufwurf vor der «Neuen Welt» auf, zog in Grüppchen in den Westen hinaus, hinauf auf die Schwanthalerhöhe, zum «Hackerkeller». Das war in den letzten Jahren eine Grossgaststätte geworden mit Tanzsaal, Kegelbahn, Restaurant und Bierschwemme. Um das Sommerbier kühl lagern zu können, hatte die Brauerei zum Hacker vor der Stadt draussen in den Kies des eiszeitlichen Isarhochufers tiefe Kellergewölbe hinein graben lassen, und, um die Kühlwirkung noch zu erhöhen, schattenspendende Kastanien darüber angepflanzt. So frisch wie in einer Kellerwirtschaft schmeckte im Sommer nirgends in München das Bier. Die Schwanthalerhöhe trug drei solcher Bieroasen, und das waren die angenehmsten Ecken des sonst so rauen und ungastlichen Viertels mit stinkenden Fabrikbetrieben und engen Hinterhöfen der zunehmenden Rentenburgern der Dreiquartalsprivatiers, dazwischen die Kiesgruben, in deren Grundwasserlachen Abfälle und Gerümpel geworfen wurden, um sie langsam wieder zuzufüllen.

So an die fünfhundert Leute waren nach und nach in den Hackerkeller gekommen, und der Wirt hatte wegen dieses unverhofften Andrangs den Tanzsaal geöffnet, der bald voll besetzt war. August Kühn suchte sich einen Platz nahe des Eingangs, weil ja das Söhnchen dabei war, da brauchte man etwas frische Luft. Gespannt hielt er die Tür in seinem Blick. Ob der rotblonde Mann mit dem festen Auftreten und geradem Geschau, den er am Bahnhof vor drei Tagen gesehen, doch noch hierher finden würde? – Zuerst kam einer, den er am liebsten gleich wieder weggewünscht hätte, der Gereth, gleich mit einem Aufgebot von Offizianten und Gendarmen.

«Ihr meint wohl, hier könnt ihr nun eure Versammlung machen, wenn die andere verboten ist?» raunzte er die erstbeste Tischrunde an.

«Versammlung?» tat August Kühn erstaunt. «Unser Bier dürfen wir doch trinken, das ist doch keine Versammlung.» Karoline nickte dazu mit ängstli-

chem Gesicht eifrig Bestätigung. Aber in diesem Moment kam endlich Bebel zur Tür herein, und das riss nicht nur August Kühn vom Stuhl, beinahe die ganze Saalbesetzung sprang auf die Beine und rief ‚Hoch‘, dass die Krüge auf den Tischen wackelten.

«Das ist eine Offation», zischte Gereth böse, «das bereut ihr noch». Dann drängte er sich zu Bebel hin, versuchte sich vor dem in Positur zu stellen. «Herr Bebel, hier dürfen Sie auch nicht sprechen!»

«Ich habe mich wohl verlaufen? Sind die Bierkeller in München neuerdings Taubstummeneinrichtungen? Das hat sich nicht so angehört.» Bestimmt, aber mit ironischem Unterton, waren die Worte Bebels an den Meineidmichel, dann ging er gelassen an dem Sozialistenspürhund Feilitzschs vorbei.

«Wenn Sie eine Rede halten, muss ich den Saal räumen lassen!», geifert ihm Gereth noch nach, dann notierte er hastig eine lange Reihe von Namen in sein Rapportbuch, von den Genossen wurde er keines Blickes mehr gewürdigt, er ärgerte sich, dass ihm das vor den rangniedrigeren Polizisten widerfuhr – und dass er keinen Sitzplatz mehr finden konnte. An die Wand gelehnt, gleich bei der Tür, wartete er darauf, dass sich ein Grund zum Eingreifen fand, aber es fand sich keiner. Obwohl Bebel nicht öffentlich sprechen konnte, waren die Sozialdemokraten in einer ausgelassenen Stimmung, freuten sich über die bloße Anwesenheit ihres Vorsitzenden. Vier Stunden, bis um sieben Uhr abends, musste der Meineidmichel warten, bis sich wieder was für ihn dienstlich ausserordentliches begab. Wie beim Eintritt, verabschiedete Bebel die Münchner Sozialdemokratie nun mit bald noch donnernderen Hochrufen und Gereth konnte die «Schreier» flink in sein erarisches Dienstbuch notieren.

Karoline konnte es nicht fassen, dass ihr August einige Wochen danach ein Strafmandat ins Haus geschickt bekam. «Wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses vermittels ausgebrachtem Hoch auf den hierorts erschienenen August Bebel am 11. April 1881...» öffentliches Ärgernis? Wen hatte es denn ausser den Polizeikommissär geärgert? Und zehn Mark gleich? Das war ein halber Wochenlohn, ungerecht teuer, fand Karoline.

Schon wieder knapp ...

Ausser den 10 Mark Strafgeld hatte der Besuch Bebels in München noch etwas eingebracht: Klarheit über Stöcker. Einem engen Kreis von Genossen hatte der Vorsitzende berichtet, wie dessen neue Partei gegründet und mit welchem Programm sie versehen worden war; nun konnte auch in der Isarmetropole die Information darüber verbreitet werden. August Kühn hielt es für sehr wichtig, dass er auch Karoline darüber aufklärte. «Ein Bismarckfreund ist er nicht. Aber deshalb ist er noch lange nicht unser Freund, auch wenn er seine Partei Christlich-Soziale Arbeiterpartei nennt. Das Programm von denen ist bei uns abgeschrieben, bei den Ultramontanen und bei den Zünftlern, von jedem etwas und für jeden etwas. Gegen die Kapitalisten gibt er vor, zu sein, aber in Wirklichkeit hetzt er gegen Juden, weil das einfacher ist, weil ihm das die Lumpenproleten und die wackeligen Existenzen aus dem kleinen Gewerbe bringt. Aber selbst da steckt der Herr Hofprediger zurück, seit er damit den Hofjuden des Preussenkaisers beleidigt hat und dafür beinahe, aber nur beinahe aus Berlin ausgewiesen worden ist. Jetzt geht er nur noch gegen die ‚Juden‘ Marx und Lassalle.»

«Ja, ja,» sagte Karoline und liess sich durch die lange Rede ihres Mannes nicht stören, häkelte weiter an einem Jäckchen aus einem Bund aufgetrennter Wollgarne. Gegen Ende dieses Jahres würde es wieder soweit sein, da würde der dritte Kühn nachkommen – und war doch für die anderen zwei schon der Platz nicht da. Und der Mann redete von Stöcker und den Christlich-Sozialen! Die brauchte er ihr nicht mehr ausreden, die hatten ihr schon auf der Versammlung gereicht, diese hochnäsige Gesellschaft. Aber seine Sozialdemokraten brachten auch nichts als Verdruss ein. Einen halben Wochenlohn hergeben müssen, bloss weil er Hoch rufen musste, wenn so einer daherkam! Selber einer von kleinen Leuten! An die grossen, die Mächtigen musste man sich halten. Der Preussenkaiser war zwar schon genauso wirt im Kopf wie der bayerische König, aber der Kanzler Bismarck, der hatte doch den Arbeitern die Unfallversicherung gegeben, war das nichts? Reden konnte sie mit ihrem Mann nicht darüber, der wollte nichts vom ‚Staatssozialismus‘ des Preussenzkanzlers hören, sagte immer, das täte der nur so, weil er vom Volk her dazu gezwungen wurde. – Er, der Güterhallenarbeiter Kühn bildete sich ein, den eisernen Kanzler zu etwas zu zwingen!

Eines Tages standen auf dem Wandbrett über dem Herd zwei neue Tassen, hochwandige, einen Viertelliter fassende, porzellanglatte Tassen, wie man sie für den Malzkaffee am Morgen gut brauchen konnte, zum Brot einbrocken, bis

der Löffel drin stecken blieb. Aber eines störte August Kühn an den Neuerwerbungen seiner Frau auf dem Geschirrmarkt. Vorne drauf prangten, mit feinem Pinsel in süßen Farben gemalt und dick mit Gold umrandet, zwei Porträts. Brustbilder von einem Schnauzbärtigen und einem vollbärtigen Herrn in Uniform. Bismarck und der Kaiser. In seine ärgerliche Betrachtung platzte Karoline mit ihrer Erläuterung: «Sind schön, gell, und gar nicht teuer. Bei den Schlimbachs haben sie ein ganzes Service davon gekauft, die da sind Reststücke, die waren billiger.» Sie merkte, was die Ursache seines Grolls war – dass er die neuerstandene Pracht nicht hinunterwarf – «Ausserdem! wenn wieder einmal die Polizei ins Haus kommt, wegen deinen ..., dann macht sich so was ganz gut.»

Wenn ich ihr jetzt die Freude an den Tassen verderbe, überlegte August Kühn, dann schiebt sie es auf meine Partei, dann bringe ich sie gegen meine Sache noch mehr auf, statt sie hineinzubringen, wie es der Franz geraten hatte. «Andere Bilder drauf hätten mir schon besser gefallen, aber sonst sind's ja recht schön», gab er nach. Wie schon so oft, vielleicht zu oft.

Überhaupt gab es im nächsten halben Jahr wenig Gelegenheit, mit Karoline über Politik zu reden wegen ihrer schon wieder sichtbar werdenden Schwangerschaft. Die Wohnung, so gross sie ihnen beim Einzug erschienen war, wurde für ein zweites Kind, wenn man den ältesten, den August heimholen wollte, zu eng. Dazu war sie noch vom Bau feucht; die nach Norden gehenden Fenster fingen zu wenig Sonne ein, um die Mauern restlos auszutrocknen. Der Modergeruch von der schon stockig werdenden Wand mischte sich mit dem Dampf aus dem Kessel mit den auszukochenden Windeln und dem immer wieder nachgefüllten Krauttopf auf dem gekachelten Küchenherd.

In der Schlafkammer war es etwas besser, da stand nun ein zweites Bett, das sie sich zusammengespart hatten. Notfalls konnte der Karli die Wiege dem Neankömmling überlassen und in der Mitte zwischen den beiden Betten auf der Ritze schlafen. – Karoline richtete ihre Hoffnung auf ein anderes Gemäuer, eines, das eben erst aus dem Grund herauskam.

Etwas zum Gruseln war der Platz schon, von der Dannerin und ihrem Mann wusste sie, dass da einmal ein Richtplatz gewesen war. Aber inzwischen hatte dort schon lange eine Wirtschaft gestanden. Die hatte nun der neue Besitzer des Grundstücks, der Brauereibesitzer Sedelmayer, dem in der unfreundlichen Umgebung auf die Gant gekommenen Wirt billig abgekauft und schnell niederreisen lassen. An den Grundmauern konnte man sehen, dass es ein weitläufiges Gebäude werden würde, auch ein hohes, was man so hörte, vier Stock hoch.

Die Grundsteinfeier für den Neubau des aufwendigen Miethauses liess der millionenschwere Besitzer der Spatenbrauerei zu einem richtigen Volksfest ausgestalten. Eine Blaskapelle spielte Militärmärsche, was den Teerpappenbeck, weil seine eigenen dabei waren, für den neuen «Nachbarn» einnahm. Freibier wurde ausgeschrieben, damit erwarb Sedelmayer auch Freunde unter dem einfachen Volk in der Umgebung – vielleicht auch künftige Gäste für das Lokal, das im Erdgeschoss des neuen Hauses erstehen sollte. Zum Schluss wurden noch Handzettel für die Nationalliberalen verteilt, zu denen sich der Sedelmayer zählte. Da wurde versprochen, dass sie sich für eine Senkung, wenn nicht Abschaffung der Getreidezölle einsetzen würden, wenn man sie nur in genügender Zahl in den Reichstag wählte.

«Wenn der Sedelmayer billigeres Getreide zum Brauen für sein Bier bekommt, meinst, dass er dann den Preis für eine Mass heruntersetzt? Oder dass er mehr verdienen will, wenn er billigeres Getreide von Österreich herüberholen kann?»

Immer hatte der August was auszusetzen! Dabei waren auch die Sozisten gegen die Getreide- wie überhaupt gegen alle Schutzzölle, damit billige Waren aus dem Ausland hereinkommen konnten. Was sie nur für einen Mann geheiratet hatte! – Damit er sah, dass sie sich nichts dreinreden liess, ging sie ins Kontor vom Herrn Sedelmayer, holte die Nationalliberalen Stimmzettel für die Wahl und verteilte sie im Haus an die Staatsbahner – sie selber hatte ja noch kein Wahlrecht.

Gleich nach Weihnachten musste die junge Hebamme Dannerin kommen. «Wenn es ein Bub wird, heisst er Friedrich nach dem Engels», hatte der Mann bestimmt. Da konnte man als Frau nichts dagegen haben, schliesslich regierte ja überall der Mann in der Familie. Aber als es zum Taufen ging, hängte die Karoline dem Friedrich noch den Kaiservornamen Wilhelm an. August Kühn fand sich mit Karolines Eigenmächtigkeit ab, sagte sich: «Wir haben mit dem Liebknecht auch einen Wilhelm, von dem man noch reden wird, wenn der geistesschwache Hohenzollernfürst längst vergessen ist.»

Eine ungünstige Zeit hatte sich der Friedrich-Wilhelm zum Auf-die-Welt-Kommen herausgesucht, was heisst herausgesucht, in den strengen Winter war er hineingekommen. Da merkte man es besonders, wie schlecht die Staatsbahn ihre Arbeiterhäuser hatte bauen lassen. Und trotz Karolines ‚Wahlhilfe‘ sah es nicht so aus, als ob man im neuen Jahr vom Sedelmayer eine andere Wohnung bekommen würde, wenn der Neubau fertig würde. Einmal war er nicht in den Reichstag hineingekommen, die Ultramontanen mit ihrem Rechtsrat Rupprecht hatten das noch einmal geschafft – und dann würde der Brauereibesitzer auf

zahlungskräftigere Mieter als auf den Güterhallenarbeiter Kühn schauen. Höchstens zum Trockenwohnen wäre er ihm gut genug, aber das konnte er hier im Staatsbahnerhaus auch haben und Rheuma dazu.

Ein «studierter» Genosse

Es ging in das Frühjahr hinaus, wo man das Heizen schon für den Abend aufsparen konnte. Auch Fritzel war gut aus den Schneemonaten herausgekommen, konnte schon den Kopf hochhalten. Und der Karli machte sich, lief ihm mit wackelig-krummen Beinen entgegen, wenn er aus dem Dienst heimkam. Wenn man die Buben wachsen sah, gefiel einem die Arbeit wenigstens ein bisschen besser, wusste man doch, für wen man sich so hingähnte, plagte und schleppte, dazu noch nicht selten den Rücken krumm machte, damit einem die Vorgesetzten nicht den Zorn über die Ungerechtigkeit aus den Augen springen sahen. Leicht fiel es ihm nicht immer, mit den Beamten umzugehen.

Zum Beispiel, als ausgerechnet ihm der Auftrag zuging, den Kommissär Gereth zu am Vortag hereingekommenen Reisekisten zu führen, um ihm beim «visitieren» behilflich zu sein. So nannte Gereth das Herumkramen in fremden Sachen, Kleidung, Wäsche und Büchern, die einem Herrn Louis Viereck gehörten, der gestern mit dem Zug aus dem Norden hier angekommen war. Obwohl er alles, was sich in den beiden Kisten befand, herauswühlte und auf dem staubigen Boden verstreute, konnte der Meineidmichel nichts finden, was ihm Anlass zum «Anstoss nehmen» gab. «Alles wieder hinein, aber ordentlich, damit niemand merkt, dass durchsucht worden ist», kommandierte er ihm, als ob er auch einer von den Polizeioffizianten sei, die ihm direkt unterstanden. – Ob der Eigentümer der Kisten ein Genosse war? Dem Inhalt nach konnte man es beinahe nicht glauben, eine Richterrobe oder so was ähnliches war dabei, auch ein Gehrock, Gesetzbücher. Wenn sich das Referat darum kümmerte, musste es aber politisch sein. Er merkte sich den Namen und nahm sich vor, in der Wirtschaft beim Birk danach zu fragen.

«Der Louis Viereck aus Berlin? Da, nebenan im Vereinszimmer sitzt er und lässt sich von den Genossen ausfragen, was er gemacht hat, seit er von dort ausgewiesen wurde, nach dem Sozialistengesetz und dem verhängten Belagerungszustand.»

Er traf auf einen zierlichen Herrn mit Brille, den ein Hüftgelenkleiden zum Gehen mit einem Stock zwang. Noch jung, waren seine Haare trotzdem merklich gelichtet. Seine schmale Gestalt verschwand beinahe zwischen den breiten Rücken der Arbeiter, die um ihn herumsassen; ihre blauen Werktagsblusen unterstrichen noch mehr den Kontrast zu dem in einen dunklen Anzug gekleideten ehemaligen Referendar beim Kammergericht in Berlin. Die Ausweisung aus seiner Heimatstadt, von einem Tag auf den anderen, hatte ihn gehindert, dass er seine Juristenausbildung zu Ende bringen, sein zweites Staatsexamen ablegen und Anwalt werden konnte. Gespannt hörten die Münchner zu, was Viereck von seiner Reise durch die Vereinigten Staaten von Amerika erzählte, wohin er für die Partei zusammen mit einem anderen Genossen gereist war, um bei den dortigen Arbeiterorganisationen für die unterdrückten Sozialdemokraten im deutschen Reich Solidaritätsspenden zu sammeln, Geld für eine unter den erschwerten Umständen herauszugebende Parteipresse. Fast 13'000 Mark hatten er und Fritzsche bei ihren Vorträgen zusammengebracht, dazu noch die amerikanischen Arbeiter über die unter Bismarck herrschenden Pressionen unterrichtet.

«Das Geld wird uns dazu verhelfen, dass wir bald wieder eine eigene sozialistische Presse bekommen. In Zürich sind sie schon dabei, einen Verlag einzurichten, der die Genossen in Deutschland mit einer Zeitung beliefern kann, damit wir nicht länger auf die ‚*Freiheit*‘ von Most angewiesen sind. Aber daneben wäre eine Zeitung innerhalb des Reiches, die schneller zu Tagesproblemen Stellung nehmen kann und auch an noch nicht organisierte Arbeiter verkäuflich ist, genauso dringend erforderlich.» Louis Viereck blickte in zustimmende, wenn auch bedenkliche Gesichter.

Nun fand es August Kühn an der Zeit, den aus Berlin ausgewiesenen auf die Zustände im zwar nicht im Belagerungszustand befindlichen, aber keinesfalls liberalen Bayern vor Augen zu führen: «Genosse Viereck, ich bin nur hergekommen, um Ihnen zu sagen, dass in der Güterhalle Ihre Gepäckstücke vom Polizeikommissär Gereth durchsucht wurden. – Ich glaub', Sie sollten vorsichtiger sein. An eine eigene Zeitung ist nicht zu denken, wenn man auf Sie so auf passt.»

Viereck überwand schnell seine Betroffenheit und wusste die Zuhörer durch seine Ausführungen, wie eine solche Arbeiterzeitung doch zu machen sei, zu begeistern. Auch August Kühn glaubte schliesslich, dass es so möglich wäre: Erst einmal verhalten in Ton und Themen auf treten, trotzdem aber mehr an Meldungen bringen, als die anderen Zeitungen, genausoweit gehen, wie es zur Vermeidung eines Verbotes möglich war. «Nicht ganz stumm machen lassen», ja, das leuchtete ein.

Zuhause lieferte ihm Karoline dann den ersten lautstarken Ehekrach. «Nach der Arbeit nicht heimkommen und dafür das Geld ins Wirtshaus tragen», dazu eine Reihe von Schimpfworten, wie sie Münchner Hausmeisterinnen in nicht übertreffender Vielfalt seit jeher beherrschen. «Sozilump» war noch das gelindeste, aber es traf August Kühn am empfindlichsten.

Hatte es jetzt einen Sinn, ihr klar zu machen, dass es seine solidarische Pflicht als Genosse gewesen war, so schnell wie möglich den neuangekommenen Viereck von der Visitation des Meineidmicheis zu verständigen? «Die Familie geht vor», würde sie erwidern, die Arbeit mit den beiden Kindern im Haus würde sie anbringen, das Alleinsein den ganzen Tag über. Er war müde, wollte nun einfach schlafen, die Nacht war ohnehin schon sehr kurz geworden.

«Weck' die Kinder nicht auf!»

«Ja, jetzt fallen dir auch die Kinder ein. Solche Tagedieb wie du sollten gar keine Kinder haben.»

Karoline stand eben draussen. So eine Versammlung besuchen, noch dazu mit den Kindern, das machte sie nicht zur Sozialistin. Zum Bücher lesen hatte sie weder Zeit noch Lust. Aber wenn sie einmal bei einer unverfänglichen, unpolitischen Gelegenheit mit den Freunden aus der Partei zusammenkäme, so, wie es bisher nur einmal, bei ihrer Hochzeit der Fall gewesen war. Er nahm sich vor, in diese Richtung etwas bei seinen Genossen anzuregen.

Es dauerte nur einige Wochen, da lag morgens, unbestellt, eine Probenummer des ‚*Münchner Extrablatt*‘ vor der Tür. Eine neue Zeitung! Louis Viereck hatte also Erfolg gehabt. Seit er in München war, hatte er mit Dr. Bruno Schön-lank zusammengesteckt, dem schreibgewandten Zuzügler aus Thüringen. Und dann war auch noch der hochgewachsene Georg von Vollmar in die Stadt gekommen, der schon in Zürich am ‚*Sozialdemokraten*‘ mitgearbeitet hatte. – August Kühn erinnerte sich, dass er schon einmal wegen einer Zeitung «mit beiden Füßen bis zum Knöchel in den Mist» getreten war. Jetzt, wo er für eine Familie zu sorgen hatte, durfte ihm das nicht mehr passieren! Er faltete das dünne Blättchen klein zusammen und steckte es in die Hosentasche. Die Karoline musste es nicht unbedingt zu Gesicht kriegen, die hätte sonst gleich wieder Grund für hundert Ängste und ebensoviele Einwände.

Für sich selber, seine Frau Laura, die er in San Franzisco kennengelernt hatte und ihren knapp fünfjährigen Sohn, den sie mit in die Ehe gebracht hatte, begnügte sich Viereck zunächst einmal mit einem Hinterhofzimmer zur Untermiete bei einem Bekannten von Birk. Dass er danach gleich als Käufer auftrat, den am Rande der Pleite wirtschaften den Verlag des Buchhändlers Georg Poll-

ner erwarb, musste beim überall herumschnüffelnden Meineidmichel sogleich Verdacht erregen. Beutegierig stoltzte der Polizeikommissär in den darauffolgenden Tagen vor den Expeditionen des ‚*Münchner Extrablatt*‘ herum. Die Kolporteurs, die von dort die Zeitungen abholten und über die wiederum die Abonnenten wollte er auskundschaften. Aber riur wenige Exemplare gingen über die im Impressum angegebenen Auslieferungsstellen im Ruffinibazar, am Platzl beim Hofbräuhaus, in der Schillerstrasse oder bei Franz Xaver Eher in der Sendlingerstrasse. Vielmehr holten sich die Verkäufer ihre Packer für die Abonnenten direkt in der Druckerei bei Maximilian Ernst, der die Stelle des in Nürnberg im Gefängnis sitzenden Alois Kiefer einnahm. Die Druckerei, jetzt in der Senefelderstrasse, nahe beim Bahnhof untergebracht, war ein Fuchsbau. Standen verdächtige Gestalten vor dem Haupteingang des Hauses, konnte man Gedrucktes, das nicht für aller Augen bestimmt war, über enge Hinterhöfe, über auffällige Trennmauern hinweg, wieder über Hinterhöfe bis hinüber zur parallel verlaufenden Schillerstrasse schmuggeln, wo es, in die Brotkörbe der dortigen Bäckerei verstaut, von den Bäckerburschen rasch über die ganze Stadt verteilt werden konnte.

August Kühn glaubte bald nicht mehr, dass es für das Extrablatt solche Vorsicht brauchte. Wie der ‚*Kourier*‘ und die ‚*Allgemeine Zeitung*‘ berichtete es über den Neubau des Wiener Rathauses, den Salpeterkrieg zwischen Chile und Bolivien und den Feldzug der Engländer in Ägypten. Der Unterschied zu den ultramontanen, liberalen und freisinnigen Blättern bestand nur darin, dass es die Leser nicht in Sorge um den englischen Lord Kitchener zum Zittern brachte, sondern im Kommentar für die Selbstbestimmung der Völker und gegen den Kolonialismus eintrat. Aber je näher eine Sache räumlich lag, desto verhaltener gaben die Redakteure auch diese Kommentare – bayerische Vorfälle wurden meist nur kurz gemeldet. Doch das sah er schon ein: Dem Feilitzsch käme es sehr gelegen, wenn er, zum Beispiel über einen Artikel zu den Münchner Mietpreisen, einen Grund finden würde, das Verbot zu verhängen. Für das bessere politische Verständnis kam ja auch noch der *Sozialdemokrat* aus der Schweiz. Als er eben gelernt hatte, im ‚*Münchner Extrablatt*‘ zwischen den Zeilen zu lesen, blieb eines Morgens der Platz auf der Fussmatte leer. Karoline brummte nur etwas Unfreundliches auf seine Frage nach der Zeitung. Sie hatte keine weggenommen. Also doch verboten! – Schon einige Tage später war dafür der *bayerische Landbote*‘ da, Louis Viereck hatte den Titel der längst eingegangenen ältesten Zeitung Münchens dem verkrachten Herausgeber abgehandelt.

Überhaupt Viereck! August Kühn fand, das war ein ganz Gerissener, wie der bei Zusammenkünften, obwohl die Anwesenheit von Spitzeln zu befürchten war, über alles redete. Da merkte man den Juristen, den Studierten: Verklausuriert, mit viel einerseits und andererseits, dass man Mühe hatte, alles zu verstehen, aber auch so, dass ihm keiner einen Strick daraus drehen konnte. Der Herr von Vollmar war da ein ganz anderer, sogar im oberbayerischen Dialekt schrieb er, einfach, dass es sogar die ungebildetsten Bauern verstanden, die nur im Winter in die Schule gegangen waren, wenn es auf dem Hof für Kinder nichts zu tun gab. Und da nur, wenn es der nicht zu tiefe Schnee zuließ. Vielleicht schimpften ihn die Ultramontanen deshalb einen Radikalen, weil er so in ihre angestammten Wählerkreise eindrang?

Und sogar ein Aristokrat

Noch einen Winter mussten sie in der kalten Hausmeisterwohnung auf der Nordseite der Landsbergerstrasse verbringen. Das Feuerholz wurde immer teurer, und das Aufsammeln der heruntergefallenen Kohlen entlang der Bahngeleise war eigentlich verboten, wenn auch für die Staatsbahner selber stillschweigend geduldet. Aber viel brachte man nicht zusammen, weil auch die Frauen der niederen Beamten schon in aller Frühe die Strecke absuchten. Fast jeden Tag lamentierte ihm die Frau vor.

«An die Kinder denkst du überhaupt nicht, dass die krank werden können in so einem Eisloch. Dein Viereck hat sich eine Stockwerkswohnung nehmen können, bevor der Winter gekommen ist. Gleich in der Müllerstrasse, in einem Neubau. Der muss ja in der Stadtmitte wohnen, der feine Herr. Aber du, wo ihm dauernd nachläufst, für dich ist natürlich nichts abgefallen.»

«Das ist doch was anderes» – dass die doch nie Ruhe geben konnte, wo sie doch selber wusste, wie schwer es mit Wohnungen war, weil dauernd neue Leute in die Stadt hereinzogen, um zu einer Arbeit zu kommen.

«Nichts ist anders! Wenn wir dem Rechtsrat Rupprecht gefolgt hätten und du mit den bayerisch-katholischen gegangen wärst, hätten wir schon längst was anderes.»

Immer wieder musste er es ihr sagen und sie wollte es nicht begreifen: «Un-

sere Partei hat nichts zu vergeben. Was wir wollen, müssen wir uns erkämpfen. Kleinweise, sagt der Genosse Viereck.»

«Was dein Viereck sagt, interessiert mich gar nicht, nicht sooo viel.»

Pfingsten 83 endlich tat sich etwas, das auch Karoline interessieren konnte. Ein Ausflug! Mit Kind und Kegel, eingepackten Brotzeiten – und ganz ohne Politik. Es hatte seinen Grund, dass man so was unternahm. Vor einem Jahr waren siebzehn Arbeiter in Freimann verhaftet worden, weil sie sich dort in einer Wirtschaft, ausserhalb der Stadt und damit, wie sie glaubten, dem Zugriff Gereths fern, getroffen hatten. Nun wollten sie, soviele eben zusammenkamen, zeigen, dass auch Sozialdemokraten aus der Enge der Strassen hinaus ins Grüne zu gehen ein Recht hatten.

Am Pfingstsonntag, um die Zeit, da die eingesessenen Bürger zum Kirchengang rüsteten, trafen sich so an die hundert Genossen an der Schafweide hinter der Bavaria, Frauen und Kinder waren dabei, und ein blauer Himmel versprach einen schönen Tag. Dr. Schönlank war gekommen, auch Georg von Vollmar, der Hüne mit dem militärischen Auftreten. Gutgelaunt brach man auf, schlenderte gemütlich auf den Wegen zwischen den grünen Feldern der Sendlinger Bauern in Richtung Süden. Schnell hatten sich Gruppen zusammengefunden. Karoline blühte sichtlich auf, als ihre beiden Buben von der Frau des Dr. Schönlank gelobt wurden. Dass sie zu ihr sogar ‚du‘ sagen musste und unterwegs sogar der Fritz, ihr Fritz-Wilhelm, von der Frau Doktor ein Stück auf dem Arm getragen wurde, versöhnte sie noch mehr mit den Sozis.

«Sag’, Frau Doktor, dass der Herr von Vollmar bei sowas mitmacht? Ist der doch ein echter Aristokrat?»

«Aber geh’, warum soll der nicht mitmachen? Der hat zu uns gefunden, weil er begriffen hat, dass nur der Sozialismus zu einer gerechten Gesellschaft führt.»

«Wie kann es denn das geben, ein Aristokrat und Sozialist?»

Geduldig und mit einfachen Worten stellte es die Schönlank der Güterhalterarbeiterfrau dar. Er war im bayerischen Heer Offiziersanwärter geworden, hatte da den Dienst quittiert, weil er von den alteingesessenen Militärädelsprösslingen ungerecht behandelt worden war. Zu den päpstlichen Gardecarabinieri war er danach gegangen, weil er geglaubt hatte, vom Christentum müsse auch das Wohl für den neuen, den vierten Stand kommen. Doch in Rom habe er, so wird erzählt, noch krasser den Gegensatz von unübertrefflichem Pomp der Besitzenden und hoffnungslosestem Darben der Masse des armen Volkes kennenlernen müssen. Bei den Liberalen, zu denen er zuerst gestossen, nach-

dem er seine Laufbahn als «Schlüsselsoldat» aufgegeben hatte, war nur das Gerede von der «Wohlfahrt zum Besten des Volkes» zu hören gewesen. Im Krieg, bei der Feldeisenbahn noch schwer verwundet, war sein Weg in die Sozialdemokratie endgültig bestimmt worden.

«Mein Mann, der August, der war im Krieg auch bei der Eisenbahn.» – Mehr noch als diese Gemeinsamkeit mit ihrem Angetrauten beeindruckte Karoline, dass dieser hochwohlgeborene Mensch sich ganz mit den einfachen Arbeitern gemein machte. Der Rechtsrat Rupprecht dagegen hatte immer Abstand gehalten, sogar wenn er zum Essen beim eingesessenen Druckereibesitzer Glasl eingeladen war.

Gegen Mittag, als sie auf die am Waldrand gelegene Ausflugsgaststätte Holzapfelkreuth zustrebten, bemerkten sie erst das Häufchen von Uniformträgern, das ihnen in weitem Abstand folgte und sich bemühte, zwanglos zu erscheinen. Gendarmen! Hatte der Meineidmichel denen also auch einen Pfingstausflug verordnet! Weil sie bemerkten, dass sich die Ausflugsgesellschaft nach ihnen umsah, zerstreuten sie sich schnell über das Feld, folgten aber weiter, noch auffälliger «unauffällig», hinter Büsche und Hecken geduckt. «Räuber und Gendarm spielen's», lachte Frau Schönlank, und Karoline stimmte erleichtert ein. Ihr war schon wieder Angst geworden, dass eine neue Strafsache herauskommen könnte.

Danach, als alle beim Essen sassen, die Männer im angenehmen Baumschatten ihr Bier tranken, die Frauen vom Wirt heisses Wasser zum Kaffeekochen bekamen und die Kinder im weiten Wirtsgarten herumtobten, tauchten hinter dem Zaun die erhitzten Gesichter unter den schwarzglänzenden Lederhelmen auf. Die polierten Helmspitzen blitzten in der Sonne, so dass keinem die Anwesenheit der Gesetzeshüter verborgen bleiben konnte. Georg von Vollmar ging von Tisch zu Tisch und beruhigte seine Freunde: «Wir machen einen Ausflug und damit basta! Das soll uns einmal einer verbieten. Also lasst euch nicht provozieren!»

Die Ausflügler, die in Hemdsärmeln herumsassen, bekamen schadenfrohe Gesichter, wenn sie zwischendurch einen der schwitzenden Gendarmen auftauchen sahen. Eingedenk der Ermahnungen Vollmars aber drehten sich ihre Gespräche nur um Familiäres, und bei den Liedern, die zwischendurch angestimmt wurden, kam ihnen das vom Mathias Klostermeier, dem Wildschützen, der die Polizei und das Militär genarrt hatte, schon sehr bedenklich vor.

Am späten Nachmittag brach man sonnenmüde und zufrieden auf, schlenderte geruhsam hinüber zum Dorf Sendling. Fröhlich stimmten sie auch die Versuche der Gendarmen, ihnen ungesehen zu folgen, aber das Blitzen der

Helmspitzen in der Sonne verriet immer wieder deren Standort. Karoline hatte sich wieder der Frau Doktor Schönlank angeschlossen, auch deren Mann war nun bei ihnen. Wegen der kleinen Kinder landeten sie bald am Schluss des hundertköpfigen Zuges. Liessen sich auch nicht von den beiden Blaukitteln stören, die sie am Dorfeingang überholten. Karoline erzählte ihrer neuen Bekannten gerade: «Beim Trambahnbau hat mein Mann auch mitgearbeitet. Das war ein schlechter Verdienst, damals.»

Dr. Schönlank wusste darüber Bescheid: «War überhaupt eine unseriöse Firma, die Gesellschaft von Otlet. Im vergangenen Jahr musste der Magistrat mit Steuergeldern einspringen. Steuergelder aus der Gemeindekasse, aber der Zechmeister und Otlet sind immer noch im Vorstand der Münchner Trambahn AG.»

Die beiden Gendarmen hatten lange Ohren bekommen. Die alte, von der Friedhofsmauer umgebene Dorfkirche mit der unterhalb gelegenen Trambahnenstation war nur noch ein paar Schritte entfernt. Dort warteten schon die anderen auf die Nachzügler. Da traten die beiden Ordnungshüter in Aktion.

«Dr. Schönlank, Sie haben eben aufrührerisch agitiert! Folgen Sie uns ohne Gegenwehr.»

Das hätte die Karoline der Frau Doktor nicht zugetraut. Bevor noch der eine Gendarm ihren Mann am Arm fassen und wegziehen konnte, war sie bei ihm, drängte ihn auf die übrigen Genossen zu. Der zweite Polizist zog seinen Säbel, brüllte «Das ist Widerstand!» und packte Frau Schönlank brutal an der Schulter, gab ihr einen Stoss, der sie hinfallen liess. Im Nu tauchten hinter Zäunen, Hausecken und Hofeingängen die übrigen von Gereths Streitmacht auf, hielten aber noch unschlüssig Abstand. Auch der Meineidmichel war plötzlich da. Die Genossen fassten schon ihre Spazierstöcke kürzer, bereit draufzuschlagen. Die Feilitzsch-Büttel sollten sie einmal kennen lernen!

Derjenige, der Frau Schönlank hingeworfen hatte, fuchtelte bedrohlich mit seinem Säbel herum. Als sie wieder aufstehen wollte, zerriss er ihr damit den Kleiderärmel und ritzte ihr mit der Spitze eine Wunde in den Arm. Ihr Schmerzlaut wäre beinahe das Signal zu einem Gefecht an diesem historischen Ort geworden, wie es schon einmal vor hundertachtundsiebzig Jahren an dieser Stelle ein ähnliches gegeben hatte.

«Aufhören!» schrie Georg von Vollmar über den Platz und schritt dann auf den verdattert dastehenden Gereth zu. «Dafür wird man Sie zur Verantwortung ziehen!»

Sozialdemokraten und Gendarmen starrten gebannt auf die beiden Männer in der Mitte der Strasse. Trotzig holte der Kommissär sein Rapportbuch aus der Brusttasche.

«Ja, schreiben Sie nur Ihren Bericht! Auch ich werde mich über ihre Handlungsweise beschweren. Wehrlose Frauen mit dem Säbel angreifen lassen!»

«Ich muss die Personalien feststellen, ich, ich ...», stotterte Gereth, und brachte damit Vollmar noch mehr in Fahrt.

«Stellen Sie fest, stellen Sie fest, welcher Ihrer Schergen diese Untat vollbracht hat.»

Gereth nahm trotzig eine stramme Diensthaltung ein, erwiderte zugeknöpft: «Das kann nur eine Amtsperson etwas angehen. Behindern Sie keine Amtshandlung, Herr Vollmar.»

Vollmar wandte sich, ohne noch ein Wort zu verlieren, um und ging zu den Freunden und Genossen zurück, die ihn erleichtert mit anerkennenden Blicken beglückwünschten. «Dem hast du aber die Schneid abgekauft.»

Auch Frau Schönlank war inzwischen ungehindert, auf ihren Mann und Karoline gestützt, mit vom Schreck weichen Knien bei der wartenden Menge angekommen. Gereth winkte den Gendarmen zu, schnell wieder in ihre Verstecke zu verschwinden; er notierte umständlich etwas in sein Buch, bis die Ausfluggesellschaft sich auflöste, teils in die Pferdebahn stieg, teils zu Fuss sich in die Stadt hinein zerstreute.

«Der Herr von Vollmar, das ist ein strammer Mensch, ein aristokratischer, das kennt man. Schad', dass er nicht mehr bei den pästlichen Schlüsselsoldaten ist.» Mehr fiel der Karoline nicht zum Sagen ein beim Heimweg, die halbe Stunde hinüber in die Schwanthalerhöhe.

Unrecht fand sie es dann doch, dass ihre Freundin wegen der Säbelaffäre in Sendling vor Gericht kam, die sogar eingesessene Münchner gegen die Polizei aufbrachte. Die Strafe von 20 Mark, die die Frau Doktor bekam, fand sie auch ungerecht, aber das war eben die Staatsmacht... Und dass es nicht mehr geworden war, meinte sie, lag am Herrn von Vollmar, der als Zeuge aufgetreten war und das Schlimmste verhütet hatte.



August 1974 – Samstag Mittag. Die Hitze treibt dem büroklimatisierten Angestellten einer Versicherung den Schweiss aus den Poren. Mit Frau und Kindern steigt er in den MVV-Bus. Er trägt den Matchesack umgehängt, mit dem Badezeug und dem Brotzeitpaket. Ein halber Wecken Brot in Scheiben geschnitten, eine Portion Wurst, zwei Ecken Streichkäse, den die Kinder nicht mögen, ein Pfund Tomaten. Wenn man sich heute Kinder leistet, muss man sehr sparsam wirtschaften. Weshalb die meisten wohl darauf verzichten, eine richtige Familie zu werden.

Das Businnere funktioniert wie ein Dampfkochtopf. Eine Stunde dauert es nun, bis man aus der alten Arbeitervorstadt Schwanthalerhöhe hinaus ins Grüne kommt. – Der kleine Erich beobachtet genau, wie die Streifenkarte in den Entwerter gesteckt und abgestempelt wird, begleitet von einem Klingelton. Dann schaut er aus dem Fenster. Im dichten Blechstrom der Wochenend-Stadtflüchtigen schiebt sich der Bus über den Mittleren Ring, verlässt den vertrauten Bereich des Viertels durch das Schlupfloch der Eisenbahnunterführung. Dort kommt ein Terrain, das von Holzzäunen liebevoll in schmale Parzellen zerteilt ist – die Schrebergärten von «Land in Sonne» und der «Villa Flora».

«Wo diese Gärten aufhören, hat früher, wie ich noch in die Schule gegangen bin, das Feld von einem Bauern angefangen», sinniert Heinz halblaut, «und ungefähr da, wo man die zwei Türme von der Kapelle des Altersheims sieht, da haben die Wohnhäuser wieder angefangen, die zwei Kilometer dazwischen waren frei.»

Marianne zieht das kleine Mädchen auf den Schoss, bevor sie ihre Gedanken beisteuert. «Ist viel gebaut worden in den letzten zwanzig Jahren. Aber es gibt immer noch zu wenig Wohnungen. Wir brauchen auch eine grössere, aber beim Wohnungsamt haben sie 10'000 Dringlichkeitsfälle.» Sie mustert die vorbeigleitende Wohnsiedlung aus den 50er Jahren. Die Häuser sind nur drei Stockwerke hoch, zur Strasse hin umgeben von einem Rasenstreifen, zu schmal, um darauf ein Leintuch zum Bleichen auslegen zu können, ganz abgesehen vom Staub der vorbeiführenden Hauptstrasse. «Wenn hier so spät gebaut wurde, hätte man auch gleich Erholungsflächen einplanen können, was meinst?»

Überflüssig, ihr das zu erläutern, denkt Heinz. «Erholungsflächen bringen für den Grundbesitzer nichts ein. – Da drüben war einmal das Ausflugslokal Holzapfelkreut.»

Erich, schon etwas ungeduldig, will es genauer wissen. «Hast du schon einmal einen Ausflug dorthin gemacht, wie ich noch nicht auf der Welt war?»

«Nein, da war schon kein Wald mehr, wie ich noch klein war. Ich weiss es nur von meiner Mutter, deiner Grossmutter also.» Erich will noch mehr wissen. Draussen ist nun eine Reihenhaussiedlung, Zeilen gleicher Häuschen, nur unterschieden durch die Bepflanzung der Vorgärten.

«Hätte man denn nicht ein Stück Wald stehenlassen können?» – Bedenklich, wenn der Sechsjährige so zu fragen begann, dann hörte er so schnell nicht mehr auf. Sollte er ihm denn erklären, dass eine Grossstadt nicht nach den Interessen der Bewohner wächst. Dass sich Münchens Wachstum in den vergangenen fünfzig Jahren entsprechend den Profitwünschen einiger weniger ausgebreitet hat, wie es der Gewerkschaftskollege Dosch auf dem Seminar im Frühjahr einmal dargelegt hat. Einem Kind kann man sowas doch noch nicht klarmachen. – «Ich weiss es auch nicht genau, vielleicht ist der Wald irgendjemandem im Weg gewesen.»

Erich genügt diese Antwort gerade noch so. «Aber hoffentlich ist der Wald draussen an der Isar niemand im Weg!» Für den Vater ist diese Hoffnung ein Auftrag, sich noch mehr darum zu kümmern, was sich rundherum verändert!

Endstation der Buslinie 33, umsteigen in den 64er. Neben der Haltestelle der weiss-blauen Personenfrachter ragen die Hochhäuser der «Preussenburg». Siemens hat sie errichten lassen für sein Stammpersonal, das in den 50er Jahren zu Zeiten der Berlin-Blockade samt we-

sentlichen Produktionszweigen von der «Frontstadt» an die Isar evakuiert hat. Begünstigt wurde diese Übersiedlung, die den Konzernriesen der Rüstungsindustrie auch räumlich näherbrachte, zusätzlich noch vom Stadtrat Münchens, der ihm die Grunderwerbssteuer erliess. 3 Millionen, soviel wie drei Schulen, überlegte Zwing, wo der längst fällige Neubau eines Schulzentrums wieder um ein Jahr verschoben wurde und Erich nun in den alten Bau an der Guldeinstrasse in sechs Wochen einziehen wird.

Diese zweite Etappe im Bus war noch weniger angenehm als die erste. Hausfrauen, vom Einkauf in der Stadt kommend, Gattinnen von Angestellten der gehobeneren Schicht drängte es heim in die Eigentumswohnungen der Parkstadt Solln. Nervös reagierten sie, eine empörte sich, recht obenhin, dass die Zwings ihre «Gören so laut plappern» liessen.

Heinz schätzt sie als Frau eines Prokuristen oder Geschäftsführers ein, spürt eine Möglichkeit, diesem unbekanntem Mann aus der Entfernung eine zu verpassen: «Lassen's Ihnen doch mit dem Auto zum Einkaufen fahren. Meine Kinder werd' ich wegen Ihnen nicht den Mund verbieten, Duckmäuser laufen schon zuviel herum.»

Um die alte Dorfkirche von Solln ducken sich nur noch wenige der umgebauten Bauernhöfe. Sonst stehen da die Sommervillen aus der Zeit um die Jahrhundertwende, vom aufstrebenden Besitzbürgertum in parkähnliche Gärten gesetzt. Hochbepackte Dienstmädchen und ‚Hausdamen‘, sonst eine Seltenheit, steigen aus. An der nächsten Station sind auch die Zwings am Ziel. Beim Herunterheben vom Trittbrett bekommt die fast vierjährige Helga noch einen «Nachschlag». Der Fahrer, vom knapp berechneten Fahrplan zur Ungeduld getrieben, bediente die Türautomatik zu früh. Auf einem Seitenweg entlang der Vorgartenzäune erschreckt ein kläffender Schäferhund die Kinder, indem er an der Grundstücksumfassung hochspringt. Erich und Helga weichen bis zum Gehsteigrand aus. «Was wohnen denn da für Leute?» will Erich wissen.

«Da wohnen eigentlich keine Leute, sondern Herrschaften», witzelt der Vater, denkt dabei an die «Einteilung der Klassen», die ihm der Cousin Rainer, der Rote in der Familie, einmal vorgeredet hat. Abgenommen hat er ihm die nicht.

«Du sollst mit den Kindern keinen Flax machen, die verstehen das noch nicht», mahnt Marianne leicht ärgerlich.

«Was sind Herrschaften?» bohrt Erich weiter.

«Bessere Leute halt!» – Ja, was sind Herrschaften eigentlich? –

Die Grossmutter und auch die Tante Amalie haben immer noch was zu erzählen gewusst, von den Herrschaften, bei denen sie in «Stellung» waren. Die Kinder waren bei solchen Berichten vom Zuhören ausgeschlossen worden, nur manchmal hatte er, unauffällig in einer Ecke spielend, von den Erwachsenengesprächen etwas mitbekommen. Die Grossmutter war schon einige Jahre feuerbestattet. Die Rentnerjahre nach der Währungsreform 1948 hatten sie immer magerer werden lassen, bis sie einen Winter nicht mehr überstand. – Auch die Tante Amalie, das geschwätzige Unikum der Kühn-Familie, war seit gut einem Jahr unter der Erde. Wen konnte man noch fragen, wie es damals war?

«Was ist an solchen Leuten besser?»

«Das Geld, Erich, aber hör auf mit der Fragerei, wir sind gleich an der Isar unten, nur noch den Berg hinunter.»

«Wir haben doch auch ein Geld. – Gibt es dann ein Eis?»

«Wir haben was zum Trinken dabei. Müssen sparen, weil jetzt deine Schulsachen gekauft werden müssen.»

«Wir sind keine «besseren Leutes gell, Papa?»

«Hör' auf, sag ich, wir sind uns gut genug!»

«Aber waren die Oma und der Opa bessere Leute?»

«Nein!»

«Und der Uropa und die Uroma?»

«Ich weiss es doch auch nicht.» Da war die Isar, halbwegs sauber. Damit war Erich endlich mit was anderem zu beschäftigen. Neben den Weidensträuchern einen halbsonnigen, halb schattigen Platz suchen, Decke ausbreiten, Flaschenscherben aufheben, damit keiner barfuss hineintrat.

Den Nachmittag über, während Frau und Kinder im Wasser spielten, setzte Heinz Zwing die Erinnerungsbrocken in seinem Gedächtnis wie ein Puzzlespiel mit vielen fehlenden Teilen zu einem Bild zusammen, das wenigstens einen Eindruck ergab, was gewesen war.

Von Mallersdorf daheim

«Mutter: Therese März, Dienstmagd, geboren 1853 zu Mallersdorf, Vater amtlich unbekannt», notierte der Magistratssekretär, prüfte noch mit einem Blick voll Argwohn den Viehhändler und schob dann Anni März das Arbeitsbuch hin. Nein, der Viehhändler war nicht ihr Vater. Dem hatte nur der Bauer, bei dem die Mutter in Dienst stand, den Auftrag gegeben, für sie eine Stelle in der Stadt zu beschaffen. Wie auch schon vor zwei Jahren für die Schwester, die Babett, weil im strengkatholischen Klosterdorf mit den Nonnen über sie geredet wurde. Weil es sich nicht gehörte, dass auf einem Hof eine Magd ist, die zwei Kinder ohne einen Vater bekommt, da könnte man ja meinen, der Bauer. Vielleicht war sogar was dran gewesen? Sonst jagt man doch eine Magd mit einem ledigen Kind vom Hof?

«In der Stadt denken's nicht so streng», hatte der Viehhändler versprochen, als er sie in Mallersdorf abgeholt hatte. Zum Spediteur Julius Mesch hatte er sie gebracht, gleich beim Südbahnhof. Der hatte nach dem Franzosenkrieg 70/71 etliche Beutepferde nebst drei Wagen von einer Erbschaft, die ihm zugefallen war, kaufen können. Die darauffolgenden Jahre brachten ein gutes Geschäft mit Umzügen für die Leute, die es sich leisten konnten, in die überall entstehenden Neubauten in der Stadt zu ziehen. So hatten in wenigen Jahren die Kutscher dem Mesch soviel zusammenkutschiert, dass er das Haus beim Südbahnhof erwerben und in den Hinterhof eine Wagenremise setzen konnte.

Auch nach dem Bauboom der 70er Jahre ging es für den Mesch annehmbar weiter. Die Bahnhofsnähe brachte ihm die Fuhraufträge kleinerer Fabrikanten und Händler.

Seinen Sohn Vitus, der so alt war wie die Anni, als sie nach München kam, schickte der Mesch auf die Realschule. Der Frau Fuhrunternehmer Mesch nach war der Vitus ein begabter Knabe; sie erwähnte im Gespräch mit anderen «Hausfrauen», so oft es anging: «Mein Sohn, der Vitus, der steht recht gut auf dem Gymnasium.» Aber Anni März sollte bald merken, welchen Verdross es im Haus gab, wenn der Spediteur-Fechser seine schlechten Zeugnisse von der Schule brachte.

Ihr Tageslauf begann um fünf Uhr früh. Sie stand auf von ihrem als Bettstatt dienenden, abgeschabten Ledersofa in der Meschküche.

Machte Feuer im Herd, die Späne waren schon am Abend zuvor geschnitten. Mit kaltem Wasser aus der Leitung wusch sie den Schlaf aus den Augen und schlüpfte in das abgetragene und weite Strassenkleid, das ihr die Hausfrau überlassen hatte – damit sie nicht so nach Land ausschaute. Danach lief sie in die Maistrasse hinüber, eine Viertelstunde weit hin und zurück, um Milch im Molkereiladen zu holen. Gleich um die Ecke war auch ein Milchgeschäft, aber da kostete der Liter einen halben Pfennig mehr. «Klein anfangen hab' ich müssen, und wenn ich nicht die Pfennig zusammen gehalten hätte, wär ich nicht hochkommen», renommierte der Mesch immer. Deshalb also Annis Morgenlauf, um die 5 Pfennig in der Woche für den Mesch.

Dem Herrn Spediteur musste der Kaffee ins «Kontor» serviert werden. Pünktlich um sieben Uhr standen die Kutscher und Fuhrknechte auf dem Hof, und er verteilte die Frachtaufträge an sie. Bis um zehn Uhr sass er danach in seinem Büro, einem Verschlag über der Remise, bis es für ihn Zeit wurde, zum Frühschoppen zu gehen. In den Gasthof an der Ecke, in dem freitags auch immer die Pferdehändler beisammensassen und schacherten. Beim Bier von Bräu in Maisach, vom Sedelmayer, dem ländlichen Verwandten des Herrn Sedelmayer in München.

Um diese Zeit hatte Anni längst das Frühstücksgeschirr abgeräumt, den Vitus mit Pausebrot für die Schule versehen und war unterwegs zum Viktualienmarkt. Wacker marschierte sie zum Sendlingertorplatz, damit sie vor der gnädigen Frau da war. Die fuhr mit der Pferdebahn auf der Lindwurmstrasse, für zehn Pfennig. Drüben, am Markt, wurde dann der Einkaufskorb vollgepackt und Anni schleppte ihn nach Hause. Bis Frau Mesch von einem kleinen Stadtbummel nachkam, musste zumindest das Gemüse geputzt auf dem Tisch liegen, sonst wurde vermutet, sie wäre vom Einkauf nicht direkt zurück in die Wohnung gegangen.

Auf einen Krach kam es der Gnädigen bei solchen Anlässen nicht an, und wenn sie besonders schlechter Laune war, konnte sie sogar prügeln.

Nach dem Mittagessen, neben dem Herd in der Küche gegessen, ging der Nachmittag herum mit Wäsche waschen und flicken, wieder Essen anrichten, danach putzen, abspülen, bis so gegen neun oder halb zehn Uhr am Abend Ruhe einkehrte.

Manchmal auch unterbrochen von einer späten Rückkunft des Julius Mesch aus dem Wirtshaus. Dann war noch dessen Anzug für den nächsten Morgen sauber zu machen.

Freizeit erhielt Anni nur stundenweise, wenn die Herrschaft am Samstag oder Sonntag einmal Besuche machte und sie zu Hause nicht gebraucht wurde.

Zu Hause? War Anni März nun beim Spediteur Mesch zu Hause? – An solchen freien Stunden besuchte Anni März oft ihre ältere Schwester. In der Stadt war die nicht erst in «Stellung» gegangen, sondern in eine Wäschefabrik, als eine von 30 oder 40 Weissnäherinnen. Im Klinikviertel war sie bei einer Hausmeisterfamilie in Untermiete untergekommen. Sogar nach ihren eigenen Wünschen hatte sie ihr Zimmer einrichten können, im Souterrain, halb im Keller, mit einem Ausblick über den begrünten Vorplatz auf die Beine der Leute. Die Babette konnte sagen, sie war da zu Hause. Für die Anni war es ein beinahe unerfüllbar erscheinender Wunschtraum.

Doch wenn sie dann von ihrer Schwester kommend zurücklief, vorbei an den mächtigen Fassaden der Klinik, kam ihr oft in den Sinn, wie schön es sein müsste, da drinnen in einem Bett zu liegen. Ein eigenes Bett und ausschlafen können, solange man wollte, meinte sie, das müsste ein erfüllbarer Glückszustand sein. Sie war ja erst dreizehn Lenze jung, da fehlt einem kaum etwas an der Gesundheit. – Etliche Jahre sollte es noch dauern, dann wurde ihr dieser Wunsch erfüllt. Aber da hätte sie auf so ein Bett gerne, sehr gerne verzichtet.

Wenn einer geht, wird Platz für den anderen

Wie ein Schloss mit zu vielen Fenstern kam es Karoline vor, das Eckhaus an der Landsberger/Salzstrasse. Schön einfach, die Fronten mit mörtelgegossenen Engelsköpfen und Gesimsen verziert, auf der Schmalseite übers Eck in derselben Weise die Inschrift «Lindauer Hof»; so hiess die Gaststätte mit dem Eingang darunter. Und die dunkelgebeizten Haustüren, die kupfernen Fensterbleche – das wäre was gewesen, wenn sie in der Landsbergerstrasse Hausnummer 4 eine Wohnung bekommen hätten! Aber nicht einmal das Austragen der Reichstagsstimmzettel für den Herrn Sedelmayer hatte was genützt. Vielleicht hatte es ihm der Kanzleidiener nicht ausgerichtet, bei dem sie das Papierzeug vor zwei Jahren in Empfang genommen hatte? – Wie es wohl da drinnen aussah? Andächtig sah sie sich im Hausgang um. Der Boden mit Platten ausgelegt, die Wände bis in Schulterhöhe mit Holzverkleidung, nobel. Die Bahnhäuser hatten nur Ziegelboden, und die Wände vorne im Treppenhaus waren einfach gekalkt. Da hing auch eine Haustafel mit den Namen der Mieter, die erst vor einigen Wochen eingezogen waren.

«Franz Xaver Oetzinger» stand da, säuberlich in Druckbuchstaben, im zweiten Stock wohnte er nun, der Amtsvorgesetzte von ihrem August. Natürlich, in das Diensthaus seines Vorgängers Glasl konnte er nicht mehr ziehen, weil es abgerissen worden war. Da entstand nun auf dem Platz das kgl. bayerische Eisenbahnministerium.

Das kratzende Husten Karlis riss Karoline aus diesem Wunschtraum. Heim, schnell heim! Fritz war schon seit einer Stunde allein, eingesperrt in der Schlafkammer, seit sie zum «Sacheinholen» weggegangen war.

«Die Kohlrabi waren schön weich, da hast gut eingekauft», lobte August Kühn das Abendessen. Karoline wartete noch, bis er seine Zeitung durchgesehen hatte. Legte inzwischen die beiden Buben zum Schlafen.

«Ich hab' gesehen, dass der Oetzinger auf Nummer 4 eingezogen ist.»

Er rührte sich nicht, brummte nur, «Ich weiss schon», wollte sich weiter in seine Lektüre vertiefen. Sie merkte, so konnte sie nicht anfangen.

«Du, hör' zu, ich muss mit dir was Wichtiges bereden.»

Er legte das Blatt so weg, dass er es gleich wieder aufnehmen konnte.

«Der Karli hustet seit dem letzten Winter. Gewicht kriegt er auch keines mehr dazu, ich glaub', wenn es so weiter geht, bekommt er es auf der Lunge.»

Er war nun doch erschrocken. Faltete die Zeitung endgültig zusammen, bevor er auf Karoline einging. «Was meinst, was ihm fehlt?»

«An der Wohnung liegt's, an unseren zwei Löchern, eines kälter wie das andere. Da herinnen wird er die Wintererkältung den ganzen Sommer über nicht los.»

«Aber tagsüber läuft er doch schon draussen herum?»

Mit so einem Einwand ist die Karoline nicht zu bremsen, wenn sie bei ihrem Mann etwas erreichen will. «Wenn er nicht woanders hinkommt, hat er bald die Schwindsucht!»

Mehr wurde an diesem Abend nicht geredet. Aber in den nächsten Tagen war das Gehör Augusts für Karlis Husten geschärft. Wenn in der sonst stillen Schlafkammer in die ruhigen Atemzüge der anderen das verschleimte Röcheln Karlis kam, empfand es der Güterhallenarbeiter jetzt als Vorwurf gegen ihn, den Vater, der den Kindern nicht ein solches Zuhause schaffen konnte, wie der Oetzinger seinem einzigen Sohn. – Den ältesten, den August, hatte er heimholen wollen. Aber nun sah es so aus, dass er auch noch den zweiten, den Karli, weggeben musste. An eine andere Wohnung war nicht zu denken, dafür reichte

sein Lohn nicht. Was blieb anderes übrig, als auch den Karli zum Troschelvater zu bringen? – Es war nicht die aufkommende Schwindsucht, an der Karli litt. Die beissenden Qualmwolken, die der Wind von der Teerpappenfabrik herüberwehte, hatten ihm die zarten Schleimhäute entzündet. Seit die Säurefabrik weg war, hatte sich zwar die Luft etwas gebessert, aber schon gab es eine neue Quelle des Unbehagens im Viertel. Eine Gummi- und Guttaperchafabrik war hier ansässig geworden, verbreitete immer öfter schweflige Dämpfe in ihrer Umgebung. Vielleicht könnte man die Gummikocherei noch vertreiben, aber dann verlören etliche Leute ihre Arbeit, überlegte er, dachte dann aber gleich an die zahnlosen Säureabfüller von Buchner.

Im Spätsommer war es beschlossene Sache, die entsprechenden Briefe zwischen Niedertroschelbach und der Münchner Vorstadt hin- und hergegangen. Von dort hatte mit steiler Sütterlinschrift Jakob, der Bruder, geschrieben, dass er in der Schule genug gelernt hätte und es für ihn langsam an der Zeit sei, auch eine Arbeit zu suchen, vielleicht eine Stelle in der Stadt. – Der Bub, wie er sich das vorstellte! Jedes Jahr kamen mehr nach München, traten sich auf die Füße vor den Werktoeren, waren mit jedem Lohn einverstanden, mit der größten Arbeit und mit den übelsten Behausungen. An die hunderttausend Leute waren das seit dem Franzosenkrieg gewesen, so hatte er es einmal gelesen, so dass München jetzt schon bald eine viertel Million Menschen beherbergen musste. Dass sich der jüngste von den Kühns nichts Besseres einfallen liess? Der ältere, Wilhelm, war doch auch auf dem Land geblieben und hatte sein gutes Auskommen gefunden.

Diesmal machte sich Karoline auf die weite Fahrt. Ungern nur gab sie den Karli weg, da hatte sie ihn noch einige Stunden länger. Ausserdem sah sie einmal die Umgebung, in der ihr Mann als Kind aufgewachsen war. Der Fritz wurde inzwischen von der alten Dannerin versorgt, der gefälligen Nachbarin vom alten Schlag. Solche wurden auch immer weniger, weil alle ihrem Verdienst nachlaufen mussten, sich zehn und mehr Stunden an einen Fabrikanten verkauften. Die Dannerin war eben noch eine, die sich den Tag allein einteilen konnte. Kuh hatte sie auch keine mehr, aber die Tochter war ja nun approbierte Hebamme, da brauchte sie das Milchgeld nicht mehr. Gern ging der August Kühn hin und wieder zu ihr hinüber, hörte sich ihre Sorgen an ums Dableiben und wie es früher einmal gewesen war. Viele der niedrigen Vorstadthäuser und Hütten waren schon verschwunden, hatten Platz machen müssen für die Mietburgen der Dreiquartelprivatiers. Wenn ein kleiner Händler oder Handwerker aus seinem Laden in der Stadt in einigen Jahrzehnten genügend herausgewirtschaftet hatte, dass es für einen Grundkauf reichte, dann holte er sich bei der

Bank seinen Kredit zum Bauen. Mit der Miete für das Haus zahlte er den Zins und die Tilgung – wenn es gut ging. Viele aber haben sich verrechnet, dann müssen sie sparen, verlangten im Bierkeller statt einer vollen Mass nur ‚Dreiquartel‘, darauf spekulierend, dass der Krug für 18 Pfennig doch fast voll wurde: Dreiquartelprivatiers wurden sie von Schankkellnern und Kassiererinnen gelästert. Aber die Dannerin fürchtete sie insofern, als ihr Häuschen auf Pachtgrund stand, der eines Tages gekauft und bebaut werden konnte. «Wenn so einer daherkommt, denkst du profitlich, der macht vor keiner alten Witwe halt!» malte sie immer schwarz. Aber von den Sozi wollte sie auch nichts wissen. «Die täten mir ja gleich alles nehmen – du natürlich nicht, Kühn, aber die anderen!»

Die Karoline brachte aus Niedertroschelbach die Gewissheit mit, dass der eben der Schule entwachsene Schwager, Augusts Bruder, herkäme.

«Ich hab’ ihm s’in-d-Stadt-gehen nicht ausreden können. Die nächste Woche ist er da. Mit einem Getreidehändler kommt er herauf. Verdient sich das Herfahren durch Helfen beim Transport von der Braugersten.»

Karolines Gesicht war abzulesen, wie gelegen ihr der Zuzug des Verwandten war. Deshalb kehrte August, wie er es höchst selten einmal tat, den Herrn im Hause heraus, bestimmte: «Dann muss man sich schon um ihn kümmern. Richten wir ihm eben in der Küche was zum Schlafen. Wo drei satt werden, reicht es auch einmal für vier. Schliesslich ist’s ja mein leiblicher Bruder!»

Gesick muss einer haben

In einer Hose, deren Beine nur auf eine Handbreite an die Knöchel heranreichten, einer Jacke, die vorne nicht mehr zum Zuknöpfen war und einem kragenlosen Hemd, in vom Troschelvater geschnitzten Holzschuhen, so kam der Jakob bei seinem Bruder an. – So bist selber einmal nach Treuchtlingen hinein, zum Bahnbau. Eine halbe Ewigkeit ist’s her. – Dass sein Bruder wie ein Landstreicher daherkam, erschien ihm untragbar, auch Karoline fand, sowas könnte man sich gegenüber den anderen Hausbewohnern nicht leisten, die dachten sich sonst wer-weiss-was. Sein zweites Paar Schuhe konnte er ihm leihen, damit die klappernden Holzkloben von seinen Füßen kamen, mit sowas unter den Sohlen

konnte man ihn sonst nirgends mit hinnehmen. Um einen Zoll zu gross waren sie zwar, aber man konnte sie ja vorne ausstopfen, dann würde es schon gehen. Dann war noch ein schleissiges Hemd da, vorderhand würde es schon angehen. Wenn einer gar zu heruntergekommen aussah, gab es noch schwerer Arbeit und wenn, dann nur die allergeringste.

Nach dem Abendessen zog August Kühn mit dem unverhofften Familienzuwachs los. Im «Postfranzl», wie nun die «Stadt Landsberg» umbenannt worden war, nahmen die Genossen den neuen Kühn freundlich in ihrer Tischrunde auf. Fragten ihn aus nach dem Leben auf dem Dorf und dann: «Was willst denn werden?» – Jakob war sich noch nicht klar, was er anfangen könnte. «Irgendwas ... was sich halt findet. Hinlangen kann ich schon. Und ich bin auch kein Langsamer...»

Sepp Lettenbauer, ein junger Schreiner, schien etwas zu wissen. «Kannst rechnen und mit dem Geld umgehen?»

Jakob nickte eifrig. «Im Rechnen war ich der Beste von meinem Jahrgang in der Schul'.»

«Bild' dir nichts drauf ein, zuviel lernt man nicht in der Volksschul', aber wennst meinst, dann schau mal zu unserem Maximilian Ernst, der sucht einen Zeitungskolporteur. Viel ist nicht verdient dabei, aber bis'd was anderes hast...»

«Gelts' Gott», sagte Jakob und strahlte übers ganze Gesicht.

«Brauchst nicht dankschön sagen, mit Gott schon gleich gar nicht, geschenkt wird dir da nix, wirst schon laufen müssen um ein paar Pfennig, aber es ist besser wie Laus und Flöh hüten.» Der Lettenbauer versprach auch noch, eine Hose aufzutreiben und, wenn es gut ging, eine Jacke.

August Kühn gefiel es gar nicht, dass der unschuldige Bub die gefährlichen Viereck-Zeitungen verkaufen sollte, weil sie immer wieder verboten wurden. Aber der Tschech, von dem keiner den Namen wusste, der auch nicht richtig dazugehörte, sich aber immer dazudrängte, wenn die Genossen beisammen sassen, der hatte, Augusts Unmut bemerkend, einen seiner Sprüche bei der Hand: «Wer alt genug ist, um seine Hände für die Arbeit zu brauchen, der kann sie auch für den Kampf seiner Klasse rühren.»

Nach Hause begleiteten sie zuerst den Lettenbauer. Beeindruckt über den geschenkten Janker und die Hose, die er über dem Arm trug, zappelte der junge neben dem grossen Bruder her. Der dämpfte nun doch Jakobs Freude, damit der nicht einen falschen Eindruck bekam vom Leben in der Stadt. «Brauchst nicht meinen, dass alle Leute hier so sind. Sowas findest fast nur bei Genossen!»

«Genossen? Was sind denn das für welche?»

Die knappe Erklärung, dass sich Sozialdemokraten untereinander so nannten, reichte dem Jakob nicht. Über die Sozialdemokraten hatte er bisher nur gehört, dass es die eigentlich gar nicht mehr gab. Aber wenn sie ihm eine Arbeit gaben, einen Verdienst, dazu noch was zum Anziehen, dann konnten sie ja nichts Schlechtes sein. Besonders der Tschech mit seinem wallenden Vollbart und seinem feurigen Blick war ihm bedeutend erschienen. Abenteuerlich, wie der Räuberhauptmann Rinaldo Rinaldini, der Rächer der Armen – oder wie der Boarisch Hiasl, genauso musste man sich die vorstellen, fand Jakob.

«Der Tschech ist ein Abenteurer, ein Anarchist, mit dem lässt du dich nicht ein, verstehst!» – Auch gut, der grosse Bruder musste es besser wissen. Aber interessant war er doch, der Tschech.

Karoline war auch nicht recht erbaut darüber, dass dieses Kind, ihr Schwager, die Viereck-Blätter austragen und verkaufen sollte. Dass der ihr von seinem Verdienst unaufgefordert etwas zum Haushaltsgeld beisteuerte, versöhnte sie aber leicht mit seiner Anwesenheit, vielleicht sogar noch mehr, dass er daneben noch ein paar Stunden erübrigte, um auf den Fritz aufzupassen. Da konnte sie Zugehplätze im Haus Nummer 4 annehmen. Bei der Gewürzhändlerin im ersten Stock einmal in der Woche die Wohnung putzen, im zweiten Stock, bei der Frau Oberexpeditor jede zweite Woche die Treppe. Das Nadelgeld für ein neues Kleid einmal im Jahr, das kam schon zusammen. Daneben war noch die Möglichkeit, mit der Frau vom Vorgesetzten Augusts das eine oder andere Wort zu wechseln. «Mein Mann sagt immer, seit Ihr Herr Gemahl die Stelle vom Herrn Glasl übernommen hat, funktioniert alles viel besser.» – Nie hatte August Kühn derartiges geäussert. Einer war gegangen, ein anderer gekommen. Statt im Glaslhaus brannte nun das teure Petroleum im neumodischen Kochgerät vom Oetzinger und wer weiss wo sonst noch. Gemütlicher war der Oetzinger schon, aber er verlangte die gleiche Arbeit wie sein Vorgänger, der nun in der Provinz draussen seinen Dienst versah. Und noch eines hatte sich verändert: Seit einiger Zeit gab es für die Güterhallenarbeiter ein «Dienstessen», damit sie Mittags nicht ins nächste Wirtshaus hinausliefen, damit keine Minute versäumt wurde. Da der Jakob um die Mittagszeit mit den Zeitungen fertig war, konnte der auch an dieser Staatsbahner-Errungenschaft teilhaben, sein Bruder holte für ihn immer noch einen Nachschlag in seinem Geschirr – und der Oetzinger drückte beide Dienstaugen zu. «Man ist ja auch noch Mensch!»

Die Genossen von der Druckerei waren sehr zufrieden mit dem flinken Kühn-Bruder. Sogar die begehrten Exemplare des verbotenen ‚Sozialdemokrat‘

wurden ihm schon anvertraut. Aus der Schweiz kamen diese Parteizeitungen, von Grenzgängern wurden sie herübergebracht und versteckt vor den wachsamen Augen der württembergischen und bayerischen Grenzer. Mancher ausgehungerte Schneider kam mit einem Polster aus Zeitungen zu einer behäbigen Rundung, bis er die Fracht in Lindau oder Meersburg zum Weiterversand abliefern konnte. Und Jakob brachte diese Blätter mit der so wichtigen politischen Information an die letzten Stationen, wo sie gelesen wurden. Es machte ihm Spass, richtig abenteuerlich war es, die Polizisten mit dem Gereth Michel zu überlisten. Als der Kommissär wieder einmal in der Druckerei von Maximus Ernst herumschnüffelte und in dem Augenblick drei Genossen aus Augsburg mit Papier für Flugblätter hereinkamen, war er zuerst sehr erschrocken.

«Wer seid denn ihr», knarrte sie die Feldwebelstimme Gereths an. – «Mir san Schneider und suchen Auftrüg’, wir haben leere Tisch» kam ohne Zögern die Antwort der drei.

So musste man es machen! Jakob Kühn imponierte auch die Sache mit dem Flugblatt des Dr. Schönlank. Für das Oktoberfestrennen waren 50'000 Exemplare dieser achtseitigen Agitationsschrift mit dem unverfänglichen Titel «Das Pferderennen» gedruckt worden. Unvermeidlich, dass nach dem Verteilen auch dem Gereth etliche davon zugetragen wurden. Auf der ersten Seite sprangen Rösslein, eine auffällige Vignette. Und Gereth machte sich auf die Jagd. Über den Telegraph hatte er schnell heraus, dass der angegebene Drucker in Neu-Oetting nicht stimmte.

Jakob wurde mit den Vignettenlettem zum Schriftgiesser Jettei geschickt und der goss sie um, bevor sie Gereth in die Finger fallen konnten. Wieder war dem Kommissär ein Schnippchen geschlagen. – Jeden Tag hätte sich Jakob sowas gewünscht, er fand, das war keine Arbeit, das war ein aufregendes Spiel.

Gar nicht abenteuerlich fand es August Kühn, dass ein grosses Paket aus der Schweiz, adressiert an Frau Deflor in der Baaderstrasse, mit Beschlag belegt worden war. Nicht zur Auslieferung gegeben worden war diese Sendung, sondern kam in den Verschlag des Herrn Oetzinger – und morgen sollte sie von der Polizei untersucht werden. August Kühn war sich ziemlich sicher, was sie enthielt. Die Deflor wohnte direkt über der Gaststätte vom Birk, das konnten nur der *'Sozialdemokrat* sein, vielleicht noch einige Broschüren dazu, alles gedruckt von sauer verdientem Arbeitergeld. Aber was sollte er machen? Dem Oetzinger das ausreden, konnte er nicht riskieren. Besonders nicht, weil auch noch Karoline über die Frau des Oberexpedienten, der ein Wort beim Hausmei-

ster einlegen sollte, eine Wohnung im Haus Nummer 4 bekommen wollte, wenn der Seitenbau im nächsten Jahr fertig würde.

Dennoch brachte er die Neuigkeit in den «Postfranzl» mit. Betretene Gesichter gab das bei den Genossen. Nur sein kleiner Bruder war begeistert. «Raus-holen. Über die Geleise kommt man doch bei der Nacht, ohne dass es jemand merkt, bis zu den Güterhallen hin. Wie ich dich besucht hab, da hab ichs gesehen, dass man auch über ein Oberlichtfenster hineinkommen kann. Zu zweit könnte man's schon machen. Der Meineidmichel tät Augen machen, morgen!»

Hätte er bloss nichts gesagt davon! Auch der Lettenbauer Sepp horchte bei dem Plan auf, den der dumme Bub da zum Besten gab. «Auskennen müsst' sich halt einer da drinnen.»

«Das geht nicht, da kann ich nicht mitmachen, meine Arbeit riskieren.»

Die Genossen verstanden es, aber der Jakob, der Saubub hatte schon wieder den Schnabel offen. «Ich kenn mich da drinnen schon aus, ich hab ja meinen Bruder oft dort besucht.»

August Kühn liess den Jakob bei den anderen, da war er gut auf gehoben. Die würden schon nicht so ein gefährliches Räuber- und Gendarmenspiel mitmachen. Eine unruhige Nacht war das, ein schlechtes Schlafen. Aber er hörte den Bruder nicht mehr heimkommen. Und in der Früh war er auch schon weg zum Zeitungsaustragen.

In der Güterhalle fand er dann Gewissheit. Oetzinger und der Magazinverwalter Schlimbach hantierten ganz aufgestört herum beim Ausgeben der Arbeitsanweisungen. Gereth persönlich war auch bald da, beredete mit den Beamten lange den Fall. Nachdem er wieder weg war, musste Kühn zum Oberexpedienten.

«Was hat denn der Bub immer hier zu suchen gehabt?»

«Ich hab ihm was von meinem Mittagessen gegeben, damit er was Warmes in den Bauch bekommt, er ist doch mein Bruder.»

Jetzt war der Oetzinger obenauf. «So! Das ist aber gegen jede Vorschrift. Wenn ich das weitermelde ...»

Jetzt hilft nur noch Frechheit! «Herr Oberexpeditor, ich hab mir nichts Schlechtes dabei gedacht. Denken braucht ein einfacher Arbeiter nicht, das machen die Höhergestellten.

Mit dem Signallampenöl zum Beispiel...»

Der Schlag war angekommen. Der Oetzinger verzog zwar keine Miene, war aber plötzlich nachgiebig. «Das geht doch nicht, das Essen ist nur für Staatsbahnbedienstete. Der Bruder darf nicht mehr herkommen.» Und dann leiser, vertraulich fast: «Ein Paket mit verbotenen Schriften ist weggekommen. Ich kann mir nicht denken, wer die hat verschwinden lassen.»

Dem Gereth hatte also der Oetzinger nichts verraten, wohl um selber nicht in was hineinzugeraten.

Dennoch, der Jakob musste in eine anständige Arbeit, bevor er noch einmal was anrichtete, was nicht so glatt ging wie diesmal. Da traf es sich günstig, dass die Gummikocherei Maschinenlaufburschen einstellte. Für einen geringen Lohn zwar, aber da lernte er das Leben kennen, das Fabrikleben, da vergass er schnell solche Geschichten, die was für Berufsrevoluzzer waren, nichts für einen ehrlichen Proleten. Materialkörbe hin- und herfahren, damit die Arbeiter an den Tränktrögen mehr fertiges Gummituch zustande brachten, nicht mehr selbst weglaufen mussten, um sich die Sachen zu holen. Da lernte der Jakob, was richtige Arbeit war, roch, schmeckte sie. Schwefelig, ranzig, russig war sie, aber er war ja noch jung, er würde sie schon aushalten. Und geschickt, wie er war, konnte er ja irgendwann einmal woanders hineinrutschen in der Gummifabrik Metzeler & Comp.? Arbeit schändet nicht!

Richtig ist, was nützt

Jakob Kühn lernte schnell. Bei der Arbeit und auch sonst. Erlauschtes, Aufgeschnapptes aus Gesprächen der älteren, Gezänk zwischen Schwägerin und Bruder, alles frass er in sich hinein, ordnete es beinahe unverdaut zu seinem Bild vom «Stadtmenschen». Den «Bürger» lehnten also Augusts Genossen ab. Aber warum eiferten sie dann denen nach, wenn sie Kinder erzogen, die Wohnung einrichteten, am Feierabend am Stammtisch sassen, sich für den Sonntagsausgang anzogen?

Der Anarchist, der Tscheche mit dem Vollbart, war da ein ganz anderer. Obwohl die Schwägerin schimpfte, dass er sich nach der Arbeit herumtriebe, gesellte er sich gern zu diesem «echten Revolutionär», hockte sich zu ihm in den Hackerkeller und zahlte ihm sogar von seinem spärlichen Lohn hie und da eine Mass. Weil ihn die Kassiererinnen für einen Verwandten des ‚g’spinnerten Tschechen‘ hielten, blieb der für den späten Wirtshausbesuch viel zu junge Bursch auch im Bierkeller unbehelligt und konnte die zornigen Reden des radikalen Anführers anhören, ohne sie allerdings recht zu verstehen. Auch in seiner Behausung besuchte er ihn, bewunderte die anspruchslose Einrichtung des Häuschens am Haderer Weg, im Süden, zwischen den Weiden der Stadtrandbauern. Eigentlich war es mehr eine Hütte, dürftig zusammengehalten von ei-

nem löcherigen Dach. Phantastisch, wie der die Wände mit alten Teppichen verhängt hatte, dass die Novemberfröste nicht hineinkonnten. Koffer, in der Raummitte aufgeschichtet, dienten als Tisch, ein Sack, bemalt mit einem Sonnenaufgang, als Tischdecke. Ein Messingsamowar darauf spendete dem Gast herben, russischen Tee. Sonst war da nur noch ein Lager aus Fell, Sitzgelegenheiten fehlten ganz, der Tscheche und seine Besucher hockten sich auf den Boden. Und Papier lag überall herum, Broschüren, Zeitungen, Bücher. Von was sein Bekannter lebte, wusste Jakob Kühn nicht, aber er lebte, auch ohne so eine Schuferei in einer Fabrik, wie sie ihm jeden Tag die Kraft aus den Armen zog. Romantisch war es sogar in dieser einsam stehenden Bude ausserhalb der Schwanthalerhöhe.

„*Freiheit*“ hiess die Zeitung, die er von ihm erhalten hatte. Freiheit, das war gleich was anderes wie „*Das Recht auf Arbeit*“ die Wochenzeitung vom Herrn Viereck. Freilich, das war alles, sich rühren können, machen, was man wollte, zu was man gerade Lust hatte. Nicht bloss Krankenversicherung, allgemeines und freies Wahlrecht, Abschaffung der Arbeitsbücher ...

Da war einer gekommen, ein junger Mann, August Reinsdorf. Einen ganzen Koffer von dieser Zeitung hatte er mitgebracht, von Herrn Most, Genossen Most. Auch ein Genosse? Durch einen Dienstmann hatte er den Koffer zu der Hütte am Haderer Weg schaffen lassen. Er sass nun seelenruhig mit dem Tschechen im Hackerkeller zusammen, obwohl der Gereth auch da war. Und ihn, Jakob Kühn, den Fabrikhelfer, würden sie in dieser Nacht noch für was Wichtiges, Geheimnisvolles brauchen. Der Reinsdorf erzählte gerade begeistert, wie der Genosse Most in Berlin in einem öffentlichen Streitgespräch gegen den Hofprediger Stöcker angetreten war und für den Kirchnaustritt gesprochen hatte. Da kam sein grosser Bruder, der August herein. Sah sich suchend um. Und obschon sich Jakob so klein wie nur möglich machte, entdeckte er ihn gleich. «Komm, geh heim, du musst morgen in der Frühe schon wieder bald raus. Lass die zwei da allein, die haben ja nichts sonst zu tun.»

Gerade, wo es einmal spannend geworden wäre. Aber was blieb ihm übrig, so ärgerlich hatte er den August noch nie gesehen, nicht einmal, wenn er mit Karoline gestritten hatte, was nicht selten war. «Mit der Bahn ist er gekommen, der andere? Wo die das Geld hernehmen, zum Bahnfahren. Unsere Genossen laufen zu Fuss, als Handwerksburschen, arbeiten immer wieder einmal unterwegs – irgendwer wird denen schon das Geld hineinstecken.» – Zum Schlafen heimgehen, auf die unbequeme Küchenbank, statt den beiden entschlossenen Revolutionären bei ihrem wichtigen Werk zu helfen.

Am darauffolgenden Tag liess Gereth seinen Erfolg in den Münchner Zeitungen verbreiten: «Der aus Leipzig gebürtige Schriftsetzer August Reinsdorf, ein seit Langem verdächtiges Subjekt aus sozialistischen, nachweislich staatsfeindlichen Kreisen, konnte in der gestrigen Nacht der Wachsamkeit der Münchner Polizei nicht entgehen. Im Hause eines stadtbekanntes tschechischen Anarchisten wurde er bei der Weiterreichung umstürzlerischen Materials überrascht und trotz der Tatsache, dass er zuerst versuchte, falsche Personalien anzugeben, verhaftet, das gefährliche Material beschlagnahmt. Für die versuchte Verschleierung seiner Person unter Verwendung eines falschen Passes erhält er eine Strafe von 14 Tagen Haft, danach seine Ausweisung aus dem Königreiche Bayern.»

August fühlte, dass er für seinen Bruder Jakob soviel an Verantwortung zu tragen hatte, wie für einen Sohn. Andererseits war es nicht so leicht, ihm etwas zu verbieten, wie er es zum Beispiel mit seinem Erstgeborenen hätte tun können. Dem Jakob müsste er, überlegte er, ein Freund sein, wie ihm Jakob Franz einer gewesen war. Aber war er schon einer wie der Franz? Der war radikal gewesen, nicht wild und zornig wie der Reinsdorf oder der Tscheche. August Kühn versenkte sich in seinen Erinnerungen an sein Hineinfinden in das Stadtleben so sehr, dass ihm beim Einsortieren der Pakete Fehler unterliefen. Der Packmeister hatte ihn schon zweimal angerauntz; er glaubte, eine richtige Formulierung gefunden zu haben für den mahnenden Vortrag, den er seinem jüngsten Bruder am Abend halten wollte. Wem das Reden nicht gegeben war, wer das nicht gelernt hatte in einer gesprächigen Familie, für den war es schwer, die Worte richtig zu setzen in einer wichtigen Angelegenheit. Er konnte ja dem Packmeister unmöglich eröffnen: «Ich muss nachdenken, was ich meinem Bruder über den Reinsdorf und die Anarchisten sage, wenn ich nach der Arbeit daheim bin.»

Es hätte auch nichts genützt, wenn August einen noch so wohlüberlegten und gedanklich ausgewogenen Vortrag für Jakob gefunden hätte. Dem war auch untertags die Zeitungsmeldung in die Finger gekommen. Seine erste Überlegung war gewesen ‚Was wäre passiert, wenn ich nicht vom Bruder ins Bett geschickt worden wäre, wie ein kleines Kind?‘ – Hätte er die Verhaftung des ‚Revolutionärs‘ verhindern können? Wilde Überlegungen gingen in seinem Kopf um, wie er, die näherkommenden Gendarmen frühzeitig bemerkend, den Reinsdorf auf Schleichwegen aufs Land hinausgeführt hätte, wie er die wütenden Rufe der genasführten Polizisten hinter sich liess. Einem besonders nachdrücklichen Verfolger hätten sie mit der Pistole eine Falle gestellt; sicher trug Reinsdorf eine Waffe, gezwungen, mit dem Flüchtigen die Kleider zu tauschen,

Kleider zu tauschen, ihm den Koffer zu tragen mit den Schriften. Unsinn! So nicht! Schon die kurze Frist, die er in der Fabrik verbracht, hatte genügt, ihm ein realistisches Denken beizubringen. Sinnlos war es, einen ungerechten Meister tätlich anzugreifen, da flog man nur auf die Strasse, wo schon welche standen, bereit, die frei werdende Stelle zu besetzen. Wieviel weniger waren da vier, sechs Arme genug, um sich der Staatsmacht zu widersetzen. Es musste einmal erreicht werden, dass sich keine Finger mehr fanden, die für eine Obrigkeit gegen den Willen der Mehrheit oder zu deren Schaden gerührt wurden. Das war noch lange hin, denn noch warteten welche, wenn einer in einem Betrieb unbequem wurde, dessen Platz, wenn möglich zu noch übleren Bedingungen, zu bekommen. Zusammenhalt, Solidarität sagte sein Bruder, das war die Waffe, mit der man eine willkürliche Obrigkeit überwinden würde. Aber dafür brauchte es keine Geheimniskrämerei, keinen Schlapphut, keinen Revolver in der Tasche. Nur Geduld! – Aber trotzdem, romantisch und interessant waren diese Revoluzzer schon.

«Hast gehört, der Reinsdorf und der Tschech sind gestern ausgehoben worden. Gut, dass du nicht dabei warst», sagte August, ohne von seiner Suppenschüssel aufzusehen.

«Ja, das ist gut!» echote Jakob und schob einen Löffel voll in den Mund, bevor Karoline dazwischen fuhr. «Lass den Buben aus deiner Politik heraus. Es langt einer, der seinen Feierabend damit verplempert.»

Zwischen zwei Bissen brummte August ohne besondere Regung «Verplempern! Wenn es uns selber nicht mehr nützt, sollen wenigstens unsere Kinder etwas davon haben.»

«Dann schau zu, dass wir das nächste nicht weggeben müssen. Nächstes Jahr im Mai ist es wieder soweit! Acht Monate noch!» Sie bemerkte sein Zusammenzucken wie unter einem Schlag. Er sollte es nur lernen, das Bücken, andere hatten es auch gelernt und fuhren nicht schlecht dabei, bekamen von den Höhergestellten was hineingeworfen in den speckigen Hut, wenn sie ihn nur untertänig genug zogen.

Jakob nahm sich vor, es so einzurichten, dass er auch noch was vom Streit für bessere Arbeiterrechte haben werde.

Muss man reden, wenn man nicht gefragt ist?

Von weit her kamen die stinkenden Fässer, der Staub darauf war mit dem beim Füllen der Behältnisse Übergelaufenen zu einer schmierigen Schicht verbunden. In der Vorzeit, im Inferno einer weltweiten Katastrophe vielleicht, war dieses Öl entstanden, an manchen Stellen der Erde, tief unten eingeschlossen, dass man danach bohren musste. Im Königreich Bayern hatte sich kein Petroleum gefunden bis zum Jahre 1883, aber auch später war keine Erdöl-Quelle von Bedeutung unter Ackerböden oder Viehweiden entdeckt worden. Weit her gebracht wurde Petroleum, aus Ägypten, wo nun die Engländer herrschten, oder von Amerika, irgendwo her über den Ozean. Fassmacher, Ölsucher, Zimmerleute für Bohrtürme, Matrosen der Frachtschiffe, Stauer im Hafen, Bootsleute der Flusskähne, Eisenbahner und Fuhrleute hatten Hand angelegt, dass die Signallampen den wichtigen Stoff für das Licht bekamen, kannenweise abgefüllt im Magazin der Güterhalle. Spekulanten, Reeder und Schiffseigner zogen ihren Gewinn aus der immer begehrter werdenden Flüssigkeit, entsprechend hoch war der Preis; literweise schloss es die Bausteine eines Imperiums ein, das sich aus dem Ursprung des urzeitlichen Fettes erheben sollte in den nächsten Jahrzehnten, einige selbst fett machte, noch mehr, hunderttausendmal soviel zu einem frühen Tod verhalf.

Über die Herkunft des Inhalts der sechzig Fässer im Lattenverschlag mit den staatsbahneigenen Lagergegenständen machte sich der Magazinverwalter Schlimbach lediglich soviel Gedanken, als es seine Dienstauffassung und seine Anweisungen von ihm verlangten. Darüber hinaus gerade noch soviel, dass der Geldwert eines solchen Fasses etwas über dem halben Jahresgehalt für einen Magazinverwalter der königlich-bayerischen Staatsbahn anzusetzen war. Dementsprechend vorsichtig verfuhr er auch bei der Ausgabe des teuren Stoffes, knappste sogar immer ein Quentlein ab – und es reichte auch so, nie war eine Beanstandung gekommen, dass die Signale vor Tagesanbruch ohne Licht gewesen seien.

Schlimbach wusste natürlich längst, was zur Versetzung des Oberexpeditors Glasl in die oberländische Provinz geführt hatte, er wollte sich nichts derartiges zuschulden kommen lassen. Das, was er den Signalgebern abzwackte, das ging niemandem ab, aber es reichte aus für die Beleuchtung der Wohnstube daheim, für die schöne Lampe mit dem lindgrünen Schirm, um die seine Frau von den Nachbarn beneidet wurde. Eine Bierflasche voll reichte für vier bis fünf Abende herrschaftlichen Lichts.

Auch Franz Xaver Oetzing er hielt sich ganz bestimmt für einen reellen, einen ehrlichen Menschen, einen zuverlässigen Beamten. Sein Gehalt, an Petroleum gemessen, war ein Fass in vier Monaten. Aber er füllte ja nicht ein Fass ab, wenn der einfältige Schlimbach beim Mittagessen war. Nur immer, zwei-, dreimal in der Woche, eine Kanne voll, die ein zerstreuter Signallampengeher irgendwo im Gelände vergessen hatte und dafür strafversetzt worden war, noch zu seines Vorgängers Zeiten. Damals hatte er das Blechding nur so, ohne sich weiter was zu denken, in seinem Dienstspind verstaut, so, wie er es bei den Gleisen draussen gefunden hatte. Erst nachdem er seiner Frau nachgegeben und einen Petroleumofen gekauft hatte, kramte er sie wieder hervor. Eigentlich erst, als am Zahltag die Frau mit dem Haushaltgeld am Ende gewesen war. Eine Kanne voll, das fehlte doch niemandem, oder? Aber es ersparte seiner Frau das frühere Aufstehen zum Herd anheizen, Kaffeewasser aufsetzen, Milch wärmen, das moderne Kochmöbel brauchte man nur anzuzünden, schnell war alles fertig, was man draufstellte. Dann war der Petroleumbedarf der Frau rasch gestiegen. «Heute kannst du mir wieder eines mitbringen», gab sie ihm Bescheid, wenn er in der Frühe zum Dienst ging. Dann stand auch die Blechkanne, in eine alte Ledereinkaufstasche gesteckt, neben der Tür. Oetzing er wusste ja nicht, dass auch der Wirt im Hause unten mit Staatsbahn-Petroleum seine Wirtsstube ausleuchtete, dafür die Frau Oberexpeditor auf dem Tauschwege mit den für den Haushalt nötigen Viktualien vom Markt versorgte und damit noch günstig wegkam. Hie und da noch regte sich sein Beamtenge wissen, er dachte an die Versetzung Glasls. Aber bei ihm war es doch was anderes, oder? Es war im November, und durch die Oberlichter der Güterhallen kam nur spärliches Licht hinein. Auf dem Dienstweg regte er an, dass, um den Arbeitsablauf zu gewährleisten, innen eine Beleuchtung für die späten Nachmittagsstunden angebracht werden müsste. Vorläufig könnte man ja einige Lampen aufstellen. Solche Anregungen von Beamten waren in der Direktion etwas Seltenes, deshalb kam rasch eine Zustimmung für Oetzingers Vorschlag. Nachher war nicht mehr feststellbar, ob dieser Vorschlag vor oder nach der angesagten Revision in den Güterhallen eingereicht worden war. – August Kühn meinte sich erinnern zu können, dass es schon einen Monat vor dem grossen Brand war, dass er von Oetzing er hergerufen und angewiesen worden war: «Kühn, in den nächsten vier Wochen kommt der Revisor, bring' alles in gute Ordnung, dass nichts beanstandet werden kann.» Dabei, schien es, war der Oetzing er ziemlich aufgeregt gewesen.

Eine solche aufgestellte Lampe war umgefallen, vergessen worden, hatte

Bodenbretter entzündet – oder war hingeworfen worden? Dass die Spuren von 60 halbgefüllten statt vollen Fässern vom Feuer getilgt würden, Spuren von der makellosen Beamtenehre, verschmutzt vom Petroleum mit Petroleum abgewaschen? Das Feuer frass sich durch die Güterhallen, zerteilte Pakete mit geselchtem Schwein vom Land für die Verwandten in der Stadt, knatterte durch die prallen Säcke mit Getreide, glühte Maschinenteile zu wertlosem Schrott, zerstörte Dach und Seitenwände der Lagerbaulichkeit. Es verschonte lediglich die halbvollen Fässer, ein herabgefallenes Dachteil vertrieb die reinigenden Flammen aus diesem Winkel, bewahrte diesen Schandfleck kgl. bayerischer Beamtenuntreue.

Der Lärm der Löschmannschaften hallte übers Gleis herüber, weckte sogar die mit müden Gliedern im Bett liegenden Kühns. Der rote Nachthimmel bei den Lagerhallen drüben, die züngelnden Flammen aus den zusammenstürzenden Dächern, das brachte auch bei Karoline und August den Karl Glasl in Erinnerung. August war tags darauf beim Aufräumen der verrussten Trümmerstätte dabei, verbrannte sich immer wieder die Hände an den inwendig noch glühenden Balken. Zur Vormittagsbrotzeit gesellte sich zu ihm und den Kollegen eine Kommission der Polizei. Die Herrn, die zuvor in den Resten des Magazinabteils herumgestochert hatten, fragten sich durch den nach ihrer Meinung verdächtigen Unwillen der Arbeiter hindurch, die Antworten waren allgemein und nichtssagend.

«August Kühn, haben Sie in der letzten Zeit jemand gesehen, der unbefugt bei den Petroleumfässern war?»

«Ich seh' nix, wenn ich meine Arbeit tu.»

«Jemanden, der etwas aus den Fässern abgefüllt hat?»

«Das darf nur der Herr Schlimbach, der Magazinverwalter.»

«Hat er ausser dem Schlimbach jemanden gesehen?» Der Kommissär sprach ihn nun wieder per ‚er‘ an, ein Zeichen, dass er es gleich verärgert aufgeben würde, aus ihm etwas herauszubringen. War er vielleicht bei der Polizei? Sollten die doch für ihr Gehalt was tun, herausfinden, warum da was fehlte und wie es zu dem Brand gekommen war. Oetzinger ging ihnen ja dauernd um den Bart, und als Kühn befragt wurde, schlich er sich besonders nahe dazu.

«Also, zusammenfassend, er hat nichts gesehen, nichts gehört und kann sich auch nichts denken.» Alle nur mögliche Geringschätzung für den Hallenarbeiter kam mit den Worten des Kommissärs zum Ausdruck. August Kühn sah zu Oetzinger hinüber, bevor er kopfnickend «jawohl» sagte und die Erleichterung im Gesicht des Oberexpeditors ablas.

Diesmal wurde einen Dienstgrad weiter unten durchgegriffen. Obwohl dem im Schaffnerrang stehenden Magazinverwalter Schlimbach nichts Nachteiliges nachzuweisen war, wurde er beurlaubt. Weil die Vorräte ihm zur Betreuung anvertraut worden waren, hätte er es merken müssen, dass irgendwelche Unterschlagungen vorgekommen waren. Wegen des Brandes kam Franz Xaver Oetzingler mit einer Dienstrüge gut weg. Er wusste oder meinte zu wissen, wessen Stillschweigen er das zu verdanken hatte. Über seine Frau wusste er auch längst, dass dieser Kühn eine neue, eine grössere Wohnung brauchte und seine Fürsprache für seinen ‚tüchtigsten‘ Arbeiter bewirkte beim Hausbesitzer Sedelmayer, dass im Dachgeschoss des Seitenbaues beim Haus Nummer 4 eine eben fertig gewordene für den Güterhallenarbeiter abfiel. Zwei Mansardenzimmer mit einer Küche und einer Kammer, das Wasser und die mit Spülung versehene Kloschüssel innen.

«Schau, so einer kann einem eben helfen!» triumphtierte Karoline, als sie ihre Habe hinüberschafften in die neue Behausung. Aus dem ziegelroten Dienstwohnhaus war zwei Wochen zuvor auch die Familie Schlimbach ausgezogen. Trostlos hatte es für August Kühn ausgesehen, wie die ihren Hausrat auf den offenen Pferdewagen geschichtet hatten. Hätte er es verhindern können? Er wusste nicht, wo die hinzogen, mitten im Schneetreiben der winterlichen Kälte. Wegen Oetzingers Fürsprache bei Sedelmayer hatte er bestimmt nicht den Mund gehalten, deswegen nicht! Mit sowas war auch nicht zu rechnen gewesen. War er schuld, dass der Schlimbach weg musste? War das Solidarität? War er dem Beamten Schlimbach überhaupt Solidarität schuldig? Näher hatte er ihm vielleicht gestanden als der ranghöhere Oberexpeditor, aber er war eben doch ein Beamter. Die von der Polizeikommission waren auch Beamte gewesen. Sollten die doch die Sache untereinander ausmachen, was ging's ihn an. Andererseits: Lohn bekamen die auch, genau wie er selber...

Die von der Kommission hatten ihn nicht nach seiner Meinung gefragt, sondern, ob er etwas beobachtet habe, und darauf hatte er ausreichend geantwortet; was er sich dachte, war für die nicht von Interesse. «Geh nicht zu deinem Fürst, wenn du nicht gerufen wirst», hatte er einen Ausspruch vom Troschelvater noch im Ohr.

«Nichts aufs Spiel setzen!»

Rechtschaffen und solide erschien nun im Haus Nummer 4 an der Landsberger Strasse die Nachbarschaft, dass sie meinte, ihre Mannsleut, der August und sein Bruder Jakob hätten keinen Grund mehr, länger den Sozialdemokraten anzuhängen. Sowas hat man doch nicht nötig, wenn man mit Klosett und Wasser im Gang wohnt. – Der Gastwirt Georg Wallner zum Beispiel, der Pächter auf dem «Lindauer Hof», der unterschied sich vom Birk ganz gewaltig, das war ein gesetzter, auf Ausschank und Verzehr bedachter Geschäftsmann, wie auch sein Nebenan im Parterre, der Spezereienhändler Mädele. Der Privatier Pollhammer, der zu tun hatte, seine runde Körperfülle zu bewegen und deshalb auch ebenerdig wohnte, war auch einmal ein Geschäftsmann mit glücklicher Hand zum Geldhalten gewesen, auch die Schmids im ersten Stock über ihm hatten es nicht mehr nötig, etwas hinzu zu verdienen, ohne Nachkommen verbrauchten sie, was aus dreissig Jahren Butter- und Eierhandel übriggeblieben war. Wenig war es nicht, das konnte man am Kleideraufwand der Marie Schmid ablesen.

Dass daneben die Viehhändlerswitwe Vogl mit dem ledigen Gewürzhändler Michael Handlos zusammenlebte, musste man zugestehen, ohne erheblich böse Nebengedanken. Wer über Geld genug verfügt, der kann die Moral schon etwas versilbern. Der zweite Stock gehörte dem Franz Xaver Oetzinger mit Gattin und Sohn, die Karoline kannte sich da schon besonders gut aus, wusste, dass zwar sogar bei denen manchmal die Küche schmal wurde, dem Zahltag zu, dafür ging es fein zu beim königlichen Oberexpeditor. Im dritten Stock wohnten, weil sich für die beiden Wohnungen keine zahlungskräftigen Familien gefunden haben, die ‚Herrn‘, jeder in einem Zimmer für sich: der Bürodiener Matthias Zettler, der subalterne Eisenbahnexpeditor Max Sterl, der längst heiratsfähige Neffe Karl der Schmids vom 1. Stock, der auf einen vielleicht möglichen Erbfall wartete, Eisenbahnkondukteur wie sein Zimmernachbar Gebhard Erhard. Auch der Hilfskondukteur Johann Michel hatte keine radikalen Neigungen, war vielmehr kirchenfromm und Mitglied der Männerkongregation vom heiligen Vinzenz. Der Postadjunkt Hans Paulus, stolz auf seine Beamtenstellung, lief sogar sonntags nicht selten in seiner Dienstuniform herum. Lediglich dem häufig angetrunkenen Bräugehilfen Kuhn war nicht zu trauen; nur konnte man gegen den kaum was machen, wenn er randalierte, weil er ja beim Hausbesitzer in Arbeit stand. Und vom Hilfslehrer Geiling nahm kaum jemand Notiz, der trat in seiner schmutzigen Kleidung so unauffällig wie möglich auf.

Der zweite Aufgang, der Seitenbau, wies nicht ganz so honorige Mieter auf, das musste sich auch Karoline zugestehen – aber nur sich selbst. Restaurateur nannte sich der Kraker Sepp, er betrieb ein winziges Milch- und Kaffeeesgeschäft in der Nähe des Viktualienmarktes, zählte hauptsächlich die Marktfrauen und Fuhrleute zu seinen Gästen. In der Schwanthalerhöhe erschien er aber immer recht geschmiegelt, zog die Blicke der Weiblichkeiten auf sich – und man flüsterte sich so einiges zu über ihn. Das meiste davon war einer erotisch-verhinderten Phantasie entsprungen – nicht alles, zugegeben.

Vom Bräuehilfen Motz und seiner Frau dagegen wussten die Leute wenig zu sagen, er ging in der Frühe und kam spät am Abend, grüsste freundlich und damit hatte es sein Bewenden. Dafür sass der Schullehrer Georg Frank umso mehr zu Hause herum und erregte den Neid der anderen: Schullehrer müsste man sein! Zum Bürodienner Gustl Soffner konnte man gehen, wenn ein Schreiben an ein Amt zu verfassen war, das verstand er; er beherrschte die strohtrockene Sprache und half gerne aus, auch wenn es seiner Frau oft zuviel wurde. Nebenan war der Josef Schned einquartiert, der auch in Sedelmayers Bierfabrik in der Mälzerei angestellt war. Unterhalb, im dritten Stock, hatten die Kühns den Holzeinkäufer Meier, einen sehr empfindlichen älteren Mann. Gut, dass er sehr oft wochenlang bei den Bauern im Oberland herumfuhr, wegen des Kinderlärms hätte es sonst manchen Streit mit ihm gegeben. Karoline hatte es so eingerichtet, dass der Fritz in dem Raum über der Wohnung des Wagenwärters Leonhard Birling untergebracht war, zusammen mit dem Schwager Jakob. Die Birlings hatten selber zwei Kinder, einen Buben und ein Mädchen; jung wie sie noch waren, würden es bestimmt noch mehr werden. Ausserdem kannte August ihn recht gut, ging mit ihm denselben Weg zur Arbeit und traf ihn mittags, wenn das Staatsbahneressen verteilt wurde.

Mit so einer eingessessenen Nachbarschaft, wie man sie mit dem Umzug in die Landsberger Strasse 4 erworben hatte, durfte man nichts aufs Spiel setzen. Noch dazu, wo man von der so freundlich aufgenommen worden war. Sogar zu Weihnachten war sie schon in den Tausch der selbstgebackenen kleinen Festgebäcke, der «Blätzerl», mit einbezogen worden, an deren mehr oder weniger aufwendigen Herstellung man den offenbaren Wohlstand der Nachbarschaft leicht ablesen konnte. Sie selbst hatte nur einen Teig aus Butter, Mehl, Eiern, Zucker und Hirschhornsalz anrichten können, mit einem Trinkglas runde Flecke ausgestochen und mit Rübensirup immer zwei zusammengepappt und ins Ofenröhr. Aber die Nachbarn hatten diese Ärmlichkeit verstanden:

« ... mei, ihr müsst's halt noch recht auf die Einrichtung hin sparen.» – So eine Umgebung wollte man doch nicht verlieren?

Und da kam der August daher und wollte mit seinen Freunden eine «Nachweihnachtsfeier» machen, beim Birk in der Baaderstrasse natürlich, wo sonst. Eine «Privatgesellschaft» hatten sie eigens dafür gegründet, die «Deutsche Fichte». Sie konnte sich schon denken, was das für eine Feier sein würde, am Tag nach Neujahr, am 2. Januar. «Deutsche Fichte»! Wo doch der Baum zur Weihnachtsfeier Tannenbaum genannt wurde, auch wenn es nur ein Fichtenbäumchen war, für zwanzig Pfennig eines. Und dann Privatgesellschaft: Sowas machten die eingesessenen Bürger, denen man es nachsah, dass sie einmal für sich allein und ungestört sein wollten, Fremde von ihrem Stammtisch ausgeschlossen. Sozialdemokraten konnten sich sowas nicht erlauben, da roch es dann gleich nach Geheimbündelei, die sollten doch den Kommissär Gereth nicht für so dumm halten.

Karoline war zu Hause geblieben. August Kühn liess sich vom Bruder hinbegleiten, der, wenn schon nicht in die Partei, so doch wenigstens in einen Verein mit Genossen eintreten wollte. Karoline hatte schon recht gehabt mit ihrer Meinung über den Charakter der «Nachweihnachtsfeier». Bevor es zum offiziellen Teil des Abends kam, ging im reservierten Lokal, in dem die Freunde unter sich zu sein glaubten, einer herum und bot den ersten ‚*Sozialdemokrat*‘ für das Jahr 84 an. Der Luber Michel war es, von Kind an war seine Schulter schief gezogen von der Hockerei auf dem Schneidertisch und für die früh verbrauchten Augen bedurfte er blauer Brillengläser. Nun, wo ihn kein Meister mehr anstellte, versorgte ihn das Zeitungsverkaufen mit dem Nötigsten. Das war eine wichtige Arbeit, denn die Zeitung hob den Zusammenhalt der Genossen. Zuwenig freilich, aber dafür war man ja nun zusammengekommen. Und dann hielt der Wambsgans seine launige Neujahrsrede.

«Liebe Freunde, deutsche Fichten! Den längst vergessenen alten Brauch der Nachweihnachtsfeier wieder belebend...» Gelächter unterbrach ihn, keiner wusste von diesem «alten Brauch», «... sind wir hier zusammengekommen. Weil das Jahr 1884 auch ein ganz besonderes Jahr ist, speziell für Leute wie uns, die wir immer auf das Leben im Gemeinwesen unsere beste Kraft verwenden, wenn wir die Maschinen bedienen, die Waren vertilgen, die andere teuer verkaufen dürfen. Das nur nebenbei! Aber warum ist das Jahr 84 ein so besonderes? Weil gewählt wird, gleich dreimal. Der Landtag in München braucht neue Gesichter, der Reichstag soll Zuzug von um das Wohl der Mehrheit besorgten Männern bekommen, und dann hat auch das Gemeindekollegium Leute von unserem Gusto nötig. Wir wollen mithelfen, dass in diesem Jahr die Richti-

gen ausgewählt werden unter den frommen Ultramontanen, den wasserblauen Liberalen, den pfennigfuchsenden Freihändlern ...» wieder brach ein dröhnendes Gelächter los, «... oder vielleicht gar von den staatsgefährdenden Sozialdemokraten – wenn es euch recht ist. Und weil hundert, zweihundert Augen eben mehr sehen als nur zwei, darum sollte sich unser Kreis noch öfter treffen, nicht nur zu einer Nachweihnachtsfeier, sondern auch das Jahr über, denn um das Richtige und die Richtigen herauszufinden, braucht man Zeit, viel Zeit. – In diesem Sinne lasset uns fechten – ah, natürlich wie Fichten wachsen und stark werden, damit die Jahre der niedergedrückten Zweige bald vorbei sind.»

«Sag' es uns etwas genauer, Genosse Wambsgans», rief einer von Kühns Tisch aus dem Redner zu. Einer, der ihm gar nicht gefiel, für seinen Geschmack viel zu geschniegelt daherkam, wie ein Vorstadtgigolo.

«Wir sind hier die Privatgesellschaft Deutsche Fichte! Also nicht Genossen! Wer bist du denn?»

«Heinrich Fürst, Schuhmacher, seit meinem 19. Jahr Sozialist.»

«Das will hier keiner wissen!» wurde Wambsgans unwillig.

Da wandte sich der mit Namen Fürst an Kühn: «Wenn wir doch unter uns sind, können wir doch offen reden, oder?»

Kühn brummte etwas, das Zustimmung wie Ablehnung sein konnte. Den Fürst veranlasste diese mangelnde Gesprächigkeit, sich geschäftig zwischen den anderen Tischen herumzutreiben. «Ein G'schaftelhuber» bemerkte er zum Sepp Lettenbauer hin, der daneben gesessen und erstaunt diese Abfuhr beobachtet hatte.

Langsam kam eine ausgelassene Stimmung auf. Nebenher verständigte man sich darüber, dass man neben dem «Birk» auch noch andere Lokale zum Treffen vereinbaren sollte, um sich in kleinerem Kreis zusammenzufinden. Das war schon ein Problem, denn welcher Wirt liess ohne Weiteres einen Kreis von einer verbotenen Partei in sein Nebenzimmer.

«Für uns aus der inneren und äusseren Ludwigsvorstadt wüsst ich was. Von der Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter treffen sich immer welche beim Loderbräuwirt am Oberanger. Den Wirt, den Dorfmeister, kenn ich, mit dem kann ich reden, dass er uns hineinlässt», rückte Lettenbauer mit einem Vorschlag heraus. «Mag'st nicht noch lauter rumschreien», verwies ihn August Kühn und sah sich um, wer zugehört hatte. Dabei nahm er sich vor, nicht hinzugehen, wenn es im Loderbräuwirt zu einer Versammlung kommen sollte.

Beim gemeinsamen Heimweg in die Schwanthalerhöhe hinaus sagte er es auch unverblümt seinem Bruder. Der blieb daraufhin etwas zurück, bis ihn der

Lettenbauer, zu dem er schon sehr viel Zutrauen gefasst hatte, einholte. «Der August hat keine Lust, einem Spitzel auf dem Leim zu gehen, sag, warum hat der so eine Angst?»

Der Lettenbauer Sepp kaute eine Weile an einer Antwort, bis ihm das richtige eingefallen war. «Weisst, das muss keine Angst sein, wenn einer auf passt. Natürlich, der August, der ist kein junger Bursch mehr. Bei der Bahn ist er, verheiratet, hat Kinder. Zu verlieren hat der viel, auch wenn er wenig besitzt, nichts Überflüssiges. Vorsichtig muss einer da schon werden – nichts aufs Spiel setzen. Dein Bruder, da denk dir nichts, der ist schon in Ordnung.»

«Auf länger einrichten»

Vom Treffen der «Privatgesellschaft» beim Loderbräuwirt brachte Sepp Lettenbauer die Nummer zwei des ‚Sozialdemokraten‘ mit. Und dazu eine Mahnung: «Du bist schon ein halbes Jahr mit dem Zeitungsbeitrag im Rückstand.»

«Ich zahl schon, da brauchst dir nichts denken. ...» August Kühn war es unangenehm, dass er darauf angesprochen werden musste. Aber obwohl Lettenbauer seine Verlegenheit bemerken musste, liess er nicht nach. «Der Wehle hat über die Unregelmässigkeiten beim Zeitungsabonnement referiert, wenn du gekommen wärst, hättest du es auch mitbekommen. Unsere Zeitungen sind eine wichtige Waffe gegen die Verleumdungen der Reaktionäre. Aber die sie herstellen, die können es nicht umsonst machen, die warten auf das Geld. Und mit dem Geld zeigt sich, ob es einem ernst ist mit unserer Politik. Reden kann einer viel.»

«Ich hab’ soviel Ausgaben in der letzten Zeit. Und dann die neue Wohnung, die muss ich einrichten, da fehlt noch viel, für das ich die Pfennige zusammenhalten muss.»

Ja, das sah auch der Lettenbauer ein. «Aber du wirst doch nicht alles beim Schreiner bestellen? Ich könnte dir dabei schon sparen helfen. Es wird schon bald zur Gewohnheit, dass ich den Parteischreiner mach’, erst die Tage hab’ ich eine Kassenschatulle geschreinert für den Kassierer Henke von den Metallarbeitern.»

Widerstrebend ging Kühn auf das Angebot ein. Er gab dem Sepp das Zeitungsgeld, der versprach dafür, ihm auf Kredit das Holz, Abfallholz aus der

Werkstatt zu besorgen und daraus das Vordringlichste, eine Eckbank, einen Küchenkasten und ein Bettgestell für den Jakob zu bauen. «Über das, was du dafür schuldig bist, reden wir später einmal.»

«Du brauchst mir nichts zu schenken, ich zahl's dir, sobald ich kann.»

«Red' nicht, das kriegen wir schon. – Und am ersten Februartag treffen wir uns zu einer wichtigen Sache in der Maximiliansbrauerei in Haidhausen. Wegen der Wahlsachen, da musst' schon dabei sein.»

Haidhausen, das war einmal ein Dorf gewesen, kein reiches, im Osten von München, am anderen Ufer der Isar. Der Boden war nie ertragreich gewesen, aber darunter lag eine Schicht Lehm. Aus diesem Lehm war ein Gutteil von München gebaut. Als nach dem Franzosenkrieg soviel spekuliert worden war, kam der billige Grund der Bauern in Haidhausen einem königlichen Kammerherrn gerade recht, um hier ein Wohnquartier anzulegen. Die Strassennamen tragen noch heute die Bezeichnungen von Schlachtorten aus dem 70er Krieg: Orleans, Paris, Weissenburg, Metz ...

Am Februartag, nachmittags gegen drei Uhr, beobachtete Gereth verschiedene ihm bekannte Sozialdemokraten, wie sie über die Isarbrücke hinüber und durch die Wienerstrasse in Richtung Maximiliansbrauerei gingen, einzeln, zu zweit oder höchstens zu dritt. – Also hatte der Gewährsmann der Polizei richtig ausgekundschaftet, die verbotene Aufrührerpartei traf sich zu einer wichtigen Versammlung. Seine Nase hatte ihn nicht getrogen, als er den zur «Deutschen Fichte» und in den Loderbräuwirt beordert hatte. – August Kühn war etwas zu spät dran, er musste zuvor dem Jakob das Mitgehen ausreden und der Karoline die Notwendigkeit seines Versammlungsbesuchs klarlegen. Der Lettenbauer, der ihn abholte, musste warten. Bei der Maximiliansbrauerei trafen sie auf keinen der Genossen mehr, dafür strich da einer von Gereths Offizianten herum. Sepp zog August weiter, bevor sie dem «observierenden» Beamten auffällig werden konnten. Kühn folgte ihm vertrauensvoll, aber wie sie schon aus Haidhausen draussen waren, an den ‚Grubenhäusern‘ vorbei ins freie Feld hinausgeschritten, da wollte er doch endlich wissen: «Wo gehen wir denn jetzt hin? Da hört ja die Stadt auf?»

Lettenbauer sah sich zuerst vergewissernd um, ob jemand zuhörte. Aber weiter hinten kam nur noch einer nach, den sie auch kannten, der Drucker Maximus Ernst. «Ausgespitzt haben sie unser Treffen. Aber damit haben wir schon rechnen müssen, wie wir den offenen Verein gegründet haben. Der ist nur gut

dafür, dass wir mit neuen Leuten zusammenkommen können. – Deswegen hat der Hüttner Schorsch, auch ein Schreiner wie ich, für den «Kriegerverein Haidhausen» das Lokal vom Wirt Grundier in Steinhausen vorbestellt. Da gehen wir jetzt hin.»

Steinhausen, das war noch weiter abgelegen als Haidhausen. Und wenn von dort der Lehm für die Ziegel Münchens gekommen war, hatte man den Kies zum Bauen von hier geholt. Die Wirtschaft war das einzige grössere Haus neben der Kirche und dem Pfarrhaus, direkt an der Strasse, aber etwas am Rand gelegen, neben einer umfänglichen Kiesgrube. Auf das Dorf zu führte eine Allee, Linden und Kastanien mit dicken Stämmen, angepflanzt schon zu Zeiten des Ersten Napoleon.

«Wir sind aber schon sehr spät dran, die werden schon ohne uns anfangen», äusserte Kühn seine Bedenken, als sie geradewegs auf die Häuslersiedlung zumarschierten. Da trieb sie das Klappern von Hufen und Räderrollen in den Strassengraben. Drei Zweispänner ratterten an ihnen vorbei, geschlossene, dass man nicht hineinsehen konnte.

«Scheint's ist wieder was faul», flüsterte Lettenbauer, als ob ihn einer belauschen könnte. Aber weit und breit war niemand zu sehen, auch der Maximus Ernst hinter ihnen war von der Strasse herunter. Sie schlichen im Graben weiter und holten sich dabei nasse Füsse vom Schneewasser, das durch jedes Schuhwerk drang. Als die Steinhäuser Kirchturmglöcke vier Uhr schlug, waren sie auf Rufweite an die Grundlersche Wirtschaft heran. Beim näheren Hinsehen bemerkten sie eine Menge Gendarmen, die das Haus umstellten. Und dann war da noch eine heruntergekommene Gestalt im Schlapphut, die eben von zwei Offizianten in die Mitte genommen und zu einem der abseitsstehenden Wagen geführt wurde. Und da war auch Gereth, der sich von einem Bezirkskommissär in die Wirtschaft hinein begleiten liess. Die anderen Polizisten besetzten den Eingang oder postierten sich vor einem Fenster.

Die beiden in ihrem Versteck merkten nichts von der Kälte, die durch die Kleidung drang – die Aufregung vertrieb sie ihnen. Geduckt hinter einem Alleebaum lagen sie im Schneematsch und beobachteten weiter. Der mit dem Schlapphut fuchtelte mit einem Ding, das nach Pistole aussah, herum, lieferte es aber dann anstandslos dem ihn bewachenden Gendarmen aus. Nicht lange, dann wurden die Genossen herausgeführt, einzeln, einer nach dem anderen. Lettenbauer wusste von jedem den Namen. «Der Hüttner Schorsch, wohnt mit seiner Frau am Johannisplatz in Haidhausen. Werd ich hingehen müssen, danach, sie vorwarnen. Da, der Strasser Franz, ein Schuster. Der hat für die Vera Sassulitsch in der Schweiz sammeln wollen, hoffentlich haben sie die Liste nicht bei ihm gefunden. Noch einer von den Schustern, der Zimmerer Karl. Und

der Edi Leist, gefesselt! Der ist schon aus Berlin ausgewiesen worden, wie der Belagerungszustand verhängt worden ist. Den sie da bringen, das ist der Grill Jaekel, ein alter Münchner, auch der Kellner Girgel, der ist Sattler. Der andere ist der Anderl Winterblum, einer von unseren Schreibern.» – Die Schreiner lagen dem Sepp besonders am Herzen, das merkte man daran, dass er dabei die Fäuste zusammenballte, bis die Knöchel weiss wurden, trotz der Kälte, die die Haut rötete. «Hör auf zu reden, Sepp, sonst merken sie, dass wir auch noch da sind. Schau auf deinen Atem!» Erschrocken hielt sich Lettenbauer sein Halstuch vor den Mund, um die warme Atemluft zu fangen. Aber dann schüttelte er unwillig den Kopf. «Die haben zu tun, die schauen nicht herüber!»

Gereth, der verfluchte Meineidmichel, kam nun wieder heraus und gab das Kommando, die Gefangenen in einer Reihe aufzustellen. Dann zückte er sein Rapportbuch und forderte mit bösem Schnauzbartton auf: «Name, Beruf!», notierte sie.

«Zickelbauer, Leopold, Korbmacher», schallte es herüber, aber dem Meineidmichel war es noch zu leise, er hielt seine Hand ans Ohr, als könnte er nicht verstehen. Ein Gendarm rempelte den betreffenden in den Rücken.

«Zickelbauer, Leopold, Korbmacher!»

So ging es weiter. – Josef Urban, Schlosser, Xaver Hoechner, Eisengiesser, Karl Gress, Schneider, Gustav Henke, Schneider, Gotthelf Wehle, Schlosser, Heinrich Liebermann, Messerschmied, Johann Beck, Schuster –

«Der hat die Versammlung leiten sollen, der Beck, drum ist er auch gebunden.»

«Wilhelm Strohmeier», hörte man herüber. Lettenbauer wunderte sich: «Das ist ja der Weigier Toni, der Schlosser aus der Bayerstrasse, du kennst ihn doch auch. Dass der einen falschen Namen angibt?»

Nach dieser Prozedur setzte sich der traurige Zug stadtwärts in Bewegung. Kühn und Lettenbauer rutschten noch weiter in den Graben hinunter, bis zu den Knien reichte ihnen das Tauwasser. Nachdem droben auf dem Fahrdamm kein Laut mehr zu vernehmen war, raffte sich zunächst der Sepp auf, packte den an allen Gliedern steifen Freund und zog ihn auf den Weg hinauf.

«Kreuzkruzitürkensakraments-Gendarmengesindel, dreckiges, fast das ganze Arbeiterwahlkomitee haben die eingesackt...»

«Sag, Sepp, was machen wir jetzt?»

«Weiter mach' mer! Ich glaub, wir müssen uns auf eine lange Zeit einrichten, da gehts halt einmal grad und einmal krumm.»

Auf Umwegen über die Felder trollten sie sich in die Stadt hinein.

August Kühn spürte seine Füße nicht mehr vor Frost. Trotzdem sinnierte er vor sich hin. «Den Viereck haben sie nicht. Dass der nicht dabei war?»

«Der ist doch nach Pössnick gefahren, nach Sachsen, der kandidiert dort im Wahlkreis Meiningen II gegen den Liberalen Dr. Witte. Das Wahlkomitee dort muss ihn doch kennen, wenn es ihn für den Reichstag Vorschlägen will.»

Kühn schämte sich seines Argwohns. Ausserdem, überlegte er, wäre eine Verhaftung eine willkommene Sache für den Feilitzsch gewesen, denn dann hätte es die *Süddeutsche Post* ' nicht mehr gegeben, von der Viereck der Redakteur war. –

Sie gelangten über den Platz mit der Haidhausener Johanniskirche, diesem neugotischen Monstrum, zum Haus, in dem die Wohnung des verhafteten Hüttner Schorsch war. Dem Sepp kam es hart an, der Frau des Berufskollegen die Nachricht zu bringen, über den Hinterhof zum Rückgebäude hin wurden seine Schritte langsamer und auf dem ersten Treppenabsatz blieb er stehen. «Er wohnt im Dritten. Was soll ich denn der Frau sagen?»

August überlegte, was die Karoline wohl sagen würde, wenn er rechtzeitig bei dem Treffen gewesen und auch verhaftet worden wäre. Würde die weinen, aufgeregt werden mit roten Flecken auf den Backen, würde sie losschimpfen, sie habe es ja so kommen sehen ...? «Sag ihr, es kann nicht schlimm werden, weil niemand was Unrechtes getan hat.»

Im dritten Stock des Rückgebäudes stand die Hüttnerin schon an der Tür, auf alles gefasst: «Seid's ihr Genossen vom Schorsch?» Sie winkte ihnen, in die Wohnküche hereinzukommen. Da standen sie dann beide, jeder wartete, dass der andere zuerst den Mund auf bringen würde. Verlegen schaute August auf seine Hosenbeine hinunter, wo nun der Schnee abtaute und auf den Fussboden tropfte.

«Ihr braucht mir nichts sagen, weiss schon, da muss was schief gegangen sein. Ich versteck alles, was den Schorsch belasten könnt', bevor *sie* da sind. Geht's wieder, da ist noch ein Schlückerl Schnaps zum Aufwärmen. Nichts für ungut, aber *sie* könnten euch da erwischen. – Es müssen ja andere weitermachen, solange sie den Schorsch gefangen halten.»

«Siebzehe sind's von den unseren – und noch einer...», würgte der Sepp heraus, spülte es dann mit dem Schnaps hinunter.

«Kommt's gut heim und lasst's euch ned auch noch derwischen!»

Eilig, fast im Laufschrift hasteten sie durch die dunkel werdende Stadt, ohne miteinander zu reden. Erst am Hackerberg, wo es hinauf in die Schwanthaler-

höhe ging, trennten sie sich. «Ich sag dir Bescheid, wenn wieder was ist.» Der Sepp sah dabei den Kühn prüfend an, ob es der nun mit der Angst zu tun bekam, nach diesem Tag.

«Ich komm', wenn's wieder soweit is. – Die Karolin ist vielleicht nicht die Richtige!» – Den ganzen Weg von Haidhausen her hatten sich seine Überlegungen darum gedreht. Was, was wohl hätte die Karoline in der Lage von der Hüttnerin alles von sich gelassen in ihrem ersten Zorn? Aber diese Schlussfolgerung, die war ihm unabsichtlich entschlüpft. Der Lettenbauer war auch nicht darauf eingegangen. «Deine Sach, das musst schon selber wissen!»

Es muss immer weiter gehen

Karoline hatte Angst. Damit entschuldigte August Kühn seine schwangere Frau – und sich selber, vor sich und den anderen. Er ging nicht mehr zu den Treffen der Genossen und liess nur ungerne Jakob gehen. Daheim drehten sich die Feierabendgespräche um das zu erwartende vierte Kind. Ob nun einmal ein Mädchen kommen würde. Und wann man die beiden älteren, den August und den Karli, heimholen könnte, weil doch jetzt die Wohnung gross genug sei. Nach Meinung Karolines sollte das nach ihrer Niederkunft entschieden werden, dann könne man es besser einrichten, dass eines nach Niedertroschelbach fahren könnte; nur jetzt nicht, in ihrem Zustand – es blieb ja so alles an ihr hängen! Erst neulich, als er von dem Ausflug nach Steinhausen die fiebrige Erkältung mitgebracht hatte und doch nicht riskieren konnte, von der Arbeit wegzubleiben, wer hatte da beim Oberexpeditor das Wort einlegen müssen, dass er nicht draussen beschäftigt wurde und die Krankheit noch weiter verschleppte? Sie war es gewesen, die Karoline. Und dann war es zu seinem Vorteil dageblieben, dass er die weniger schwere Arbeit behalten hatte – und in der Nähe vom Herrn Oetzinger zu der Aussicht gelangen konnte, auch noch einmal auf einen besseren Posten zu rutschen, wenn es sich ergab, dass einer frei wurde. Er aber sah sowas nicht ein, unvernünftig, wie die Mannsbilder in manchen Sachen einmal waren. Gar nicht vorstellen durfte man sich, was gewesen wäre, wenn er unter die 17 Verhafteten geraten wäre. Dann wäre es vorbei mit der sicheren Stelle bei der Staatsbahn. In den vergangenen zehn Jahren hatten sich in München viele Unternehmen niedergelassen, neue waren gegründet worden und et-

liche waren auch wieder die Isar hinuntergeschwommen, wie hineingeworfene Papierschnitzel. Anteilscheine, die keinen Pfennig vom erwarteten Gewinn eintrugen. Daneben waren andere gewachsen, wie die Gummikocherei Metzeler. Solche schickten die Waren über die Schienen fort und bekamen über die Schienen die Rohprodukte.

«Ich hab meine geraden Glieder und kann überall meiner Hände Arbeit anbieten. Ohne einen krummen Rücken!» Immer wieder beendete der August die Gespräche, die in diese Richtung gingen, mit diesem Satz, der bei der Karoline nur Unverständnis hervorrufen konnte. Überhaupt, der August war schon mitunter schwer zu verstehen. «Sag, was du dazu meinst», forderte er sie immer wieder auf, wo andere Männer streng bestimmten: ‚So wird’s gemacht!‘ Und wenn sie dann eine andere Meinung hatte, wie er, dann ging ihm der Schnabel, des Langen und Breiten besprach er alles, dass einem der Kopf rauchen müsste, wenn man bei allem zuhörte. Der August merkte es meistens nicht, dass er gegen eine Wand redete.

Der August allein ging ja noch an, aber der kleine Bruder! Der trieb sich immer mehr beim Maxim Ernst herum, dem radikalen Drucker. Richtig begeistert war er davon gewesen, als er den Bericht heimbrachte, dass die Genossen in Steinhäusen verhaftet worden waren und der Maxim Ernst, aber auch sein Bruder und der Lettenbauer der Festnahme gerade noch entgangen waren. – Sowas tat nicht gut, der Junge musste aus dem Haus, sonst passierte beim nächsten Mal ein Unglück.

August Kühn hatte in diesem Frühjahr 1884 sehr oft ein schlechtes Gewissen, wenn er an Karoline dachte, die er geschwängert zu Hause sitzen lassen musste, wenn er nach der Arbeit noch für seine Partei etwas tun wollte. Da war die *Süddeutsche Post*, für die Leser geworben werden mussten, damit die Wahrheit ihre Verbreitung fand, wie sie der Redakteur Louis Viereck mit heisser Feder und doch achtsam niederschrieb, dass man ihm nicht gleich etwas anhaben konnte. Und da waren die Gerüchte um die Herkunft Vierecks. Seine Mutter sollte etwas mit einem preussischen Prinzen gehabt haben, eine Schauspielerin, eine bildhübsche obendrein, sei sie gewesen. Ein Preussenprinz und ein General, soviel stand fest, hatten ihn über das Taufbecken gehalten. So einem würde ein bayerischer Arbeiter nur ungern seine Stimme geben, da war es gut, dass er vom Wahlkomitee Pössnick für den II. Meininger Wahlkreis als Kandidat für den Reichstag gegen den Liberalen Dr. Witte aufgestellt wurde. In München hatten sie den Georg von Vollmar in beiden Wahlkreisen zum Kandidaten gemacht, das war besser. Die Liberalen und die Ultramontanen mussten

nun mit den sozialdemokratischen Stimmen rechnen, wenn sie auch nur einen Kandidaten durchbringen wollten. Trotzdem setzte man von allen Seiten den Sozis zu, wo man nur konnte. Am 17. Mai war dann das Verbot der *Süddeutschen Post* fällig, das Feilitzsch mit Freude verfügte. Den Tag darauf trafen sich alle Genossen an den üblichen Stammtischen; natürlich konnte auch August Kühn nicht fehlen; was hätte der Lettenbauer wieder über ihn gedacht! «Weitermachen, immer weitermachen!» war der Beschluss, den sie in ihrer Runde fassten, und von Maxim Ernst kam die Nachricht, dass er schon ein Flugblatt im Satz habe, mit dem in der Bevölkerung der Protest gegen dieses willkürliche Verbot verbreitet werden sollte.

Als er in der Landsberger Strasse die vier Treppen im Seitenbau hinaufgestiegen war, empfing ihn die Hebamme Dannerin mit ärgerlichem, noch von der Anstrengung ihrer Berufstätigkeit gezeichneten Gesicht. «Alles lasst's ihr uns Frauen allein machen – eine Schänd ist's!»

Er hatte gemeint, die Geburt des Kindes wäre erst in etlichen Tagen fällig. – «Ein Bub?»

«Freilich, lauter Buben möcht er, der Kühn-Vater. Dass noch mehr Umtriebe gemacht werden, wenn s' einmal gross sind. Nein, diesmal ist's ein Mäderl. Wilhelmine und Sophie soll's heissen.» Widerwillig nur gab ihm die Dannerin den Weg frei ins Schlafzimmer. Da lag dann die Karoline so augenfällig schwach, mit dem Bündel neben sich auf dem Kissen, dass er von einer Scheu vor seiner Frau angewandelt wurde, die seinem sachlichen Verstand sonst fremd war.

«Ich gratulier dir, Schwägerin!» – Der Jakob war mit ihm heimgekommen, nun war er der erste, der unbefangen drauflosredete, bevor noch August das rechte Wort gefunden hatte. Auch als ihm vom Bruder die Hand gedrückt wurde, fiel ihm noch nichts Gescheites ein.

«Dank dir, Jakob, aber jetzt wirst' uns im Weg sein...» Nichts merkte man Karoline an, dass sie es schon lange loswerden wollte, ganz friedlich lag sie da und freundlicher hätte es nicht klingen können, fast wie eine Bitte.

«Ich zieh zum Lettenbauer, das ist doch klar!»

«Dank dir, aber es eilt noch nicht so, lass dir nur Zeit.»

Als August allein mit Karoline war, konnte er die zwischen der Frau und dem Bruder abgemachte Sache nicht mehr ändern. Die Winzigkeit in dem Bündel wollte er mit einem dankbaren Blick auf Karoline in den Arm nehmen, aber die wehrte es ihm mit einer bestimmten Handbewegung, die nichts mehr von Schwäche hatte. «Lass das Minerl, sonst wird es wach.»

Als er dann am anderen Tag später von der Güterhalle heimkam, weil doch die Flugblätter zu verteilen waren, damit man erfuhr, wie wieder eine Zeitung vom Feilitzsch unterdrückt worden war, sagte Karoline nichts, gar nichts. Wortlos wickelte sie den Essenstopf aus der Decke, in der sie ihn warmgehalten hatte, schaufelte ihm die Rollgerste auf den Teller und ging in die Schlafkammer hinüber und liess ihn allein. Aber er brauchte sie nicht zu fragen. Jakobs Karton mit den Habseligkeiten unter der Küchenbank war weg. Es würde schon gehen so, weitergehen, – bis zum nächsten... aber Streit hatte es doch gar nicht gegeben?

Stadtpfarrer, Bierbrauer, Baumeister oder ...?

Karoline war den Sommer über sehr zufrieden mit ihrem Gustl. Seit der Schwager Jakob zum Lettenbauer hinübergezogen war, da war wieder Ruhe eingekehrt. Nur noch einmal in der Woche ging Gustl zu den Sozis an den Stammtisch, obwohl nun die Wahl immer näher rückte. Für die bayerisch-katholische Partei war ausserdem noch der Stadtpfarrer Dr. Westermayer der Kandidat für den Reichstag und auch der Herr Rechtsrat Kaspar Rupprecht bewarb sich wieder um seinen Sitz, im anderen Münchner Wahlkreis, gegen den Herrn Sedlmayer, dass man nicht wusste, welchen Wahlzettel man zur Urne tragen soll. Die Partei der Freihändler hatte auch noch einen Kandidaten aufgestellt, einen Baumeister, einen ganz feinen Herrn, Fischer mit Namen. Wer würde da schon den Sozi Vollmar wählen – und wählen durfte ja weder Karoline noch ihr Gustl. Also ging sie – meinte sie – das Ganze eigentlich nichts an.

Trotzdem freute sie sich, dass der Gustl, schon nach dem Oktoberfest und nur ein paar Tage vor dem Wahltag, in den Kreuz-Bräu wollte zu einer Versammlung der Ultramontanen. Wenn sie im Voraus gewusst hätte, was sich da abspielen würde, wäre sie weniger erfreut gewesen.

Natürlich traf er schon auf dem Weg in die Stadt hinein mit seinen Freunden von der Schwanthalerhöhe zusammen, mit Jakob, mit Lettenbauer und mit dem Mechaniker Meier. Die erzählten von der ersten Versammlung des Dr. Schönkank und Georg von Vollmar, die Gereth am 3. Oktober noch verboten und, nachdem alle von den Centralsälen in die Wirtschaft «Zum goldenen Kreuz» umgezogen waren, nochmals versucht hatte, aufzulösen. Lustig fanden sie es,

dass der Meineidmichel sich nach der nächsten Wählerversammlung fünf Tage danach, die er auch bespitzelt hatte, vor dem einsamen Heimweg von der Max-Emanuel-Brauerei in Schwabing gefürchtet und sich deshalb dem Maxim Ernst angeschlossen hatte.

«Auch die Versammlung in Neuhausen in der vorigen Woche ist ungestört verlaufen», erzählte der Lettenbauer.

«Trotzdem», wandte der Mechaniker Meier ein, «wegen dem 3. Oktober wird ermittelt, und erst vor zwei Wochen hat Viereck wegen einer ähnlichen Sache, einer Versammlung in Langenhausen in Sachsen, einen Strafbefehl bekommen. Nach Sachsen ist jetzt auch Vollmar abgereist, vielleicht wäre er besser hier, dann könnten wir mehr für seine Kandidatur tun.»

«Und warum gehen wir jetzt zu den Ultramontanen?» wunderte sich August Kühn nicht wenig.

«Wenn sie unsere eigenen Versammlungen stören oder verbieten, dann vertreten wir unsere Meinung bei denen anderer Parteien. Die werden nicht so leicht verboten.»

Im Kreuzbräusaal waren die üblichen Herrschaften versammelt. Stehkrägen, Massschneideranzüge, glatte Rasurgesichter. Wenige Arbeiter darunter, man kannte sie an den stoppeligen Wangen und an den mit Sand rot und rauh, aber saubergescheuerten Händen. Und daran, dass sie sie nicht für den Beifall rührten, nachdem der katholisch-bayerische Redner schliesslich zu einem Ende gefunden hatte. Gleich stand der Mechaniker Meier neben ihm am Rednerpult und rief in die Menge: «Als arbeitender Mensch und Sozialdemokrat kann ich dazu nur sagen ...»

Was er sagen wollte, ging im empörten Protestgeschrei der Herren unter, aber Lettenbauer neben ihm schrie aus vollen Lungen «Hoch lebe Georg von Vollmar». Beim zweiten Hochruf war auch August Kühn dabei – und spürte schon einen Schlag mit einem Spazierstock hinter seinem Ohr. Wie grob doch diese feinen Herren werden konnten!

Karoline wunderte sich nicht wenig, dass ihr Mann von der katholisch-gesitteten Centrums-VerSammlung so eine gewaltige, blutverkrustete Beule mitbrachte. «Aber du willst es ja nicht einsehen, dass die Politik nichts ist für einen kleinen Mann. Nur Verdross bringt's dir ein!»

Wer mit wem – gegen wen?

Mit Spannung erwartete August Kühn das Ergebnis der Stimmenauszählung und war etwas enttäuscht, dass keiner der Reichstagskandidaten in München zu der notwendigen absoluten Mehrheit gekommen war. «Macht nichts», erläuterte ihm Lettenbauer in der «Stadt Landsberg», «macht nichts, jetzt bei der Stichwahl brauchen uns die Liberalen wie die Ultramontanen. Das bringt uns nochmals Zeit, den ganzen November, in der wir im Wahlkampf offen auftreten können und uns nicht gar so verstecken müssen.»

Lettenbauer musste sich geirrt haben von wegen «offen auftreten». Am darauffolgenden Sonntag durfte der sozialdemokratische Referent Löwenstein seinen Vormittagsvortrag über die amerikanische Präsidentschaftswahl nicht halten. Doch ein Nutzen war für die Besucher im Wirtssaal des «Goldenen Kreuz» trotzdem herausgesprungen: Ein Zirkular der Sozialistischen Centralwahlleitung mit dem Beschluss des ‚Wydener Kongress‘ ging von Hand zu Hand. Danach sollte bei den Stichwahlen, bei denen nur entschiedene Gegner in Frage kamen, Wahlenthaltung geübt werden.

Sonst sollten nur Kandidaten gewählt werden, die 1. gegen die Verlängerung der Sozialistengesetze stimmen wollten; 2. sollten sie gegen die Verschärfung der Strafgesetze, 3. gegen die Verkümmernng des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts, 4. gegen die Verlängerung der Legislaturperiode, 5. gegen die Einführung der Arbeitsbücher für alle Arbeiter und 6. gegen neue Zölle und Steuern für Waren des notwendigen Lebensbedarfs stimmen, zumindest aber nicht dafür sein. Besonders dem ersten Punkt, die Sozialistengesetze betreffend, wogen alle die grösste Bedeutung bei – und war nicht der ultramontane Rechtsrat Rupprecht schon in der letzten Legislaturperiode im Reichstag für die Abschaffung dieser Knebelgesetze eingetreten? Dass der für höhere Getreidezölle stimmen würde, um die ultramontanen Bauernstimmen auf dem Lande nicht zu gefährden, konnte man verschmerzen – billigeres Getreide würde den Gäubodenbauern die Wurst vom Brot nehmen. Und wenn der Rupprecht bisher für die Arbeitsbücher war – vielleicht würde er sich einen Kompromiss abhandeln lassen? Dann wäre er in allen Punkten der Kandidat, den ein Sozialdemokrat wählen konnte, dafür würden sicherlich die Ultramontanen bereit sein, ihre Stimmen im Wahlkreis München II dem Georg von Vollmar zu überlassen? Mit solchen Überlegungen gingen die Genossen am Sonntagabend auseinander.

Der Bierbrauer Johann Sedlmayer bedachte seinen Kampf um das Mandat für die Nationalliberalen und meinte, dafür die Volksseele seiner Münchner gut genug zu kennen. Er, der Alteingessene, Angestammte, er senkte den Bierpreis um 2 Pfennig. Für den Wegfall, zum Beispiel der Getreidezölle, war er auch, könnte er doch dann billige Braugerste aus Österreich hereinholen und seinen Gewinn erhöhen. – «Im Einkauf liegt der Gewinn», sagte er nach, was grössere Unternehmer schon vorgesagt hatten. Auch auf Arbeitsbücher konnte er verzichten, seine Fachkräfte brachten den Gesellenbrief mit, und Hilfsarbeiter waren ohne Papierkram leichter ein- und auszustellen; Arbeitsbücher kosteten seinem Buchhalter überflüssige Zeit, die er ihm bezahlen musste. Nur in Sachen Sozialistengesetzen stimmte er voll mit Bismarck und auch mit der Mehrheit seiner nationalliberalen Fraktion überein. Das war gut, wenn der Staat diese Agitatoren verfolgte und sie ihm aus dem Brauereibetrieb draussen hielt.

Nicht gedacht hatte er, dass die Politik der Nationalliberalen und speziell seine Kandidatenrede so viele Interessenten finden würde. Als er am Freitagabend in die Centralsäle kam, erwartete er dort nur ein Häufchen Honoratioren seiner Partei, vielleicht noch etliche Wirte, die sich mit dem Besuch sein Wohlwollen bei der Abrechnung schuldig gebliebener Bierrechnungen sichern wollten. Aber der Saal war voll bis auf den letzten Platz, und sogar auf den Fensterbrettern hatten sich welche breit gemacht. Als er Louis Viereck in der Menge entdeckte, fiel ihm erschreckt ein, dass die Sozis auch die letzten Versammlungen der Ultramontanen heimgesucht hatten. Dann wich sein Schrecken einer stillen Wut. Mit Georg von Vollmar war er doch schon praktisch einig geworden, was wollten denn da diese zusammengerotteten Proleten auf seiner Versammlung? Sollte er, der alteingessene Johann Sedlmayer, vielleicht diesem Gesindel Rede und Antwort stehen? Unvorbereitet stellte er sich ans Rednerpult, denn für sein vorhergesehenes Publikum wäre eine lange Rede nicht nötig gewesen, ein mit Spässen und hintergründigem Ernst durchwirktes Biertischgeplauder hätte hingereicht. Über eine Stunde lang verbreitete er sich, fand dabei immer wieder für schon Gesagtes neue Formulierungen über den Liberalismus im allgemeinen und den nationalen im Besonderen und im Hinblick auf das bayerische Heimatland. Während er sprach, immer schleppender und inhaltsloser, wurden ihm von unten Zettel hingeschoben. «Zölle und Steuern?» Seine Ausführungen dazu brachten ihm einen ersten, spärlichen Beifall, sogar etliche Sozis klatschten mit. Wieder ein solcher Wisch: «Sozialistengesetze?» Kreuzteufel, hatte er nicht schon genug geschwätzt? Umständlich, gewunden versuchte er sich um diesen Punkt herumzudrücken. «Gegen die Verlänge-

rung?» riefen etliche, als er gerade meinte, genug von sich gegeben zu haben über die Notwendigkeit eines Staates, sich vor seinen Gegnern oder denen, die er dafür hielt, mit Gesetzen zu schützen. Also sollten sie haben, was sie wollten! « .. Anwesende natürlich ausgeschlossen gibt es gewisse Elemente wie den Reinsdorf, gegen die mit aller Härte verfahren werden muss. Deshalb werde ich im Reichstag für die Verlängerung der Sozialistengesetze stimmen müssen.» Der nun entstehende Tumult störte ihn nicht, er setzte sich geruhsam hin und nahm einen erholsamen Schluck aus dem Masskrug. Sollten sie ihm doch den Buckel hinunterrutschen. Schnell war es wieder ruhig, Louis Viereck hatte sich ans Pult gestellt, kurz waren seine Ausführungen, die in dem Satz gipfelten: «Ich kann die Hände nicht küssen, die uns Ruten binden.» – Da musste Sedlmayer noch was dazu sagen, so ging das ja nicht. Mit Vollmar hatte er doch... er brauchte doch die Sozistimmen... dieser hinkende Preuss pfuschte da einfach hinein. «Ich muss doch noch was feststellen. Von einem gewissen, einflussreichen Sozialdemokraten». Die lachten, das hätte er nicht sagen sollen. «Also, gehört habe ich, dass seit den Sozialistengesetzen die Sozialdemokraten stärker geworden sind. Also tut man doch den Sozialisten einen Gefallen, wenn man das Gesetz verlängert, oder nicht?» Dieses Sauvolk! Auslachen musste man sich lassen, und jetzt gingen sie einfach, wollten gar nichts mehr hören von ihm.

Jeder von dem Grüppchen auf dem Heimweg zur Schwanthalerhöhe hinaus war müde, wenig wurde gesprochen. Lettenbauer fasste die Meinung aller in den Satz: «Klar, mit den Bayrisch-Katholischen handeln wir aus, dass der Vollmar ihre Stimmen in München II bekommt, und wir wählen den Rupprecht.» In zwei Tagen, am Sonntag, da würde Georg von Vollmar in den Centralsälen seine Kandidatenrede halten, würde es ihnen auch so darstellen, dann wussten alle Bescheid.

War es die Stimme seines Herm, die den Wirt den Raum für die Sozialdemokratenversammlung verweigern liess? Jedenfalls standen die Genossen frierend in der spätherbstlichen Nässe herum und konnten nicht hinein. Gestern war noch einmal eine liberale Zusammenkunft gewesen, und da waren Dr. Schönlink und Brendel wieder zu keinem Ergebnis mit Sedlmayer gekommen, wurde erzählt. «Müssen wir eben wieder heimgehen,» resignierte August Kühn schon, mit Regenwasser in den undichten Schuhen und Wut im Bauch über diese Behandlung. Da wusste Maxim Ernst einen Rat: «In einer halben Stunde soll von den ‚Schwarzgeräucherten‘ eine Versammlung im katholischen Kasino sein. Da ist auch Platz für uns, wenn wir früh genug dran sind, gehört uns der ganze Saal.»

Als die kleinen Gewerbetreibenden, die Händler, das gläubige Kirchenvolk zur Versammlung ihrer Partei wollte, da stand der aufgeregte Referent, ein Herr von Schulte, fassungslos vor dem Kasino auf der Strasse. Drinnen war es gedrängt voll, so dass er nicht bis zum Podium durchkommen konnte. Als dann noch Hochs auf Vollmar ausgebracht wurden, wusste er, dass dieser Andrang nicht ihm galt. Über einen vorbeipatrouillierenden Schutzmann verständigte er das nächste Wachlokal, hoffte, dass ihm die Polizeimannschaften den Raum frei machen würden. Die Besetzer im Saal waren nicht weniger überrascht als der Ultramontanen-Redner, als sie von ihrem Wahlvereinsvorsitzenden eröffnet bekamen, dass die Wahlberechtigten in München I Sedlmayer wählen sollten, die nicht wahlberechtigten Genossen sollten dafür Sedlmayer-Stimmzettel verteilen. «Dafür kommt mit den liberalen Stimmen unser Vollmar über München II in den Reichstag.» August Kühn und auch die anderen seiner Freunde hätten nun gerne mehr dazu erfahren und selbst etwas dazu zu sagen gehabt. Aber nun rückte die Polizei an. Die Genossen verhielten sich ruhig, als der Herr von Schulte sich zum Rednerpult eskortieren liess. Hörten sich auch geduldig seine Klage an, dass er nicht vor seinen Interessenten sprechen könne. «Uns interessiert es auch, was Sie zu sagen haben», rief einer dazwischen, was bei allen ein raumfüllendes Gelächter verursachte. Ein Wachtmeister sprang dem Herrn von Schulte bei, brüllte: «Die Versammlung ist aufgelöst, der Saal ist sofort zu räumen.» Es dürfte die erste Versammlung der bayerisch-katholischen Partei in München gewesen sein, die polizeilich aufgelöst wurde. Ohne Widerspruch, aber auch ohne besondere Eile verliessen die Besucher das katholische Kasino, doch ihr Anblick für die auf der Strasse noch verharrenden Kleinbürger verdarb denen die Lust, noch ihren Referenten anzuhören. Noch bevor alle Sozialdemokraten herausgekommen waren, hatte der letzte von ihnen unter abfälligen Bemerkungen den Platz verlassen und unbewusst damit den Genossen die Wahl des liberalen Bierbrauers und Millionärs erleichtert.

Wenigstens einer kommt hinauf

Karoline Kühn fand, dass der sozialdemokratische Adelige mit seinem Bündnis für die Wahl gut für sein Parteivolk gesorgt hatte. Besonders die westliche Hälfte der Stadt kam gut weg, weil hier nur die liberalen Stimmzettel zu vertei-

len waren, um die sich kein Gendarm kümmerte. Sie konnte es deshalb nicht verstehen, dass ihr Gustl sie nur wie ein Bündel Unflat auf den Küchentisch hingeschmissen hatte. Da überraschte sie ihren Mann mit dem Angebot: «Brauchst nicht austragen, das kann ich machen, untertags. Dann kannst du dich nach der Arbeit ausruhen, brauchst nicht mehr weglaufen.» Die politische Betätigung für Frauen und Jugendliche war in Bayern durch Gesetz untersagt, aber Stimmzettel austragen für den Sedlmayer, war etwas, wogegen niemand einen Einwand hätte.

Auch Jakob Kühn wäre eigentlich noch viel zu jung gewesen, um sich «in der Politik herumzutreiben». Aber seit er bei Lettenbauer einquartiert war, liess er sich keine freie Minute mehr. Wenn den Vollmar vor drei Jahren die Sachsen in den Reichstag hinaufgebracht hatten, dann mussten es jetzt seine bayerischen Landsleute in München erst recht schaffen. Die schwere Arbeit in der dämpfigen Gummifabrik war in das Gesicht des jungen Burschen als frühe Reife geschrieben, nur seine schwächliche Figur konnte einen aufmerksamen Polizisten veranlassen, ihn nach seinem Alter zu überprüfen. Seine Behendigkeit aber, erworben unter dem ungeduldigen Kommando der Werkmeister und Vorarbeiter, liess sich auch beim Untertauchen in der Menge gut brauchen, wenn ihm der erfahrene Lettenbauer eine Warnung vor dem Meineidmichel oder einem seiner Spitzel gab, sagte «Verschwind', die Schmier' is da». Sollte seine Gewandtheit nur dem Biermillionär zugute kommen?

Lettenbauer hatte sich noch was Besonderes einfallen lassen: die Wahlkampfzither. In irgendeinem Abfallhaufen war eine restlos demolierte Zither gelegen, samt einem dazugehörigen Behältnis. Den Kasten hatte er wieder auf Hochglanz gebracht und vom Instrument selber den Boden herausgesägt. In die Zither hinein baute er Fächer, ein grösseres für die Flasche mit dem als Klebstoff dienenden Wasserglas samt Pinsel im Korken, und kleine für die handflächengrossen Klebezettel, diese roten Dinger mit der Aufschrift «Wählt Georg von Vollmar». Jeder würde Jakob für einen gelehrigen Zitherschüler halten, auf dem Weg zum Musiklehrer. Aber selbst wenn ein Polizist, misstrauisch geworden, ihn seinen Koffer auf machen liesse, so konnte er unbesorgt jeden hineinschauen lassen. Mit einem Stift von aussen wurde die Zither festgehalten, so dass sie ihre brisante Unterseite verbarg.

Ihre liberalen Stimmzettel für die Schwanthalerhöhe liessen Jakob und Lettenbauer gleich beim Birk liegen, nahmen sie gar nicht erst mit heim. Dafür liefen sie jeden Abend durch die ganze Stadt in das östliche München hinüber. Auch in der Nacht vor dem Wahltag waren sie unterwegs, brachten für die Be-

sucher der Sonntagsmessen an den Kirchentüren Anschläge an, die zur Wahl Vollmars rieten und auf den ersten Blick Verlautbarungen des bischöflichen Ordinariats täuschend ähnlich sahen. In der Frühe zogen die Gendarmen auf Posten vor den Abstimmlokalen. Galauniform trugen sie dazu, und ihre auf Hochglanz gebrachten Ledertaschen am Leibriemen eigneten sich vorzüglich als Klebefläche für die roten Vollmar-Zettel. Jakob war mit seinem Zimmerwirt bis zum späten Abend unterwegs und wurde nicht müde in seiner Begeisterung; er klebte, wo sich auch nur eine glatte Fläche fand, «Wählt Georg von Vollmar». Aber danach noch zum «Birk» zu gehen, das hätten seine Beine nicht mehr geschafft. Erst in die Morgensuppe liess ihm Lettenbauer dann die Freuden- und Nachricht fallen. «Ich glaub, unser Vollmar kommt hinauf!» Trotz des Bleis in den Beinen tanzte er beinahe hinüber in seine stinkende Gummiküche, so begeistert war er. Die alten Genossen hatten also recht: Man kann etwas erreichen, auch wenn man nur ein kleiner Prolet war. Ob der Herr von Vollmar es erreichen würde, dass einem jungen Arbeiter derselbe Lohn gezahlt wurde, wenn er dieselbe Arbeit tat wie ein alter?

Die Verbindung zum Land

«Hat der Wilhelm ein Glück!» dachten die beiden Kühn-Brüder aus der Stadt. Sesshaft war er geworden, zu einem eigenen Bauernhof hatte er es gebracht. Als Knecht war er zu dem alten Bauern nach Niederbayern gekommen. Drei Töchter waren da noch im Haus und die Bäuerin. Nach einer Zeit hatte es ausgesehen, als ob er eine der Töchter zur Frau bekommen sollte. Anders war es gekommen, ganz anders. Zuerst war die Bäuerin auf den Friedhof gefahren worden, eine Grippe hatte ihrem abgerackerten Körper so sehr zugesetzt, dass sie ihr nicht mehr widerstehen konnte. Und rasch nacheinander holte die Mutter die Töchter ins Grab nach. Wilhelm und der Alte blieben allein auf dem Hof zurück. Und weil der Knecht seiner jüngsten versprochen gewesen war, liess er ihm den Hof beim Advokaten überschreiben, für den Fall, dass auch er gehen musste, wohin man nichts mitnehmen konnte. Vor einem Jahr legte auch der Bauer den Löffel weg, zum letzten Mal, die Medizin schlug nicht an gegen die angegriffenen Lungen. Hof und Schulden blieben dem Bruder Wilhelm. Weiter lief ihm das Glück nach! Auf dem Kirchweihntanz verschaute sich die Getreide-

händlerstochter Babette Utz in den ledigen Kleinbauern mit dem Schock Sorgen am Hals.

«Liebe Brüder! Indem ich in den hl. Stand der Ehe zu treten gewillt bin, möchte ich Euch zu meiner Hochzeit einladen, wegen unserer Verwandtschaft und weil wir uns so lange nicht mehr gesehen haben», stand in dem krakelig hingeschriebenen Brief, den der Postbote in den vierten Stock der Landsbergerstrasse 4 hinauftrug. August bekam mit dieser Nachricht in Händen ohne Schwierigkeit über den Oberexpedienten Oetzinger für drei Tage Urlaub. Der Meister von Jakob machte ebenfalls keine Umstände und meinte noch, es könnte dem radikalen Burschen vielleicht nicht schaden, wenn er sich wieder darauf besinnen würde, wie ordentlich und gesittet es draussen auf dem Lande zuing. Wie im Brief beschrieben, trafen sie zur bestimmten Zeit den Getreidehändler Utz am Viktualienmarkt bei der Schrankenhalle, bei dem sie auf dem Gäuwagen hinten aufsitzen und aufs Land mit hinausfahren durften, das sie beide schon glaubten, vergessen zu haben, seit sie die Stadt gewählt hatten. Je weiter sie aus der Stadt hinausfahren, fanden sie das austreibende Gras grüner, die Obstbaumblüten frischer und die mässig warme Fühlingssonne sonniger als zwischen den Häusern. Dabei war noch rundherum in der Schwanthalerhöhe viel unbebautes Feld, das die weidenden Kühe kaum verlassen hatten.

Auf halbem Weg, beim Umspannen der Pferde, redete sie der Getreidehändler an: «Eine verschlammte Familie seid's ihr schon. Und so einer wird mein Schwiegersohn. Wenn meine Babette nicht meinen sturen Gewaltsschädel geerbt hätt, wär' so nichts draus geworden. Aber wenn sie sich einen in den Kopf gesetzt hat, muss es der sein und kein anderer. Nicht einmal eure Mutter war zum finden, eure Schwestern auch nicht und den einen Bruder, der was Anständiges geworden ist, lässt die Kirch nicht aus.» Versöhnlicher setzte er dann noch hinzu: «Naja, ihr könnt's euch wenigstens einmal sattessen, Stadtfräck, notige.»

Gegessen und getrunken wurde wirklich den ganzen Tag über auf der Bauernhochzeit. Nach dem Aufstehen und der Milchsuppe kamen die Musikanten ins Haus, um das Paar zum Gemeindehaus und zur Kirche abzuholen. Da wurde zuvor noch mit Obstschnaps und hausgeräucherter Blut- und Leberwurst bewirtet. Nach dem Trauungsakt, an dem das halbe Dorf Anteil nahm, wurde die Gesellschaft zum Oberwirt geleitet, die Musik voran, damit noch die restliche Dorfbevölkerung dazugelockt wurde. Bratwürste mit Kraut und Semmelknödel standen dort schon in solchen Mengen bereit, dass man sich wundern musste,

wie doch so schnell alles verputzt wurde. Wer dann zum Mittagessen in den Unterwirt geladen war, brachte den Brautleuten ein Geschenk mit, legte es auf den Tisch beim Eingang ab. Der bog sich schier unter der daraufgetürmten Last, war es Selbsterzeugtes wie Geselchtes oder handgewebtes Leinen, dann steckte in dem Paket noch ein Geldstück, denn keiner wollte sich bei so einem Anlass lumpen lassen. Der Utz hatte auch nicht am Hochzeitsessen für seine älteste Tochter gespart. Leberknödelsuppe, Ochsenfleisch mit Meerrettich, Schweins-, Rinds- und Kalbsbraten mit Knödel und Krautsalat, Eierstich mit im eigenen Brand eingelegten Kirschen – nicht übertrieben hatte er mit dem Sattessen. Allerdings, Familie hatte der Getreidehändler auch keine zum Herzeigen, Witwer war er; nur noch eine zweite Tochter hatte er und eine alte Tante, die neben dem Herrn Pfarrer zu sitzen gekommen war und sich mit ihm über ihre eigene, erbenlose Hinterlassenschaft unterhielt. Rosalia Utz, die jüngere Schwester seiner Schwägerin, sass den Stadtmenschen zur Seite, den August immer wieder ermunternd, nur ruhig zuzulangen und zu nehmen, was aufgetragen wurde. Dabei liess sie keinen Blick vom Bruder des Mannes ihrer Schwester, bis sie sich schliesslich fragen getraute: «Bist Lehrer oder was?» Auf dem Land oder in der Kreisstadt zogen sich nur ‚G’studierte‘ so nobel an, wie ihr der Kühn Gustl im Sonntagsanzug vorkam. Und wie der überall mitreden konnte! Da merkte man eben, dass er aus der Haupt- und Residenzstadt kam, wohin sie der Vater nie mitgenommen hatte, «weil es da drin lotterig wie in einem Babel zugeht», wie er das begründete – und auch wissen musste, bei dem vielen Geld, das er bei den München-Besuchen bei den Menschen liess.

Schade, dass dieser schöne Mensch schon beweibt war, wie der schmale Weissgoldring anzeigte. Aber der Pfarrer hatte mit der Tante zu tun, der konnte nicht so auf passen, Vater Utz war schon reichlich bierschwer und mit den anderen Bauern auf künftige Handelschaften aus, da durfte man sich schon was trauen. Nach der Kaffee jause mit Gugelhupfkuchen und süssem Likör für die Weibsleut und Birnenschnaps für die Männer waren die Rosalia und der August soweit, dass er sich von ihr das Dorf zeigen liess. Wer konnte schon was dabei finden, wenn sie ihren neuen Schwager herumführte? Beim Zurückkommen sagten sie Rosa und Gustl zueinander und verschränkten unter dem Tisch die Füsse, gut verborgen von der lang hinunterhängenden Tischdecke. Es war ganz natürlich, dass sie zusammen dann zu den Zwiefachen und Landlern, Walzern und Polkas der Musikanten auf dem Tanzboden herumwirbelten. Es musste ja eine Bewegung her, damit das Nachtessen später Platz fand. War es dann der

ungewohnt reichliche Alkoholkonsum, der ihn im Haus des Bruders die Tür der Gastzimmer verwechseln liess? Oder war es schon ein stillschweigendes Einverständnis, in das auch die Schwägerin Babette einbezogen war, die mit Wilhelm im Unterstock blieb und bedeutete: «Die Rosi zeigt euch schon eure Schlafkammern, die kennt sich aus. Gesegnete Nachtruhe!»

Das war ein Gefühl wie damals mit Karoline im Glashaus, eines, das er inzwischen vergessen hatte, ein schönes und trotzdem – oder deswegen verbotenes? Es blieb ihm nicht viel Zeit zum Überlegen, die Rosa neben ihm unter der Zudecke gab ihm Zärtlichkeit, und er gab sie ihr zurück, behutsam und ohne Hast. Erst als sie danach eingeschlafen war und auch er beim Eintauchen in den Traum war, stand Karoline einen Moment lang vor ihm, ärgerlich schob er sie weg.

In der Frühe war die Rosa als erste aus den Federn, zog sich schon an, als er die Augen auf schlug. «Es spannt keiner!» beruhigte sie ihn, als sie sein erschrockenes Gesicht wahrte. Und «brauchst nicht meinen, ich bin so eine, aber dich mag ich, möcht ich gleich, wenn es einmal wär.» Dann war sie schon draussen, bevor er noch was dazu sagen konnte.

Der Bruder Wilhelm kutscherte den Jakob und ihn zum Bahnhof in die Kreisstadt, erzählte noch, dass die Rosa in der nächsten Zeit mit auf seinem Hof bliebe, zum Mithelfen, damit dem Utz seine Geldmitgift nicht umsonst angelegt sei, wenn er die Landwirtschaft nicht richtig hochbringe. Von dem Feld redete er noch, das er dazu kaufen wollte, von den Sauen, die er zusätzlich einstellen wollte, wo im Stall noch Platz sei – August gab nur einsilbigen Bescheid, was wäre ihm auch zu so fremd gewordenen Dingen viel eingefallen.

Auch mit dem Jakob blieb er schweigsam, als sie im leeren vierter Klasse-Wagen nach München rollten. Ob der was gemerkt hatte, oder war sein Kopf vom ungewöhnlich vielen Bier zu umnebelt gewesen?

Daheim mühte sich August Kühn, die liebenswerte Schwägerin schnell zu vergessen, und das war ihm, meinte er, fast gelungen, da kam zu Ostern das Paket mit dem Gruss «von den Verwandten vom Land, das Fleisch ist für Euch und die Kinder, im Namen vom Kühn von Steinbach, Rosalia Utz.» Das erste von vielen Paketen, das die Küche in der Landsberger Strasse reichhaltiger machte und August das Vergessen der Rosa schwer.

Irgendwie ist es doch anders geworden?

Karoline spürte eine Wand zwischen sich und August, eine Wand, durch die man hindurchlangen konnte, hindurchreden, die dennoch blieb und alles dämpfte, keinen Streit mehr aufkommen liess, weil man sich nicht nahe genug war, auch wenn man im Ehebett nebeneinander lag. «Lass, es ist heute wieder recht spät geworden», oder «ich muss von gestern noch nachschlafen», bekam sie zu hören, wenn sie versuchte, die Wand abzubauen. Karoline war eine praktische Frau, die alles mit materiellen Dingen verband, wie sie es auf dem Dorf und noch mehr im Glashaushalt gelernt hatte. Es wäre ihr nicht eingefallen, dass eine andere Frau ihrem Gustl im Kopf umging. Müde war er von der Arbeit, vom Geldverdienen und vom Herumsitzen bei den Sozis, was kein Geld einbrachte. Also konnte man auf die Sozis verzichten, oder vielleicht nicht? August meinte immer, er gehöre einfach dazu, weil er einer von den Entrechteten war. Da war was dran, denn ein Tagelöhner bei der Staatsbahn hing einzig von der Gnade eines Oberexpeditors ab, wenn so einer seiner Nase überdrüssig war, konnte er von heute auf morgen auf der Strasse stehen.

Beim nächsten Putztag steckte sie sich hinter die Frau Oetzinger. «Jetzt ist mein August schon lange bei der Staatsbahn.» Die Oetzingerin hört nicht richtig hin, liess sie allein das schwere Sofa von der Wand abrücken. «Ihr Herr Gemahl muss schon zufrieden sein mit seiner Arbeit, dass er ihn so lange behalten hat. Wenn er fest angestellt wäre, mein Gustl, dann würd' ihn seine Arbeit noch mehr freuen, das weiss ich. Und wenn man an später denkt, könnt er sogar noch einen höheren Posten bekommen und in die Staatsbahner-Kasse zahlen fürs Alter.» – «Ja, ja», sagte die Oetzingerin wieder, und obenhin «ist halt ein Ungelernter, dem die Bildung fehlt.» Karoline schluckte ihren Ärger über dieses Gerede hinunter und blieb ganz untertänig. «Ja, das stimmt, wenn einer nichts von Haus aus hat...», sie ging in die Knie, um hinter dem Sofa herauszuwischen. Beim Auswinden des Scheuerlappens in den Kübel tröpfelte sie ihr Anliegen mit hin. «Da ist man ganz auf die Fürsprache von einem Höhergestellten angewiesen.» Hörte immer noch nicht richtig, die Oetzingerin, «so einen wie zum Beispiel der Herr Oberexpeditor ist».

Der Oetzingerin tat es wohl, wie ihr Mann als ein «Höhergestellter» angesehen wurde. Eigentlich, fand sie jetzt, war dieser Putztrampel doch eine ganz nette Frau. Sie nahm sich vor, gleich heute Abend mit ihrem Mann darüber zu reden, ob er nicht etwas für deren Mann unternehmen könnte. Viel freilich hatte

er nicht zu sagen, aber vielleicht kannte er doch einen, dessen Wort den Kühn auf einen festen Platz stellen konnte.

In den nächsten Tagen musste sich August Kühn einige Male sehr wundern, was der Oetzinger alles von ihm wissen wollte. Wie gut er mit dem Schreiben zurecht käme, ob sein Lohn wirklich nur ganz knapp zum Leben hinreiche – und ob er noch viel Umgang mit den Sozialdemokraten habe. Da meinte August Kühn die Windrichtung zu erkennen, aus der dieses plötzliche Gefrage kam, er glaubte, Gereth Michel oder einer seiner Handlanger habe den Anstoss dazu gegeben. Deshalb gab er seine Antworten so vorsichtig wie möglich, was der Oetzinger wiederum als lobenswerte Bescheidenheit zu erkennen glaubte.

«Du wirst Vorarbeiter, sagt die Frau Oetzinger!» frohlockte Karoline eines Feierabends, noch bevor er die Stiefel von den angeschwollenen Füßen gestreift hatte. Dann packte sie zu ihrer Botschaft in sein verblüfftes Gesicht hinein noch dazu, wie sie über die Frau Oetzinger vom Vorderhaus für ihn ‚gesorgt‘ hatte. «Man muss nur mit den richtigen Leuten reden.» Der Stiefelknecht krachte in die Ecke, dass sich der kleine Fritz unwillkürlich duckte, obwohl der Wurf nicht ihm galt und auch in eine andere Richtung ging. – Ob gerade die vom Vorderhaus die richtigen sind? – Karoline stellte ungerührt die Rollgerstensuppe auf den Tisch und teilte aus, legte den Fleischbrocken in den Teller von August, der deshalb nicht freundlicher wurde. Was er nur hat?

Bevor noch die Festanstellung «aktenmässig» wurde, folgte August einer Einladung von Georg von Vollmar in den Gasthof «Sieben Schwaben» im Dorf Schwabing. Was ihr Mann davon erzählte, als er, wieder einmal denkbar spät, heimkam, erschreckte Karoline noch mehr als sonst. Wollte er das, was sie mit ihrer Fürsprache über Frau und Herrn Oetzinger erreicht hatte, mit Gewalt aufs Spiel setzen? An die 800 Männer hatten dem Bürgermeister Ansprenger die Stirn geboten, als er die Sozialistenversammlung verbot. Hatten wohl geglaubt, weil Schwabing nur mittelbare Stadt war, könnte man so mit einem Bürgermeister umspringen. Und wie er die Polizei dazuholte, wichen alle in den Petuelkeller aus, und verliessen auch nicht das vollbesetzte Lokal, als Ansprenger ihnen mit Gendarmerie nachgerückt kam. Den Dr. Schönlank hatten sie lediglich hinausgeschickt, damit er frech den Abzug der Gendarmerie forderte. Der Schwabinger Bürgermeister war glatt darauf eingegangen – aber da musste doch ein dickes Ende nachfolgen? So einfach wollte Karoline ihren Verhandlungserfolg bei den Oetzingers nicht aufs Spiel setzen lassen, so leicht nicht!

Sollte nur einer vom Referat VI nachsehen kommen, ihretwegen gar der Mein-eidmichel selber, nichts würde man finden, was ihren Mann belasten konnte. Viel Zeug hatte sich da angesammelt gehabt, Broschüren, Bücher, Zeitungs-ausschnitte. Einen halben Tag lang hatte es Feuer im Ofen gegeben und noch immer war es wärmer als sonst in der Stube.

Natürlich merkte August Kühn gleich, dass die Schriften nicht auf ihrem ge-wohnten Platz auf der Kommode, die Zeitungen nicht auf dem Küchenkasten gestapelt lagen. Aber er liess sich Zeit damit, setzte sich erst zum Abendessen, wartete, bis der Kleine im Bett lag. Da brachte Karoline die Rede selbst darauf: «Brauchst kein solches Gesicht machen! Dass du's weisst! Mir kommt kein solches politisches Zeug mehr in die Wohnung – kannst mir noch dankbar sein, dass ich den Saustall verbrannt hab.»

Das war also der Papierruss gewesen, der ihm schon drunten vor dem Haus auf dem Gehsteig aufgefallen war!

Es befriedigte Karoline, dass er in böse schimmerndem Witz nur etwas knurrte wie «Der Polizist im Haus erspart den Staatsanwalt». Doch der schein-bare Hausfriede dauerte nur vierzehn Tage. Zwei Wochen, in denen ihr Mann, auf den sie Besitzanspruch erhob, ungewöhnlich oft mit Lettenbauer zusam-mensteckte. Vielleicht hätte Karoline bemerkt, dass ihr Ehestand nur noch ei-nem Steg aus einem morschen Brett glich, wenn August getobt hätte, wenn er sie geschlagen hätte, wie es andere Ehemänner taten. So aber glaubte sie, ihm ein Ultimatum stellen zu können, dem er zwangsläufig nachgeben müsse.

Das war geschehen: Ein Schürzenband hatte sie kaufen wollen, für die Sonn-tagsschürze. Für die aussergewöhnliche Ausgabe wollte sie in die blecherne Teebüchse greifen, in der das Spargeld verwahrt wurde. Leer war sie gewesen, zu ihrem anfänglichen Schrecken war ein gefährlicher Zorn gekommen. Den-ken konnte sie sich, wo das Geld geblieben war. Bei «Zwiesler und Baumei-ster» waren die Steinmetzen in den Streik getreten, wollten 5 Pfennig mehr Stundenlohn. Der Lettenbauer konnte sich da nicht zurückhalten, und musste mitmachen, obwohl ihn als Schreiner das Ganze eigentlich nichts anging. Hin-ausgeworfen hatten sie ihn, auf die Strasse gesetzt. Bei ihm musste ihr Mann sein – nein, ihr Spargeld hinschmeissen, als ob sie es gerade so hätten. – Unge-duldig lauerte sie darauf, dass er die Treppe heraufkäme, den Schlüssel ins Schloss steckte, hereinkam. «Sollen wir für anderer Leute Dummheiten hun-ger? Wem hast du unser Ersparnes hingetragen? Dem Lettenbauer doch? Dann gehst du am besten gleich zu dem – oder ich ziehe aus. Und ohne das Geld brauchst du dich bei mir nicht mehr sehen lassen. Geh' zu, oder auf was wartest du noch?» Ihr Gift wurde nicht weniger, als sie mit einer Schimpfkanonade auf

August losfuhr und er beruhigend abwinken wollte, unbeeindruckt schien, sich gelassen in die Küche setzte, als sei nichts geschehen.

«Uns haben sie doch auch schon geholfen ...»

«Geholfen? Ist das ein Grund, unser ganzes Spargeld herzugeben? Wenn er keine Arbeit hat, der Lettenbauer, dann kann er es auch nicht mehr zurückgeben – und zum Herschenken haben wir bei Gott nichts! – Heute Abend noch, gleich holst du, was er noch nicht ausgegeben hat. – Was ist? Warum gehst du noch nicht? – Ausplündern lässt du uns durch wildfremde Leute, dass es eine Schande ist. Da mach ich nicht länger mit, dass du's nur weisst.»

August blieb gelassen an seinem Platz hocken und streichelte dem erschreckt dreinsehenden Fritz die Haare. Karoline trieb es weiter, sie konnte sich auf nichts einlassen. Sie schoss ins Schlafzimmer, rumorte dort herum, unbeeindruckt vom kläglichen Geschrei des kleinen Mädchens, das von dem Lärm wach geworden war. Dann stand Karoline wieder in der Küche, setzte trotzig den Holzkoffer krachend auf dem Boden ab, wartete auf die Beachtung von August, die nicht kam.

Als die Wohnungstür ins Schloss donnerte, zuckte Fritz zusammen und begann mit heller Vierjährigenstimme zu schluchzen. «Wann kommt die Mama wieder?»

«Bald, Bub, denk dir nichts, bald ist die Mama wieder da.»

Zweifelnd streiften die Augen des Buben den Vater, ungeschickt aber voll Eifer half er ihm dann dabei, das Essen am Tisch anzurichten, verfolgte besorgt, wie die Schwester mit der Flasche beruhigt wurde. Sein Kummer verflog aber erst, als er die leere Bettstelle neben dem Vater einnehmen und sich an Mutters Kopfkissen hinkuscheln durfte.

Karoline kam nicht bald wieder. August musste die Frau Birling angehen, dass sie das Aufschauen auf die Kinder übernahm. Zwei, drei Tage – abends kochte er selbst schnell ein Essen zusammen. Wäsche blieb liegen, das Geschirr wusch sich nicht von selber ab. Dann kam ein Mann in Trambahneruniform, stellte sich als Bruder Karolines vor. Er sei erst kürzlich vom Land hergezogen, aber von seiner Schwester habe er schon erfahren, was er für einer sei, deshalb sei er seinem Haushalt fern geblieben. Die Karoline habe ihn hergeschickt, um die kleine Wilhelmine abzuholen. Den Fritz, den Buben könne er dabehalten, sich um ihn kümmern, bis er wieder Vernunft angenommen habe. Dann sollte er der Schwester eine Nachricht zukommen lassen, sie würde es sich dann noch einmal überlegen ...

Ungern liess August Kühn von seinem bisher unbekanntem Schwager die kleine Wilhelmine mitnehmen. Aber die Überlegung, dass er dieses noch winzi-

ge Töchterchen auf längere Zeit doch nicht versorgen konnte, lässt ihn dem impertinent auf tretenden Trambahnkondukteur nachgeben. Sieht ihm aus dem Fenster nach, wie er das wollig verummte Bündel an der Strassenecke der dort wartenden Karoline in den Arm drückt. Ist einen Augenblick lang bereit, hinunterzurufen, sie zurückzuholen.

Danach sass er einen langen Abend über vielen Bogen Papier, samt dem Schreibzeug vom Bürodieners Soffner ausgeliehen. Bereitwillig hatte er sich erboten, ihm den Brief abzufassen – aber so einen Brief musste er selbst schreiben. Nachdem zwei Kerzen, das Stück 12 Pfennig, beinahe heruntergebrannt waren, konnte er schliesslich mit seinem fertigen Produkt zufrieden sein:

«Liebe Schwägerin Rosa! Weil meine liebe Frau für einige Zeit zu einem Verwandten gezogen ist, bin ich mit einem Kind allein im Haushalt. Ich möchte den Fritz aber nicht auch noch zu Euch nach Steinbach geben. Wenigstens der soll nicht bei Troschelelern gross werden. Auch die anderen zwei möchte ich bald heimholen. Aber allein kann ich es nicht schaffen. Kannst Du kommen? Dein Schwager August Kühn.»

Trocken fand er seinen Brief, aber er konnte nicht noch einen abfassen. Hineinschreiben, was er fühlte, konnte er auch nicht – wenn das Papier dem Bruder in die Hände kam!

Eine Woche später war Rosalia Utz in der Stadt. August Kühn sah sie schon von weitem, als er über die Bahngleise herüber ging. Das war die Schwägerin, die da geduldig wartend vor dem Seiteneingang stand. Eine Frau im Haus – es würde wieder wie früher sein!

Das muss überstanden werden

Zum ersten Mal, seit Rosa in der Stadt war, durfte sie mit ihrem Schwager ausgehen. Viel hatte sie sich vom Leben in der Haupt- und Residenzstadt versprochen, sehr viel. Von diesen Erwartungen hatte sich bisher noch nicht viel erfüllt. Karoline war nicht mehr zurückgekommen, und Rosa hatte wie selbstverständlich das zweite Bett im Schlafzimmer belegt, doch es war nicht mehr so wie bei der Hochzeit der Schwester in Steinbach gewesen. Müde und zerschlagen war August jeden Abend von den Güterhallen gekommen, sie hatte ihm

das Essen hingestellt, den kleinen Fritz versorgt, war allein zu Hause geblieben, wenn der Schwager weg musste, ohne ihr zu sagen, wohin. Nun nahm er sie mit.

Kil's Kolosseum, das war die Stadt, sowas gab es nirgends draussen auf dem Land. Volkssänger traten auf, Schwerathleten mit ihrer kraftvollen Kunst, Varietégruppen. Ausserdem gab es einen Tanzboden, zehnmal so gross wie der grösste Dorftanzplatz. Rosa sah auch den hochgewachsenen Herrn von Vollmar als eine besondere Attraktion an, wie er sich energisch vor die Arbeiterversammlung hinstellte, sagte, er komme gerade aus der Sommerfrische und hätte sich da einiges überlegt. Als dann der ebenso grosse Polizeikommissär Gereth ausgepiffen und ausgelacht wurde, weil er ihm das Wort verbieten wollte, fühlte sie sich ganz dieser Mehrheit im Saal zugehörig, die es zuwege gebracht hatte, dass die Staatsmacht, lächerlich gemacht, abziehen musste. Das war so etwas, wie die sagenhaften Wildschützengeschichten, bei denen die Polizei auch immer den Kürzeren zog, nur eben feiner, städtischer. – Von der Rede des Herrn von Vollmar verstand sie kaum etwas und auch von dem, was August ihr auf dem Heimweg erklärte, verdaute sie das wenigste. Nur soviel, dass die weggegangene Frau des Schwagers gegen sowas eingestellt war – da nahm sie sich vor, immer dafür zu sein.

Rosa hielt die Karoline für ein niederträchtiges Frauenzimmer, ein Weibstück, das den August ohnehin nicht wert war. «So, als Köchin bist hereingekommen?» hatte sie die spitz gefragt, als sie, um das Kostgeld zu kassieren, in die Landsbergerstrasse gekommen war. Das Kostgeld! Fast den halben Lohn Augusts beanspruchte dieser Drachen von einem Weib, ohne einen Finger dafür zu rühren. Wenn nicht die Steinbacher wären, die mit Fresspaketen beisprangen, auf das Geld für Gustl und Martin verzichteten, dann reichte es nicht, knapp ging es ohnedies her, es war nicht daran zu denken, die beiden Buben zu holen, solange diese Karoline wie ein Blutegel an der Haushaltskasse hing.

Karoline dagegen hielt sich selbst für den Inbegriff der Rechtschaffenheit. Ihrem Bruder führte sie nun den Haushalt – eigentlich duldeten sie den mehr als Untermieter, denn mitzureden, blieb ihm nicht viel. Karoline hatte schliesslich gelernt, wie man sich in der Stadt einrichtet. Sie eiferfe in Kleidung wie im übrigen Erscheinen der ehemaligen Prinzipalin nach, aber selbst mit dem Kostgeld Augusts kam sie nur zu einer schwachen Kopie der Eingesessenen, ja nicht einmal an die Oetzingerin reichte sie heran.

Drei Tage vor dem Heiligen Abend gab es dann für Karoline endlich eine Gelegenheit, sich richtig ins Bild zu setzen. In der neu erbauten Westendhalle

sollte es eine Benefiz-Vorstellung für die Stadtdamen geben. Benefiz-Vorstellung, das war Wohltätigkeit, bei der man unterstrich, dass man über den anderen stand, den Stadtdamen, die dankbar zu sein hatten, dass man zu Weihnachten an sie dachte, einige Pfennige für sie opferte. Ja, opferte, denn so dick hatte man es auch nicht; und um die Vorstellung zu besuchen, brauchte man noch die Garderobe, damit man nicht selbst für eine Stadtdame gehalten wurde. Karoline, geschickt in solchen Dingen, hatte sich ein Kleid nach der neuesten Mode umgeschneidert; für den Basar hatte sie drei Deckchen gehäkelt und wurde von den Komiteedamen dafür wohlwollend gelobt. Karoline entging, dass dieses Wohlwollen eigentlich schlecht getarnte Neugier war. Die Spezereihändlergattin Handlos und die rundliche Viehhändlerswitwe Vogl nahmen sie in ihre Mitte, so bekam Karoline einen Platz nahe beim Christbaum, direkt neben dem Vorstandstisch.

«Bist schon über ein halbes Jahr von deinem Mann weg, hast es bestimmt auch nicht leicht?» bedauerte sie die Voglin und tätschelte ihr die Hand, an der sie noch den Ehering stecken hatte.

«Ich komm' schon rum, hab ja auch noch meinen Bruder», wehrte Karoline das Bedauern ab – Arme gehörten ja nicht auf die Benefizvorstellung.

Die Handlos bohrte die Tratschquelle von der anderen Seite an. «Von der Frau Oetzinger hab ich gehört, dass dein Mann jetzt bei der Staatsbahn fest angestellt worden ist. Da muss er auch, scheint es, mehr verdienen, seit du weg bist, kann er sich eine Köchin halten. Eine Köchin! Hochherrschaftlich ist das beinahe, dabei im Seitenbau!»

Karoline überhörte, dass die Damen vom Vorderhaus den Seitenbau sowieso geringschätzten. «Es ist eine Verwandte – aber keine Blutsverwandte, eine Schwägerin ist die.»

Diese Andeutung eines versteckten Verdachts genügte den Vorderhaus-Damen. Rosalia Utz bekam es schon bald zu den Weihnachtsfeiertagen zu spüren. In der Erwartung, von ihr etwas über das Familienzerwürfnis zu erfahren, waren ihr die Kleinbürgerfrauen bisher nicht unfreundlich begegnet. Sie aber war nie bei ihnen stehen geblieben, wenn sie auf einen Tratsch im Hof beim Wäscheaufhängen oder mit den Einkäufen unterm Arm im Toreingang beisammenstanden. Wahrscheinlich legte man ihr das jetzt als schlechtes Gewissen zusätzlich erschwerend aus. Jedenfalls drehten sich die vom Vorderhaus jetzt immer demonstrativ weg, wenn sie vorbeiging, verschwendeten auch ihr «Grüss Gott» nicht mehr an sie, und in den Blicken, die sie ihr nachsandten, lag Missgunst und dick aufgetragene moralische Entrüstung.

«Natürlich, bei einem Sozialisten...», hörte sie einmal hinter sich her sagen.

Eine fette Gans war zu Weihnachten aus Steinbach angekommen, und August lud seinen jüngsten Bruder Jakob dazu ein. Rosa fand es abenteuerlich, was der junge Fabrikarbeiter an Neuigkeiten mitbrachte. Durch ihn erst bekam sie einen Begriff davon, wie der «Kampf» dieser Sozialisten aussah. An ein Räuber- und Gendarmenspiel hatte sie bisher gedacht, mit Bomben wie in Russland. Dabei kämpften die nur mit Papier! Deswegen hätte man die nicht verbieten brauchen, meinte sie. Zu Neujahr konnte deshalb der Jakob auch nicht kommen, flüsterte geheimnisvoll etwas von einem neuen Flugblatt, das er mit verteilen helfen müsste. Der macht sich halt grösser, als er ist, der junge Bursch, dachte sie.

«Prosit Neujahr!» stand über dem Neujahrgruss der Sozialdemokraten an die Münchner für das Jahr 1886. Jakob wurde nicht beim Verteilen erwischt, aber sechsuunddreissig andere standen in den Wochen danach auf der Anzeigelinste des «Meineidmichel», und gegen sie eröffnete die Staatsanwaltschaft das Verfahren. Soweit Rosa Utz wegen der Anfeindungen aus der Nachbarschaft noch Zorn übrig blieb, verwandte sie ihn auf diese Ungerechtigkeit. Vergass den Fall aber schnell wieder über dem täglichen Einteilen und Knausern beim Einkauf, freute sich mit August diebisch über die Masse roter Nelken und Halschleifen am 1. Mai beim Gartenfest in Holzapfelkreuth. Was da über den anstehenden Prozess «Andrä und Genossen» dahergeredet wurde, hielt sie für männliche Aufschneiderei – genauso hatten die Burschen in Steinbach dahergeredet, wenn ihnen wegen einer Rauferei mit dem Landgendarmen der Gang zum Amtsrichter nach Straubing bevorstand. Mit dem Urteil, sieben Wochen später, wurde ihr aber bewusst, dass es da um mehr gehen musste – wie sonst würde man Leuten für das Verteilen von Papier zusammen etliche Jahre Gefängnis zudiktieren. Rosa begann noch mehr zu verstehen, dass es in der Stadt eine neue, bisher noch nicht dagewesene Auseinandersetzung zwischen denen oben und denen unten gab, dass die Oberen das Wachsen der Kraft von unten zu fürchten begannen, der Unteren, die keine Bauern und Handwerksgelesen mehr waren, als Jakob von einer Beerdigung berichtete – und ihre Empörung trieb sie ganz auf die Seite dieser neuen Klasse, zu der sie von Geburt eigentlich nicht gehörte.

Einem Strumpfwirkersohn, der auch vom Land, vom noch beinahe feudal von einem Freiherrn beherrschten Pötmes hereingekommen war, hatte die Schwindsucht nicht Zeit gelassen, seine Strafe aus diesem «Prosit-Neujahr»-Urteil anzutreten. Nicht ganz einen Monat später, nachdem er vor dem Richter gestanden hatte, musste er auf den Auer Friedhof gefahren werden. Vollmar und Viereck hatten ihn hinbegleitet, und auch Jakob Kühn hatte seine Schicht

so einteilen können, dass er dabei sein konnte. Jakob erzählte: «Schuhmachergeselle ist er gewesen, der Kleinhönig Hans. Drei Monate hätte er ins Gefängnis müssen. Der Schuhmacher Sanftl hat ihm von den Sozialdemokraten einen Kranz mit roten Blumen und einem langen roten Band ans Grab gelegt. Wie er einen Nachruf sprechen wollte, ist ein Polizeikommissär da gewesen, sagte: ‚Ich entziehe Ihnen das Worth Der Sanftl hat weiterreden wollen. Klein hat er geheissen, der Kommissär, legt ihm der die Hand auf die Schulter und erklärt: ‚Herr Sanftl, nicht weiter, Sie haben Ihre Schuldigkeit getan.‘ Wir haben dann das Lied vom Morgenrot angestimmt, damit es nicht so weit gekommen ist, wie in Frankfurt.»

Rosa wusste nicht, was in Frankfurt gewesen war. Jakob gab ihr einen kurzen Bericht, und August fand in einem alten «Süddeutschen Postillion» ein Gedicht von Max Kegel darüber, las es ihr vor.

«Schlichte Männer, wackre Frauen
Trauernd still im Zuge schreiten,
Wollen einen lieben Toten
Zu der letzten Ruh geleiten.»

Und die schwarz behangne Bahre
Bringt man zu des Grabes Pforte,
Frauen weinen, Männer lauschen
Einem letzten Abschiedsworte.

Doch das Wort erstarrt im Munde
Säbel rasseln, Schritte dröhnen Und:
«Hinweg vom offenen Grabe!»,
Hört man den Befehl ertönen.

Starr, erschrocken weicht die Menge
Ganz erfüllt von Schreck und Grausen,
Da erschallen wilde Rufe,
Säbelhiebe niedersausen.

Über Gräber tolles Jagen,
Waffen rings die Schar umschliessen,
Und die Stätte hehren Friedens
Wird entweiht durch Blutvergiessen.

Dies geschah nicht in Dahomey,
Nicht in Russlands Wüsteneien,
Nein, in Frankfurt, in der eh'mals
Deutschen Reichsstadt, in der freien.»

Das rührte Rosa an, – sowas sollten die Leierkastenmänner singen, meinte sie, nicht die Rührgeschichten vom Seemannsgrab und dem weinenden Mariechen im Garten.

Jakob brachte von der Beerdigung des Genossen auch noch eine Einladung zum Gartenfest des Schuhmacher-Fachvereins mit. «Neue Welt» war der Name des Lokals. Eine neue Welt, meinte die Tochter des Getreidehändlers Utz, würde es geben, wenn sich diese Arbeiter aus der Stadt einmal durchgesetzt hätten. Sie zweifelte nur noch, ob sie das bei all diesen Widerwärtigkeiten durchstehen würden. Selber kam es ihr schon manchmal hart an.

Zusammenhalt, ein fester Mörtel

Das war einmal ein Sonntag! Rosa Utz badete in der Fröhlichkeit des Schuhmacherfestes. Lachte mit, wie einer erzählte, dass drei Tage nach Kleinhönigs Beerdigung wieder ein Polizeiaufgebot den Auer Friedhof besetzte und auf der Beerdigung eines gutkatholischen Schmiedes auf ein «sozialistisches Manifest» vergebens lauerte. Und der Herr Viereck gefiel ihr, wie der gelassen aufzählte, was ihm der Briefbote in der letzten Woche ins Haus gebracht hatte.

«Erst kam ein Ausweisungsdekret aus Leipzig, wo mein Reichstagswahlkreis liegt, für das ganze nächste Jahr bis zum 29. Juni 1887. Dann der Entscheidung der Reichskommission, der das Verbot meiner ‚Münchener Abendzeitung‘ bestätigt. Vorladungen kamen, eine nach Freiberg in Sachen Chemnitzer Sozialistenprozess und eine nach Lanzenau, weil ich mit meinem Buch ‚Der Kommerzienrat‘ den Herrn Kommerzialrat Vogel beleidigt haben soll. Und schliesslich soll auch noch wegen Geheimbündelei hier in München verhandelt werden – wegen der Reichstags Sitzung konnte ich bei den übrigen «Prosit-Neujahr»-Angeklagten nicht dabei sein.»

Aufmerksam hörte ihr der Reichstagsabgeordnete Viereck dann aber auch zu, als sie von ihrem Versuch redete, einen Nebenverdienst zur ständig knappen

Haushaltkasse zu bekommen. «Am Freitag war im Fremdenblatt eine Stelle als Zugeherin ausgeschrieben. Hingegangen bin ich gleich, aber es waren schon welche vor mir da. Sechsendfünfzig sind wir dann geworden, die alle die Stelle haben wollten, davon waren sechzehn verheiratete Frauen, die neben ihrem eigenen Haushalt auch noch einen fremden putzen wollten. Wenn eine nicht auf den Bau gehen will, kriegt sie als Frau ganz schwer nur eine Arbeit.»

August war es nicht recht, dass sie damit anfing, aber der Herr Reichstagsabgeordnete versprach, sich etwas zu überlegen, dass in den Arbeiterhaushalten das Geld auch reichen könne, ohne dass die Frauen eine Arbeit ausser Haus annahmen.

Um sich öfter so einen Sonntagsausflug gönnen zu können, wartete Rosa nicht auf einen Einfall des Herrn Viereck. Sie fand ihren Zuverdienst als Köchin im «Zur Stadt Landsberg», das neuerdings «Zum Postfranzl» hiess, obwohl oder gerade weil kaum mehr Postkutschen über die Landsberger Strasse rollten. Es dauerte auch noch zwei Jahre, bis August Kühn von einer abendlichen Zusammenkunft die Nachricht nach Hause brachte: «Eine Vereinsbäckerei wird gegründet. Da backen wir unser Brot besser und billiger. Für sechs Mark können wir Mitglied werden – Herr Viereck macht auch mit!»

Sepp Lettenbauer, der ihnen immer beigestanden hatte, wenn einmal die Kasse leer gewesen war, wollte es sich überlegen mit dem Beitritt. Nachdenklich blieb er eine Weile an Kühns Küchentisch sitzen, um dann scheinbar ohne Zusammenhang eine Begebenheit zu schildern: «Vor drei Tagen sind drei Steinträger auf einer Baustelle in der Tulbeckstrasse gegen ihre Maurer tötlich geworden. In der Frühe hatten sie eine Lohnerhöhung verlangt. Wie ihnen die nicht gleich gegeben worden ist, sind sie einfach gegangen. Geflucht haben sie ganz erbärmlich dazu. Mittag waren sie dann wieder auf dem Bauplatz, haben die Maurer mit Steinen bombardiert und haben dabei mit einem Ziegel sogar ein Mädchen auf der Strasse verletzt. Ein Gendarm hat einen von den Steinträgern festnehmen können, der hat dann auch die anderen verraten – der versoffene Frankl war einer davon.»

«Was hat das mit unserer Gründung zu tun?» staunte August, und auch Rosa war verwundert. Gerade der Lettenbauer war ihr ein Beispiel geworden, wie die Arbeiter zusammenhalten konnten. Solidarität nannten sie das.

«Die Steinträger haben es für sich allein versucht. Und die Vereinsbäckerei versucht es auch für sich allein. Freilich, das gebe ich zu, da ist schon ein Unterschied. Aber was ist mit den Leuten, denen der Weg dahin zu weit ist? Oder

die keinen Anteilschein für 6 Mark kaufen können?»

Darüber hatte sich August noch keine Gedanken gemacht.

«Meinst, es gibt auch einen falschen Zusammenhalt?» Der Lettenbauer Sepp brauchte länger, bis er eine passende Antwort beisammenhatte. «Wenn ich bei uns in der Schreinerei eine grosse Tischlerplatte habe, dann ist es nicht gut, wenn bei den zusammengeleimten Stücken ein Kem zu gehen anfängt, eine Bahn aufwölbt. Das gibt Risse, die grosse Platte kann wieder auseinanderfallen, verstehst? So ein Verein kann einigen wichtiger werden als das grosse Ganze.»

Moral und gesundes Empfinden

Den Meineidmichel hatte es erwischt. Von oben hatte der sich immer wieder sagen lassen, es sei zwar ein schöner Erfolg, wenn man 36 Sozialisten dank seiner Ermittlungen verurteilen könne. Aber dem Herrn von Feilitzsch wäre schon mehr an den höheren Chargen der Organisation gelegen. Michael Gereth hatte eine Anklage konstruieren helfen, und Auer und Vollmar, Birk und sein Sohn waren vor Gericht gestellt worden, daneben noch acht andere. Dreimal schon hatte es in München seit dem Sozialistengesetz Geheimbundprozesse gegeben, dreimal war Gereth als Sieger aus dem Paragraphengefecht hervorgegangen. Beim vierten Mal aber hatte er seine Karte überreizt. Zusammen mit dem Verteidiger Dr. Bernstein hatten Auer und Vollmar von den Anklagepunkten einen nach dem anderen als plumpe Verleumdung entkräften können – dass Wahlflugblätter aus dem Bündnis mit den Liberalen kein verbotenes Geheimmaterial sein konnten, dass ein bei Birk gefundener Strick nicht unbedingt der sein musste, mit dem von der Bavaria eine rote Fahne gehisst worden war, dass es nicht unbedingt ein Geheimgesellschaftstreffen war, wenn sich einige Sozialdemokraten inmitten eines sommerlich gutbesuchten Hirschgartens zum sonntäglichen Bier trafen. Vom Verteidiger in die Enge getrieben, konnte Gereth sich nur in sein Aussageverweigerungsrecht als Ermittlungsbeamter flüchten. Um dem Innenminister Feilitzsch gefällig zu sein, begnügten sich die Richter mit dem fadenscheinigen Beweismaterial des Meineidmichel, aber er verliess als geschlagener Mann den Gerichtssaal, als für seine Karriere nur so drauflosfabulierender Denunziant. Von da an brachen auch diejenigen, die mit den Sozialdemokraten

nichts im Sinn hatten, die Eingesessenen und Alteingesessenen, den Stab über ihr Subjekt. Unmoralisch fanden sie es.

Unmoralisch fanden es auch August Kühns Nachbarn, dass nun seine Köchin von ihm schwanger ging. Sogar Fritz, der nun in die zweite Klasse der Volksschule ging, brachte traurig das Gerede über das «unsittliche Verhältnis» seines Vaters von der Strasse mit. Geordnet gehörten seine Verhältnisse, sah August Kühn ein, dem Buben sollten sie nicht schaden. Bei Louis Viereck wollte er sich deshalb Rat holen, der war doch auch einmal bei Gericht gewesen, musste sich da auskennen.

Bei Viereck wurde ihm ein kühler Empfang zuteil. «Kühn? Vom Wahlverein? Ja, jetzt kenne ich Sie wieder. Wieso finden Sie ausgerechnet zu mir mit Ihrer Angelegenheit?» – August Kühn war durchaus bekannt, dass es zwischen Vollmar und Viereck eine Reihe von strittigen Punkten gegeben hatte, was er noch nicht wusste, erfuhr er nun, nachdem ihm Viereck doch einen Stuhl in seinem kleinen Büroraum angeboten hatte. «Es ist nämlich so: Man hat mich aus der Sozialdemokratie hinausgedrängt. Meine Zeitschrift ‚Recht auf Arbeit‘ übergab ich Maximus Ernst, auch sonst habe ich keine Parteiämter mehr.»

«Es ist nur, weil ich einen Rat wollte, wegen einer Scheidung...», versuchte August sein Anliegen darzustellen, aber Viereck wollte zuerst über seine Dinge sprechen, da er nun schon einen Zuhörer gefunden hatte. Die Wahlabsprache mit Sedlmayer wurde hervorgekramt, noch unbehaglicher machten August die längst vergessenen Äusserungen Vierecks zum Staatssozialismus, die er immer noch rechtfertigte. Aber er liess alles über sich ergehen und nickte ergeben mit dem Kopf, wenn ihm das mit einer Kunstpause im Monolog seines Gegenübers abgefordert wurde. Endlich hatte sich Viereck wieder bis zum Heute durchgefunden, jetzt sei er nur noch schriftstellerisch auf dem Gebiet der Volksgesundheitspflege tätig, gerade bereite er die Gründung eines «Naturheilvereins München e. V.» vor – der frühere Genosse sei dazu herzlich zum Beitritt eingeladen.

Enttäuscht und mit einem Merkblatt über die heilsame Wirkung der Kaltwasserbehandlung nach Pater Kneipp in der Tasche, aber ohne Hinweis, wie er aus seiner ehelichen Misere herauskäme, bummelte August Kühn unlustig den weiten Weg durch die dezemberkalte Stadt heim. Das war ein kalter Guss gewesen, aber nicht nach Pater Kneipp, ärgerte er sich. Und auch über den umsonst gemachten Gang. Ausgerechnet jetzt fiel ihm dazu auch noch eine der häufigen, bissigen Bemerkungen Karolines ein: «Wart’ nur ab, bis du einmal einen von den durch euch gross gewordenen brauchst – husten werden sie dir was!» –

Ach was, Unsinn, den Viereck konnte er sich schenken, der gehörte nicht mehr dazu, aber der war eben eine Ausnahme.

Karoline: Wenn August Kühn sich mehr um ihr derzeitiges Leben gekümmert hätte, wäre vieles für ihn einfacher zu regeln gewesen. In letzter Zeit kam sie nicht mehr selbst, um ihr «Kostgeld» in Empfang zu nehmen. Der Tram-bahnkondukteur Schmid, ihr Bruder holte es, und manchmal hatte er die kleine Wilhelmine dabei, die schon recht gut laufen konnte, herausgeputzt wie ein Herrschaftskind daherkam und ihn mit grossen Augen betrachtete. Nichts wusste August Kühn von Karolines Verbindung zu Josef Kraker, dem «Restaurateur» vom untersten Stock. Angefangen hatte es einmal damit, dass sie bei ihm zwischendurch einige Male in seinem Kaffee- und Milchgeschäft am Markt drinnen ausgeholfen hatte. Bei diesem Aushelfen war es nicht geblieben, und nun war sie nicht besser dran als Rosa, nur wusste niemand davon. Noch verbarg sie ihre «Eheverfehlung» unter einem weitem Rock und der Schürze – wenn es soweit sein sollte, würde sie zur Entbindung zur Dorfhebamme daheim gehen. Niemand würde dort etwas anstössig dabei finden, schliesslich war sie ja verheiratet.

Kein Münchner ohne Heimatrecht

München feierte Fasching. In der inneren Stadt dominierten die Bälle mit Fräcken und glänzenden Uniformen, kostbaren Damenkleidern und wartenden Kutschen und Droschken vor den Eingängen. Das waren die Alteingesessenen, die so feierten. Die eingesessenen Bürger im Kreuzbräu und im Bratwurst-glöckl am Domplatz standen ihnen wenig nach, gaben sich ebenfalls respektabel gemessen und kaum weniger steif wie ihre Vorbilder, ja, übertrafen darin bisweilen jeden Hofball. Die eingesessenen Herren, soweit sie wegen angeheiratetem Wohlstand nicht Familienrücksichten zu nehmen brauchten, mischten sich auch einmal unter die Halbwelt in Kil's Kolosseum. Richtiges Vergnügen jedoch suchte man am besten in den Vorstadtwirtschaften und in den Bierkellern. Bunt maskiert streiften die Münchner da ihren nicht immer erfreulichen Alltag ab und stürzten sich Hals über Kopf in den Trubel einer «Bauernhochzeit» oder auch in eine «orientalische Nacht».

Enger besetzt als jedes Ballokal war am 3. Februar 1890 die Westendhalle. Polizisten sperren den Zugang, als schon 1'600 Interessierte drinnen den letz-

ten freien Platz besetzt hatten. Noch nie, seit vor ein paar Jahren diese Wirtschaft eröffnet worden war, hatte sie solchen Andrang gesehen. Georg Birk, der Wirt aus der Baaderstrasse, hielt seine Kandidatenrede für die Reichstagswahl am zwanzigsten Februar. Dass er, der Verurteilte vom vierten Geheimbundprozess, starken Zulauf haben würde, war vorherzusehen gewesen, aber seine Wirtskollegen mit Grossgaststätten wollten ihn aus Angst vor Tumulten oder wegen ihrer Abneigung zu den Sozialdemokraten nicht in ihre Säle lassen. Dabei verlief diese Versammlung in der Westendhalle trotz der Enge friedlicher als jeder «Lumpenball». Die meisten Besucher teilten sich zu zweit einen Stuhl, die im Lokal an der Wand umlaufende Sitzbank war gequetscht voll und selbst zwischen den Tischen standen dicht gedrängt Leute. Laut wurde es nur einmal, als Birk den Innenminister Herfurth zitierte: «Die Vertreter der sozialistischen Partei vertreten nur Arbeiter, die nicht arbeiten wollen ...»

Das war eine Beleidigung! Da war man empfindlich. Gezischt, gepfiffen wurde, wütend dazwischen gerufen. Birk musste sich anstrengen, seine Rede fortzusetzen. «Ja – ich sage auch, am Wahntag haben wir alle Gelegenheit, dem Minister diesen Ausspruch mit Zinsen zurückzuzahlen.»

August Kühn fühlte sich wohl in diesem Gedränge. So stark war man schon! Gewachsen war die Partei, trotz Behinderungen, Prozessen und Organisationsverbot. Wenn das Verbot einmal gefallen war, dann würden sich noch mehr anschliessen, kaum vorstellbar! Sozialdemokratische Minister würden dem Kaiser und den Fürsten neue Gesetze entwerfen, Gesetze für den Arbeiter. – Am Schluss seiner Rede erinnerte Birk noch daran, dass in diesem Jahr auch noch die Wahlen für die Gemeindebevollmächtigten beim Rat der Stadt abgehalten würden. Dazu müsse jeder sein Heimatrecht in München besitzen, um auf die Liste der Wahlberechtigten zu kommen. Sein Freund, der Rechtsanwalt Dr. Bernstein, sei eigens mitgekommen, um diejenigen zu beraten, die allein mit dem Antrag dafür nicht zurechtkämen – es sei doch immerhin ein übler Papierkrieg, den man da führen müsse. «Wahlen sind überhaupt Papierkrieg!» rief einer und wurde belacht. – Heimatrechtsschein hatte August Kühn auch noch nicht, aber er würde schon allein zurecht kommen, gleich in den nächsten Tagen würde er daran gehen.

Die Sozialdemokraten hatten in diesem Jahr viel Grund zum Feiern, auch nach dem Fasching. Beide Reichstagsmandate bekamen sie in der Isarstadt. Eigentlich war es kein Wunder, denn wie eine Lawine drängten Arbeiter in die Stadt herein. Nur von einem Birk oder Vollmar konnten sie eine Besserung ihrer Lage erwarten. Und am ersten Oktober ging August Kühn nicht auf das

Oktoberfest zur Wies'n hinunter, sondern feierte im Münchner Kindl-Keller, oberhalb der Isar im entgegengesetzten Ende der Stadt, die Aufhebung der Bismarck-Gesetze, die hier eigentlich mehr als Feilitzsch-Gesetze zwölf Jahre lang ihre Wirkung gehabt hatten. – Ausgelassen protesteten sich alle mit dem süffigen Märzenbier zu, lange nicht mehr öffentlich gesungene Lieder schallten bis hinunter in die winkelige Au, wo die traditionsreichsten und zugleich ärmsten Bauhandwerker wohnten, in zusammengestückelten Herbergen dicht über- und nebeneinander. Vollmar war dabei, auch Birk, Auer – und Bernstein, der Rechtsanwalt. Ob er dem heute auf den Pelz rücken durfte? Zwar drängte die Sache mit seiner Scheidung nicht mehr so sehr. Rosas Kind war vor der Zeit abgegangen, das Heben der schwergewichtigen Tiegel und Töpfe in der Wirtsküche mussten das bewirkt haben – und sie hatten es als einen Glücksfall angesehen, weil es den gefährlichen Weg zu einer Engelmacherin erspart hatte. Nicht wenige Frauen waren nach der Behandlung durch so eine Abtreibhebamme schon gestorben, die in einer unsauberen Hinterhofkammer mit Stricknadeln oder Kochlöffeln vorgenommen wurde. – Erledigt musste die Angelegenheit aber doch einmal werden, weil das Geld für die Karoline immer schwerer wog, seit die Miete erhöht wurde und Fritz Schulbücher brauchte. Und dann war auch noch das Heimatrecht, das er immer noch nicht bekommen hatte, obwohl nach seiner Meinung alle Voraussetzungen dafür erfüllt waren.

Zaghaft stellte er sich neben den erfolgreichen Verteidiger von Auer und Vollmar, aber er brauchte noch Birks Ermunterung, bevor er sich getraute, den Rechtsanwalt anzureden. Mit dem Heimat- und Bürgerrecht musste er anfangen, das war was Politisches. «Schon vor einem halben Jahr hab ich das ganze Papierzeug eingereicht. Einfach ist es nicht gewesen, weil ich von meinen Eltern nichts habe beibringen können. Wegen meinem illegitimen Ehestand hat mich der Beamte auch ganz abschätzig angeschaut, wie einen rüudigen Strassenköter.»

Lästig fiel er mit seiner Ratsuche dem Herrn Genossen Rechtsanwalt, das merkte er. «Nichts für ungut! Dann komme ich halt einmal in ihre Kanzlei...»

«Ein illegitimes Verhältnis hast?» Bernstein versuchte, ihn im Dialekt nachzuzahlen, ohne ihn ganz zu treffen. «Wenn wir schon beieinander sind, dann besprechen wir's gleich. Also, den Antrag hast schon allein gestellt?» Missbilligung, tadelnde Strenge drückte sein Kopf schütteln aus. «Ja, für was haben wir denn die Gesetze studiert? Dass ihr dann alles allein und falsch macht?»

August Kühn musste genau jede Einzelheit schildern, dann auch noch über

sein Herkommen berichten. Seltsam fand er dann den Rat des Juristen. «Du musst einen neuen Antrag stellen, mit einer neuen Wohnadresse. Sonst findet der Magistratssekretär deinen alten, unzulänglichen Antrag dazu, dann wird es wieder nichts.»

«Mit einer falschen Adresse?»

«Ja doch, wirst schon einen Genossen in der Nähe wohnen haben – aber nicht in derselben Strasse. Und bei den Eltern gibst du deine Zieheltern an. So ein Dorf bürgermeister bestätigt das schon.»

«Meine Troscheleltern?» zweifelte August Kühn noch mehr, aber der Gesetzkundige liess ihm nicht viel Zeit dazu. «Ja, mach es, wie ich dir sag. Lege noch ein Zeugnis von der Staatsbahn bei, dann verfährt man grosszügiger mit dem Antrag. Mach es schnell, damit du bald mitwählen kannst!» «Danke!» sagte er und traute sich nicht mehr, mit seinem zweiten, für ihn wichtigeren Fall weiter zu stören. «Danke, Herr Doktor, ich mach es so, wie Sie gesagt haben.»

Bedenken hatte er schon, als er seinen neuen Antrag auf Lettenbauers Adresse laufen liess – irgendwie ungesetzlich war das bestimmt. Aber erleichtert konnte er sich schon wenige Wochen danach von diesem unguuten Gefühl befreien. Der gesiegelte Brief, den er sich beim Postamt abholte, enthielt die Urkunde, die ihn ganz zum vollberechtigten Münchner machte. Vollberechtigt?

Einundvierzig Jahre alt war er jetzt, hatte es vom Tagelöhner bis zum festangestellten Staatsbahnarbeiter gebracht, und es bestand Aussicht, dass er auch noch Packmeister werden würde, trotz der Karoline stand er mit dem Oetzingen nicht schlecht. Von dem hatte er auch den Rat bekommen, wieder zu den Evangelischen zu gehen, weil es bei den Katholiken keine Scheidung gab. «Die sind froh, wenn sie wieder einen dazukriegen, weil sie noch in der Minderheit sind, hier bei uns.» Waren eigentlich mehr Leute froh, dass sie ihn hatten?

Er jedenfalls war froh, dass er seine Schwägerin hatte, ohne die Rosa wäre er aufgeschmissen gewesen. Ohne ihre feste Hand für den Buben, ohne ihren Zuverdienst, ohne... Wieder einmal liess er sie spüren, wie froh er über sie war, Rosa stand ihm darin in nichts nach. Wuchtig und kraftvoll drangen sie zueinander, ihre Umarmung war wie ihre Arbeit: zupackend und fest und alles ausgebend, dabei noch rasch und gründlich – am anderen Morgen, sehr früh, zog ihnen die Pünktlichkeit des Dienstanfangs die Bettdecke weg, da musste man ausgeschlafen haben.

Im Weihnachtsmonat war es wieder so weit: Rosa musste ihm sagen, dass sie eine neue Schwangerschaft bedrohte. Doch diesmal schien es sich günstiger zu entwickeln. Dem Winkeladvokaten musste er zwar sein sauer verdientes Geld hinlegen – dem Dr. Bernstein konnte man mit sowas nicht seine wichtige

Zeit stehlen, der schrieb doch auch noch so wichtige Artikel nebenher – aber Karoline wurde zu einer kurzfristigen Scheidung beredet. Was der wirkliche Grund für ihre plötzliche Bereitwilligkeit dazu gewesen war, erfuhren August und Rosa erst einige Jahre später. Das «Kostgeld», das der Richter Karoline zusprach, war weit geringer, als das, was sie bisher gefordert und bekommen hatte, weil August ihre zunehmend unberechenbare Bosheit fürchten musste. Wegen Ehebruch von einem strengkatholisch urteilenden Richter in straffe Zügel genommen zu werden, die Gefahr war vorbei. Und das winzige Mädchen, das im Sommer zur Welt kam, in eine noch nicht ganz, aber immerhin besser geordnete Welt, das konnte den Namen ihres Vaters bekommen. Maria Sofie Kühn. Das Standesamt hatte nichts dagegen, August musste dem Beamten nur versprechen, dass er seine Schwägerin innerhalb einer schicklichen Frist auch heiraten würde. Schicklich – was war schon schicklich!

Ungeschick oder Schicksal?

Nun hatte Anni März ihr Bett in dem weitläufigen Bau, wie sie es sich einmal gewünscht hatte. Lieber würde sie aber nun doch darauf verzichten. Dabei war es noch ein Glück, dass man sie hereingelassen hatte. Babett, ihre Schwester, die hatte sie auf keinen Fall aufnehmen können, nachdem sie beim Mesch, ihrer Herrschaft, was gemerkt und sie hinausgeworfen hatten. Beim Wohlfahrtsamt war ihr dann gesagt worden, dass ihre Mutter in so einem Fall für sie zu sorgen hätte. Sogar die Adresse hatte sie von dem Beamten bekommen, ihr selbst war es nicht bekannt gewesen, dass gleich vor der Stadt, in Bogenhausen, ihre Mutter dem Schulhausmeister die Haushälterin machte. Babette hatte sie hinbegleitet, aber die strenge Frau mit den kleinen Kindern am Schürzenzipfel hatte sie gar nicht erst in das windschiefe Haus am Kirchplatz gelassen. «Ich hab' schon ohne euch zwei genug am Hals. Ihr seid alt genug, dass ihr auf eigenen Füßen stehen könnt», hatte sie sie angegiftet, und «Es ist besser, ihr lasst euch hier nicht mehr sehen.»

Wie war sie bloss dazu gekommen? Die Babett war einmal nicht dagewesen, als sie ihre sonntäglichen Freistunden zu einem Besuch bei ihr verbringen wollte. Da waren dann fröhliche Leute, alle in einer Richtung vorbeigekommen

und sie hatte sich mittreiben lassen, angesteckt von einer durch nichts begründeten Heiterkeit. Am Rand des Oktoberfestes blieb sie nicht lange allein.

Er sprach sie an, das war der junge, etwas klein gewachsene Sohn eines Bierbrauers aus den Voralpen. «Fräulein», tat er ihr damals schön, «darf ich sie zum Karussellfahren einladen. Wenn man so schön ist, dann darf man nicht allein aufs Oktoberfest.» Eigentlich wollte sie sich nicht einladen lassen. In den Kirchentraktätchen, die sie manchmal zum Lesen bekommen hatte, stand viel von den sündhaften Verführern – und ausserdem war der Bauernsohn nicht der gestandene Mann, den sie sich vorgestellt hatte. Gut angezogen war er schon gewesen, ein bisschen städtisch, mit dicker Uhrkette an der Weste und so, Stiefel und Trachtenhut verrieten wieder, dass er vom Land kam. Am Land sind sie sittlicher, hatte sie gedacht und war mitgegangen. Ihre Freizeit war schnell verflogen, nach dem Karussell hatte sie in der Afrikaschau die Beduinen angestaunt, dann noch in einer Wirtsbude zum Bier ein Hendl vertilgt. Grosszügig war er gewesen, der Anton Liebhart, nicht kleinlich mit dem Geldausgeben. Hätte sie «Nein» sagen können danach, als er sie fragte, ob und wann er sie wieder treffen dürfe? Er war ja nicht zudringlich geworden, wie manchmal die Fuhrleute beim Mesch. Auch in den darauffolgenden Wochen war er immer anständig geblieben. Ausgeführt hatte er sie, einmal zu den Komikern im Münchner Kindl-Keller, dann wieder in eine Kellerwirtschaft an der Flosslande. Es war schon Anfang November geworden, aber ein sonniger Sonntagnachmittag, dass man glaubte, es wäre noch Spätsommer. Wenn nicht das Laub schon von den Bäumen gewesen wäre. Das Laub war auch schuld gewesen! Der Herr Liebhart hatte einen Spaziergang machen wollen, «damit man noch was hat von der Sonne, bevor der Winter kommt». Aber er hatte mehr gewollt als nur Sonne. Weil es vom Fluss her frisch gewesen war, hatten sie sich beim Gehen enger eingehängt, je weiter sie die Wege an der Isar hinausgekommen waren. Der Liebhart war ihr mit der Hand dabei unter die Jacke gefahren, hatte ihr am Rücken herumgetapst und war nach vorn bis an die Brust gekommen.

Hätte sie nur ihrem ersten Gefühl nachgegeben! Die Pferdehändler auf dem Markt vor dem Mesch-Fenster waren ihr eingefallen, wie die mit Schätzgriffen die Rösser befragten. Bei einem Laubhaufen, etwas abseits vom Weg hatte sie ihm nachgegeben.

Sie war unschlüssig dagestanden, wie er mit dem Fuss das Laub zusammengeschieben hatte. Aus dem Mantel war er geschlüpft und hatte ihn darübergebreitet. «Leg dich hinein ins Nest.» Er hatte sich dann selbst hinfallen lassen, sie am Arm nachgezogen. Soviel Kraft hätte sie ihm nie zugetraut. Anfangs hatte sie noch versucht, ihren Rock immer wieder hinunterzustreifen, wenn er

ihn hochgeschoben hatte. Wie er dann über ihr lag, gelang ihr das nicht mehr. Dafür biss sie ihn wütend in die Lippen, was ihn aber nur noch wilder werden liess.

Nein, schön war das nicht gewesen, sie meinte, noch immer die eiskalte Uhrkette auf ihrem Bauch zu spüren, über den ihr das Untergewand hochgerutscht war, in das sie sich verheddert hatte. Hätte auch nichts mehr genützt, wenn sie sich da mit mehr Freiheit hätte wehren können. Ein dreiviertel Jahr war das nun her. Liebhart hatte sie noch ein paar Mal getroffen, war aber ausgeblieben, nachdem sie ihm erzählt hatte, dass etwas passiert sein musste. Kleine goldene Ohringe, sein Weihnachtsgeschenk, waren alles, was ihr von ihm geblieben war. Und die kleine Amalie, die ihr das Krankenhausbett eingebracht hatte mit ihrem Kommen. Hart genug hatte sie sich das in den letzten Wochen verdienen müssen mit Hausarbeit in der Klinik.

Ihre Bettnachbarin war da besser dran, der Frankl Marie ihres war totgeboren gekommen. «Sinnierst du schon wieder, hör auf damit, das bringt dir nichts!»

«Du hast leicht reden. Gehst wieder heim zu deinem Vater und brauchst dich um kein Kind kümmern, wenn du wieder draussen bist.»

Die Frankl Marie hopste aus ihrem Bett heraus, setzte sich zu Anni auf die Decke und liess ihre langen, nackten Beine baumeln. «Uns fällt schon was ein, was Anni? Frauen müssen zusammenhalten!» Sie hatte laut gesprochen, wie eine Aufforderung an die übrigen zehn Frauen im Zimmer, doch sie drehten sich nur weg, wollten mit diesem leichtsinnigen, jungen Pack nichts zu tun haben. Marie streckte ihnen die Zunge heraus, drehte dann ihrerseits den anderen den Rücken zu und streichelte Anni tröstend übers Haar. «Schicksal ist sowas, da kann man nichts machen.»

Anni war diese Berührung nicht unangenehm, aber vor den anderen Frauen genierte sie sich deswegen. «Lass mich, bin selber schuld.»

«Schuld? Ungeschickt bist gewesen.» Marie wurde leise. «Meinst, meines ist von allein vor der Zeit abgegangen? Nächstes Mal musst auch schlauer sein – sogar die feinen Damen machen es so. – Bei uns in der Schwanthalerhöf ist eine Frau, die Zimmer vermietet. Die nimmt dich auch mit dem Kind, wenn ich mit ihr rede. Bestimmt!»

«Ich hab' doch kein Geld für die Miete.»

Marie Frankl schüttelte den Kopf, dass ihre langen Haare flogen. «Wirst schon was finden – mit deinem Gesicht!»

Wenn Anni verstanden hätte, was die leichtfertige Bettnachbarin damit gemeint hatte, wäre sie nicht auf ihr Angebot eingegangen. Marie dagegen fand

nichts dabei, so daherzureden, auch wenn sie selbst nicht auf Männerfang gegangen wäre. Ihr reichte eigentlich schon ihr Vater, der die Hälfte, manchmal auch mehr, von seinem Lohn in den Wirtshäusern durch die Gurgel rinnen liess. Sommers, denn im Winter war er als Bauarbeiter ohne Arbeit, musste sich etwas vom Wohlfahrtsamt holen.

Was sich von selber erledigt

In der Landsbergstrasse 4 hatten sich die Leute daran gewöhnt, dass oben im vierten Stock der Güterhallenarbeiter Kühn unverheiratet mit seiner Schwägerin zusammenlebte. Ungewöhnlich war das schon, aber wenn manchmal Karoline, begleitet von den schon heranwachsenden Töchtern zum Kostgeldkassieren hinauf stieg, konnte sie hinter sich herreden hören: «Dass die sich noch Geld holt, bräuchte es auch nicht. Der Kühn hat ja seine eigenen Kinder, für die er auf kommen muss.» – Caroline, mit C vornehmer geschrieben wie ihre Mutter, hiess das Mädchen, das die geschiedene Frau aus ihrem «Verhältnis» hatte. Es kam bald noch mehr herausgeputzt daher als die Wilhelmine, dazu trug das Balg die Nase früh schon ungehörig hoch. Rosa ärgerte sich jedes Mal nicht wenig, wenn ihre Vorgängerin an der Tür stand, nicht hereinkommen wollte und von oben herab nach «ihrem Mann» verlangte, auch, nachdem sie schon lange geschieden war. Acht Jahre war das nun schon her.

Wenn es nach ihrem Vater gegangen wäre, hätten August, der längst nicht mehr so kleine Gustl, und sein Bruder Martin nach der Schulpflicht bestimmt nicht die Hofarbeit auf einem Bauernanwesen gelernt. Aber immer wieder war etwas dazwischen gekommen. Erst einmal musste August Kühn die Anwalts- und Gerichtskosten für die Scheidung hereinsparen. Dann war es das gerade begonnene Schuljahr, das es geraten erscheinen liess, die Buben noch ein Jahr in Steinbach zu lassen. Rosas Schwester Babette hatte geschrieben, dass es die Buben dort so gut hätten, wie wenn es die eigenen Kinder wären – die sie immer noch vergeblich erwartete. Schliesslich hatte sich August Kühn daran gewöhnt, nur zwei von seinen fünf Kindern bei sich gross zu ziehen, nun ging er schon auf die Fünfzig zu, da konnte er sich nur schwer vorstellen, dass er zwei beinahe ausgewachsenen Burschen ein Vater sein sollte.

August und Martin sahen ihren Onkel Wilhelm längst als ihren leiblichen Vater an, auch die Leute in Steinbach belissen sie bei dieser Meinung, und sogar der Getreidehändler Utz verwöhnte sie wie ein Grossvater, wenn er dreiermal im Jahr zu Besuch vorbeisah. August war der erste, der zur Musterung geholt wurde und Wochen danach die Mitteilung bekam, dass er zur Feldartillerie eingeteilt sei, Garnisonsort München, wo er sich am soundsovielten einzufinden habe zwecks Ableistung seiner Militärdienstplicht.

«München-Ostbahnhof» plärrte es, Gustl beeilte sich, aus dem Zug zu kommen. Stauend trabte er draussen vor dem Bahnhof über einen weiten Platz mit Brunnen, durch Strassen, deren Namen ihm aus der Schule, der zweiklassigen in Steinbach, als Schlachtenorte aus dem letzten Krieg erinnerlich waren. Strassen waren das, Häuser, so hohe gab es in Vilshofen nicht, auch nicht in Straubing, wo er manchmal mit dem Utz hingekommen war. «Weissenburger Platz», Weissenburg hatten 1870 die wackeren Bayern gestürmt, – ob es wieder einmal so einen Krieg geben würde? – Gustl wunderte sich, dass da immer mehr Häuser standen, sogar noch welche gebaut wurden, und er nun schon eine viertel Stunde flott ausgesprochen war. Einen Berg ging es hinunter, die Isar sah er und die Türme der Frauenkirche, wie er sie von einem Bild kannte – also war er auf dem richtigen Weg, den ihm der Grossvater Utz eigens ganz genau beschrieben hatte. Über die Brücke hinüber und durch das Isartor, danach rechts weg.

Der Unteroffizier von der Wache freute sich über den aufgeweckt dreinsehenden Burschen vom Land. Gutes Soldatenmaterial war das, den würde man schon hinschleifen. Verwunderlich war es schon, dass ein Bauernbursch zur Artillerie kam, dafür bevorzugte man eigentlich Städter, weil die mit dem Material besser umgehen konnten und es gewohnt waren, zu bohren, zu schleifen und zu feilen.

Anderntags stand Gustl vor dem Schreibtisch des Feldwebels und erhielt seine ersten, dafür umso kräftigeren Anschauzer:

«Name?»

«August Kühn!» – und dabei strammstehen, die Hände an der Hosennaht, hatten ihm die aus seiner Stube geraten.

«Geboren wann und wo?»

«Von Steinbach, am neunten September achtzehnhundertachtundsiebzig, Herr Feldwebel!» – Was hatte er denn falsch gemacht, der sah ihn auf einmal so verweisend an?

«Hier steht: München! und neunter – neunter – achtundsiebzig, bitf ich mir aus, keine Romane! – Vater ist?»

«Wilhelm Kühn, Bauer von Steinbach!»

Wütend donnerte der Feldwebel seine Faust auf die Schreibtischplatte, dass sich das Tintenfass darauf mit einem Satz auf dem Boden befand. Dann dröhnte er los: «Das darf doch nicht wahr sein! Kennt dieser Hornochs, dieser Gewaltstrottel, diese ausgewachsene Nachgeburt nicht einmal seinen Vater. Sowas ist mir noch nicht vorgekommen. Oder will der Saukerl mich vielleicht zum Narren halten? Dafür helf ich ihm schon! Wir sind da in keinem Irrenhaus, kannst dir merken. In die Hocke! Hocke sage ich, nicht hinsetzen auf den Boden! Hast ein Taschentuch? – Ja, dann wischst du die Tinte auf und sagst dazu zehnmal: Ich darf meinem Herrn Feldwebel keinen Bären aufbinden!»

Gustl hatte schon gehört, dass es beim «Militari» rauh und manchmal auch ungerecht zuging. Wird seinen schlechten Tag haben, der Herr Feldwebel – aber er hatte doch alles richtig gemacht. «... meinem Feldwebel keinen Bären aufbinden!»

«Zehn. – Also, nochmal das Ganze von vorn. Vater?»

Gustl weiss nicht wohin mit dem tintengetränkten Fetzen, der sein Taschentuch gewesen war. Noch weniger, was er nun antworten soll.

«Herr Feldwebel, entschuldigen 'S bitte, ich komm' wirklich von Steinbach, beim Bauern Kühn bin ich heraus.»

Prüfend blickt ihn der an, dann fragt er ruhiger, beinahe so, wie einer normal redet: «Ja, kennst du denn keinen Packmeister der königlich-bayrischen Staatsbahn August Kühn? Da steht es im Akt, dass der dein Vater ist – und was im Akt steht, muss stimmen.»

Fassungslos bleibt Gustl der Mund offen. Bevor sowas wie Mitleid mit dem Rekruten aufkommen konnte, scheucht ihn der Feldwebel hinaus.

Die ersten vier Wochen hatte man keinen Ausgang, wenn man zum königlich-bayrischen Feldartilleristen abgerichtet wurde. Alles, was man zuvor gelernt hatte, war falsch, musste von Grund auf neu angenommen werden. Das Putzen der Messingknöpfe an der dunkelblauen Uniform, das Bett richten, das Grüssen und sogar das Gehen, das richtige, militärische. Alle die jungen Burschen strengte das an, machte sie klein und verzweifelt. Gustl Kühn gab sich besondere Mühe, alles schnell zu lernen. Dann durfte man heraus aus der Kaserne und dann – kaufen würde er sich diesen Vater. Martin schrieb er es auch, der sollte es schon zuvor wissen, damit er nicht in einem Jahr wie der Ochs vorm Berg stand wie er selber.

Umständlich fragte er sich durch den ganzen Hauptbahnhof, gefällig wiesen ihn die Eisenbahner von einem zum anderen. Endlich landete er in der Güterhalle, in dem kleinen Verschlag, wo ein schnauzbärtiger, grauhaariger Mann an einem wackeligen Stehpult Frachtbriefe und Paketarten sortierte und mit

mächtiger Bassstimme Nummern auf die Rampe hinaus kommandierte. Unwillkürlich knallte Gustl die Hacken zusammen vor diesem respektablen Mann in der abgeschabten Eisenbahnmontur. «Ich bin der Gustl!» meldete er sich stramm. Den Krach, den er sich zu schlagen vorgenommen hatte, in den langen Kasernennächten, in denen er wütend in den Strohsack geboxt hatte, bis es den Stubenkameraden zuviel geworden war – den wurde er jetzt nicht mehr los. Der Packmeister ging auf ihn zu, er sah genau eine Träne über die Wange rinnen und im Schnurrbart verschwinden. Wie er seine Arme um sich spürte, an seine Brust gedrückt wurde, bekam er ein flaes Gefühl im Magen, wollte etwas sagen und konnte den Knödel nicht hinunterschlucken, der sich in seinem Hals festgesetzt hatte. Dem Arbeiter, der von der Rampe hereinkam, weil keine Befehle mehr erfolgten, wurde er rasch und verlegen vorgestellt.

«Mein Sohn, mein ältester!»

«Ein strammer Mensch, Respekt, Herr Kühn!»

Gustl klappte wieder mit den Stiefelabsätzen. Was einem die alles beibringen, adressieren, beim Militär! Jetzt aber ging es leichter, mit dem Vater zu reden. «Ich härt' dich gleich besucht, wie ich hergekommen bin, aber ich hab es erst in der Kaserne erfahren ...»

Wundern musste sich der Alte. «Ich hab doch immer einen Gruss an euch dazu geschrieben, wenn ich einen Brief geschickt hab. Ist euch das nicht ausgerichtet worden?»

Nein, nichts hatte die Schwägerin ausgerichtet. Gedacht, gehofft hatte sie, dass die Buben ihr bleiben könnten, wo ihr ein eigener versagt geblieben war. Auch der Wilhelm hatte ihr den Gefallen getan und nichts verlauten lassen davon.

«Komm heut Abend, wenn du kannst, zu uns heim, damit du die anderen Geschwister auch kennen lernst.»

Gustl war gespannt. Warum die in München geblieben waren, daheim aufwachsen durften? Gustl versuchte diese unbestimmt-neidvolle Überlegung zu verdrängen, bis er die vier Stiegen hinauf war, umsonst. Hatte er es bei seinen Steinbacher «Eltern» nicht besser gehabt als in so einem kasernenähnlichen Bau voller Leute? Seltsam, da hing unter dem Emailchild «Kühn» noch ein kleineres, «Utz» stand darauf. Welche Überraschungen würde es da noch geben? Er klopfte kräftig.

Wer will, lernt schnell

In einem Jahr bekam der Kanonier Gustl Kühn weit mehr mit, als Strammstehen, Uniformknöpfe- und Kanonenrohrputzen. Von den Kameraden in der Stube erfuhr er, wie man es anstellen musste, dass einem die Dreiquartelpriwatiers im Hofbräuhaus ein Freibier hinstellten und lachte mit ihnen über deren Speckbauchpatriotismus. Er liess sich auch sagen, dass es was Radikaleres gab als den Bayerischen Bauernbund, den die Pfarrer in Niederbayern den «rotgeschleckten» nannten; er glaubte nach einem Tag Übung an den schweren Geschützlafetten, dass man radikal sein musste, wie es die anderen behaupteten, so rot wie sein Packmeister-Vater eben. Mit dem war er ausgesöhnt, besuchte ihn häufig, und als auch noch Martin in die Garnison nach München kam, war der auch meistens dabei.

An sonnigen Tagen drängte es die landluftgewohnten Burschen hinaus, da hielt sie nichts in den vier Wänden. Über die Bahnlinie hinüber in den Süden, da gab es eine Schrebergartenkolonie. Der Grund, wenig ertragreich, hatte einmal zu einer Thurn- und Taxis-Poststation gehört, das war lange her. Nachdem die Post königlich-bayrisch geworden war, hatte die Posthalterei oft die Besitzer gewechselt, die angrenzenden Bauern hatten mit der steinigten Pferdeweide nichts anzufangen gewusst. Da waren dann die zahlreich direkt vom Dorf in die Stadt übersiedelten Neumünchner gerade die richtigen gewesen, den Boden einer neuen Bestimmung zuzuführen. Die Parzellchen, zaunumgürtet und mit liebevoll gezimmerten Hütten darauf, insgesamt vom Verein «Villa Flora» gepachtet, befriedigten ihre Sehnsucht nach eigenem Grund und Boden. Ihre gesamte, knappe Freizeit gaben manche von den Kleingärtnern dran, um Erde herzukarren, Blumen, Rettiche und anderes Gemüse heranzuziehen. Müdegewerkelt erfüllte sie diese Arbeit doch auch mit Stolz, den sie sonst nur selten hatten nach ihrer bezahlten Fabrikshuferei. Gästen, die sich von der Schwantthalerhöhe herüber in die Wirtschaft im alten Posthof verirrt, wurde oft ein selbstgeernteter Rettich zum Bier gestiftet.

Ausnehmend gut gefiel es Gustl hier, besonders am Abend, wenn Lampions im lauen Wind zwischen den Obstbäumen schaukelten und ein ungenaues Licht verstreuten. Lange konnte er dann sitzenbleiben und seinem Vater zuhören, bis er laufen musste, um noch vor dem Zapfenstreich in der Kaserne zu sein. Was er über den «roten König von Bayern», den Georg von Vollmar, erzählte, interessierte ihn besonders. So einen König liess er sich eingehen, der etwas für die

kleinen Leute tun wollte. Da hatte sich beim Vater noch eine ältere Broschüre gefunden, die Reden waren es, die dieser Vollmar einmal, gleich nach der Aufhebung der Sozialistengesetze im Café Eldorado gehalten hatte. Schon zweimal hatte sich Gustl da durchgefressen, seitdem meinte er, auch mitreden zu können, wenn «politisiert» wurde. Langsam, Schritt für Schritt würde man zu einer republikanischen Volksregierung kommen, friedlich und ohne Rebellion, weil die, die einer solchen Umwandlung heute noch feindlich gegenüberstanden, es einsehen würden.

Martin war da anders, der mochte es lieber handfest. Aber zum Sommernachtsfest der «Villa Flora» war auch er angetreten. Die stolzen Kleingärtner prunkten und verzehrten Selbsterzeugtes. Roh gezimmerte Tische und Bänke, mit Blumen verziert, umstanden ein girlandengeschmücktes Tanzpodium, das man vor das alte Posthalterhaus hingestellt hatte. Eine Kapelle mit Klarinette und einem Akkordeon spielte auf, damit die Mädchen die Röcke fliegen lassen konnten und die Burschen sich erhitzten.

Fritz, der jüngste Kühnbruder, war auch mitgekommen, blasser und schmaler als sie, war er doch schneller zu einer Tänzerin gelangt, mit der auch noch zwischen den Zäunen und Lauben verschwunden war. Martin und Gustl war es nicht zu verdenken, dass sie ihren Schwatz mit dem Vater nur unaufmerksam führten und neidisch an den Jüngsten dachten, was dieser Stadtfrack wohl inzwischen ausrichtete. Martin benutzte die Gelegenheit des Bierholens von der Gartenschenke, um bei zwei Hübschen einen Versuch zu wagen. Im Vorbeigehen fragte er so lässig wie möglich um den nächsten Tanz. Abgeschlagen wurde er ihm unter Vorzeigen einer hochrädigen Säuglingskutsche, die er zuvor nicht bemerkt hatte, weil sie abseits an einen Busch herangeschoben war. «Wir brauchen keinen Mann mehr, wir sind schon bedient.»

Was sich nach endgültiger Abfuhr anhörte, meinte Martin nicht unbedingt wörtlich nehmen zu müssen. Hatte doch die kleinere der beiden, die lustige Schwarzhhaarige, vielversprechend dazu gelächelt und mit einem Auge geblinzelt. An seinen Platz zurückgekommen, hörte Martin nicht auf die Bemerkung, die ihm sein Vater zubrummte: «Die kleine Frankl mit ihrer Freundin und dem ledigen Brauereibesitzerbalg. Der versoffene Franklvater ist auch dabei. – Nicht gerade unsere Leute.»

Weil Martin nicht reagierte, vielmehr weiter das Mädchen im Auge behielt, hinstarrte, als ob sie verloren gehen könnte, plauderte er mit Gustl noch eine Weile weiter. Dann legte er eine Pause ein, um schliesslich noch unvermittelt und ohne Zusammenhang hinzuwerfen: «Ich sehe, alt werde ich. Nun macht ihr weiter.»

Gustl wusste nicht, ob er Martin oder ihn gemeint hatte.

Leugnis.

Dem Jungbacheler Victor August wird auf
Erlaubnis & zum Zwecke gelieferten seiner Partei
das Quinquagesimal befreit. Das an dem
16. August 1877 bis zum heutigen Tag
im Taglohnverhältnisse in einem hohem
Erfolgsverhältnis steht & zum Teil den
der Caffee für Altona, Jura & C. & C.
Kaufvermögen für die händigen Obliegenheiten
N. S. Waackstein & Co. Kassa-Abrechnung
auf feineren Wege für den von 15 % bis
40 % der Kaufvermögen für den
sich.

München d. 11. Oktober 1890

Herrn Hauptpostexpeditionen

Wischer





Überstanden! Den Betriebsrat, die Gewerkschaft hatte er sich schenken können. Heinz Zwing hatte seiner Frau Marianne beim Weggehen in der Frühe nichts gesagt. Er war direkt zum Arbeitsamt gefahren – und hatte Glück gehabt. Viele waren schon vor ihm auf dem nach Bohnerwachs riechenden Korridor herumgestanden, ältere Angestellte meist, schon von längerer Arbeitslosigkeit zermürbt, hatten sie über ihren kleinen Hoffnungen gebrütet und ihm keinen Widerstand entgegengesetzt, als er an ihnen vorbei ins Vermittlungszimmer geschlüpft war: «Dauert nicht lange, ich muss nur was abgeben.» Als er wieder herausgekommen war – es hatte doch länger gedauert, bis er alle Fragen beantwortet, alle Formulare ausgefüllt hatte, waren ihm ihre verweisenden, bösen Gesichter nicht mehr aufgefallen.

Mit einem blauen Auge war er davongekommen. Es hatte gleich geklappt bei der Firma, zu der ihn der Vermittler vom Arbeitsamt geschickt hatte. Lediglich das Gehalt würde am Ersten um einen runden Hunderter geringer sein – aber er war ja tüchtig, die würden ihm schon bald entsprechend seiner Leistung mehr geben. Wichtig war: Marianne konnte er es jetzt endlich schonend beibringen, dass sie ihn von seiner «aussichtsreichen Stelle» in der Versicherung wegrationalisiert hatten.

Im Fernseher flimmerte eine Familienserie. Marianne hantierte noch in der Küche am Abendessen, die Kinder wetzten unruhig auf ihren Plätzen herum und starrten dabei aufgeregt in die Scheibe. Naja, war besser, als wenn sie in der viel zu engen Wohnung herumhüpften und alles

durcheinanderbrachten. Besonders Erich war sichtlich beeindruckt von dem Streifen.

«Papa, hast du gesehen, was die in dem Film für ein grosses Wohnzimmer haben? – Warum haben wir kein so grosses Wohnzimmer?»

«Ach was, das ist eben nur im Film.»

Damit war der Bub nicht zufrieden. Der wollte nun eine richtige Antwort. Plötzlich interessierte ihn die Mattscheibe nur noch halb. «Gibt es in Wirklichkeit keine so grossen Zimmer, Papa?»

«Doch, gibt es schon. Aber nicht in dem Haus, in dem wir wohnen. – Ihr seid dabei noch recht gut dran, zu zweit habt ihr auch ein eigenes Zimmer, du und deine Schwester.»

Vorläufig genügte ihm das, aber dann, beim Essen fing er wieder damit an. «Das Kind in dem Film hat auch ein eigenes Zimmer gehabt, ganz allein!»

«Beim Essen redet man nicht», fuhr Marianne dazwischen, und Erich war beleidigt, weil ihm seine kleine Schwester dazu noch die Zunge herausstreckte. Heinz wollte ihn schnell wieder versöhnen – ein Vater soll sein Kind nicht enttäuschen. «Weisst du, unser Haus ist ein altes Haus. Wie es gebaut wurde, vor langer Zeit, da haben die Leute nicht soviel Geld gehabt für die Miete, darum sind die Wohnungen nicht so gross gebaut worden.»

«Papa, warum ziehen wir dann nicht in ein neues Haus um?»

«In einem neuen Haus müssten wir viel mehr für die Miete bezahlen wie hier. Dann bleibt nicht mehr soviel Geld übrig, wenn ihr was zum Schlecken wollt, oder Spielzeug, oder zum Anziehen.» – Das war beinahe Erpressung, aber es wirkte, Erich gab sich zufrieden. Und musste man denn nicht die Kinder dazu erziehen, verzichten zu lernen?

Später – die Bettcouch war schon ausgezogen und Heinz und Marianne lagen in knappem Abstand nebeneinander, der Flimmerkasten war noch an, aber der Ton leise gedreht, damit die Kinder einschlafen konnten – fing Marianne noch einmal davon an, und er hatte ihr doch sagen wollen, was ihm in den letzten Wochen soviel Unruhe bereitet hatte.

«Vorhin hab ich mir auch gedacht, ob wir uns nicht doch nach einer grösseren Wohnung umsehen könnten, eine modernere, in einem Neubau.»

«Hm», machte er erst, dann «beichtete» er. Beichten? War er denn an seiner Entlassung schuld gewesen? Marianne nahm es gelassener, ruhiger auf, als er vermutet hatte. Nächstes Mal würde er ihr gleich...-Quatsch! Ein nächstes Mal dürfte es nicht geben. – «...Und wenn ich

zum Beispiel nicht gleich wieder was gefunden hätte, dann wären wir mit einer Neubaumiete ganz schön ins Schwimmen gekommen. Die Miete hier in der Genossenschaft bringen wir dagegen immer auf. – Ausserdem, hast du schon einmal in so einen Neubau hineingesehen? Gebaut wurde viel in den letzten Jahren, aber kaum Wohnungen für Familien mit Kindern. Ich weiss nicht, wie viele Appartements in München leer stehen, ein paar Tausend sind es schon, Luxuswohnungen, die sich kaum jemand leisten kann.»

Heinz wartete eine Weile auf die gleichmässig-tiefen Atemzüge, die anzeigten, dass Marianne eingeschlafen war, dann würde er den Apparat und die Stehlampe ausknipsen. Aber sie war noch nicht so weit und fing noch einmal das Gespräch an. «Hier im Viertel ist es wirklich langsam nicht mehr schön. Voriges Jahr haben sie auch noch die Bierkeller weggerissen und einen Betonklotz von Kaufhaus hingestellt. Der Park dahinter mit der alten Villa darin ist auch weg, das hätte ein schöner Kinderspielplatz werden können, wo doch der Aussteilungspark wegen der Industriemessen auch fast das ganze Jahr über geschlossen bleibt.»

«An den Stadtrand ziehen, in die neuen Vorstädte? So weit in die Arbeit hereinfahren, kein Kino, kein Theater, keine Wirtschaft, keine Bekannten draussen? Ich glaube, man hat schon ein Recht darauf, in der Stadt zu bleiben. Da draussen verbauert man ja wieder. – Übrigens, wie der Hackerkeller abgebrochen worden ist, hat es eine Demonstration dagegen gegeben. Da hätten wir mitmachen sollen. Mein Cousin Rainer war aaeei, ich habe es auf dem Foto in der Zeitung gesehen.»

Marianne drehte ihm den Rücken zu. «Demonstrieren? Und? Hat es was genutzt? Er ist doch abgerissen worden!»

«Wenn mehr mitgemacht hätten?» Heinz sagte es nur so, ohne Überzeugung. Dann aber fiel ihm dazu noch etwas ein. «Wie sie vor 60 Jahren hier die Genossenschaften gebaut haben, da mussten auch viele mitmachen, sonst wäre es nichts geworden.» – Genauerer wusste er davon auch nicht, nur soviel, dass die so etwas wie eine Selbsthilfe gewesen waren, eine Mieterselbsthilfe oder was Ähnliches. Gab es in neuerer Zeit auch wieder, aber die machten heute ja was ganz anderes. Im Münchner Lehel hatten sich so die Leute organisiert gewehrt gegen die Vertreibung aus ihrem gewohnten Viertel. In der Schwanthalerhöhe würde sich kaum jemand wehren, wenn er statt seiner heruntergekommenen alten eine moderne, neue Wohnung bekäme. Oder wäre es nicht besser, die alten Häuser modern auszustatten? – Marianne gähnte lange, anhaltend. «Ich weiss, wir müssen morgen früh aufstehen!»

Ein «geordnetes Verhältnis»

Was wäre geschehen, wenn Karoline nicht verzichtet hätte? Packmeister August Kühn las immer wieder das Dokument, das ihm wieder die Freiheit zum Handeln gab: «... Klägerin Karoline Kühn verzichtet des Weiteren auf die Rechte an der früheren gemeinsamen Ehewohnung.» Überhaupt war die Karoline nicht «so» gewesen. Kein Wort über Rosalia stand in dem Scheidungsurteil. Leicht war es ihr nicht gefallen, das hatte er ihr am Gesicht abgelesen, als der Amtsrichter nach ehebrecherischen Beziehungen der Klageparteien gefragt und sie dabei mit behördlichem Mitleid angesehen hatte. Aber sie ging, was er so gehört hatte, auch schon länger mit ihrem Galan – dass es ihr da was ausmachte? Es war gut gewesen, dass der Amtsrichter nicht wusste, wie es bei den kleinen Leuten zugeht. So einer geht, wenn es ihm danach ist, verstoßen, damit es niemand merkt, in ein nobles Bordell, und das ist dann keine Eheverfehlung.

Endlich konnte er jetzt seine «Köchin» heiraten und dem Gerede der Leute vom Vorderhaus ein Ende machen. Für den Silvestertag hatte er sich beim Standesamt den Termin geben lassen, damit von seinen Freunden und Bekannten viele dabei sein konnten, wenn er die lange verhinderte Hochzeit mit der Rosa feierte. Denn von den Handwerkern wurden viele vor den Weihnachtsfeiertagen entlassen und erst wieder nach dem Neujahrstag eingestellt, damit die Meister Lohn und Werkstattheizung einsparen konnten. In die Westendhalle hatte er sie alle eingeladen, den Lettenbauer, den Frankl, die Söhne vom Militär und natürlich die Schwägerin und den Bruder vom Land. Von denen war eine halbe Sau schon vorausgeschickt worden –, «damit keiner hungrig vom Tisch aufstehen muss» hatten sie dazugeschrieben. Dieses verfrühte Hochzeitsgeschenk lag schon beim Wirt, der daraus die notwendigen Portionen für das Mahl vorbereiten wollte, dazu die Beilagen für einen mässigen Aufpreis.

Der Rosa war es gleichgültig, was die Schwester und der Schwager über ihre Hochzeit dachten. Über das geschenkte Fleisch für das Essen an diesem Tag und die dazugeschriebene Bemerkung konnte sie sich nicht so aufregen, wie das der August im ersten Moment tat. «Stadt und Land sind zwei ganz verschie-

dene Sachen», hatte sie ihn beruhigt, «die können sich nicht vorstellen, wie man hier lebt.»

Zum Standesamt liessen sie sich nur vom Lettenbauer und vom Mechaniker Meier begleiten, die als Trauzeugen fungierten, dann war noch der Fritz-Wilhelm dabei. Einen richtigen Beruf durfte der jetzt lernen, beinahe einen richtigen. Als Metallpolierer war er bei den Kruppwerken, im Norden der Stadt, das machte zweimal am Tag eine reichliche Stunde Fussweg. Sein Meister hatte ihm freigegeben, und im viel zu klein gewordenen Konfirmationsanzug, an dem er immer wieder die Ärmel auf die Handgelenke herunter zu ziehen versuchte, stand er verlegen dabei. Hörte erstaunt zu, wie der Magistratsbeamte mit seiner eingelernten Rede seinen Vater mit der Rosa zusammentat, als ob die nicht schon längst beisammen gewesen wären. Er fand den Beamten eigentlich noch überflüssiger als sich selbst.

Er hielt doch wenigstens die Wachspapierblumen, die von der Oetzingerin scheinheilig in den Seitenbau hinaufgebracht worden waren – als ob die nicht auch am Vorderhaustratsch über den Vater und die Rosa ihren Anteil beige-steuert hätte.

In der Westendhalle warteten schon die beiden anderen Brüder, Gustl und Martin, in auf Ausgang gewienerten Uniformen. Der Maurer Frankl, der auch schon auf Freibier lauerte, hatte seine Tochter Marie mitgebracht und die wieder eine Freundin, mit der sie in der Tabakfabrik zusammenarbeitete. Sonst waren noch keine Gäste im Nebenzimmer, da war es dem Gustl leichtgefallen, mit der schönen Zigarrenmacherin ein Gespräch anzufangen. Bisher war er in der Stadt noch keinem Mädchen nähergekommen, sein Rekrutensold war zu knapp gewesen, um eine einzuladen und auszuführen. Jetzt aber liess er sich nicht lumpen und bestellte einen Punsch, der Martin lud die Frankl Marie ebenfalls dazu ein.

«Wie heisst dann du?» – Dem Gustl fiel gleich, wie sie ihm antwortete, wieder ein, dass man in der Stadt ja nicht gleich alle Leute mit «du» anreden durfte.

«Anni März. Und Sie sind der Gustl, der Sohn von unserem Kühn. Der auf dem Land aufgezogen worden ist?»

Also hatte der Fritz schon mit fremden Leuten über ihn geredet, ihn als Bauernlackel bekannt gemacht, der Saubub. Trotzdem, die März Anni gefiel ihm so gut, dass er nicht nachlassen mochte mit seinen Bemühungen um ihre Gunst.

«Jetzt bleib ich aber in München» – «Minka» sagte er, wies sich damit als einer vom Land aus. Stadt oder Land, alles drehte sich bei Gustl Kühn um diese Frage, anders bei Martin, der zwar auch dem Bruder Fritz neidete, dass er da-

heim aufgewachsen war, der aber längst gemerkt hatte, dass die meisten Leute in den Vorstädten vom Land gekommen waren, nicht einmal hier geboren waren wie er und Gustl.

Martin gab sich ungeniert, steuerte unvermittelt auf sein Ziel zu. Und die Frankl Marie zierte sich nicht, war auch dann eifrig dabei, als es nach dem Essen ans Tanzen ging.

«Euer Vater ist ein Sozi!» Marie las es ihm am Gesicht ab, dass er damit noch nichts zu tun hatte, ja, nicht einmal etwas anfangen konnte. «Das hat schon seine Richtigkeit, aber meiner säuft, und das ist schlimm. Schau ihn Dir nur an, wie er sich schon im Freibier ertränkt hat.»

Das war Maries Hauptkummer, seit sie in das Alter gekommen war, wo man sich nach den Burschen umschaute. Aber einer, der auf sich hielt, wollte nichts mit der Luderwirtschaft bei den Frankls zu tun haben, deshalb hatte sie bisher kein «Verhältnis». Doch mit dem Kühn Martin liess es sich gut an, und als spät am Abend die Hochzeitsgesellschaft auseinanderging, half der sogar ihrem Vater, den Weg in die Schiessstättstrasse zu finden, wo er allein nicht mehr hingekommen wäre.

«Ein Mann darf schon einmal einen über den Zapfen hauen, das macht nichts. – Was ist, treffen wir uns am nächsten Samstag, wenn ich Ausgang kriege? Holst mich an der Kaserne ab?»

Ein feiner Kerl, der Martin!

Gustl kam nicht so leicht zu seiner Verabredung für den wachfreien Tag mit der Anni März. Schon gegen acht Uhr abends dachte sie ans Heimgehen und liess seine Begleitung nur widerstrebend zu. «Mach dir keine Hoffnungen, ich glaub nicht, dass es mit uns was werden kann.»

Gustl wollte sich nicht mit so einer Andeutung begnügen. «Gefall' ich dir nicht oder ist es, weil ich nicht in der Stadt gross geworden bin?»

«Das nicht, ich bin doch auch vom Land her. Da ist leicht hereinfallen, bis man sich auskennt, herinnen.»

Gustl schmeichelte: «Aber ich will dich bestimmt nicht hineinlegen, dich nicht.»

«Da vorne wohn' ich, möcht nicht, dass dich meine Hausleute sehen. Schön war's, heute Abend, vielleicht begegnen wir uns einmal wieder.»

Weg war sie, bis der Gustl noch was anbringen konnte. Aber er würde sie bestimmt wieder treffen, Martin schien ihrer Freundin Marie zu gefallen, da würde sich schon was einrichten lassen.

August Kühn ging mit seiner Rosa erst um die paar Ecken heim, als schon die Eisenbahner von der Frühschicht unterwegs waren. Untergehakt gingen sie, und August fühlte sich übermütig, fast um zehn Jahre jünger. Stiess einen verlorenen Milch Kannendeckel mit dem Fuss weg, dass er übers holperige Pflaster

schepperte. «Jetzt hat es ein Ende mit unserem schlampigen Verhältnis», und weil die Rosa so erschrocken schaute, packte er sie noch fester am Arm und setzte beruhigend dazu «weil wir jetzt das Papier auch haben. Jetzt kann keiner mehr schief schauen.»

«Warst Du auch einmal so wie deine Buben? Bestimmt! Hast gesehen, wie der Gustl und der Martin auf die Mädchen los sind?»

Vorbei war seine eingebildete Jugend. «Ja, aber die haben es heute auch leichter als ich zu meiner Zeit.» Dabei war seine Zeit noch lange nicht um.

Unverbrauchte Reserve

Gustl Kühn kam es vor, als habe er in den drei Jahren in München mehr dazugelemt als in den zwanzig Jahren davor in Steinbach beim Onkel. Dabei dachte er nicht an die Fertigkeiten, Messingknöpfe auf dem blauen Uniformrock auf Hochglanz zu bringen, ohne das Tuch mit Politur zu verschmieren, auch nicht das genau zu berechnende in-Stellung-Bringen eines Feldgeschützes. Beim Manöver im Herbst war seine Batterie sogar dem greisen Prinzregenten Luitpold aufgefallen, dem bärtigen Herrn mit den verknautschten Hosen, der anstelle seines geisteskranken Neffen Otto das müde werdende Fürstenhaus Wittelsbach repräsentierte. Gleichgültig war ihm das alles geblieben, eine lästige Pflicht, der man sich mit Anstand erledigt. Als Oberkanonier entliess ihn die Kaserne, und den Entlasstag feierte er zusammen mit den Kameraden, denen er soviel über das städtische Leben abgesehen und abgelauscht hatte.

Nicht nur der Anni wegen wollte er in München bleiben, auch nicht wegen seines Vaters, dem er nun doch irgendwie übel nahm, dass er ihn solange auf dem Dorf gelassen hatte. Da war einmal das freiere Leben eines Arbeiters, das er der Knechtsabhängigkeit bei einem Hofbesitzer vorzog. Wichtiger erschien ihm, was er über das mögliche Weiterkommen gehört hatte. Mancher, der als Schenkellner angefangen hatte, sollte es zum Wirt von Grossgaststätten gebracht haben, Mietkutscher zu angesehenen Transportunternehmern. Für Martin wäre dieser Weg gangbar, meinte er, weil ihm der Getreidehändler Utz bei seinem Hinscheiden vor einem Jahr ein Pferd vermacht hatte. Dass Utz seinen weitschichtig Verwandten, über die Tochter angeheiratete Grossneffen, etwas

zukommen lassen würde, hätte er sich auch nicht träumen lassen. Wahrscheinlich deshalb, weil er noch vergeblich auf einen Enkel gewartet und den doch nicht mehr erwarten hatte können. Auch ihm, Gustl, war ein Hunderter zugefallen, den er aber nicht anrühren wollte, im Gegenteil noch vermehren würde, indem er vom Lohn jede Woche etwas dazu legte. – Als er einmal seine leibliche Mutter besucht hatte, war da viel von der tüchtigen Glaslfamilie die Rede gewesen. Ihre Wohnstube hatte ihm Karoline vorgeführt und bei jedem Stück erläutert: «So hab ich es einmal in meiner Jugend bei den Glasls gesehen, jetzt hab ich es mir auch so ähnlich schaffen können.» Puppen in hochherrschaftlichen Kleidern, schon ein bisschen altmodisch, dass man auf dem Plüschsofa keinen Platz mehr zum Hinsetzen fand, die Lehne mit einem Schoner aus selbstgehäkelter Spitze, auch über der polierten Tischplatte eine Häkeldecke, Deckchen auch über den Lehnen der gepolsterten Stühle. «Viel davon ist von der Tandlerin in der Schwanthalerstrasse, wo der Mann bei der Hartschiergarde dient.» Geld hatte trotzdem alles gekostet, und in den vergangenen Jahren hatte manche Mark in der Haushaltskasse des Packmeisters und seiner Köchin Rosa gefehlt. Aber daran dachte Gustl nicht. Er wollte sich selbst so eine gediegene Stadtwohnung einmal einrichten. Dazu musste er, wie jener Glasl, von dem so viel die Rede war, einen soliden Verdienst im Druckgewerbe dazu suchen.

«Lohnarbeiter gehen zum Hintereingang!» beschied ihm der livrierte Portier in der mit poliertem Naturstein ausgekleideten Empfangshalle, nicht unfreundlich übrigens. «Kann schon sein, dass sie dich brauchen können.»

Es hätte ihn auch gewundert, dass man als ungelernter Arbeiter einfach so in das Portal dieses aufwendigen Neubaus hineinspazieren durfte, aber «Freiheit siegt!» war der Ausspruch eines Artilleriekameraden gewesen.

Der Hintereingang des Zeitungshauses führte in einen Hof mit älteren Gebäuden, wo die Druckerei und Setzerei untergebracht war. Auch hier wachte ein Pfortner, aber der trug keine Livree, doch liess er ihn durch und erklärte ihm den Weg zum technischen Betriebsleiter, der für seinen Fall zuständig war.

«Du hast bei der Feldartillerie gedient? Gerade Reservist geworden? Einen Schliff gekriegt, wie es für einen Mann gehört?» Der Herr mit der dicken Uhrkette über der bauchigen Weste starrte ihn mit kurzsichtigen Augen über den oberen Kneiferrand hinweg an, dass Gustl Kühn schon fürchtete, es würde doch nichts mit der Arbeit in der Druckerei. Zu seinem «Jawohl» nahm er eine

stramme Haltung an wie vor einem Musterungsoffizier. So wurde er auch von dem Betriebsleiter weiter examiniert.

«Rauchst? Hast' öfters mit einem Husten zu tun?» Auf sein verneinendes Kopfschütteln – die Befragung hatte ihm die Rede verschlagen – folgte noch eine intensive Begutachtung durch den Dicken, ja, der ging sogar halb um ihn herum.

«Schaust ja ganz kräftig und gesund aus. Verdankst du der Armee, der kräftigen, aber einfachen Kost dort und ständigen Bewegung, auch in der frischen Luft. Alles, ausser der frischen Luft haben wir auch hier. Also, gesund bist du, wenn dir der Lohn recht ist, für den Anfang sind es so zwanzig Mark die Woche, dann kannst du am Sonntag anfangen. Auf Probe, versteht sich, als Träger im Papierlager. Bei uns geht die Woche von Sonntag bis Freitag, einmal die Nacht durch und dann wieder Tagschicht.»

«Ich werde Sie zufriedenstellen, Herr Direktor!» freute sich Gustl und benutzte wieder eine Redewendung, die er von den anderen in der Kaserne für so einen Fall angelernt bekommen hatte. Da jagte ihm einer einen Schrecken ein, der hinter ihm unbemerkt hereingekommen war. Energisch legte ein schmaler, blasser Mensch in Arbeitsmontur und mit einer grünen Schürze selbstbewusst los:

«Sie stellen schon wieder einen an, ohne dass es die Druckerei zuvor erfährt. Vorige Woche haben sie uns einen entlassen, rausgeschmissen, weil er den Normallohn verlangte.»

– Aber wie der rundliche Herr mit der Uhrkette aussah, brauchte er doch niemanden zu fragen, wenn er einem eine Stelle gab?

– «Du musst das verstehen», wandte sich der aus der Druckerei direkt an ihn, «wir möchten nicht, dass alle Augenblick ein Neuer uns das Papier zu den Maschinen bringt und aufspannt und dann, wenn er es allein beherrscht, durch einen anderen, billigeren ersetzt wird.»

Gustl sah drein, als ob ihm die Hühner das Brot genommen hätten.

Da tat er dem Mageren leid. «Ich denk', die anderen in der Druckerei werden schon einverstanden sein, wenn du bei uns anfängst, aber in unseren Verband musst du dann auch. Verband deutscher Buchdrucker, dann bist du gut aufgehoben bei uns.»

Der Betriebsleiter, ein sonst nicht ungemütlicher Mann, bezwang seinen Zorn über das seinem Empfinden nach allzu freche Auftreten des Druckers, völlig verbergen konnte er ihn jedoch nicht. «Soll jetzt schon in meinem Büro für den Verband Propaganda gemacht werden? Ihr erlaubt euch immer mehr!»

Der Drucker gab sich verbindlich: «Die Direktion will doch, dass im Verlag alles seine Ordnung hat. Wenn einer bei uns nicht im Verband ist, gibt das Un-

ordnung, daran wollen Sie doch nicht die Schuld haben?»

Der Druckereileiter gab nach, brummte noch etwas Unverständliches wie «neue Moden» und liess dann Gustl gehen: «Also Sonntag!»

«Wenn Sie ihm auch gleich den Normallohn geben, spätestens nach einer Woche, wenn er sich eingearbeitet hat, dann gibt es später kein Durcheinander», liess der Druckerkollege unter der Bürotür seinen Versuchsballon steigen und blieb einen Moment abwartend stehen. Aber als keine Antwort kam, lief er Gustl die Treppe hinunter nach, holte ihn auf dem Hof ein und entschuldigte sich noch einmal bei ihm.

«Das musst du verstehen, das ging nicht gegen dich. Aber wir wollen uns keine Lohndrucker hereinsetzen lassen. Für die Hilfsarbeiten wäre eine ganze Reservearmee bereit, die für jeden Lohn einspringen würde, und dann ginge es auch mit den Facharbeiterlöhnen abwärts, verstehst? Ich bin übrigens der Verbandsobmann der Drucker bei den *«Neuesten Nachrichten»* Karl Glasl heisse ich.»

Der ein Glasl? Die Karolin-Mutter hatte doch erzählt, dass die Glasls selber eine Druckerei besaßen? – «Meine Mutter war einmal Dienstmädchen bei einem Glasl?»

«Das wird bei meinem Vater gewesen sein. Wir sind nicht so gross, wie die ‚Neuesten‘, und damit ich was lernen kann, bin ich hier, bis er mir übergibt.»

«Sind bei deinem Vater im Betrieb auch alle im Verband?»

«Darum habe ich mich noch nicht gekümmert, aber dir kann es auch wurscht sein –, ich muss jetzt hinein. Am Sonntag sehn wir uns.»

Wenn Gustl Kühn gewusst hätte, dass er aus diesem Betrieb für zwei Generationen die Familienkrankheit holen würde, wäre er nicht so überschwänglich zur Tabakfabrik gelaufen, um der Anni die frohe Kunde von seinem Arbeitsplatz noch in der Mittagspause zu bringen.

Als auch für Martin, ein halbes Jahr später, der Militärdienst abgelaufen war, hatte sich sein älterer Bruder schon mit Anni verlobt, sozusagen, gefeiert wurde sowas kaum, jedenfalls nicht wie ein «Verspruch» auf dem Land oder ein Verlöbnis bei einer eingesessenen Familie. Anni hatte Gustl ihr lediges Kind gebeichtet, an einem Samstagnachmittag, als seine Stimmung freundlich gewesen war bei einem Schoppen inmitten der Schrebergärten in der Villa Flora, wo wieder der linde Maiwind die Fliederbüsche streichelte. Stockend hatte sie ihren Reinfall mit der Amalie gestanden, ängstlich, ob er jetzt sagen würde «ist dein Pech, ich mach mir meine Kinder selbst». Aber der Gustl hatte ihr den Arm sanft getätschelt und sie beruhigt. «Ich mag dich; wenn wir verheiratet sind, läuft die Amalie auch noch mit – wo zwei satt werden, reicht es auch für drei.»

Martin verstand den Bruder nicht. Bei ihm war es einfacher, gerader. Die Frankl Marie war von ihm schwanger, aber bei ihrer Familie konnte er, ein Kühn, Sohn vom Packmeister Kühn, sich schon bitten lassen. «Wenn ich genügend Geld beisammen hab, können wir übers Heiraten reden» sagte er der Marie, wenn sie ungeduldig werden wollte. Auch dass der Gustl das geerbte Utz-geld nicht anrührte, es als Reserve liegen liess, war ihm unverständlich. Anfangs empfand er es als Zurücksetzung, dass ihm das Ross und Gustl bares Geld zugefallen war. Aber als es der Onkel, der es inzwischen in Steinbach durchgefüttert hatte, in die Stadt brachte, war er sofort in den fuchsigen Haflinger verliebt. Fiakern mit einem einzigen Pferd, das war nicht gleich zu bewerkstelligen. Einmal standen am Stachus schon einige Motordroschken neben den Zweispännern der Mietkutschen, und gerade die betuchteren Kundschaften liebten das moderne, neue. Und dann hatte er auch noch keine Kutsche; für einen einfachen Wagen aber reichte es. Also verdingte er sich samt Pferd und Wagen zum Rollfuhrfahren, und der Vater Packmeister sorgte für etliche lohnende Fahren, indem er ihm Kunden zubrachte. Auf diese Weise konnte auch er was zur Seite legen, auf einen Zweispänner sparen. Marie musste ihn, wenn ihr danach war, im Mietstall des Spediteur Aster besuchen. Das war praktisch, denn die darübergelegene Scheuer mit Heu und Stroh sparte auch noch das Bett.

Kultur gehört dazu

Fritz, der jüngere Kühnbruder hatte es besser als Martin und Gustl. Metallpolierer lernte er, und nach der Lehre nahm ihn die Lokomotivenfabrik in der Hirschau an. Ungefähr um die Zeit herum, als Gustl sich wegen der Geburt seiner unehelichen Tochter Sophie mit Anni März ein Übermass an Sorgen machen musste, lernte Fritz die Franziska Rindlbacher kennen. Schon, weil die noch bei ihren Eltern wohnte, würde ihm sowas wie den Brüdern nicht passieren, auf die Franziska wurde von zu Hause aus gesehen, dass sie «sauber» blieb. Martins künftige Schwiegereltern hatten kaum ein Wort darüber verloren, als die Tochter mit dickem Bauch herumlaufen musste, als Martin dann noch aus dem Mietstall in die Zweizimmerwohnung der Frankls einzog, sie noch enger machte mit seiner gelegentlichen Anwesenheit, da war für die Frankl-Sipp-schaft alles in bester Ordnung gewesen. Bei den Rindlbachers käme er da schön

an. Er, der Steinmetz Rindlbacher, war mit den Seinen erst vor knapp zehn Jahren in die Stadt hereingezogen, wie es mit dem Bauen hier wieder einen Aufschwung gegeben hatte. Die Guldeinschule war eine seiner ersten Baustellen gewesen, und gleich ein paar Häuser daneben hatte er seine Wohnung gefunden, im zweiten Stock über einer grossen Schankwirtschaft. Da wirtschaftete er nun «städtisch», die Tochter ging wegen des nötigen Geldes in die Fabrik, aber auch, weil die dort «aufgeräumt» war. Die strenge Moral hatte der Rindlbacher-Vater noch vom Dorf. Franzi, seine rotblonde, schlanke, lustige Franziska, musste jeden Tag spätestens um 8 Uhr abends zu Hause sein, sonst riskierte sie einen Mordskrach und gesperrten Ausgang von mindestens zwei Wochen.

Fritz hatte deshalb noch seinen Stammtisch. Franz Löffler war das unbestrittene Oberhaupt dieser Runde, die sich fast jeden Abend in der Westendhalle zusammenfand. Postbeamter war der, Schaffner, aber schon Familienvater und der älteste in ihrem Kreis. Zudem noch ein Sozialdemokrat, der viel gelesen hatte und mit seinem Wissen nicht hinter dem Berg hielt.

«Heuer müssen wir am 1. Mai etwas Besonderes zusammenbringen. Vor zehn Jahren schon, da haben sie in Amerika und in Frankreich einen grossartigen Kampftag der Arbeiterklasse daraus gemacht.»

Junge Burschen waren sie gegen den Löffler, der Kesselschmied Andreas Warz, dem schon ein blonder Schnurrbart spross, die drei Kühnbrüder, alle schon über das Militärpflichtalter hinaus, und der Buttenhauser, dem die Montur noch bevorstand, der gerade die Lehre hinter sich gebracht hatte. Gespannt waren sie, was ihnen der erfahrenerer Kollege und Genosse Vorschlägen würde.

«Streiken wir dieses Jahr auch?» begeisterte sich Anderl Warz, wie immer bemüht, den Löffler zu beeindrucken, weil er Absichten auf seine noch nicht 16jährige Käthi hatte.

«Streiken? Was du dir denkst! In Chicago haben sie die Führer des Streiks hingerichtet – Spiess, Fischer, Parson und Engel, lauter Deutsche, Auswanderer. Vor drei Jahren ist es herausgekommen, da haben sie den Justizmord zugegeben. Einfach ein Attentat ist denen unterschoben worden!»

Sie kannten alle die Geschichte, Löffler hatte sie ihnen schon einige Male als warnendes Beispiel vor zuviel Radikalität vorgestellt. Fritz kam wieder zur Sache, bevor Löffler sich in mahnenden Worten ergehen konnte: «Der Allgemeine Deutsche Metallarbeiterverband wird sich wieder in der Mentereschwaige im Isartal treffen. Am 1. Mai am Abend und dann zur richtigen Feier am darauffolgenden Sonntag.»

«Die Sozialdemokratie wird auch dort sein, wie im vergangenen Jahre. – Ist euch schon aufgefallen, dass sich diese Maifeier, abgesehen von den Ansprachen der Referenten, in nichts von einem Familienausflug eines Kegelveins unterscheidet?» Löffler wartete gar nicht erst ab, was die anderen dazu sagten. Er hatte seine Idee, die sollten sie gut finden, dann verging ihnen das Gerede vom Streik. «Erst wird doch gesoffen und dann gesungen, was sag ich, geplärrt, dass es eine Schande ist.»

«Arbeiterlieder!» wagte Anderl Warz einzuwenden.

«Ja, Arbeiterlieder, doch warum werden die nicht schön gesungen, kunstvoll?» Nun bekam er keine Gegenrede mehr und konnte losziehen. «Wenn jemand, der nicht zu uns gehört, vorbeikommt und sich das anhört, muss er uns für eine Räuberbande halten. Herwegh, Freiligrath, das waren Künstler, ihre Lieder kann man nicht einfach so herausgrölen.»

«Mir reicht es schon, wenn alle den Text können», rutschte es Gustl Kühn heraus und löste damit ein Gelächter aus, das Löffler mit bestimmter Handbewegung schnell wegwischte.

«Richtig singen kann man lernen! Schaut euch die Gesangsvereine an.»

«Am Brunnen vor dem Tore...», alberte Fritz und bekam dafür einen zornigen Blick des Postschaffners.

«Warum nicht? Sollen wir vielleicht auf alles verzichten, was es sonst an Liedern gibt? – Aber wenn ihr nicht wollt, ich hätte was gewusst ...» – So muss man es machen, nun waren alle ganz Ohr, keine Einwände mehr. «Natürlich kann keiner erwarten, dass diese bürgerlichen Liedertafeln jetzt anfangen, unsere Lieder zu singen, nicht einmal auf nehmen würde uns so ein Verein. Gründen wir doch einen eigenen! Arbeitergesangverein München West, wie wäre das?»

Sie waren dabei, brachten in den folgenden Wochen noch neue Kollegen mit und übten in einem Nebenzimmer der Westendhalle, bis der Wirt kam: «Horts auf, morgen ist auch noch ein Tag. Sonst schicken mir die Nachbarn die Polizei, es geht schon auf elf Uhr!»

Natürlich kamen die Kühn-Bräute am ersten Maisonntag in die Menter-schwaige, setzten sich in das Segment, das mit einer Seilabsperrung für die Frauen reserviert war, auch am ersten Mai, hörten die Reden zum Acht-Stunden-Tag. Und dann war der erste Auftritt ihrer Sänger. Der Beifall, den sie für ihren geglückten Vortrag ernten konnten, liess auch Anni kurz ihre Sorgen vergessen. Da strampelte schon wieder etwas in ihrem Bauch, rührte sich ungebärdig, obwohl es noch etliche Wochen hin war, bis herauskam, ob Bub oder Mädchen.

Die Natur gehört allen

Die Vermieterin hatte es ihr schon angekündigt: «Fräulein Anni, wenn es bei Ihnen wieder soweit ist, müssen'S ihnen um was anderes schauen, bei mir ist das nur ein Schlafplatz für eine Person.» Bis zuletzt war sie in die Zigarrenfabrik gegangen, hatte ihre neun Stunden am Schneidetisch gestanden und aus den nassen, scharf nach Ferment riechenden Tabakblättern die Deckblätter, die «Wickel» geschnitten, weil sie das Geld brauchte, nicht darauf verzichten konnte. Ganz umsonst konnte die Amalie und die Sophie auch nicht bei den Kühns in Steinbach, bei den Troscheletern sein.

Am neunten Juni trafen sich die Tabakarbeiterinnen zu ihrem Kränzchen, so nannten die Mannsleut den wöchentlichen Abend ihrer Kolleginnen im Verband. Elend ging es Anni schon unterwegs, der weite Weg ins Glockenbachviertel zog sich hin, erschien ihr mindestens doppelt so lang wie sonst. «Ist dir nicht gut» und «Wird bald soweit sein bei dir» wurde sie von den anderen begrüsst, erntete mitfühlende Blicke und besorgte Hände schoben ihr einen Stuhl hin. – Und immer noch war sie auf der Suche nach einem anderen Quartier! Es würde ihr nichts anderes übrig bleiben, als das grosszügige Angebot von Gustls Vermieter anzunehmen und zu dem zu ziehen, wenn auch diese Kammer über dem Schlachthaus des Rossmetzgers so schon eng genug war, dazu feucht, ohne viel Licht und nach Blut und Pferdemist stinkend.

Gerüche! Als Zigarrenarbeiterin musste man rauchen, Zigarillos, Flor Fina in Fehlfarbe, wenn man sehr selbstbewusst war, dunkle Brasil. Anni rauchte selber nicht, aber sonst störte sie das Gedampfe der anderen nicht. Heute schon! Auch der Verbandssekretär redete und redete, typisch Mann, suchte für alle Selbstverständlichkeiten schwere, gewichtige Worte. Als ob sie nicht selber wussten, dass die Fabrikanten immer wieder versuchten, mehr in Süddeutschland herstellen zu lassen, wenn die meist männlichen Kollegen in Hamburg und Bremen Lohnforderungen stellten.

«Du, dir läuft ja der Schweiss herunter, dass man meinen möchte, du fällst gleich um» – die Tischnachbarin legte ihr den Arm um die Schulter, und Anni März war einen Moment lang wohler, aber dann gab es den ersten Stich, und ein leiser Klagelaut entfuhr ihr. «Hättest nicht herkommen müssen. Wart', wir bringen dich gleich heim.»

«Bloss nicht, so kann ich nicht zu meiner Vermieterin kommen.»

«Das hast davon, wenn du dich mit einem einlässt, dem es zum Heiraten nicht langt», sagte eine Vorarbeiterin von der «Austria» oben hin, wurde aber

gleich von den übrigen Kolleginnen ausgezischt. Der Verbandssekretär hatte inzwischen gemerkt, was an der Ecke neben dem Eingang los war, fand zu einem knappen Schluss und besorgte dann noch schnell die Spendensammlung für einen Fiaker. «In die Klinik, wofür haben wir denn die!»

Sogar Gustl wurde von den Freundinnen im Verband verständigt, und nach seiner Schicht kam er, übernächtigt und blass noch, zu ihr ans Bett. Er hatte die Ordensschwester überreden müssen, dass er ihr das Strüsschen roter Nelken selbst bringen durfte, zehn Minuten wurden ihm schliesslich bewilligt. Wachsam blieb sie auch im Zimmer, damit er diese Frist nicht überschreite, strich inzwischen bei den anderen neun Wöchnerinnenbetten herum, um nicht zu aufdringlich zu erscheinen.

«Es ist schon acht Stunden alt, um eins war es soweit – wieder ein Mädchen.»

«War's schlimm?»

«Nicht mehr, als bei den zwei anderen. – Sie werden sie mir gleich bringen, sagen, sie ist ein schönes Kind. Betty möcht' ich sie nennen, nach deiner unbekanntem Grossmutter.»

«Betty steht nicht im Heiligenkalender, das ist kein christlicher Name!» grollte die Ordensfrau.

«Dann nennen wir sie halt Barbara, rufen dürfen wir sie Betty, wenn es uns gefällt!» riet Gustl ärgerlich, besann sich aber gleich darauf, dass seine Anni noch für einige Tage dem Schwesternregiment unterstellt war. Da war es ratsam, nicht anzuecken. Plötzlich wusste er nicht mehr, wohin mit den Händen. Sie schwiegen sich an, bis er von der Flügelhaubigen zum Gehen gemahnt wurde. «Ich bringe dir noch die Sachen, die du brauchst – und meine Stube richte ich auf Hochglanz für den Empfang.»

Auf dem langen Korridor, der die Schritte hallen liess, drückte er sich noch solange herum, bis andere Schwestern mit einem breiten Gefährt anrückten, auf dem die Neugeborenen in zwei Reihen, die Beinchen zueinander gekehrt, nebeneinander lagen. Zaghafte schlich er sich näher, um wenigstens von weitem seine zweite Tochter zu Gesicht zu kriegen. Eilig wurden die Bündel in die Zimmer verteilt, immer mit zweien in den Armen huschten die Schwestern in die Zimmer. Serienarbeit! Und welches war Betty?

«Möchten Sie das Kind sehen? Name?» Diese Schwester war freundlicher, als die, der er den Besuch in der Wochenstation hatte abschwatzen müssen.

«Kühn – nein, März natürlich!» Jetzt war die Heirat nicht mehr lange aufzuschieben.

«Das ist die kleine März von heute Nacht. Hat es sehr eilig gehabt – ein schönes Kind, da darf man als Vater stolz sein.»

Ihm kam es vor, als habe das winzige Gesicht einen ärgerlichen Zug um den schmalen Mund. Die Augen waren zugekniffen und die wenigen Haare verdeckten nicht die gerötete Kopfhaut. Schön? Noch nicht, fand er, aber wenn sie ein besonders schönes Mädchen würde, hätte er einmal viel zu tun, um sie vor den Nachstellungen frecher Burschen zu bewahren.

Die Schwestern sahen kopfschüttelnd dem Mann in der billigen Arbeiterkleidung nach, der grüss- und danklos in Richtung Ausgang davonhastete, als sei ihm von einer Sekunde auf die andere etwas Wichtiges eingefallen, das er zu erledigen hatte.

Nur vier Tage durfte Anni März das Klinikbett behalten. Ihr Empfang danach im Haus des Rossmetzgers Kosmatsch war handfest und herzlich. Martin und sein versoffener Schwiegervater Frankl hatten mitgeholfen, das Rückgebäudezimmer wohnlicher zu machen, hatten die Wände gestrichen und die Fussbodenbretter geölt, damit der Blutgeruch vertrieben wurde. Kosmatsch war ein Original, Schwanthalerhörer Uradel sozusagen, Nachfahre jener böhmischen und italienischen Bauhandwerker, die man für den Bau der Ruhmeshalle geholt hatte.

Als Anni mit dem Bündel Betty ankam, stand er vor der Ladentür Posten und hielt etwas unter seiner Schürze versteckt, was ihm leicht ein obszönes Ansehen gab. «Bist du die künftige Kühn-Frau? Gell, hab ich gleich gewusst.»

«Der Gustl sagt, ich kann inzwischen bei ihm wohnen bleiben, bis wir was anderes haben. – Hoffentlich schadet's nicht Ihrem Geschäft, wenn es sich herumspricht, dass wir noch nicht verheiratet sind ...» Erschrocken hielt sie inne, weil sie ihn selbst auf einen Grund stiess, dass er es sich nochmals überlegte.

«Da brauchst du dir nichts denken, die Kundschaft von einem Rossmetzger ist da nicht so empfindlich. Da, für die junge Mutter, damit wieder Fleisch auf die Knochen kommt.» Er holte die lange Pferdefleisch-Salami unter der Schürze hervor, steckte sie ihr unter den Arm, neben das Kind, besah sich das noch genau und bemerkte dazu: «Nicht schlecht – aber viel ins Freie musst damit, unser Rückgebäude ist kein Luftkurort.»

Anni März musste zurück an ihren Wickelschneidetisch, den Säugling konnte sie inzwischen bei den Frankls lassen, trotz der Lotterwirtschaft wurde dort für Betty gut gesorgt. Für das Ins-Freie-Gehen blieb nur der Sonntag. Seit mehreren Jahren trieb es Pflastermüde, eingesessene und wohlhabende Bürger immer öfter in den Süden, in die hochragenden Alpen, deren schimmernde Ket-

te beschneiter Gipfel an Föhntagen bis nach München hinein einen lockenden Anblick boten. Vom dichten Nebeneinander in der Stadt an Geselligkeit gewohnt, gründeten sie den Bayerischen Alpenverein, um mit festen Häusern Ausgangspunkte in die nicht immer zahme Natur des Alpenlandes zu schaffen. Arbeiter konnten jedoch kaum diesem exklusiven Verein beitreten, schon an den dafür nötigen zwei Bürgen musste das scheitern, höchstens, dass ein Handwerksmeister seinen Gesellen mitnahm für die weniger erholsamen Tätigkeiten wie Feuerholz schaffen oder Wege sichern.

In den Arbeiterquartieren hatte man aber Licht, Luft und Sonne noch nötiger, «Natur gehört uns allen» sagten sich welche und gründeten ebenfalls einen Verein, die «Naturfreunde». Der Sektion München West schlossen sich bald nach Bettys Ankunft Gustl und Anni an. Noch im selben Sommer zogen sie mit den anderen ihrer Gruppe auf sonntägliche Wanderschaft, nicht bis in die Berge, das Fahrgeld wäre zu teuer gekommen. Wenn man die Bahnlinie überquert hatte, kam man in einigen Minuten an die Felder der Bauern, sogar mit dem hochrädigen Kinderwagen, der auf den steinigen Wegen schwer zu lenken war, erreichte man in einer Stunde Fussmarsch das Isartal. Anni schrieb es diesen Ausflügen zu, dass sich die Kleine gesund entwickelte, nicht die gefürchtete Rachitis bekam und auch den folgenden Winter ohne wesentliche Krankheiten überstand, obwohl sie noch immer über dem dampfenden Schlachthaus wohnten.

Kann man mehr verlangen?

«Zwölf Mark und du bist vollständig eingerichtet!» Martin kam mit seinem Gespann viel in der Stadt herum, deshalb hatte Gustl seinem Bruder gesagt: «Wennst mal was hörst, eine billige Einrichtung brauch' ich, jetzt, wo wir, die Anni und ich zusammen wohnen, bleibt uns was vom Lohn übrig.»

«Zwölf Mark? Was kann das schon sein?» zweifelte Gustl.

«Der Maximus Ernst von der Parteidruckerei hat es mir gesteckt, dass ein russischer Genosse wegzieht und nichts mitnehmen kann. Jordanoff heisst er und Doktor ist er, einer von denen, die immer ins Café Grössenwahn kommen – aber er hat auch eine Zeitung herausgegeben und ein Buch geschrieben.» Diese Erläuterung war nötig, denn sonst hätte Gustl gleich abgewunken – die

Einrichtung von irgendeinem Schlawiner aus Schwabing konnte nichts Rechtes sein. Den Ausschlag für Gustls Zusage gab aber ein weiteres Angebot des Bruders: «Und dann ist bei uns im Haus, unterhalb der Franklwohnung was frei geworden, zwei Zimmer für zehn Mark Miete.»

Gustl musste rechnen: Eigentlich war das bisher Gesparte noch zu wenig, Hochzeitsfeier mit neuem Anzug, Mobiliar für Schlafzimmer und Küche, so an die hundert Mark hatte er mit Anni zusammengezählt, würden dafür nötig werden. Achtunddreissig Mark bekamen sie zusammen Wochen-Lohn, für die beiden Mädchen in Steinbach mussten im Monat vierzig Mark geschickt werden, zweimal im Jahr dazu noch Kleidung angeschafft werden, im Frühsommer und vor dem Winter.

Für das möblierte Stübchen beim Kosmatsch zahlten sie auch schon zehn Mark, das waren keine Mehrkosten. Andererseits – Fritz, der jüngste, hatte seiner Franzi schon mit Hochzeitsfest und vielen Gästen, wie es sich gehörte, seinen Namen gegeben. Schwiegervater Rindlbacher war mit einem Batzen Geld dafür beigesprungen – Anni würde von niemandem etwas dazu bekommen. Zwar wusste sie nun, dass ihre Mutter am Bogenhauser Kirchplatz bei einem Schulhausmeister untergekommen war, mit ihm wie Frau und Mann zusammenlebte und auch schon vier weitere Kinder mit ihm hatte, doch ihrer Schwester Babett hatte sie das Haus verboten, als die sie einmal besuchen wollte. Von der Seite war also nichts zu erwarten.

«Schau dir das Mobiliar an, und wenn es wirklich die zwölf Mark wert ist, dann bring es mir – dann wird eben die Hochzeit noch um zwei Monate verschoben. Meinst du, wir können ohne Trauschein einziehen?»

Martin winkte geringschätzig ab: «Bin ich vielleicht verheiratet? – Wenn du willst, rede ich auch mit dem Hausherrn.»

Der Hausherr, ein kleiner Werkzeugfabrikant, wurde von Martin ohne Mühe überzeugt, dass sein Bruder ein solider Mieter sei, weil er ihm selbst schon oft mit kleinen Transporten zur Bahn gefällig gewesen war und auch sonst von der «Frankl-Sippschaft» angenehm abstach, jedenfalls aus der Sicht eines eingegessenen Bürgers. In der Schwanthalerhöhe nahm kaum jemand daran Anstoss, dass die Kühnbrüder ihrem Vater nachschlugen und Sozis waren. Seit der Herr Auer das Regiment führte, betrogen sich die Proleten gesittet – und dass es mit dem friedlichen Hineinwachsen in den Sozialismus nicht so schnell ginge, wie ihr Herr Bernstein vorhersagte, da würden sie schon aufpassen, sie, die Alteingesessenen und Besitzenden.

Der Hausbesitzer stand unter seiner Werkstattingangstür und sah zu, wie die Kühnbrüder die Möbel in den zweiten Stock hinauftrugen: Martin mit geübten Griffen und Gustl voller Besitzerstolz.

«Recht gut für den Anfang! Mehr kann einer nicht verlangen», rief er den beiden zu, als sie das letzte Stück vom Wagen hoben. Gustl biss sich auf die Zunge. Sonst wäre ihm herausgefahren: «Sie wären damit bestimmt auch nicht zufrieden.»

Das Einrichten der beiden Zimmer war schnell erledigt. Den schmalen, eintürigen Kleiderschrank aus Fichtenholz, mit Ölfarbe dunkel gestrichen, und das wuchtige Doppelbett stellten sie in das Schlafzimmer, Regale würden in der Küche den Geschirrschrank ersetzen, dann war da noch der Tisch und drei Stühle. «Was hat denn der Doktor in diesen Regalen gehabt?» staunte Gustl. «Wahrscheinlich Bücher», vermutete Martin, «studierte Genossen haben immer viele Bücher. Mir langt ein Heft vom Bernstein oder dem Kautsky auch schon, sind einfacher zu lesen.» Gustl betrachtete seine Erwerbung noch einmal genau, zog die Tischschublade heraus – da lag noch ein Buch. «Hat er vergessen. Wir müssen es ihm bringen.»

Martin besah sich die Broschüre im einfachen Pappband mit der fremden Schrift darauf. «Der Jordanoff ist schon weg. Hat in der Kaiserstrasse gewohnt, auch nicht besser wie du jetzt, in zwei Zimmern ohne Sonne, hinten hinaus. Behalt' es einmal, vielleicht kommt er wieder mal nach München. In seine Heimat kommt der bestimmt nicht mehr, die Zarenpolizei glaube ich hinter ihm her.»

Ein Plan, der nicht geht

Als Vorbild für eine gelungene Hochzeit nahm Gustl Kühn die des Bruders Fritz mit der Steinmetztochter Franziska Rindlbacher. Schon in aller Herrgottsfrühe waren zwei Fiaker bei den Brautleuten vorgefahren. Die Nachbarschaft wurde dadurch an die Fenster gelockt und sah zu, wie Fritz mit Gehrock und Zylinder, die Braut im weissen Kleid und die Brauteltern im besten Sonntagsstaat einstiegen und in die Stadt hineinkutschierten. Nach der Trauung in der evangelischen Matthäuskirche hatten sich dann beim Mahl alle Kühns und Rindlbachers getroffen; zur Genugtuung des Steinmetzgesellen Rindlbacher war auch Polizist Schweiger, der Ehemann der Halbschwester Caroline, zu

Gast gewesen, sogar zum Tanzen hatte der sich herbeigelassen. Wäre die Feier nicht in der recht bescheidenen «Villa Flora» abgehalten worden, hätte man denken können, an der Hochzeit eingessener Bürger teilzunehmen.

Anni und Gustl legten für ihren «einmaligen Tag» Pfennig auf Pfennig. Doch der Sommer des Jahres 1903 brachte eine nicht vorhergesehene Steigerung der Preise für fast alle Waren, das riss immer wieder einmal ein Loch in die Kasse. Die Leute sagten, das müsse mit dem Krieg gegen die Eingeborenen in Afrika Zusammenhängen, und der Kolonialverein veranstaltete Spendensammlungen für die Niederwerfung der aufständischen Hereros und Hottentotten, auch in München. Anni und Gustl verschoben ihre Hochzeit noch einmal, im nächsten Frühjahr sollte es dann soweit sein. Und wieder kam etwas dazwischen.

«Dein Husten gefällt mir gar nicht. Sogar im Schlaf bellst du manchmal so, dass ich meine, Betty wird davon geweckt», bemerkte Anni eines Sonntagmorgens beim Frühstück.

«Nicht so schlimm. Wenn ich in der Nacht heimgehe, ist es schon sehr frisch auf den Strassen, da muss ich mir eine leichte Erkältung geholt haben.» Gustl wollte ihre Besorgnis nicht noch steigern, indem er ihr von seinem Stechen in der Brust und von dem ungewöhnlichen Schweiß im Schlaf berichtete. Aber Anni sah ihn aufmerksam an, meinte: «Blass bist du auch, mir scheint's sogar, als wenn du im Gesicht magerer würdest. – Solltest zu einem Doktor gehen.»

Der Herbst war diesmal wirklich sehr früh gekommen, aber noch hingen die gelben Blätter der Kastanien an den Zweigen, die Stürme, die sie herunterriesen, standen noch bevor. Vom Küchenfenster aus konnten sie auf das bunte Laub in dem kleinen Park hinter dem Bierkeller sehen. In der alten Villa inmitten dieses Parkes wohnte, das hatte sich herumgesprochen, ein bekannter Professor aus Berlin, der die chirurgische Klinik hier übernommen hatte. Marie Frankl hatte bei ihm einen Putzplatz, vielleicht konnte sie dem Mediziner von seiner Krankheit erzählen, damit er ein Medikament bekam, ohne einen Arbeitstag mit einem Arztbesuch zu verlieren?

So einfach, wie es sich Gustl gedacht hatte, ging es nicht, aber am darauffolgenden Samstag nahm ihn die Frankl Marie mit zu ihrer Herrschaft. «Selber will er dich anschauen, Gustl, und das ist eine Ehre, musst dir denken.»

Gustl dachte an schnell wirkende Medizin, der Tee, mit dem er gegen seinen Husten angegangen war, hatte nicht geholfen. Der Professor war bei seinem Morgenspaziergang im Garten, besprach sich gleich da mit ihm, knapp und beinahe militärisch. «Druckereiarbeiter? Das kann er künftig nicht mehr ma-

chen. Vorläufig aber gehen wir einmal so rasch wie möglich in ein Sanatorium!»

Gustl wagte einen Widerspruch: «Aber das geht nicht, weil dafür kein Geld da ist.»

«Geht! Für Tuberkulose gibt es Sanatorien, damit die Kranken nicht andere anstecken.»

Solange das Aufgebot aushängen musste, verschob Gustl noch seinen Gang zum Amtsarzt, obwohl ihm die Arbeit im Zeitungshaus immer beschwerlicher wurde. Damit es doch noch eine «halbwegs anständige» Hochzeit wurde, lieb Franzl ihrer Schwägerin das Brautkleid – umschneiden zu einem Sonntagskleid konnte sie es danach immer noch. Fritz gab auch seinen Gehrock seinem Bruder, und Martin übernahm das Fahren, spannte sein Pferd vor einen abgestellten, offenen Sommerwagen, den ihm der Mietstallbesitzer überlassen hatte. In die Westendhalle kamen danach nur wenige, Halbschwester Karoline entschuldigte sich mit dem Dienst ihres Mannes, Mutter Karoline blieb weg, weil ihr die Anni mit ihren unehelichen Kindern nicht als angemessene Frau für den Sohn erschien. Die Brüder bemühten sich, des Bräutigams Krankheit mit aufgesetzter Fröhlichkeit zu überspielen, aber die Stimmung blieb trotz ihrer Anstrengungen gedrückt. «Schau, du bist jetzt unter der Haube, ich noch nicht», versuchte Marie Frankl die Anni zu trösten. «Vielleicht nimmt euer Onkel in Steinbach auch noch die Betty. Dann könntest du dir noch Arbeit aus der Fabrik mit heim nehmen, damit das Geld langt. Wir helfen dir schon dabei.»

Bereits eine Woche später hatte der frisch verheiratete Gustl zu tun, sich in den Betrieb des Waldsanatoriums Gauting hineinzufinden. Auf den ersten Blick hatte es ihm gefallen, wie es umgeben von hohen Fichten dalag, von der Bahnstrecke nach Starnberg eine viertel Stunde Fussmarsch, von München eine halbe Stunde Bahnfahrt entfernt. Der hohe Zaun und der an eine Kaserne gemahnende Bau hätte ihm jedoch eine Warnung sein müssen. Kasernenhofton legte auch das Pflegepersonal an, wenn es Anweisungen gab. Militärisch streng wurde der Tagesablauf kontrolliert, Frühstück, Inhalieren, Liegezeit, in Decken gehüllt im Freien. Rationell musste so eine Gesundheitsfabrik laufen, das störende Faktum Schwindsucht beseitigen, so oder so. Gustl kam in eine Stube mit sechs Mann, bei denen die Aussicht auf Heilung bestand. Auch unter ihnen herrschte ein rauher Ton, aber einer, den er gewohnt war – die Mitpatienten waren Arbeiter vom Bau, denen sich Erkältungen bei nassem Wetter auf die Lunge gelegt hatten, Drucker und Setzer, und einer kam aus der Gummifabrik, sagte, er kenne seinen Onkel Jakob. Besuche kamen selten, denn die Familien

zu Hause mussten mit jedem Pfennig rechnen, besonders, wenn zuvor der einzige Verdienst von dem nun Kranken gekommen war und vier, fünf oder noch mehr Minder vom Krankengeld satt werden mussten – das machte nur die Hälfte des Verdienstes aus. Weil die Leute aus der Ortschaft die Insassen des Sanatoriums wie Aussätzige mieden, blieb als Verbindung nach draussen nur die Zeitung, die sich Gustl Kühn nachschicken liess, und er verwandte hier mehr Zeit, sie zu lesen, als es ihm zu Hause je möglich gewesen war. Erst durch diese intensivere Lektüre der «Münchener Post» erlangte er halbwegs Klarheit, welchen Zielen die Partei zustrebte, in die er eingetreten war, er und seine Brüder. Wäre der Vater in einem Kleingartenverein gewesen, er wäre damals auch in einen solchen eingetreten.

Allzu theoretische Artikel übersprang er auch jetzt noch. Das änderte sich, nachdem das achte Krankenbett in der Stube belegt wurde. Bammes hiess dieser neue Leidensgenosse; er war ein zurückhaltender, überaus höflicher Mann, dessen dialektgefärbte, trotzdem ausdrucksreiche und offensichtlich gebildete Sprechweise schnell, innerhalb von ein paar Wochen, die übrigen im Zimmer auch einen gepflegteren Umgangston annehmen liess. Bammes war schon zum zweiten Mal hier; von Beruf eigentlich Schriftsetzer, aber eben wegen seiner Krankheit vom Verband zum Lehrer an der Fachschule ausgebildet, würde er nach der Heilung seine Stelle an der Fortbildungsschule der Buchdruckerlehrlinge antreten können. Die *Münchener Post* war der Anknüpfungspunkt, der Gustl und den künftigen Hauptlehrer Bammes einander näherbrachte und sie auf gemeinsamen Ausflügen mit Gesprächsstoff versorgte. Ihr Lieblingsplatz im Sommer war eine Bank auf der Anhöhe über dem Tal der Würm. Von da aus konnte man zwar nicht den schmalen Flusslauf, wohl aber die Mühle sehen, in der angeblich Kaiser Karl, der Gründer des deutschen Reiches, vor tausend Jahren geboren wurde. – Auch persönliche und familiäre Dinge beredete er mit dem vertraut gewordenen Bettnachbarn. Besonders ein Brief Martins regte ihn sehr auf, weil er mit seiner Schwägerin Marie Frankl fühlte. «Er schreibt, dass es nun mit seiner Hochzeit doch noch einige Zeit dauern müsste. Weil die Metallarbeiter in den Streik gegangen sind, hat er Fritz, meinem anderen Bruder, sein Geld leihen müssen, damit der nicht Krach mit seinem Schwiegervater bekommt. Der Steinmetz Rindlbacher hat ohnehin etwas gegen die Gewerkschaften. Aber dass der Martin mit seinen ledigen Kindern noch einmal die Hochzeit aufschiebt...» Was Bammes darauf als Antwort gab, verstand Gustl dann nur noch dem Wort nach, nicht aber den Sinn. Nach einigem Nachdenken sagte ihm der: «Es ist schon schlimm, wie sehr sich auch noch organisierte Arbeiter

an die Normen halten, die ihnen vom Bürgertum vorgegeben wurden. – Kein Krach mit einem Schwiegervater, Heirat, weil es sich so gehört und damit die Leute nicht reden, unpraktische Sonntagsanzüge mit kratzenden, steifen Krägen, damit man nicht von den Besitzenden zu unterscheiden sein soll! Wann fangen wir an, es uns so einzurichten, wie es uns passt?»

«Wie es uns passt?» Gustl schaute auf das Reformgewand von Bammes, das er irgendwie als unkleidsam empfand und überlegte. «Martin schreibt, sie streiken für mehr Lohn, weil alles so teuer geworden ist. Und für Arbeitszeitverkürzung und das Koalitionsrecht in Bayern. Und selbst wenn wir das alles haben, was wir jetzt fordern, dann ist es noch lange hin, bis wir es so einrichten können, wie es uns passt.»

Nehmen, was man bekommt

Daheim bei Anni «ging es um», das heisst, sie kam sogar ganz gut zurecht. Anfangs hatte Marie Frankl für die kleine Betty gesorgt, bis sie abends vom Zigarrenmachen kam. Und nachdem sie das Kind zum Schlafen gebracht hatte, ging sie noch für zwei Stunden zu den Frankls hinauf, um mit der Marie zusammen nochmal einen Packen Wickel zu schneiden. Mit diesem Mehrverdienst zu Hause und dem Krankengeld konnte sie sich schuldenfrei halten, sogar eine Besuchsfahrt im Vierteljahr zum Sanatorium war möglich. Bis Marie durch ihren Anteil an der Heimarbeit Geschmack an einem eigenen Verdienst gefunden hatte und mehr wollte. «Du, Anni, ich könnt doch auch mit dir in die Fabrik gehen, meinst, die könnten mich brauchen?»

Anni dachte erschrocken daran, wo sie dann das Kind unterbringen sollte. «Ja, aber du hast doch den Haushalt und die Kinder, ausserdem verdient doch Martin ein schönes Geld mit dem Fahren.»

Marie hatte es sich in den Kopf gesetzt und war nicht mit solchen Einwänden, die ihr alle schon selbst eingefallen waren, von ihrem Vorsatz abzubringen. «Martin verdient nicht mehr so gut, immer mehr Automobile nehmen den Kutschern die Arbeit ab. Wenn du am Stachus schaust, da steht die eine Hälfte schon voller Motordroschken, nur noch die andere Hälfte vom Rondell gehört den wartenden Fiakern. Ausserdem, ich möchte nicht jeden Groschen von Martin und vom Vater bekommen und dafür Augen machen müssen wie ein dankbarer Dackel.»

Alarmiert von Maries Vorhaben versuchte Anni, sie noch umzustimmen,

aber es wurde ein kraftloser Versuch, auch gegen ihre Überzeugung; sie fand es ja in Ordnung, wenn eine Frau das Geld in der Fabrik verdient. «Wenn ich dir für die Arbeit, die du mit Betty hast, was bezahle?» Ja, bezahlen müsste sie schon für die Aufbewahrung Bettys, tagsüber, aber nicht ihr. Die Evangelischen in der Schwanthalerhöhe waren durch den ständigen Zuzug aus Franken so zahlreich geworden, dass sie vor Kurzem einen eigenen Gemeinderaum für die Sonntagsgottesdienste einrichteten. An den Werktagen nutzten die den Raum für eine «Kinderanstalt». Marie Frankl berichtete, sie habe sich schon erkundigt, und auch für ihre Kinder sei dort noch Platz.

August Kühn war von dieser Lösung nicht eben erbaut, lieber hätte er Betty auch bei den «Troscheletern» untergebracht gewusst. Aber er wollte einen Besuchstag Anni nicht mit seinem Einspruch und der sich daraus ergebenden Debatte entwerten. Anni musste es sich allein einrichten; wegen seiner nun schon zwei Jahre andauernden Krankheit wurde er den Gedanken nicht mehr los, er habe sie im Stich gelassen. – Martin und Marie hätten nun auch geheiratet, bekam er von Anni zu hören, und das verdiente Geld der Schwägerin sei dabei nicht unwichtig gewesen. Wie selbständig doch Arbeiterfrauen sein mussten. Unwillkürlich verglich er sie mit den Töchtern des Freiherrn von Feilitzsch, wie die an den Mann gekommen waren, die Zeitungen hatten darüber berichtet. «Vermählt» worden waren sie an standesgemässe Männer – Doppelhochzeit, glanzvoll, dass es sich lohnte, darüber zu berichten. Damit waren sie versorgt. – Anni musste sich um sich selbst kümmern, also durfte er ihr auch nicht dreinreden.

Bald würde er wieder für die Familie sorgen können, die blaue Spuckflasche wurde an einem Tag nur noch viertelvoll, sein Auswurf wurde immer weniger. Für das Ende des Jahres hatte ihm der Arzt seine Entlassung aus dem Sanatorium in Aussicht gestellt. Dann müsste er allerdings auch zu Hause sein reichliches Essen haben, hatte der Arzt ihn ermahnt. Irgendwie würde es schon gehen, aber natürlich könnte er sich nicht jeden Tag Fleisch leisten und soviel Butter, wie er aus der Sanatoriumsküche als Krankenkost erhielt. Dafür könnte er wieder mit Anni zusammen sein. In einem Zimmer, das er mit acht anderen Männern teilen musste, konnte sie sich ja nicht zu ihm legen. Darum unternahmen sie allein weite Spaziergänge in den Forst hinein. Weil viele der anderen Patienten dieselben Nöte hatten, war man an den entlegensten Plätzen im Unterholz nicht sicher vor Störung. Auch Anni verlangte es nach ihm, nach seiner Männlichkeit. Gierig umarmten sie sich immer, im Gestrüpp versteckt, hitzig, dabei noch darauf achtend, dass die Kleidung nicht in Unordnung kam. Rasch

kamen sie zu einem Ende und schlenderten danach, Unbefangenheit zeigend, erleichtert und doch nicht ganz befriedigt, zur Bahnstation, die am Ortsrand lag. Selbst dort durfte Gustl nicht hineingehen. Nur von der Anhöhe neben dem Bahndamm aus konnte er Anni noch zuwinken, wenn sie in den Zug stieg.

Bei Annis Besuch zu Weihnachten 1905 musste natürlich der Ausflug in den Wald unterbleiben, Schnee deckte die heimlichen Plätze ihrer gesundheitsamtlich gebremsten Leidenschaften. Mit noch grösserer Ungeduld fanden sie dafür beim ersten Zusammensein im Frühling zueinander. Zu Ostern überraschte Gustl der Brief, in dem seine Frau ihn drängte, schneller gesund zu werden, weil die Familie wahrscheinlich um einen weiteren Kopf grösser würde.

Ein weiterer Brief, einige Wochen danach, kam ihm wie gerufen. Als er den Chefarzt bedrängt hatte, ihm einen baldigen Termin zu geben, an dem er heim dürfe, weil er doch dort wegen des zu erwartenden Familienzuwachses dringend gebraucht würde, hatte ihn der Arzt zunächst mit vorwurfsvoller Miene wegen seiner «Unbeherrschtheit» gemassregelt und ihn dann nach seiner Wohnung gefragt, die er als unzulänglich verwarf, als er seine Schilderung gehört hatte. – Der junge Genosse Buttenhauser schrieb ihm, dass sie in der Schwanthalerhöhe eine Wohnungsbaugenossenschaft gründen wollten. Sie wollten selbst zu Hausbesitzern werden, unabhängig von den Alteingessenen, den Privatleuten und Dreiquartelprivatiers, die jede Preiserhöhung der Wurst und der Schneiderrechnungen ihrer Frauen und Töchter auf die Miete umlegten. Als gelungenes Beispiel nannte Buttenhauser die schon an die zwanzig Jahre dort stehenden Arbeiterhäuser des katholischen Gesellenvereins an der Ganghoferstrasse. Aber sie wollten es ohne starke Beteiligung einer anderen Institution angehen, deshalb müsste einer, der Mitglied werden wollte, hundert Mark einlegen können. – Hundert Mark hatte Gustl immer noch auf der Sparkasse liegen; bisher war er nicht an die Utz-Hinterlassenschaft gegangen. Er schrieb Buttenhauser, dass sie mit ihm rechnen könnten, aber nach einiger Zeit kam dessen Nachricht, die seine begeisternde Aussicht, bald in eigenen vier Wänden wohnen zu können, dämpfte. Buttenhauser schrieb, dass viele zwar mitmachen wollten, aber es noch den meisten am erforderlichen Geld fehle, sie es erst zusammensparen müssten. Aber wegen eines Grundstückes würde schon mit dem Magistrat der Stadt verhandelt. «Arbeiterwohnungs-genossenschaft Ludwigsvorstadt» würden sie den Verein nennen, wenn es soweit war. – Bammes, dem er davon erzählte, spöttelte: «Ludwigsvorstadt, nach der inneren, vornehmeren Vorstadt, das hört sich natürlich besser an als Schwanthalerhöhe. Aber wenn deshalb der Grund von der Stadt leichter zu bekommen ist, müssen sie ihn nehmen. Und sich nichts besonderes darauf einbilden.»

«Warum denn so bissig, es ist doch gut, wenn wir vom Magistrat den Baugrund bekommen, oder? Geschenkt ist es ja nicht, nur, dass wir ihn dann langsam bezahlen können.»

Bammes hielt ihm eine Zeitung hin, eine Bürgerzeitung, nicht die ‚*Münchener Post*‘. «Da steht, wem die Stadt Geschenke macht. Der Münchner Bürgermeister Dr. von Borscht hat es in Erfahrung gebracht, dass dem Innenminister von Feilitzsch für seinen bescheidenen Haushalt nur noch ein Silbergeschirr fehlt. Zum 25jährigen Jubiläum soll er es jetzt bekommen, als Geschenk aller bayerischen Städte. Mit Wappen auf jedem einzelnen Stück, damit er aus Nürnberg frühstücken, aus München die Suppe schöpfen und aus Augsburg zu Abend essen kann, nicht vergisst, wer ihn ernährt. Hier steht noch, dass die Städte Fürth, Zweibrücken, St. Ingbert, Germersheim und Wunsiedel bei dieser Speichelleckerei nicht mitmachen wollen. Arbeiterstädte! Waren wohl doch nicht so zufrieden mit dem 25jährigen Regiment des Herrn Baron?»

«Ist eben so üblich bei hochgestellten Personen», wusste Gustl nur darauf zu erwidern, selber unsicher geworden. Der Bammes würde schon recht haben.

Und mach dir noch 'nen zweiten Plan

«Liebe Anni! Ich werde doch nicht rechtzeitig nach Hause entlassen. Aber ich fühle mich schon soweit gebessert, dass es nicht mehr lange dauern kann, bis sie mich herauslassen. Wenn das Kind da ist, nenne es bitte Wilhelm, denn ich hoffe, diesmal wird es ein Sohn. Wilhelm nach dem Liebknecht und nach dem Onkel in Steinbach. Zu Weihnachten musst Du mich nicht besuchen, weil ich wie gesagt bald komme, spare Dir das Fahrgeld. Kaufe Dir lieber dafür was Schönes, passe gut auf Dich auf. Ein frohes Weihnachtsfest und ein besseres Jahr 1907 wünscht Dir Dein Mann Gustl!»

Gestern war die alte Hebamme Danner bei Anni gewesen, hatte dem Kind ans Licht der Welt verhülfen. Die Marie war gerade gegangen, hatte zuvor noch Feuer in dem Küchenofen gerichtet und ihr und der Betty das Frühstück gegeben, dann musste sie in die Fabrik, zuvor noch in die Kinderanstalt. Anni holte sich den Brief ihres Gustl und überlas ihn zweimal, obwohl sie ihn schon auswendig kannte. – Es war wieder ein Mädchen geworden, Wilhelmine sollte es

heissen, damit Gustl wenigstens mit dem Namen zufrieden sein konnte. War vielleicht eine Tochter weniger wert als ein Sohn?

Drei Wochen ist Wilhelmine, sein Minneri alt, als Gustl endlich wieder heimkommt. Verändert sieht er aus, ein Bauchansatz lässt ihn behäbig erscheinen, so sehr hat ihm das Sanatoriumsessen angeschlagen. Anni merkt, dass er sich auch sonst verändert hat, wie er mit ihr über die Heimarbeit redet. Seit Minna auf die Welt kam, holt sie sich den Tabak nach Hause. Ihr Küchentisch ist zum Wickelmachertisch geworden, das Brett mit den Fächern schiebt sie nur auf den Kleiderschrank hinauf, wenn sie Platz für andere Verrichtungen braucht.

«Zahlt eigentlich die Friedrich Erb Zigarrenfabrik hier die Miete für unsere Wohnung oder hat sie den Betrieb in der Hermann-Lingg-Strasse? Willst du deinem Fabrikanten sparen helfen?»

Irgendwie, fand Anni, hatte Gustl schon recht. Der Wickelstand nahm ziemlich viel Platz weg, machte die ohnehin enge Wohnküche ungemütlich. «Aber bis du wieder in der Arbeit bist, sind wir auf das Geld angewiesen! Ausserdem ist es ein Entgegenkommen unseres Direktors, dass er mich zu Hause auf demselben Lohn lässt, wie drinnen.»

«Es ist aber nicht derselbe Lohn. Hier musst du im Winter den ganzen Tag heizen, von diesem Verdienst. Und das Material herholen, die fertige Ware hinbringen, das machst du noch gratis dazu. – Selber Lohn!»

Früher hatte Gustl nie so dahergeredet. Auch Bücher hatte er vor seinem Sanatoriumsaufenthalt kaum angesehen. Jetzt konnte er stundenlang hinter einer Schwarte versteckt in seiner Ecke sitzen, wurde ungeduldig, wenn sie ihn dahinter hervorholen wollte. Fachbücher, woraus er was lernte, das ging ihr noch ein, aber da waren noch alle möglichen anderen, politische und über Geschichte. Hauptlehrer Bammes liess sie ihm aus, Bammes, der schon ein halbes Jahr vor ihm entlassen worden war und nun seinen sicheren, gut bezahlten Platz hinter dem Katheder einnahm. Anni musste anerkennen, dass ihr Gustl auch viel unterwegs war, herumliief nach einer neuen oder auch seiner alten Arbeit. Und auch wegen der Wohnungsgenossenschaft, die zahlungsfähige Mitglieder brauchte, damit es mit dem Neubau beginnen konnte. Auch auf dem Standesamt und dem Vormundschaftsgericht war er gewesen, Sophie und Betty sollten seinen Namen bekommen. Amalie aber wollte er nicht «Kühn» nennen. «Das Kind von so einem, das musst du verstehen, das kann nicht meinen Namen bekommen.» Dabei bekam sie von Liebhard nun auch keine Alimente mehr, seit sein Vater die kleine Brauerei an einen Adligen hatte verkaufen müssen und er selbst, soviel sie erfahren hatte, nach Amerika ausgewandert war, nun be-

stimmt auch seinen Lebensunterhalt erarbeiten musste. Streng in seinen Ansichten war der Gustl geworden!

Gasl war noch Verbandsobmann in der Druckerei. Gustl nahm es ihm nicht gleich ab, dass er ihn beinahe nicht wiedererkannte, als er ihn auf dem Hof ansprach. «Was, über drei Jahre warst du in Kur? Bei anderen geht es schneller, bis sie ihre Schwindsucht los sind – oder hat dir das Ausruhen so gut gefallen?»

«Wenn es nach mir gegangen wäre... – aber jetzt brauche ich schnell wieder meine Stelle, kannst du nicht ein Wort für mich einlegen, du hast doch noch was zu sagen, oder?» Gasl kratzte sich verlegen an der Nase, die davon schwarz gestreift wurde. «Ich kann es ja versuchen, aber dein Platz ist natürlich schon lange besetzt. Den Verbandsbeitrag hast du ja weiterbezahlt. ...»

Gustl hatte nicht erwartet, dass er ihm um den Hals fiel. «Leicht ist es mir nicht gefallen, ich habe nur das Krankengeld gehabt. Aber die Zeit habe ich genutzt, habe was dazu gelernt, damit ich mehr vom Druckereibetrieb verstehe.»

«Ich schau schon, wenn was ist. Dann bekommst du eine Nachricht. Aber verlass dich nicht nur darauf, schau mal beim Georg Hirth vorbei, vielleicht ist da was zu machen, ist ja auch ein grosser Verlag.»

Als ob er nicht schon alle abgeklappert hätte. Überall bekam Gustl gesagt «im Moment nicht, aber...» und dann wartete er schon fast drei Wochen. Als er wieder einmal vorbeikam, schlüpfte er zur Mittagszeit schnell hinein in den alten Betrieb. «Der Gasl ist weg, hat den Betrieb seines Vaters übernommen, ist jetzt Herr im eigenen Haus.» Den früheren Kollegen schien er nicht sehr abzugehen. Gustl rieten sie freundschaftlich, gleich noch einmal ins Kontor zum Betriebsleiter zu gehen, was er auch tat, und diesmal mit Erfolg. Sein Hinweis, er habe sich fachlich weitergebracht mit Lektüre und der Unterstützung eines Mitpatienten, brachte ihm allerdings nicht die erhoffte Anerkennung ein. «Aber sie haben keinen Gesellenbrief. Und mehr zahlen können wir einem Hilfsarbeiter auch nicht.» Zunächst reichte es ihm schon, dass er wieder untergekommen war. Dabei hatte er sich vorgestellt, wie er langsam hochkommen könnte. In der Sanatoriumsbibliothek waren etliche Bücher mit Geschichten gewesen, wie einer durch Fleiss und Ausdauer zum angesehenen und reichen Mann geworden war. Ob es so überhaupt ging? Viele Ungelernte waren da im Verlag, die sich auch alle dem Verband anschlossen, die Kolporteure und die Zustellerinnen, die Falzerinnen und die Putzfrauen – auch die Putzfrauen? Vorsichtig begann Gustl bei ihnen herumzfragen, in der Pause, auf dem Heimweg, vor der

Schicht. Mit seiner Beharrlichkeit brachte er einige dazu, ihren Beitrag zum Verband zu entrichten. Die Drucker und Setzer beobachteten seine Aktivität mit Misstrauen oder Belustigung, je nach Gemüt, aber keiner half ihm dabei. Jedoch behinderte ihn auch keiner, denn alle schätzten ihn, weil er, wenn Not am Mann war, auch einmal für einen Drucker an der Maschine einspringen konnte; denn er verstand die Arbeit beinahe so gut wie sie selbst.

Bei der Neuwahl der Verbandsleute schlug ihn ein Setzer aus den ‚*Neuesten Nachrichten*‘ vor. Von den anderen Ungelernten war keiner in die Versammlung gekommen, und damit stand seine Wahl zum Vertreter dieser Kollegen von vornherein fest. Als dann die Obleute zusammenkamen, um über die Verbesserung der Löhne zu beraten, ärgerte er sich, dass nur wenig Interesse für die Lage der Ungelernten bei ihnen bestand. «Was will'st denn? Die meisten von denen sind nicht im Verband.» Er argumentierte dagegen, dass deren Verdienst ja noch geringer sei und sie die Preiserhöhungen noch mehr zu spüren bekamen. «Red nur mit denen, die werden es dir selber sagen», riet man ihm.

«Mehr Lohn fordern?» fragte eine Falzerin ungläubig, als er sie darauf ansprach. «Wenn ich mehr verlange, dann bekommen sie eine andere billiger und stellen mich auf die Strasse. Ungelernte sind leicht zu bekommen.»

Gustl nahm sich vor, alle seine Kinder einen richtigen Beruf lernen zu lassen. – Bei den Verhandlungen über Lohnerhöhungen in den Druckereien kam auch eine geringe Zulage für die Hilfsarbeiter heraus, dankbar, wie Almosenempfänger quittierten es seine ungelerten Kollegen. Aber was war das, wenn ein Zentner Kartoffel jetzt neun statt wie früher sechs oder sieben Mark kostete, die Mass Bier dreissig statt sechsundzwanzig Pfennig?

Bammes, mit dem er sich darüber beriet, meinte: «In der Druckerei ist es ja noch gut. Da sind alle, die zusammenarbeiten, auch in einem Verband zu organisieren. Beim Bau zum Beispiel sind die Maurer, die Zimmerleute, die Schreiner und die Maler alle in einem eigenen Verband. Den Sommer über kommt ein Maurer im Monat auf 160 Mark, um die anderen kümmert er sich da nicht. – Wenn du für dich weiterkommen willst, dann müsstest du dich unentwegt bücken. Kannst du aber nicht, weiss ich, weil einem, dem das Wasser bis zum Hals steht, das nicht kann. Weiterkommen kann einer wie du nur im Sozialismus. Mit den anderen zusammen!»

Diesmal war Gustl von Bammes etwas enttäuscht, weil er für ihn keinen anderen Rat hatte, als die Parolen, die er ohnehin schon kannte. Er fasste den Voratz, doch noch zu einem Papier zu gelangen, das ihm bescheinigte, was er konnte.

Was von droben kommt

Keinen Abend versäumte Gustl mehr, wenn sich die Sozialdemokraten in der Westendhalle zusammenfanden. Sein Vater, der kgl. bayerische Staatsbahn-Packmeister, liess sich nur noch selten sehen. Gustl war es aber gelungen, seine beiden Brüder dafür zu gewinnen, mehr Anteil am Parteileben zu nehmen.

«Ochsenschwanzsuppe, Forelle blau mit Butter und Maltakartoffeln, Filet de Boeuf mit Gemüse garniert, Vol au Vent à la Toulouse, Junge Hamburger Kücken, Kopfsalat und gemischtes Kompott, Pudding à la Nesselrode, Obstdessert.»

Sprachlos bleibt der Bedienung der Mund offen, als ihr das der junge Kühn von einem Zettel, offenbar als Bestellung, vorliest. Auch die Genossen wundern sich, und der alte Lettenbauer schickt die Kassiererin weg: «Bring ihm eine Halbe!», dann missbilligend zu Gustl: «Spinnst jetzt? Was hast denn da?»

«Haben wir heute in der Arbeit gedruckt: ‚Festmahl zu Ehren seiner Exzellenz Staatsminister des Innern Dr. Max Graf von Feilitzsch – von der Stadt München zu seinem Rücktritt‘.»

Löffler mischt sich ein: «Gönnt ihm das Essen nicht? Das kann er noch mitnehmen, wenn er jetzt endlich geht, der Preussenfreund, der Sozialistenfresser!»

«Ich gönn's ihm!» Gustl muss sich anstrengen, die anderen zu übertönen, die jüngeren am Tisch gönnen dem Feilitzsch gar nichts, aber er will auf etwas anderes hinaus. «Mir hat der Arzt gesagt, ich soll auf reichliches Essen schauen, ihr wisst ja, wie leicht sich so ein Studierter tut mit solchen Verordnungen, die nicht von einer Kasse gezahlt werden. – Da hab' ich mir jetzt so meine Gedanken gemacht, ob der Vollmar recht hat mit dem, was er unserem Parteivorstand in Berlin sagt: Dass es hier erheblich geringere Einkommensunterschiede als anderwärts gibt, weniger Luxus und Bettelarmut auf der anderen Seite. Dass die Leute bei uns ein ausgeprägtes demokratisches Gefühl haben, weniger Absperrung und Überhebung, wenig Unternehmungsgeist, Profitgier, keine Spur von Unterwürfigkeit. Und was sagt ihr dazu? Genussfreudigkeit und mässige Arbeitslust?»

Gegen den auf kommenden Tumult in der Runde setzte sich Löffler durch. Wenn jemand etwas gegen Georg von Vollmar sagte, brachte ihn das auf, da machte er keinen Unterschied, ob einer bei den anderen oder bei der eignen Partei seinen Beitrag zahlte. «Und? Hat vielleicht Vollmar nicht recht? Schaut euch doch um, wie die Arbeitsmoral ist!»

Als er merkte, dass die anderen gerade in diesem Punkt nicht einverstanden waren, fing er an, das bekannte Couplet des Volkssängers Gustl Junker zu singen und imitierte laut diesen beliebten Vertreter des Münchner Volkswitzes in Stimme und Vortrag, damit er auch aus dem übrigen Publikum im Lokal mit Beifall bedacht würde. «I bin der schöne Kare, i bin beim Heil und Litte, beim Söller drunf im Tal, da ist mein Stammlokal. I mag a zerme Musi, an Schmai, a Bier, a Gspusi. Gibts Schmirgel, bin i mitten drin, weil i der Kare bin ...»

«Hör auf damit!» Nun war Gustl vollgeladen, mit geballten Fäusten stützte er sich am Tisch auf. «Wenn der Gustl Junker es sich leicht macht, indem er sich über die kleinen Leute lustig macht, weil er sich nicht an die grossen traut, kümmerts mich nicht. Aber bei unserem Vollmar ist das Opportunismus!»

«Sagen die Radikalen wie der Eisner aus Berlin!» warf Lettenbauer halblaut in das betretene Schweigen, das Gustls Zornausbruch folgte. Damit hatte er das richtige Wort gefunden, um einen aufkommenden Streit unter den Genossen zu bremsen und die Debatte über das schwelende Unbehagen mit dem alten Mann am Walchensee noch einmal hinauszuschieben. Berlin! damit wollte in München niemand etwas gemein haben. Berlin, das war Kaiser Wilhelm II., den man im vergangenen Jahr zur Grundsteinlegung des «Deutschen Museums» in der Stadt gehabt hatte, wo er sich voller Herablassung über die «Provinzhauptstadt» geäussert hatte. Nein, mit dem Hinweis auf den Eisner aus Berlin war Gustl der Wind aus den Segeln genommen.

Für diesmal gab Gustl es auf. Sein Hinweis, die in dem Lied geschmähten Bauarbeiter wären doch immerhin diejenigen gewesen, denen die rasch gewachsenen neuen Stadtviertel, die noble Maximiliansstrasse und die Isarbegrädnung ihre Existenz verdankten, war schon Rückzugsgefecht. – So war das eben: Der grosse Alte auf seinem Gut am Walchensee regierte die bayerische Sozialdemokratie wie der Prinzregent das Bayernland, linke Tendenzen kamen aus dem Norden, aber auch der preussisch-stramme Militarismus. Mit «Suprema lex régis voluntas» trug sich der Kaiser bei einem weiteren Münchenbesuch ins goldene Buch der Stadt ein – dass der Wille eines Herrschers oberstes Gesetz sein sollte, verstärkte die bayerische Abneigung gegen den «ausländischen Norden» noch mehr. Nur Leute wie Bammes, die das Unterscheiden gelernt hatten, setzten sich mit den Kritikern am SPD-Kurs unvoreingenommen auseinander. Oder war er auch ein Radikaler?

Nicht mit der sonst üblichen Gelassenheit machte Bammes Gustl Kühn mit einem Vorfall an seiner Schule vertraut, lief dabei mit fahrigen Bewegungen in seinem anspruchslosen Untermieterzimmer herum. «Du kennst doch den

Glasl? Ja, den, der einmal bei dir im Betrieb Verbandsobmann für die Buchdrucker war. Jetzt ist er Mitglied der Schulkommission der bayerischen Prinzipalsorganisation. Dass er einmal bei einer Gewerkschaft organisiert war, hat er vergessen. Meine Entlassung verlangt er!»

«Aber das kann er doch gar nicht, oder?»

«Mein Schulvorstand und Professor Godron von den Fachschulen in München halten zu mir. Sonst wäre ich schon hinausgeflogen, und kein Hahn würde mehr nach mir krähen!»

«Was hast du dir denn zuschulden kommen lassen?» wunderte sich Gustl und bereute, dass er auch gleich eine Schuld bei seinem Freund suchte.

«Einseitig beeinflusst habe ich angeblich die Lehrlinge. Weil ich ihnen das Aufsatzthema ‚In welcher Weise sorgt der Verband deutscher Buchdrucker für seine Mitglieder‘ gegeben habe. – ‚Die Sozialgesetzgebung, ein Geschenk Bismarcks an die deutschen Arbeiter‘ ist ein Thema, das auf dem Schulplan steht. Ist das vielleicht keine Einseitigkeit?»

Am Stammtisch, zu dem Gustl diese Neuigkeit brachte, fand das Verhalten seines Freundes aus dem Sanatorium nicht allgemein Zustimmung. Postschaffner Löffler meinte: «Als Lehrer muss er eben wissen, was er machen darf und was nicht!» Der alte Lettenbauer wiegt bedenklich seinen Graukopf und nörgelt: «Das kann er schon der Gewerkschaft überlassen, wenn die Lehrlinge einmal hinkommen.» Nur Buttenhauser, der noch nicht zu lange aus der Schule war, brachte für den Bammes Verständnis auf. «Ich wäre froh gewesen, wenn wir so einen Fachlehrer gehabt hätten.»

Seit Sophie und Betty schulpflichtig sind, hat Gustl sie nach München geholt. Dem Betrieb in einer Dorfschule traute er nicht, er kannte ihn ja aus eigener Anschauung und glaubte nicht, dass sich inzwischen viel geändert hätte. Viel hatte er dazu lernen müssen, seit er in die Stadt gekommen war, die Schlachten aus dem Krieg 70/71 hatten ihm wenig geholfen. – Dafür war Minna nach Steinbach geschickt worden, um in der guten Landluft kräftig zu werden. Immer noch hockten sie in der engen Wohnung zusammen, in der auch noch Zigarrenwickel geschnitten wurden. Inzwischen war auch der ersehnte Sohn eingetroffen. August hatte er ihn genannt, Gustl, wie er selber. Mit der Genossenschaft ging es nun auch vorwärts, das weite Geviert der Grundmauern stand bereits, und langsam wuchsen auch die Mauern heraus, inmitten der Schafweiden. Besonders die Eingesessenen, die Dreiquartelprivatiers mit eigenem Haus-

besitz, lachten noch über die Bautafel mit der Aufschrift «Arbeiter-Wohnungsbau-Genossenschaft Ludwigsvorstadt». «Werden bald auf die Gant kommen, die Notnickel», meinten sie, und «Dass sowas Neumodisches überhaupt erlaubt wird, sowas von droben runter?» Sie dachten dabei mit Sorge an ihre eigenen Mieteinnahmen, die dadurch vielleicht schon bald nicht mehr willkürlich zu erhöhen seien. – Gustl hoffte, dass bald eine Hauszeile fertig würde, damit er mit seiner Familie zu einem gesünderen Domizil komme.

Nordwind – Südwind

Wenn in München der Wind von Süden kommt, von Afrika her, dass er über die hohen Alpengipfel steigen muss, sich dann ermattet, aber immer noch voll Temperament ins Voralpenland fallen lässt, dann spüren es die Leute. Kopfweh, sagen die Empfindlichen, bringe dieser Südwind, den man Föhn nennt. Bammes aber brauchte sich über Glasl und seinen Antrag, ihm seine Stelle als Fachlehrer zu nehmen, keine Kopfschmerzen mehr zu machen. Sein Schulvorstand hatte sich gegen den ultramontanen Buchdrucker durchgesetzt.

Ein scharfer Wind aus dem Norden veranlasste ihn jedoch zu raschen Überlegungen. Der Kaiser in Berlin mischte sich in einen Streit zwischen Marokko und der französischen Republik ein, schickte 1911 ein Kanonenboot vor die marokkanische Hafenstadt Agadir, als ob es nicht so schon genügend Gründe für die Franzosen gab, dem deutschen Reich übel zu wollen. Was hiess übelwollen – einen Kriegsgrund anzunehmen, dass die Bayern wieder für die Preussen die Turkos und Zuaven machen mussten, wie es das riesige Schlachtenpanorama im Rundbau auf der Theresienwiese zeigte, «Die Bayern bei Weissenburg 1870». Kriegsfreudig waren nur ganz wenige Bayern, trotz der Militärübungen und glanzvollen Paraden in und um München in den letzten Jahren. Also würde man es denen auch zeigen können, dass es so wäre.

«Marokko, das ist weit weg!» bekam Bammes von Gustl zu hören und «Die Isar herauf kommen keine Kanonenboote.» Aber dann war es Gustl, der seine Brüder beredete, auf die Demonstration gegen die Marokko-Provokation mitzugehen. Martin war schnell überzeugt, aber Fritz zögerte lange, bis er zusagte. Gustl meinte Rindlbacher zu hören, soviel hatte Fritz schon von seinem Schwiegervater angenommen.

«Wir haben doch unsere Abgeordneten im Reichstag und im Landtag. Zu was sollen wir uns dann auf der Strasse zusammenrotten? Die Leute haben sich daran gewöhnt, dass wir eine Partei sind, wie jede andere auch. Durch eine Demonstration werden die nur wieder gegen uns eingestellt.»

«Ausser uns Sozialdemokraten macht keiner eine Demonstration, da hast du recht, aber von wem sonst erfahren die Leute, dass sie vom Norden her in den Krieg hineingesteuert werden? Und dann auch, sollen die französischen Arbeiter glauben, das Volk bei uns lässt sich so ohne Weiteres auf sie hetzen?» Gustl las es am gleichgültigen Gesicht seines Bruders ab, dass der so nicht zu packen war. Also andersrum! «Was machen deine zwei Buben? Hast den Kleinen auch schon aus dem Gröbsten heraus?»

Das war etwas, worüber Fritz gerne und viel redete. «Der Kleine wird, das kann ich dir versprechen. Franziska schaut gut auf, dass er gesund und kräftig wird. Mit dem Grossen ist das doch nicht so gegangen, weil wir damals ziemlich knapp waren, für seine fünf Jahre ist der noch recht schwächlich, in den müssen wir etwas mehr hinfüttern.» «Wie heisst denn jetzt eigentlich dein Jüngster?»

«Georg nach unserem Vollmar und Wilhelm...» Fritz stockte mitten im Satz und schielte nach Gustl, aber der ergänzte: «Nach dem Kaiser, kann ich mir denken. Ist ja auch wurscht, aber dass ihm sein Namenspatron den Vater wegholt, in eine Montur steckt, finde ich gar nicht gut!»

Franziska hatte sich bisher aus dem Männergespräch herausgehalten, inzwischen am Herd herumgewirtschaftet. Jetzt setzte sie dem seltenen Besuch eine Tasse Malzkaffee mit viel Milch vor. «Der Fritz hat doch seinen Militärdienst hinter sich, ist ein Reservist, und Familienväter holt man doch nicht gleich, oder?»

Gustl gefiel sich nun gar nicht mehr in seiner Rolle als Agitator, erst einmal rührte er umständlich die Tasse um, schlürfte von dem heissen Getränk, dessen Süsse er nicht schätzte. Bruder und Schwägerin erwarteten aber seine Antwort. Hätte er es bloss sein lassen, auf einen mehr oder weniger bei der Demonstration kam es nicht an. «Reservist? Reserve für was? Du bist ja zu Hause aufgewachsen, hat dir unser Vater nie erzählt, wie es 70/71 war? Hat er dir nichts von den Familienvätern gesagt, die damals zu Krüppeln geworden sind?»

«Pscht! Nicht so laut!» sorgte sich Franziska um den Schlaf der Kinder im Schlafzimmer nebenan, und «Wird doch nicht gleich Krieg werden?»

Gustl merkte, dass er bei ihr schon halb gewonnen hatte. «Eben dass es keinen gibt, müssen wir jetzt auf die Strasse!»

«Da kommt der Fritz auch, oder, Fritz?»

Die Zirkuswiese unterhalb der Bierkeller wurde anderntags zu klein für die Masse der Leute, die dem Demonstrationsaufruf gefolgt waren. Gustl und Martin gingen gemeinsam hin, und in der Mitte der Menge trafen sie auch Fritz, dem es unangenehm gewesen war, am Rand auf sie zu warten unter den prüfenden Blicken der Polizisten, die den Platz umschritten. «Habt ihr gesehen, unser Schwager Hans hat auch Dienst. Sogar zugenickt hat er mir, wie ich an ihm vorbeigekommen bin.»

Als sich der Zug von ungefähr zehntausend kriegsunwilligen Münchnern in die Stadt hinein in Bewegung setzte, trafen sie auch auf Gustls Freund Bammes, der es aus Besorgnis um seinen Hauptlehrerposten ebenfalls vermieden hatte, sich am Rande der Demonstration sehen zu lassen. «Das sind nicht lauter Sozialdemokraten?» erkundigte sich Gustl bei ihm. Bammes erläuterte, dass so eine Sache eigentlich alle angehe und konnte ihm sogar einige Schwabinger mit Namen nennen, die sich dem Zug angeschlossen hatten. Literaten, wie den Landauer und den Eisner aus Berlin zeigte er ihnen, und sogar Fritz fand, dass bei solchen Teilnehmern sein Mitgehen gar nicht so radikal erscheinen konnte. Die Polizisten lenkten den Protestzug ausserhalb der Landtagsbanne in Seitenstrassen. Die mittelalterliche Enge dieser Gassen beunruhigte ihn dann gleich wieder. «Habt ihr vergessen, was der Zar in Russland im Fünferjahr mit so einer Demonstration hat machen lassen?» Oder schien das nur so, wollte er nun, da er einmal mitgegangen war, die Gefahren einer solchen Aktion besonders hervorheben, seine Furchtlosigkeit? Sollte sich einer auskennen mit dem Fritz!

Vor dem neugebauten Rathaus mit dem Glockenspielturm sprach Auer zu den Kundgebungsteilnehmern. Kräftige Worte fand er für das preussische Säbelrasseln, mahnte am Schluss aber auch zur Besonnenheit. So gingen sie anschliessend auseinander, ohne sich um die breitbeinig postierten Polizisten zu kümmern, die sie mit geringschätzigen Blicken belegten. Heimzu schloss sich ihnen noch Jakob Kühn an, ihr Onkel Jakob. Gustl kannte ihn noch flüchtig von den Familienfeiern, als Onkel hatte er ihn nie empfunden, eher wie einen älteren Bruder. – Über seine Arbeit in der Gummifabrik plauderte er, von den Luftschiffhüllen, die bei ihnen gefertigt wurden. Unversehens waren sie wieder beim Thema Krieg. «Auf dem Oberwiesenfeld vor dem Kasernenviertel ist der erste Luftschifflandeplatz eingerichtet worden. Was meint ihr, ist das Zufall? Wenn sie den nächsten Krieg auch noch in der Luft führen, wird es fürchterlich!» Jetzt war es Martin, der unbedacht den Draufgänger zeigte: «Wir brauchen uns nicht fürchten. Mit dem Zeppelin sind wir den anderen voraus. Und Schiffe werden jetzt auch gebaut!» –

«Euch geht es wohl zu gut, dass ihr euch einen solchen Luxus leistet, dafür blecht?» wurde Jakob ernstlich ärgerlich. «Lass nur, der meint es nicht so,» besänftigte Gustl und entdeckte bei dem um nur einige Jahre älteren plötzlich doch onkelhafte Züge. Vielleicht folgte er auch deswegen nicht sobald seiner Einladung, ihn einmal zu besuchen.

Als Gustl Kühn zusammen mit Frau und Kindern endlich einmal den Weg über die Donnersberger Brücke über die Bahnlinien zu dem neuen Miethaus, in dem Onkel Jakob eingezogen war, fand, da sprach in München keiner mehr von der Demonstration und der Kanonenbootpolitik des Kaisers. Sogar Anni redete mit ihm über die Erbfolge der Wittelsbacher, als ob sie eine Prinzessin aus höchstem Hause wäre. Prinzregent Luitpold, der für den geisteskranken Otto regierte, ging nun ins 91. Lebensjahr, auch Prinz Ludwig war schon ein reichlich betagter Herr, da erwarteten viele, dass bald der militante, beinahe preussisch-straftige Prinz Rupprecht den Thron besteigen würde. «Mit einem jungen und energischen Herrscher bekommt Bayern wieder mehr Eigenständigkeit», vermutete Anni, brachte damit Gustl zum Widerreden, dass die Zeiten für eine solche Eigenständigkeit für immer vorbei seien. Unter solchen Gesprächen gelangten sie bis vor die Wohnungstür von Onkel Jakob.

«Schön, dass ihr doch einmal hergefunden habt zu uns», freute er sich. Seine einzige Tochter, ungefähr mit Sophie im selben Alter, packte gleich ihren Puppenwagen aus und wurde mit Sophie und Betty in den Hof zum Spielen geschickt. Anni musste mit Jakobs Frau die für einen Arbeiterhaushalt reichlich aufwendige Wohnungseinrichtung bewundern, danach setzten sich die Erwachsenen zum Kaffee zusammen.

«Ihr habt doch mehr Kinder?»

Anni sagte schnell «vier!», vergass Amalie mit Absicht und beantwortete weitere Fragen der Gastgeberin, bevor sie gestellt wurden. «Minna und Gustl sind in Steinbach gut aufgehoben. Ich geh' in die Fabrik, sonst langt das Geld nicht, die zwei grossen sind nach der Schule in der evangelischen Anstalt. Auch daheim können die schon was helfen.»

«In der Kinderanstalt von der Kirche?» vergewisserte sich Onkel Jakob. Eifrig bestätigte Anni nochmals: «Ja, bei den Evangelischen. Ich bin ganz zufrieden damit.»

Gustl merkte, dass Jakob dazu etwas auf der Zunge lag. Aber erst, nachdem die Frauen mit dem Kaffeegeschirr aus der guten Stube in die Küche verschwunden waren, kam der Onkel mit der Sprache heraus. «Gefällt es dir eigentlich auch, wenn deine Kinder lernen, für den Kaiser zu beten, beten lernen überhaupt?»

«Schadet's den Kindern, wenn sie davon auch was erfahren? Später finden sie sich dann schon zurecht und legen den Religionskram ab wie ein altes Gewand.»

Jakob nickte. «So meinen es alle, sagen es alle – und es stimmt nicht. Irgendwas wird schon hängen bleiben von der christlichen Erziehung, die so christlich auch wieder nicht ist, eher kirchenfromm. Hast du schon was gesehen von der Enzyklika des Papst Pius X.? Das Seelenheil eines rechtgläubigen Arbeiters sei bedroht, steht da, wenn er mit ungläubigen Kollegen zusammen in einem Verband ist. Sogar mit nichtkatholischen Arbeitern darf er bloss im Notfall zusammengehen, nur, wenn es am Ort gerade keinen katholischen Gesellenverein gibt. Und was ist mit dem Seelenheil eines katholischen Fabrikanten, wenn er mit fremden Pfunden wuchert, sich ganz ohne Nächstenliebe keinen Gedanken macht über die halbverhungerten Kinder der von ihm Ausgebeuteten? – Aber der Kirche geht es ja nicht um das Seelenheil von irgendjemandem. Aufspalten wollen sie die Arbeiter, damit sie nicht gemeinsam gehen und damit etwas erreichen können. Da siehst du, auf welcher Seite die Kirche ist.»

«Die Kirche ist eben noch mächtig, da kann man nichts dagegen machen, bei uns in Bayern schon gar nicht.»

Jakob war mit Gustl nicht zufrieden. «Da kann man schon was machen: Austreten!»

«Bist du denn schon ausgetreten?»

Jakob schüttelte den Kopf. «Aber ich werde austreten und meine Frau auch, sobald unsere Tochter aus der Schule ist. Bloss, damit man die nicht schikaniert, deswegen.»

Die Wochen danach beobachtete Gustl argwöhnisch alles, was auch nur im Entferntesten mit der Kirche zu tun haben könnte. Die bigotte Heuchelei mancher Dreiiertelprivatiers zum Beispiel war ihm längst bewusst geworden, aber nun stiess er auf weniger Oberflächliches. Merkte, dass die Zahl der Religionsstunden in der Schule denen der Rechenstunden gleich war, dass in den Schulzimmern ein Kreuz hängen musste, liess sich sagen, dass die Worte «Gib dem Herrn, was des Herrn ist und dem Kaiser, was des Kaisers ist» auch auf die Fabrikanten angewandt wurden, dass Stillhalten mit dem Glorienschein der christlichen Demut geziert wurde. Er gab im Stillen nun seinem Onkel Jakob recht, aber da seine eigenen Kinder noch längere Zeit der Schule, damit auch den Schikanen rachsüchtiger Kircheneiferer ausgeliefert waren, konnte er noch nicht so bald an einen Austritt denken. So füllte er mit seinem Zorn ein Blatt Papier.

«Jugendfürsorge –

Also sprachen einst die Frommen:
Lasst die Kindlein zu uns kommen,
Dass wir ihre schwachen Seelen
Mit dem Worte Gottes ölen.
Mit Gesang und mit Gebeten
Ihren Geist zusammenkneten,
Und damit sie nicht zu schlau
Sie verprügeln braun und blau.
Nimmer soll der Satan rauben
Ihnen dann den rechten Glauben.
Jedes wird ein gutes Schaf:
Arbeitswillig, dumm und brav.»

Gustl Kühns erste kurze Geschichten und Gedichte verdankten ihr Entstehen dem Überfluss an Zeit im Sanatorium und der Anregung Bammes. Gustl schrieb auch danach noch hie und da etwas nieder, was ihn bewegte, sammelte die Blätter in einer leeren Zigarrenkiste, die ihren Platz auf dem Kleiderschrank hatte. Mit diesem neuen Gedicht aber besuchte er einmal Bammes. Dessen Bescheid: «Das kann man brauchen!» nachdem er es einmal überflogen und dann noch einmal laut gelesen hatte, überraschte ihn, ja erschreckte ihn im ersten Moment.

«Meinst du wirklich?»

«Ja, das meine ich. Die im Verband organisierte Jugend bringt eine eigene Zeitschrift heraus für die Fachschule. Wenn du mir das Gedicht lässt, würden die es bestimmt drucken.»

Es gehörte nicht zu Gustls Art, sich zu zieren, ohne Weiteres überliess er es seinem Freund, freute sich auch über die Aussicht, sich einmal gedruckt zu sehen.

Ein ultramontaner Wind blies ihm etliche Wochen später ein amtliches Schreiben auf den Küchentisch. Seit seiner Einberufung zum Militär hatte er kein solches Schriftstück mehr bekommen, das er dem Postboten quittieren musste. «Landgericht München ... wegen des vollendeten Tatbestandes der Kirchen- und Religionslästerung unter dem erschwerenden Umstand der Jugend Verhetzung ...»

Natürlich hielten ihm die Genossen für seinen Termin vor Gericht die Daumen. Verständnis für sein Delikt fand er jedoch bei ihnen wenig. Wegen Geschriebenem angeklagt zu werden, das war etwas für Studierende, für Schwabinger. Von denen hatte man schon oft derartiges gehört. Lediglich Buttenhauser und der noch jüngere Heini Stiegler, der noch nicht einmal seine Lehre abge-

schlossen hatte, standen ganz zu ihm und fanden seine Zeilen gut. Erst bei der Verkündung des Urteils aber wurde ihm selbst bewusst, welche Waffe das geschriebene Wort war. «... sechs Wochen Gefängnis, die zur Bewährung ausgesetzt werden unter der Voraussetzung, dass sich der Angeklagte fernerhin ähnlicher Pamphlete enthält...» – Ein hoher Preis für seine ungelungenen Worte, im ersten Zorn hingeschrieben. Wie mussten die Mächtigen im Norden wie im Süden doch davor Angst haben, dass das Volk den Mund auf tat! Plötzlich fühlte er aus seinen schrundigen Fäusten eine Kraft nach oben steigen, ohne zu überlegen, trat er auf den Richtertisch zu: «Ich möchte auf eine Bewährung verzichten!»

Konsterniert starrte ihn der Mann in der Robe unter dem Kreuz hervor an. «Aber wieso denn ...?»

Auch der Staatsanwalt, zuvor bemüht, sein Vergehen zu riesigen Dimensionen aufzublasen, beugte sich nun überrascht zu ihm herunter, pries ihm das Entgegenkommen der Staatsgewalt eindringlich an, wie eine Standlfräule vom Viktualienmarkt eine überständige Gans einer unsachverständigen Kundin. Sein trotziges Kopfschütteln bewirkte, dass sich die Robenträger hinter der Rechtsbarrikade flüsternd verständigten, ihn dann nach Hause entliessen mit der Ankündigung, dass ihm das schriftliche Urteil zugeschickt würde.

Staatsräson und Kirche, Nordwind oder Südwind, wer hatte ihn zum ersten Mal gezaust? Aufrecht, mit kräftigen Tritten, dass der Klang seiner Absätze auf dem Steinboden des Korridors hallte, marschierte er zum Ausgang des Justizpalastes. Eine neue Erfahrung hatte er gemacht, vielleicht fielen ihm dazu neue Worte ein ...

Zu früh gefeiert

«Zünftig», lobte der alte August Kühn, «ihr Jungen werdet richtig Eingesesene!» Er hatte es sich nicht nehmen lassen, mit Gustl und Anni zum Richtfest der ersten Firste zu kommen, unter denen bald die Mitglieder der «Arbeiter-Wohnungsgenossenschaft Ludwigsvorstadt» ihr Zuhause finden sollten. Zwischen aufgeschaukeltem Grundaushub und Mörtelpfannen waren aus Bauschragen provisorische Tische und Bänke zusammengestellt. Aus einem Hundertliterfass wurde Freibier abgezapft, Bauleute und Mitglieder sassen zusammen

und sangen «Brüder, zur Sonne...», und eine kleine Blasmusik intonierte, nicht immer klangrein, die populären Märsche des Teerpappen-Beck, obwohl die von manchen nicht als passend empfunden wurden. Ein Volksfest!

Auch ein alteingessenerer Dreiquartelpriwatier stolzierte auf der Baustelle herum, die Melone in den Nacken geschoben, die kaltgewordene Zigarre im Mund. «Respekt, Respekt! Jetzt werdet ihr uns Hausbesitzer bald nicht mehr brauchen», brummelte er vor sich hin. Seine Anerkennung nahmen die Genossenschaftsmitglieder gelassen an. Wussten sie doch selbst, dass in dem Neubau zu jeder Wohnung eine einliegende Toilette gehörte – in den meisten Miethäusern im Viertel teilten sich die Bewohner eines Stockwerks in einen Wasserhahn und ein Klosett. Gasbeleuchtung sollten die Häuser bekommen, sobald die Leitungen in die Schwanthalerhöhe herausreichten. Jede Partei würde zur Küche noch zwei Zimmer haben, drei lichte Höfe zum Wäscheaufhängen und für die Kinder als Spielplatz würden da sein. Da konnte man stolz sein und feiern. Seinen alten Freund Lettenbauer traf August Kühn unter den Bauleuten, noch immer schreinerte der, trotz der Gicht in den Händen. Zwei Jungen stellte er ihm vor, seinen Sohn, der auch Schreiner geworden war und einen Neffen, der das Fliesenlegen gelernt hatte. Der alte August Kühn lobte die stämmigen Burschen, und Lettenbauer war sicher: «Die werden ihren Weg machen!» Als Gustl Kühn ein Gedicht auf die Gründung der Genossenschaft vortrug, in der Mundart Münchener Vorstädte, steinbayerisch, gab Lettenbauer das Lob zurück: «Du hast aber auch einen schlaun Kopf zum Sohn. Ich meine, die werden schliesslich das erreichen, was wir angefangen haben.»

Das Fest zog sich hin, Anni musste zwischendurch heim, um die beiden Mädchen ins Bett zu bringen. Die Musikanten spielten ab und zu ländlerisches auf, junge Paare stampften tanzend die aufgerissene Erde glatt; niemand störte es, dass sich Lehm an die Absätze klebte. Der Mond schien durch die noch leeren Fenstervierecke, machte die Mörtelfugen zwischen den roten Ziegeln leuchtend, als Gustl und Anni den Heimweg fanden. Ein paar Monate noch, den Winter würde man vorbei gehen lassen, dann konnten die ersten Mitglieder in die eigenen Häuser einziehen. Vier Stockwerke übereinander und doch eigen!

Buttenhauser war der erste, der bald danach jeden Abend zu dem Rohbau an der Ganghoferstrasse ging. Nicht aus Neugier, seine Ungeduld hatte einen besonderen Grund. Geheiratet hatte er in diesem Jahr 1912. Im Haus neben den Rindlbachers, nahe der Schule, war er einstweilen untergekommen, in einem einzigen, aber grossen Zimmer und mit eigenem Eingang vom Treppenhaus. Auch ein Kind war schon unterwegs, was den Hausbesitzer aber nicht hinderte,

ihm das Zimmer aufzukündigen, nachdem ihm zu Ohren gekommen war, dass Buttenhauser Genossenschaftsmitglied geworden war. Deshalb stand der nun jeden Abend vor dem Rohbau, ungeduldig nachsehend, welche Fortschritte die Handwerker tagsüber gemacht hatten.

«Gustl, stimmt es, dass du auch zu den Genossenschaftlern gehörst?» Der Werkzeugfabrikant und Hausbesitzer Grohmann musste ihn abgepasst haben, so unvermittelt war er zuvor noch nie vor ihm gestanden, wenn er von der Arbeit kam. Gustl fiel Buttenhauser sofort ein, wie er zum heiligen Abend eingezogen war in eine Wohnung, in der noch die Nässe des frischen Wandverputzes eisige Muster bildete. Kokskörbe voll heisser Glut hatten ihm die Bauarbeiter hineingestellt, der Kachelofen in der Küche hätte nicht ausgereicht, die Räume zu erwärmen.

«Ja, Herr Grohmann, aber ein halbes Jahr möchte ich schon noch bei Ihnen Miete zahlen.»

«Herr Kühn! In meinem Haus bleibt kein Genossenschaftler! Am nächsten ersten ist für Sie der letzte. – Den rechtschaffenen Hausbesitzern die Miete kaputt machen, was ihr euch da eigentlich einbildet? Wir müssen schliesslich von unserem Besitz leben!»

Auch das Haus bei Buttenhauser um die Ecke in der Gollierstrasse war bei Gustls Einzug nicht vollständig fertig. Statt einer Treppe mit Geländer führte noch die roh gezimmerte Baustiege hinauf in den dritten Stock. Martin war nicht der Genossenschaft beigetreten, konnte sich nicht mit seinem Hausbesitzer anlegen. Deshalb schob er mit dem jungen Lettenbauer zusammen auf einem zweirädrigen Handkarren seine Habe die Strasse herauf. Nicht ungefährlich war es dann, die Möbel über die Bohlenstege hinaufzutragen, bei jedem Schritt gaben sie schwingend nach. Aber als es geschafft war, trat Gustl mit Anni auf den eingefassten Küchenbalkon hinaus, legte seinen Arm um sie. «Südseite, viel Sommersonne werden wir hier heroben haben. Minna und Gustl sollen bald heimkommen, brauchen nicht mehr bei fremden Leuten aufwachen. Auf den Balkon stellen wir Blumenkästen, Geranien, rote, unten im Hof sollen noch Bäume und Büsche angepflanzt werden. Da können wir uns auf lange Zeit einrichten.»

Vierzehn Mark und achtzig Pfennige zahlten sie nun für zwei halbwegs geräumige Zimmer und eine Küche mit Balkon und Speisekammerchen, Keller und Speicherabteil. Nicht mehr, als man in den privaten Miethäusern rundherum schon für ein Zimmer und Küche mit Klo auf dem Treppenabsatz und Wasser vor der Wohnungstür schuldig war. Rundherum? Die Strassen führten schon die Namen von alteingesessenen Bürgerfamilien aus dem Mittelalter. Die

Golliers waren Weinhändler gewesen, Kazmaier Ratsmitglied wie der Gerold, Ganghofer der Baumeister der Frauenkirche. Von der Ganghoferstrasse an hatten die Schafweiden bis zur katholischen Kirche hinaus gereicht, die, flankiert von der Schule, frei an einem mit Kastanienbäumen bestandenen Platz dalag, rund und gedungen wie eine brütende Henne. Jetzt schaute der Block der Genossenschaft trotzig zu ihr hinüber, wuchtig wie eine Burg, mit breiten, zwei-flügeligen Toreinfahrten, damit die Aschentonnenwagen zu den Tonnenhäuschen im Hof hindurch konnten.

Muss man da mitmachen?

«Wir machen eine Tauffeier mit Taufessen und so...» Anderl Warz gewann Fritz Kühn als Paten für seinen ersten Sohn. Gustl und Martin staunten nicht wenig über die von Anderl geäußerte Absicht, mit dem herausgeputzten Täufling über den Platz mit den Kastanien hinüber zur Kirche zu ziehen. Anderl entschuldigte sich: «Nicht, dass ich jetzt katholisch geworden bin, aber ich wohne doch neben meinem Schwiegervater ...»

Bei den Zusammenkünften im Sektionsnebenzimmer musste Anderl sich immer öfter darüber ärgern, dass ihm der Genosse Löffler, sein Schwiegervater, beisprang, wenn er von den anderen in kritische Gespräche gezogen wurde. So auch jetzt wieder. An den verstohlen grinsenden Gesichtern der ihm gegenüber Sitzenden merkte er, dass der Oberpostschaffner schon vom Nebentisch aufstand und herüberkam. «Das ist nämlich so:» Löffler hatte seinen Schwieger-sohn gar nicht erst aussprechen lassen – bevor er etwas Falsches sagte! «Unser Hausbesitzer ist von Beruf Glockengiesser, da hat er natürlich die Kirchen zu Kunden. Bei der Fronleichnamsprozession ist er immer um den Pfarrer herum. Deshalb müssen wir dem schon entgegenkommen, meinen Enkel zur Taufe bringen.»

«Seid ihr ihm Miete schuldig?» vermutete Gustl, und Löffler war nicht sicher, ob er das im Ernst fragte. Er wollte sich schon eine Antwort schenken, aber im Weggehen fiel ihm noch etwas ein. «Ihr in der Genossenschaft lebt jetzt auf eurer Insel und meint, ihr braucht euch um nichts mehr zu kümmern, was um euch herum vorgeht.»

Fritz Kühn wollte beobachtet haben, dass der Stadtpfarrer von St. Rupert

nicht wenig erstaunt gewesen sei über die Versammlung der Sozialdemokraten rund um sein Taufbecken. «Solche Augen hat er gemacht, misstrauisch überall genau hingesehen, als ob er gefürchtet hat, wir legen ihm eine Bombe in die Kirche», machte sich der Taufpate über seine Mitwirkung bei der Zeremonie lustig, als sie danach bei Löffler in der guten Stube um den Tisch sassen.

Gustl war nicht mit in die Kirche gegangen, deshalb überraschte es ihn, wie lustig das von den anderen genommen wurde.

«Hochwürden ist nichts passiert. Jetzt weiss er, dass wir gar nicht so schlimm sind, wie er sich das vorgestellt hat. Vielleicht brauchen wir für die nächste Maifeier einen Pfarrer, der uns einen Feldgottesdienst abhält, dann nehmen wir ihn. – Jetzt, wo wir mit polizeilicher Genehmigung auf die Theresienwiese dürfen!»

Martin selbst lachte am meisten über seinen Witz, den Löfflers war er zu pietätlos, und Gustl fand ihn nicht zum Lachen – nach seinen Erfahrungen mit der Kirche. Dann erinnerte er sich an das Bild vom 1. Mai 1910, wo sie zum ersten Mal auf der Wies'n feierten und an die zahlreichen Melonen und Gehröcke der Versammelten. Auf den ersten Blick hätte man die Kundgebung mit einer Veranstaltung des Kolonialvereins verwechseln können. Bei näherem Hinsehen musste jedoch jeder merken, dass die guten Stücke beim Trödler eingekauft waren, beim Kleidertandler. Sogar mit roten Fahnen waren sie sparsam gewesen. – Nein, bis zu einem Gottesdienst würden sie die Anpassung an die Eingesessenen trotzdem nicht treiben.

Als sein Bruder Fritz dann auch noch versprach, dem Kind eine Firmungsuhr zu spendieren, wenn es einmal soweit wäre, da war das Unbehagen Gustls soweit gewachsen, dass er eigentlich herauswollte aus dieser Stube voll nachgemachter Kleinbürgerlichkeit. Aber bei den Frauen war das Gespräch auf die Preise gekommen, und Anderls Frau riet allen, dadurch zu sparen, dass sie dem Konsumverein beiträten. Anderl unterstützte seine Frau gleich sehr eifrig. «Mit einer eigenen Bäckerei hat es angefangen, jetzt produziert der Verein schon viele Dinge, Teigwaren zum Beispiel. Und die er noch nicht selber herstellt, werden im Grossen eingekauft. So liegt der Preis für fast alle Waren niedriger als bei den Krämern. Es lohnt sich, Mitglied zu werden – wenn wir genügend Läden eröffnet haben, werden auch die privaten Geschäfte mit den Preisen runter müssen, weil wir ihnen sonst die Kundschaft wegnehmen!»

«Wie soll denn das gehen?» Gustl gab sich ganz naiv und harmlos. «Bekommen denn die Verkäuferinnen des Konsumvereins weniger Lohn, auch die Einkäufer, die Bäcker, die Lageristen und die anderen, die man für so einen Handel

braucht? Oder geben uns die Mühlen das Mehl billiger? Wollen die am Konsumverein nichts verdienen?»

Anderl wischte diesen Einwand leicht vom Tisch. «Wir werden auch einmal Mühlen haben, dann fällt auch dieser Gewinn für eine private Tasche weg.»

«Ich versteh dich, wir kaufen so eine Mühle, die einem Mehlfabrikanten zu klein und zu altmodisch geworden ist. Von unserem Geld kauft er sich dann eine neue, um damit besser und billiger mahlen zu können. Wann werden wir denn die Fabrikanten eingeholt haben, wenn wir das überall so machen?»

Anderl Warz ärgerte sich jetzt über Gustls Aufsässigkeit. Er wollte sich als Aufsichtsratsmitglied für den Konsumverein aufstellen lassen und sich dafür durch eine grössere Zahl von Neuaufnahmen empfehlen. Drei, hatte er sich überlegt, würde er heute bei der Tauf feier dazuwerben, Gustl, Martin und seine Schwiegereltern. Vorsichtig wollte er nun abwarten, bis Gustl das Thema wechselte, denn im Daherreden war ihm dieser älteste Kühnbruder überlegen, dagegen kam er nicht an. Gustl tat ihm aber diesen Gefallen nicht. «Weisst', die Mühlen und auch die anderen Fabriken werden wir schon einmal haben. Weil sie uns ohnehin gehören, schau doch bei Marx nach. Aber die ein zweites Mal bezahlen, das werden wir nicht tun, oder wir sind keine Sozialdemokraten mehr. – Wenn aber das Brot im Konsumladen billiger ist, werde ich auch dort einkaufen, weil wir sparen müssen, nicht, weil ich an diesen Weg zum Sozialismus glaube.»

«Wer redet denn vom Sozialismus? Ich habe nur was vom Konsumverein gesagt!» war Anderl Warz eingeschnappt. «Ausserdem glaube ich schon, dass auch so ein Weg hinführt, wenn wir mit den Kapitalisten noch stärker in Konkurrenz kommen, solange, bis sie pleite sind!»

Gustl liess ihm nicht das letzte Wort in dieser Sache, das musste er noch richtig stellen. «Mit den Mitteln des Kapitalismus den Kapitalismus pleitemachen? Mit einem Sparverein vielleicht? Bis du eine Mark gespart hast von deinem Arbeitslohn, hat der Fabrikant durch deine Arbeit schon längst hundert verdient. Sag selbst, so geht's doch nicht!»

Anderl gab noch nicht auf, wenigstens die beiden anderen Beitrittskarten wollte er unterschrieben bekommen. «Und du bist bei der Wohnungsgenossenschaft eingezogen, ist das nicht genau sowas wie der Konsum?»

Gustl gab nicht gleich heraus, aber die übrige Runde forderte ihm mit erwartungsvollen Blicken seine nun zornig-laute Antwort ab: «Schon was anderes! Oder muss ich auch wegen einem Hausbesitzer hinter der Kirchenfahne herrutschen und den Taufzirkus mitmachen?»

Oberpostschaffner Löffler hatte genug. «In meiner Wohnung werden keine solchen Reden geführt. Ich bin auch Sozialdemokrat, kein schlechter, das wisst ihr. Den höchsten Beitrag zahle ich in der Sektion. Also hört auf mich und lasst es euch gesagt sein: Friedlich müssen wir in den Sozialismus hineinwachsen, ohne Rebellion und Blutvergiessen. Alles andere ist überholt. Vollmar hat das schon vor zwanzig Jahren gesagt!» Nervös spielte er dabei an seiner Uhrkette, Nickel mit Goldauflage, belauerte Gustl Kühn, ob ihm der noch mit einem Einwand daherkäme. Wie Kühn dazu ansetzte, erhob er sich schnell und klopfte an sein Weinglas, damit die Feierlichkeit wieder hergestellt wurde. «Liebe Freunde und Genossen, wollen wir heute doch die Politik aus dem Spiel lassen. Nur noch soviel: In München haben wir heute um die achtzehntausend eingeschriebene Sozialdemokraten, im Stadtrat sind wir vertreten und auch im Landtag. Wenn wir so weiter fortschreiten, haben wir eines nicht mehr zu fernem Tages die Mehrheit. – Allerdings müssen wir, um dahin zu kommen, uns der gedankenlosen Angriffe gegen Kirche und Religion zum Beispiel enthalten. Ich bin überzeugt, dass unser heute getaufter Enkel in eine bessere Welt hineinwachsen wird. Darauf lasst uns das Glas heben.» Gustl schluckte das Pathos der Rede und den in der Kehle kratzenden Wein hinunter. Bammes müsste er einmal davon berichten, was es so an Vorstellungen gab. Der konnte noch bessere Antworten geben, ob die bei Löffler und Warz und Rindlbacher verfangen würden?

Eine feste Säule

Bammes konnte alles wirklich treffend formulieren. «Militär, Beamte und Kirche sind die festen Säulen, die unseren Staat tragen», das war so einfach, Gustl bewunderte ihn immer wieder. Dass es so war, dafür lieferte ihm der Tod seines Vaters einen treffenden Beweis. Die Stiefmutter Rosalia war vierzehn Jahre mit ihm verheiratet gewesen, mit einem, der schon lange nichts mehr mit der Kirche im Sinn hatte. Aber Rosa Kühn wollte ihm doch ein christliches Begräbnis zukommen lassen, wie es der Brauch war. «Nützt es nichts, so schadet's auch nichts», meinte sie. Aber vergeblich war ihr Gang zu den Pfarrern in der Schwanthalerhöhe gewesen, umsonst ihre Tränen im Witwenschleier. Kein Geistlicher wollte den Sozialdemokraten, der zu Lebzeiten auch noch auf das

Sakrament der Ehe verzichtet hatte, nach kirchlichem Recht eine verbotene zweite Ehe eingegangen war, ans Grab begleiten. Genossen brachten für Rosa Kühn schliesslich eine tröstende Trauergemeinde zusammen, Franz Löffler sprach für den längst müde gewordenen Streiter einen Nachruf. Danach stand der Witwe noch eine andere, kaum weniger schwierige Auseinandersetzung bevor.

Packmeister August Kühn hinterliess einen handgeschriebenen Brief, in dem er verfügte, dass die Einlage auf seinem Sparbuch zu gleichen Teilen an seine Söhne August, Martin Karl und Friedrich und seine Töchter Wilhelmine-Sophie und Maria gehen sollte. Neben dem Sparbuch fand sich noch ein anderes Heft unter den gebügelten Sonntagshemden in der Kommode. «Mitgliedsbuch der Cassa für Alters-, Invaliden- und Reliktenversorgung für die ständigen Arbeiter der k. b. Staatsbahn-Verwaltung» besagte der Aufdruck in schnörkeliger Schrift. Zu seinen Lebzeiten hatte August Kühn nicht viel darüber gesprochen, nur soviel wusste Rosa, dass er seit 1877 in diese Pensionskasse gezahlt hatte, damit er mit 40% seines Lohnes in den Ruhestand gehen könne. Zwei Jahre hätte es noch gedauert, doch da war eine winterliche Grippe dazwischengekommen. Zwei Tage hatte er noch seinen Dienst in den zugigen Güterhallen versehen, am dritten war er zu Hause geblieben, vom Fieber gebeutelt, da half ihm auch Rosas Holundertee nicht mehr. Zäh wehrte er sich gegen das Sterben, widerwillig hörte er auf Rosa und schrieb den Brief wegen seines Nachlasses. «Lass das Spargeld den Kindern, für dich ist eine Pension da, wenn ich wirklich nicht davonkomme.»

«Herzliches Beileid, Frau Kühn», sagte der Schalterbeamte, nicht unfreundlich, aber ohne Anteilnahme. – Er hat ja meinen Mann gar nicht gekannt, entschuldigte ihn Rosa und streifte das Pensionskassenbuch noch glatt, bevor sie es ihm hinreichte. «Ja, gute Frau, und die Sterbebescheinigung, eine Heiratsurkunde, Geburtsurkunden der Kinder?» Daran hatte sie nicht gedacht, amtliche Gänge hatte immer August erledigt. Der Beamte streckte ihr ungeduldig die Hand hin, bereit, das verlangte zu nehmen. Rosa wurde ganz klein vor soviel Amt, kroch in sich hinein und entschuldigte sich: «Ich habe nicht gewusst, dass ich sowas alles brauche. Wie lange wird denn sowas dauern, ich meine, bis zum ersten ist noch genügend Geld da, aber dann ist die Miete fällig.»

Der Mann hinter dem Schalter wurde sichtlich noch grösser, füllte nun die ganze Fensterbreite aus. «Ja, Frau, das brauchen Sie aber, auch noch einen Erbschein, dann kommen Sie wieder vorbei.»

Gustl nahm der Stiefmutter die Wege zu den Ämtern ab, konnte es, weil er wieder Nachtschichten arbeitete und an zwei Tagen den Schlaf auf den Nach-

mittag verlegte. Und dann musste er ihr von dem geerbten Geld etwas ausleihen, weil sie erst im dritten Monat die Pensionszahlung bekam. Bald danach hatte er noch mehr Lauferei, für die er seinen Tagschlaf opferte. Sophie, seine älteste kam aus der Schule, und für sie wollte er einen Lehrplatz, damit sie einen richtigen Beruf erlernen würde. Umsonst lief er herum, denn Sophies Schulzeugnis war nicht so besonders – hatte sich ja niemand gross um ihre Schulaufgaben kümmern können. Die Tochter von Onkel Jakob war da besser dran, als einziges Kind war nach ihr mehr geschaut worden, und jetzt musste man auch das Lehrgeld zahlen, wenn sie Friseurin wurde.

Weil sich nichts anderes gefunden hatte, nahm Anni ihre Tochter mit in die «Friedrich Erb Tabakfabrik». Sophie ging nicht ungern dahin, weil sie da wenigstens noch die Mutter in der Nähe hatte; besser als die Halbschwester Amalie hatte sie es schon getroffen, denn die war überhaupt nie zu Hause gewesen, und nun war sie zwar bei einer vornehmen Familie, aber eben als Dienstmädchen. Freilich, schöner hätte sie es schon gefunden, wie Onkel Jakobs Anni in der nobel ausgestatteten Umgebung eines Frisiersalons mit vielen Spiegeln und blitzendem Messing und Nickel den eleganten Damen der Gesellschaft die Haare nach der neuesten Mode zu richten – und hie und da sogar mit einem kleinen Trinkgeld bedacht zu werden. Aber es stärkte ihr Selbstbewusstsein sehr, dass sie in der Tabakfabrik mit flinken und kräftigen Fingern bald zu denen gehörte, die die meisten Rillen auf den Formbrettern füllte, die dann zu fertigen Stumpfen gepresst wurden. Bald hatten auch ihre zu Zöpfen geflochtenen Haare den Geruch nach Fermentierung und Tabakstaub angenommen, der nicht einmal vom gründlichen Waschen wegging, und sie trug nun auch sonntags die rote Nelke über dem Ohr, damit ihr starker Duft den Fabrikgeruch überlötete. Sie füllte mit ihrem Lohn die Familienkasse besser auf, als es mit einer Lehre möglich gewesen wäre, und die Mutter, die auch ihren Lohn in Empfang nahm, achtete genau darauf, dass bei ihrer Abrechnung kein Pfennig fehle.

Die Arbeiterinnen aus der christlichen Gewerkschaft steckten sich weisse Nelken in die Frisur. Für den 1. September im Jahr 1913, einem Montagabend, hatten die von der christlich-nationalen Arbeiterschaft – so nannten sie sich – eine Versammlung im Hackerkeller angekündigt, auf der sogar der Erzbischof Dr. von Bettinger sprechen sollte. «Was der wohl zu sagen weiss über Arbeiterfragen?» frotzelte Gustl seine Frau, als die ihre Absicht äusserte, hinzugehen, weil man es genau wissen wollte, wie es bei denen zugeht. Natürlich begleitete sie Gustl dann doch hin. Im Musikpavillon unter den stellenweise schon gelb

gefärbten Kastanien im Bräukellergarten schmetterte die Blasmusik Teerpapen-Beck-Märsche. «Damit die Besucher der Versammlung schon richtig eingestimmt hineinkommen», vermutete Gustl.

«Halt dich zurück, damit wir keinen Krach bekommen mit den Weissen», ermahnte ihn Anni.

Im Saal überwogen die Frauen, die Männer waren, ausser denen vom katholischen Gesellenverein, die den Ordnungsdienst besorgten, meist Sozialdemokraten. Beinahe selbstverständlich, dass Gustl Kühn sich zu seinen Genossen setzte und Anni allein zu ihren Betriebskolleginnen liess. Der Erzbischof fand in seiner Rede den richtigen Ton, ging besonders auf die schlechte Lage der Arbeiterinnen ein, von denen vier Fünftel in der Woche nicht mehr als zwölf Mark verdienen. Scharf kritisierte der Kirchenmann das Verhalten solcher Unternehmer, die mit diesen Hungerlöhnen die Arbeiter den Radikalen in die Arme trieben. Als Lösung bot er an, mit den Besitzenden in geduldige Verhandlungen zu treten. Gustl und auch die anderen Genossen in seiner Ecke wunderten sich, dass der Bischof für solches Gerede mit minutenlangem Beifallgeklatsche belohnt wurde. Als dann noch ein würdiger Monsignore Walterbach mit sanften Worten Grüsse überbrachte von einer Fürstin von Oettingen-Spielberg, die für die christlich-nationalen Arbeiterinnen das Patronat hatte, da war es vorbei mit ihrer Gelassenheit.

«Die weiss, was harte Arbeit ist – von ihrer Zofe vielleicht», rief Gustl zum Podium hinauf, was ihm beifälliges Lachen aus seiner eigenen Ecke, aber auch die verweisenden Blicke vom Vorstandstisch der Veranstaltung und einen derben Anrempler eines massigen Ordnungsmannes eintrug, dass er unter den Tisch rutschte. Im Nu gab es ringsherum ein Geschiebe, ein Sprechchor forderte Redefreiheit für alle, Diskussion. Kaum dass sich Gustl wieder aufgerappelt hatte, packte ihn jemand mit festem Griff am Handgelenk und drehte ihm den Arm auf den Rücken. So wurde er zum Saaleingang geschoben, prallte vor der Tür mit Genossen zusammen, die schon vor ihm hinausgedrängt worden waren und immer wieder «Diskussionsfreiheit» forderten, dass es bis in die Schwemme, einen Stock tiefer zu hören war und dort die Schenkellner alarmierte. Vor der Übermacht der Protestierenden, so an die dreissig Männer, liessen sie jedoch ihre schlagbereiten Ochsenziemer und Bierschlegel sinken, verlegten sich aufs Zureden, sie sollten doch Ruhe geben und unten mit einer frischen Mass ihren zugegeben rechtmässigen Zorn hinunterspülen. Doch als schon einige Genossen Anstalten machten, dieser Einladung zu folgen, stürmten draussen Schutzleute heran. Das Aufgebot der Uniformierten lockte die Gartengäste von den Stühlen, Gruppen bildeten sich um das Polizeiaufgebot

vor dem Eingang, teilten sich in Parteien, die für oder gegen die Sozialdemokraten redeten – denn dass es solche waren, die den Erzbischof Bettinger gestört hatten, war sofort allen klar geworden, gegen wen sonst rief man die Polizei.

Ohne Widerstand folgten sie der Aufforderung des dienstältesten Wachtmeisters. Solange sie noch im Treppenhaus waren, sah es so aus, als sei die Sache ausgedungen. Aber dann wurden sie vor dem Tor in die Mitte genommen, die Pickelhaubigen fingen zu stossen und zu drängen an. Als einem der Ausruf «Knüppelregiment» entfuhr, war das für die Polizisten das Signal, noch mehr «hinzulangen», und so gelangten sie auf wenig angenehme Weise zur Revierwache, wo man sie einzeln einem vernehmenden Wachtmeister zuschob, während die anderen eng gedrängt im Vorraum bewacht wurden.

Die Strafe für diesen Vorfall zahlte Gustl aus dem Erbe des Vaters, 10 Mark wegen Aufruhr und öffentlicher Ruhestörung. Er meinte, es sei in seinem Sinne gewesen.

Sein restlicher Anteil von Vaters Spargeld sollte den anderen Kindern zu Lehrstellen verhelfen, bestimmte er und brachte es dafür zur Sparkasse, damit Anni nicht in Versuchung kam, es für andere Zwecke zu verwenden. Das Spargeld vom Packmeister August Kühn! Wer hätte gedacht, dass ein Güterhallenarbeiter soviel auf die hohe Kante bringen konnte. Für Martin war der Anteil der Grundstock für ein neues Pferd, weil das Pferd von Utz langsam alt wurde. Fritz wollte davon eine Wohnungseinrichtung beschaffen, die ihn im Ansehen bei seinem Schwiegervater Rindlbacher steigen liess, und die Schwestern legten es für die Heirat zurück. Solange die drei Säulen des Staates so fest standen, konnte man ja für die Zukunft planen, oder vielleicht nicht!

Es wird angerichtet

Obwohl der geistesranke, entmündigte König Otto noch immer seine Tage verdämmerte, draussen vor der Stadt im Schloss Fürstenried, setzte sich ein anderer Wittelsbacher als König Ludwig III. auf den bayerischen Thron, liess sich an einem nebeligen Novembertag achtspännig in die Frauenkirche kutschieren und dort krönen.

«Er hat es nicht erwarten können», sagten die Münchner und nahmen es ihm übel.

Viele, wie die Kühns, übersahen dabei aber nicht, dass die Aktivitäten seines Neffen Prinz Rupprecht weit bedenkllicher erschienen. Der war oberster Heerführer des bayerischen Armeecorps geworden und liess viel militärischen Glanz entfalten mit dem hellblauen, dunkelgrünen und dunkelblauen Bayernheer. Paraden und Manöver mit den bunten Soldaten wie aus der Zinnfigurenschachtel hatte es auch schon unter dem alten Prinzregenten gegeben, aber 1914 sah man zum ersten Mal Soldaten in einem unscheinbaren Feldgrau beim Manöver. Das deutete darauf hin, dass man die Krieger auch für einen Ernstfall ausrüstete.

Für Anni Kühn war der Krieg, der im vergangenen Jahr unten am Balkan zu Ende gegangen war, gar nicht mehr so weit weg, seit sie ihre älteste Tochter, die Amalie, als Dienstmädchen bei einem Konsulatsangehörigen in Sofia wusste. Ein fremdländisch bemaltes Holzfläschchen voll Rosenöl und ein mit den Spitztürmen einer Moschee bestickter seidener Kissenbezug – Amalies Geschenk für sie, gekauft vom ersten Lohn in der Fremde –, erinnerten Anni, dass auch diese Tochter irgendwie zur Familie gehörte.

Zu mehr als einigen Zeilen an Amalie mit der Ermahnung, sie solle auf sich aufpassen, reichte es aber nicht, nach der Arbeit hatte Anni genügend mit den übrigen Kindern zu tun. Sophie und Betty halfen zwar schon fleissig beim Kochen und Waschen, auch in der Schule kam Betty gut mit und würde ein nicht zu schlechtes Schlusszeugnis bringen, um eine Lehrstelle für sie zu finden. Aber Gustl, der Jüngste, und Minna, – die nach der Schule zu ihrem Bruder in die Kinderanstalt musste –, was die alles an Redensarten von dort mitbrachten!

Kaisers Geburtstag war dort gefeiert worden, und das Mädchen war wegen ihres Vornamens Wilhelmine besonders ausgezeichnet worden, hatte zwei Krapfen zum Geburtstagskakao bekommen, mit dem die Kinder dem Kaiser Wilhelm gewogen gemacht wurden. Seitdem hielt sie sich für etwas ganz Besonderes und schwärmte auch noch für den Säbelrassler aus Berlin.

«Mama, wenn ich gross bin, werde ich Krankenschwester und wenn dann Krieg wird, helfe ich unseren Soldaten, damit sie gewinnen.»

Nach fast tausend Deckblättern, im Stehen geschnitten an einem langen Tag am Wickelmachertisch, fehlte Anni Kühn die Geduld, der Kleinen sowas auszureden. «Hilf lieber den anderen beim Geschirrspülen – dann vergeht dir so ein Schmarren!» Mit dem kleinen Gustl gab es anderen Verdruss. Wild, ungebärdig sei der noch kaum vierjährige Bub, beschwerten sich die evangelischen Gemeindegewestern. Unlängst habe er durch den Zaun der Anstalt Rossäpfel von der Strasse geangelt und damit einen Knaben im weissen Matrosenanzug

bombardiert und mit Schimpfworten belegt, «Marineaff» sei noch das harmloseste gewesen – ob denn zu Hause solche Ausdrücke gebraucht würden? Oder woher sonst sollte ein Kind sie herhaben? Doch um das Unglück vollzumachen: Den Sohn des Apothekers, des rührigsten Kolonialvereinstrommlers und angesehensten Vertreters der Reichspartei in der Gegend, hatte sich der kleine Kühn als Zielscheibe für die Rossäpfel ausgesucht.

Ob sich die Anni vorstellen könne, welch schlechtes Renommee das für die Kinderanstalt bedeute?

Anni nahm das Bündel mit der stärkeknisternden Matrosenbluse, auf der nur spärliche braune Flecken von Gustls Zielsicherheit zeugten. Als ob nicht so schon genug zum Waschen anfallen würde? Natürlich bekam der Bub seine Lektion auf den Hosenboden, und Anni schrieb eine kräftige Handschrift. Aber schuld war auch der Alte. Mit keinem Besuch konnte der über irgendetwas anderes reden als über den Reichstag, über die Kriegskredite, die Flottenvorlage, die den Arbeiterkindern die Butter vom Brot nahm. Bei der nächsten Gelegenheit hielt sie es ihm vor: «Pass auf, was du redest, wenn die Kinder dabei sind. Die machen lange Ohren, verstehen nur die Hälfte und tragen es dann herum. Schliesslich sind wir auf den Platz in der Kinderanstalt angewiesen, wenn wir den wegen sowas verlieren, bleibt alles an mir hängen.»

Wie uneinsichtig die Mannsbilder doch sein konnten! «Aber wie sollen denn die Kinder sonst lernen, was richtig ist, wenn nicht daheim von uns?» bekam sie darauf als Antwort. Dabei, fand sie, war einiges, was er sonst so in die Gespräche einfliessen liess, stark übertrieben. Niemand nahm den Kindern die Butter vom Brot, im Gegenteil: Erst in der letzten Zeit reichte es auch dafür, ging es ihnen besser als zuvor. Beim Frühjahrsstarkbier auf dem Nockerberg waren selten, wenn überhaupt einmal, soviel Leute gewesen wie diesmal. Es verdienten eben auch die Arbeiter von dem Geld, das der Reichstag für die Rüstung genehmigt hatte. Georg von Vollmar, der «rote König von Bayern», hatte auch dafür gestimmt, nur zwei Preussen waren dagegen gewesen.

Als sie im Betrieb im Frühsommer das Extrablatt mit der Meldung druckten, der österreichische Erzherzog sei irgendwo auf dem Balkan von einem Serben ermordet worden, konnte er noch darüber spassen: «Der war auch kein Verwandter von uns.» Das nächste Extrablatt mit dem Ultimatum Österreichs an Serbien stimmte ihn dann schon besorgter. Deshalb zog er auch mit der Friedensdemonstration durch die Stadt. Wunderte sich, dass bei Weitem nicht so viele mitgingen, wie bei der Panthersprung-Provokation vor drei Jahren, nicht einmal die Hälfte von damals. Auch die Schutzleute, die den Zug begleiteten,

trugen jetzt eine ungewöhnliche Strenge zur Schau und schritten nicht ein, wenn würdige Herren mit steifen Hüten die Demonstranten vom Strassenrand aus mit den unflätigsten Beschimpfungen belegten.

Gustl Kühn drückte sich schon vor dem Schluss der Demonstration zur Seite, flüchtete sich zu einer tröstenden Mass Bier in eine Wirtschaft im Tal. Trost über die Uneinsichtigkeit der Menge fand er aber auch hier nicht. Er hatte sich in ein Lokal verlaufen, das allerhand lichtscheuem Gesindel, Tagedieben und kleinen Gaunern als Stammlokal diente. Ein glattrasierter Jüngling hockte sich zu ihm und schwärmte ihm vor: «Meinen's auch, Herr Nachbar, dass es zum Krieg kommt? Das wär' schon was, da kann es unsereins auch zu was bringen.» Gustls Einwurf «Ja, zu einem Sarg, wenn's gut geht», überhörte der junge Schwätzer. Mit freibierdurstigen Augen verkündete er vielmehr künftige Heldentaten: «Zu den Aeroplanen meld' ich mich, zu den Fliegern oder zur Kavallerie, wenn sie mich da nehmen.» – Wortlos, ohne noch bei der Bedienung etwas bestellt zu haben, erhob sich Gustl und wollte sich einen anderen Ort für sein Bier suchen. «Sie, Herr Nachbar, Sie werden doch nicht schon wieder gehen», wollte der lästige Pour-le-Mérite-Anwärter wissen und packte ihn überdies noch am Arm. Wütend wollte er ihn abschütteln, doch da fing er an zu kreischen: «Ein Spion, ein russischer Spion!» Gerade noch rechtzeitig konnte sich Gustl freiraufen und auf die Strasse entkommen. Hinter sich hörte er es gellen: «Aufhalten, ein Spion!» Er rannte bis zum Marienplatz hinauf, wo immer einige Schutzleute herumstanden. Als er sich schon im Schatten der Pickelhauben in Sicherheit glaubte, waren auch die Verfolger da, vermehrten sich noch durch aufgebrachte Strassenpassanten. Bedrohlich, auf Tuchfühlung schloss sich ein Kreis um ihn und den einen Wachtmeister. Dieser Gesetzesdiener schenkte noch dazu offenbar den Beschuldigungen Glauben. «Mit aufs Präsidium!» forderte er ihn und den am lautesten schreienden «Zeugen» auf. Da erschien in der aufgebrachten Menge ein Gesicht, das Gustl sonst nicht eben in freundlicher Erinnerung hatte, auch unter einer Pickelhaube und in diesem Moment die Rettung. Johann Schweiger legte sich für ihn ins Zeug. «Das ist ein Verwandter von mir, den kannst Du laufen lassen.»

Von Laufen konnte aber keine Rede sein. Aufgestachelt durch das Gerede des wie ein Zuhälter aussehenden Burschen, dem er das Freibier verwehrt hatte, wichen die Leute keinen Schritt, und ihre misstrauischen Gesichter sagten Gustl, dass sie ihn noch immer für einen Spion hielten. Erst Schweiger gelang es, ihn aus dem Auflauf zu befreien. «Komm, ich habe schon dienstfrei und muss auch in deine Richtung», sagte er und zog ihn hinter sich her.

«Dank dir, Schwager» liess sich Gustl halblaut vernehmen, nachdem sie den wütenden Haufen hinter sich gelassen hatten. Doch Schweiger schritt neben ihm her und war scheinbar nicht zu einem Gespräch aufgelegt. Schon ein ganzes Stück weiter waren sie gekommen, beim Stachus langten sie gerade an, da erst kam es von Schweiger giftig zurück: «Danke! Bloss gut, dass so nahe unsere Verwandtschaft auch wieder nicht ist. Wenn es von oben für richtig gefunden wird, dass wir mobil machen, dann kann nicht ein Haufen vaterlandsloser Gesellen dagegen auf mucken.» Sein Kopf blieb beim Sprechen starr geradeaus gerichtet, als richte er seine Worte an die Allgemeinheit. «Du hast doch gesehen, welches Gesindel der Kriegspartei zuläuft, vorhin.» Auch mit diesem Einwand kam Gustl bei Schweiger schlecht an. Ohne ihn anzusehen, ereiferte er sich: «Was heisst Gesindel? Jetzt sind alle aufgerufen, das Vaterland zu verteidigen. Da haben auch die kriminellen Elemente einmal die Möglichkeit, sich zu bewähren. Ihr Sozis tötet gut daran, einmal zu zeigen, dass ihr keine Landesverräter seid.»

Das war ein Brocken, den Gustl nicht schlucken konnte.

«Erlaub' mal, sind wir vielleicht Kriminelle? Wir wollen...»

Schweiger schnitt ihm das Wort ab, wurde laut, dass sich die Umgebung die Häse nach ihnen verdrehte. «Was ihr wollt, ist längst amtsbekannt. – Dass du's weisst: Nächstes Mal lasse ich dich verhaften. Diesmal habe ich nur eingegriffen wegen der Verwandtschaft, weil das meinem Ansehen schadet, sowas wie dich in Haft! Aber agitieren brauchst du mich nicht, eine Frechheit ist sowas. Aber wir wissen ja, dass ihr dafür eigens abgerichtet werdet. – Geh zu, geh allein heim, jetzt wird dich ja niemand mehr als Spion entlarven!»

Noch während er sich beeilte, hatte Gustl Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, wie verrückt die Leute doch gemacht worden waren. Wenn sogar ein Gesetzeshüter gegen die Kriegsgegner und für die Gesetzesbrecher Stellung bezog! Was würde man solchen Menschen noch alles befehlen können, ohne dass sie an sich selbst dachten?

Wer die Suppe auslöffelt

Der Kaiser kannte keine Parteien mehr, und vielen von Gustls Genossen, so schien es, stieg dieser Ausspruch Wilhelms II. zu Kopf, machte sie besoffen. Etliche warteten nicht auf den Gestellungsbefehl, liefen freiwillig in die Kaser-

nen, wo schon viele warteten, den Seifenkarton mit den eingepackten zehn Unwichtigkeiten unter dem Arm, fluteten bald danach als einheitlich graugrüne Masse auf die Bahnhöfe, schoben sich unpassend gut gelaunt in Güterwaggons, die in normalen Zeiten dem Transport von Schlachtvieh dienten. «Dieser Feldzug wird ein Schnellzug», kreideten sie an die ziegelroten Aussenwände ihrer Versandkäfige, «Einmal Paris und zurück».

Den jüngsten Kühnbruder hatte es erwischt. Fritz wurde mit seiner Hoffnung, dass Metallpolierer im Krieg dringender in der Fabrik gebraucht würden, enttäuscht, trug seinen Missmut darüber in die letzte Sektionsversammlung der SPD, bevor er weg musste. Es war sein letzter Ausgang, und er trug schon die schlechtsitzende feldgraue Montur. «Zur Artillerie soll es gehen, zuerst einmal nach Grafenwöhr, dann werden wir sehen, wohin es weiter geht.» Gedeht kam es aus ihm heraus, nicht unähnlich seinen früheren Klagen über die Schinderei als Lehrbub, nur jetzt noch um einen Grad sorgenvoller. Niemand bekundete ihm sein Bedauern, und was hätte ihm das auch genützt? Als seine Mitteilung kein Echo bei den anderen fand, lud Fritz seinen Ärger in der Runde ab. «Als wenn es keine Ledigen gäbe, genug Ledige für einen ‚Blitzsieg‘, wie er uns versprochen ist. Wird man ja sehen, wie lang es dauert. Inzwischen muss ich die Fränzi mit den Kindern allein lassen. – Du, Gustl, du hast ja Glück mit deiner kaputten Lunge, dich werden sie nicht gleich wollen.»

Anderl Warz kam verspätet, setzte sich beinahe unbeachtet und rief mit über-raschender Fröhlichkeit nach einem Bier. Nach einem kräftigen Zug legte er los, dass die Genossen aus dem Staunen nicht mehr herauskamen. «Jetzt geht's los! Was sitzt ihr so beieinander wie zu einer Leichenbestattung? Bald wird es mit dem Knutenfeudalismus des Zaren und mit dem Kapitalismus in Albion vorbei sein.»

«Und was sollen wir gegen die französische Republik haben?» wollte Gustl wissen, Anderl Warz aber kannte auch dafür ein, wie er meinte, schlagendes Argument:

«Die sind doch auch eine Kolonialmacht, sinnen ausserdem seit 1870 auf Rache.»

«Wenigstens trat in Frankreich der Jarre für den Frieden ein, dachte international, bis man ihn ermordet hat.»

Anderl machte es sich einfach: «Dann ist unser Kampf gegen Frankreich auch gleich die Revanche für Jarré, den die französischen Chauvinisten auf dem Gewissen haben.»

Fritz spürte das aufkommende Unbehagen zwischen Gustl und Anderl; er hatte sich seinen Abschied von den Genossen anders vorgestellt.

«Fangt ihr doch nicht wieder mit einem Streit an. – Wo kommst du denn hin, Anderl?»

Man sah es Anderl an, dass er auf so eine Frage längst gewartet hatte, nun konnte er auspacken. «Ich habe mich freiwillig gemeldet, zur Marine. Da geht es mit gutem Wind unvermittelt gegen die britischen Kapitalschieber.»

«Weil die nämlich jetzt auch alle auf die Schiffe gehen, statt in die Börse», spottete Gustl, brachte aber damit die ganze Tischrunde gegen sich auf, weil die auch alle für eine «zuversichtlich-aufmunternde» Verabschiedung ihrer «Krieger» waren. Es wurde viel getrunken an diesem Abend, Löffler spendierte Freibier. Franziska dauerte es zu lange, bis Fritz heimkam, um mit ihr den Abschied zu feiern. Sie wollte ihn von der Westendhalle abholen und blieb bei den Männern sitzen, die das Deutschlandlied anstimmten, Soldatenlieder vom Argonnerwald um Mitternacht und vom Alten Kameraden. Später erschien auch noch Johann Schweiger auf seinem Streifengang, um die Polizeistunde zu gebieten. Er beeilte sich aber nicht damit, sondern wünschte seinem Schwager Fritz «einen guten Schuss und Stoss». Gustl und Martin dagegen beachtete er kaum, gerade, dass er einen Gruss für sie übrig hatte. Auch er kannte keine Parteien mehr, wie Wilhelm in Berlin, dem Schweiger mit aufgedrehtem Schnurrbartgesicht unter der Pickelhaube ähnlich zu sehen trachtete.

«Ich bin bald wieder da», versprach Fritz beim Händeschütteln vor der Wirtshaft. «Ich wünsch' es dir, Fritz!» verabschiedete sich Gustl, sonderte sich danach mit Martin von den anderen ab, die dem Bruder noch das Geleit bis nach Hause gaben. Die frische Luft der Sommernacht gab ihm eine noch klarere Sicht als drinnen der Bier- und Tabakdunst. «Steht denn jetzt alles Kopf? Kommt denn jetzt das Unterste zu oberst? Sag', Martin, stimmt es nicht mehr, was wir bisher gedacht und gesagt haben?»

Konnte er von Martin, der kräftig mitgesoffen hatte, eine Antwort erwarten? Der Bruder blieb mit bierschweren Gliedern noch eine Weile stehen und sah den davongehenden Freunden nach. Drehte sich dann unvermutet rasch um, deutete über die Strasse hinüber zur alten Schrenkschule neben der Kirche. «Da kommt jetzt eine Kaserne hinein. – Und Hafer wird rationiert, weil ihn die Militärpferde fressen. Mir haben sie gesagt, ich soll meine Pferde hergeben, wenn ich sie nicht füttern kann. Nach dem Krieg bekomme ich sie wieder, oder ich kann mir welche aus der Beute aussuchen.»

«Und was soll ein Kutscher ohne Pferde machen?»

«In der Lokomotivenfabrik von Krauss und Maffei können sie mich brau-

chen, ist mir gesagt worden. Weil da jetzt viel zu transportieren ist, weiss auch nicht, warum.»

Gustl durchfuhr eine Erinnerung, das musste er Martin auf dem Heimweg erzählen. «Neben dem Sendlinger Berg war doch einmal die Fabrik von Krauss, bevor er mit Maffei zusammengegangen ist. Da war auch eine Eisengiesserei dabei, und da ist in das flüssige Erz einmal ein Arbeiter hineingefallen. Nichts mehr gefunden hat man von dem, dass man ihn samt dem Metallblock beerdigen musste. – Es fällt mir gerade ein, weil in der letzten Zeit immer vom «Stahlbad» die Rede geht. Was wird von uns übrigbleiben?»

«Gruselgeschichten für Kinder», winkte Martin ab.

«Trotzdem ist es wirklich so gewesen! Ob jemand nach diesem Krieg noch so etwas erzählen kann? Ob sich so eine grausige Geschichte nicht direkt harmlos ausnimmt neben dem, was in der nächsten Zeit mit den Arbeitern gemacht wird. Und was die mit sich machen lassen, weil sie es gewohnt sind, dass ihnen alles zugemutet wird?»

Martins Schweigen war Zustimmung.

Solange noch die Suppe reicht

Widerwillig gewöhnte sich Martin Kühn daran, nicht mehr mit einem Gespann, sondern mit einem rumpelnden Lastwagen mit Motor seine Fuhren zu verfrachten. Von der Fabrik an der Hirschau über die holprige Landstrasse zwischen den wenig ertragreichen Äckern der Stadtrandbauern, über das laute Pflaster des an die Stadt angewucherten Dorfes hin zum Schwabinger Güterbahnhof ging es jeden Tag mehrere Male und in der letzten Zeit immer öfter. Gleich in den ersten Kriegsmonaten waren es einmal Beutegeschütze gewesen, und von denjenigen, die im besten Zustand gewesen waren, hatten sie welche in die Stadt zur Feldherrnhalle und vor das Armeemuseum hineingefahren, damit die Münchner auch Beweise für die Tüchtigkeit ihrer Soldaten bekamen und damit man sie leichter zum Zeichnen der Kriegsanleihen bewegen konnte. Angestaunt hatten damals die Münchner diese erbeuteten Tötungsmaschinen, neugierig, respektvoll oder misstrauisch. Kriegsbegeisterter wurden sie davon aber kaum, vermutete Martin, denn sie hatten damals schon und jetzt, inzwischen im dritten Kriegsjahr, bestimmt keinen Grund. An seinen Schwiegervater musste er den-

ken, der sonst mit grösster Gleichgültigkeit alles um sich herum hingegenommen hatte – wie er jetzt schimpfte, weil es nur noch Dünnbier zu kaufen gab. – Hatte in Friedenszeiten genug gesoffen, der alte Frankl, da konnte er jetzt schon einmal verzichten. Obwohl die im Direktionshaus sich auch nicht im Verzicht üben. Erst kürzlich hatte er für sie ein Fass aus Pilsen von der Bahn geholt. Aber aufs Essen konnte man nicht verzichten, er nicht, wenn er zehn und mehr Stunden am Tag hinter dem Lenkrad sass und auf- und abladen musste, Maria und Anni in der ‚kriegswichtigen‘ Zigarrenfabrik nicht und die Kinder schon überhaupt nicht.

«Was krieg ich jetzt zum Mitnehmen?»

Der dicke, kleine Bahnverwalter machte sich mit seinem Wissen wieder einmal wichtig. «Halle VI, fahr zu, halt den Verkehr an der Laderampe nicht auf!»

«Halle VI? Was bekomm ich denn da?»

«Rüben!»

«Rüben?»

«Natürlich Rüben! Wahrscheinlich für eure Werkskantine.»

Das war auch so eine neue Einführung. Früher hatten alle das Mittagessen von zu Hause mitgebracht. Jetzt waren auch die meisten Arbeiterfrauen tagsüber in einem Betrieb, konnten nicht gross vorkochen. Damit aber die Leute nicht ganz vom Fleisch kamen, hatte die Direktion in einer Baracke eine Küche eingerichtet. Martin hatte sich schon einmal den Mund verbrannt, weil er über den da gereichten Frass lautstark hergezogen war.

Der Ingenieur hatte ihn gehört, ihn angerufen: «Was willst du eigentlich. Als Ungelernter, Ersetzbarer kannst du von Glück sagen, dass sie dich hier lassen. Jetzt müssen doch alle ihr Opfer bringen! Rollgerstensuppe ist ja wohl noch das wenigste, oder? Ich kann dich für die Front freistellen, wenn dir das lieber ist!»

Rüben schaufelte er auf die Ladefläche, Futterrüben. Das würde eine wenig erfreuliche Abwechslung in der Kantine bringen. Einen um den anderen Tag, drei Wochen lang schon hatte es Rollgerste oder Weisskraut gegeben, nur in Wasser und mit viel Salz und wenig Fett gekocht, Fleisch war in keiner Portion zu finden gewesen.

Die Rüben machten seine Ladefläche dreckig, die würde er nach dieser Fuhre waschen müssen. Er würde dadurch heute wieder mindestens eine Stunde später heimkommen. Als er den Wagen vollgeladen hatte, suchte er sich ein paar von den kleineren, dafür aber noch nicht angefaulten Rüben heraus, wischte die daran haftende Ackererde an seiner Schürze ab und wickelte sie in eine Zeitung, die ungelesen unter seinem Fahrersitz gelegen hatte. – Er mochte schon lange

nicht mehr hineinschauen, Berichte über heldenhafte Kämpfe, märchenhafte Siege waren nicht für einen ‚Drückeberger‘. So hatte er schon öfters von sich reden hören, verstohlen in der Trambahn, wenn er schwach und sterbensmüde heimfuhr. Gesunde Männer im Arbeitsanzug gehörten zu den Seltenheiten in der Stadt; vor dem Krieg wäre ein Neger in München kaum mehr aufgefallen. – Beinahe hätte er vergessen, das Päckchen unter den Sitz zu schieben. Dem Fabrikpfortner wäre es nicht entgangen – und es war ein schlimmes Vergehen, Lebensmittel zu stehlen. Jetzt verstand er die «Vorstrafe» seines Vaters, früher, als er vom Land hereingekommen war, hatte er sich, nachdem er es erfahren hatte, etwas geniert, einen Straffälligen zum Vater! Vom Direktionsbau kamen nur die Buchhalterinnen und Schreibfrauen, um sich ihren Schlag aus der Kantine zu holen. Was taten denn die Herren gegen das Magenknurren, das ihn, Martin, den halben Tag lang quälte? Martin verbot sich solche Gedanken, denn sonst würden sie bei einer unpassenden Gelegenheit vielleicht wieder einmal laut werden.

Es hatte keiner etwas gemerkt! Die Krauss-Maffei-Futtermüden wanderten in die Kochtöpfe der Kühns. Etwas Speck, ein Weihnachtsgeschenk von Onkel Wilhelm aus Steinbach, gab dem dunkelgelben Fruchtfleisch wenigstens etwas Würze, reduzierte den Widerwillen, mit dem man dieses Notessen schluckte. Martin hatte seine Beute freigiebig verteilt, Anni etwas davon gebracht und dafür eine Zigarre bekommen. Anni war jetzt auch noch mit Betty bei «Friedrich Erb», weil es keine Lehrstelle für sie gegeben hatte. Wenn man für das Lohngeld etwas bekommen könnte, ginge es nicht schlecht bei seinem Bruder Gustl. – Und Fränzi, Franziska vergass er ebenfalls nicht. Nur für ein Kind musste sie sorgen, da gab man ihr eine Stelle bei der Hauptwerkstätte der k. b. Staatsbahn. Männerarbeit musste sie machen, Reparaturen an alten, mürbe werdenden Wagons.

Nachdenklich zupfte sich Martin Kühn die holzigen Fäden, die Reste des ‚requirierten‘ Rübengemüses, zwischen den Zähnen heraus. Unlustig sah ihm sein Frankl-Schwiegervater dabei zu. «Was überlegst dir denn, Martin?»

«Was ein Mensch alles aushält, was wir alles schaffen – und für was eigentlich.»

«Denk nicht sowas! Nicht für möglich gehalten hätt’ ich, dass ich, dass alle ruhig halten bei so einem Hungerleiderleben.»

«Die Kinder schicken wir zu den Kasernen zum Betteln, damit sie Kommissbrot heimbringen für die Suppe. Unsere Schulen sind jetzt Kasernen, in den wenigen, die noch für ihren richtigen Zweck verwendet werden, drängen sich

die Kleinen in ungeheizten Zimmern. Was sagen wir denen, wenn die einmal grösser sind, verständiger, wenn sie uns fragen, was wir aus ihrer Kindheit gemacht haben?»

Entgeistert sieht der Frankl-Vater seinen Schwiegersohn an. «Was du dir da ausdenkst! Ober hast du gehört, dass die Marie mich schon so gefragt hat?»

Marie sass daneben, schon wieder über dem Wickelbrett, nach dem Abspülen. Unterbrach auch nicht ihre Arbeit, als sie sich dazu äusserte: «Werden vielleicht auch sagen: Solange noch eine Suppe da war, ist es nicht so schlimm gewesen.» – Martin nickte dazu: «Schlimm ist es, wenn sie das sagen müssen!»

Es wird umgerührt

Noch nie zuvor waren so viele Briefe zu transportieren gewesen wie jetzt, musste Franz Löffler feststellen. Seine Tochter war trotz der zwei kleinen Buben für den Zustelldienst verpflichtet worden, er fand das schon irgendwie ungehörig. «Vaterländischer Hilfsdienst» wurde das genannt, der General Hindenburg hatte ihn verlangt, weil er möglichst alle kriegsfähigen Männer an den Fronten brauchte. Ungehörig, fand Löffler, aber die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hatte zugestimmt, also würde es schon irgendwie in Ordnung sein – irgendwie. Jedenfalls meinte er, konnte man da nicht von «Rückkehr zur Sklaverei des Mittelalters» reden, wie es etliche radikale Junge taten, oder auch Frauen. Denen ging eben die Erfahrung ab, die konnten nicht wissen, wie wichtig die Einheit der Sozialdemokraten war.

Das Hilfsdienstgesetz hatte ja auch gute Seiten. Er, der Oberschaffner Löffler zum Beispiel, war nun Mitglied im Arbeiterausschuss beim Postamt 3. Hohe Herren, wie die Oberposträte, mussten manchmal sogar mit ihm reden. Früher war er doch Luft für die gewesen, glatt übersehen hätten die ihn, wenn er in ihre Nähe gekommen wäre. Nun gaben sie ihm und den anderen vom Ausschuss sogar Rechenschaftsberichte. Legten dar, dass in solchen Kriegszeiten wie jetzt eben überall gespart werden musste.

«Wird jetzt der Sortiersaal wieder geheizt, Herr Löffler?» Was sagt man zu so einer Frau? Die hatte doch ihre Handschuhe mit den abgeschnittenen Fingern an den Händen, einen Mantel hatte sie ebenfalls, wenn er auch schon ziemlich verschlissen war.

«Wo sollen denn die Kohlen herkommen, liebe Kollegin?»

«Kohlen sind da, gestern hat die Gummifabrik einen halben Güterzug voll bekommen, ich hab es gesehen!»

«Die Gummifabrik! Aber wir nicht! – Schau zu, dass die Arbeit vorangeht, die Leute warten auf ihre Briefe von der Front!»

Diese Feldpostbriefe bereiteten ihm auch manchmal Kopfzerbrechen. Anderl hatte erst kürzlich etwas Merkwürdiges geschrieben. Demonstriert hatten Matrosen in Kiel, waren aufsässig geworden wegen des schlechten Mannschaftsessens, sogar einen Streik auf den Schiffen wollten sie organisieren. Von der USPD stand da etwas, gut, dass es die in München nur als kleinen Haufen unter den Schwabinger Literaten gab. Er musste dem Anderl schreiben, dass man im Krieg, wenn die Feinde rundherum lauerten, die Pflicht zum Burgfrieden hatte. Schlimm genug, wenn es in der SPD schon keine Einigkeit mehr gab, wenigstens in der Familie musste man zusammenstehen.

Martin Kühn war schon einmal bei einem USPD-Zirkel gewesen. Auch zu einem Anarchisten-Zirkel hatte er sich einmal nach der Arbeit verlaufen. Es war nicht weit hinüber von der Hirschau nach Schwabing, wo sich neben den vielen Arbeitern vom Land schon lange vor dem Krieg etliche Künstler zwischen den immer noch vorhandenen Bauernanwesen niedergelassen hatten. «Schluss mit dem Krieg», riefen sie alle, der Journalist Kurt Eisner wie der Schriftsteller Red Marut, schrieben es auch auf die Flugblätter, die von verhungert dreinsehenden Studenten und feinnervigen Malerfrauen an die Krauss-Maffeiarbeiter auf dem Heimweg zwischen den Bäumen und Büschen im Englischen Garten verteilt wurden. Das meiste Papier hing aber am nächsten Morgen am Rechen des Schwabinger Baches. Die Arbeiter wussten es besser, dass der Krieg zu Ende gehen sollte, das brauchte ihnen niemand sagen, auch die Mehrheitssozis in Berlin forderten Friedensverhandlungen.

Mehr Eindruck machte ein Stück Papier auf Gustl. Sein Bruder Fritz hatte ihm aus dem Feld geschrieben. Im Osten lag er jetzt, berichtete von einer Verbrüderung zu Weihnachten mit dem gegenüberliegenden russischen Graben – und von einem Kameraden, einem Feldwebel Bammes, dem alten Freund von Gustl. Von dem legte er ein herausgetrenntes Blatt aus einer Zeitschrift bei. Ein Gedicht war es, aus der Feder eines Münchners, wie Bammes an den Rand geschrieben hatte und «hoffentlich rührt es Dich auch so an wie mich». In seinem Brief bemerkte der jüngere Kühnbruder dazu noch, er habe mit diesen Johannes R. Becher-Versen zum ersten Mal seit der Schule ein Gedicht auswendig gelernt, «weil es mich wirklich was angeht. Aber Du zu Hause kannst Dir nicht vorstellen, wie es hier ist». Ausgerechnet Fritz und Gedichte!

Der hatte ihn immer am abfälligsten seine Geringschätzung merken lassen für seine Gedichtsammlung in der Zigarrenkiste. War es der Einfluss von Bammes? Als Gustl «An die sozialistischen Armeen Europas» las, wurde es ihm klar, dass es der Inhalt gewesen war, wirklich nur dieser flammende Protest gegen den imperialistischen Mordkrieg, der den Bruder im Schützengraben zur Literatur hatte finden lassen. Fürchterlich musste es für ihn sein, noch mehr für den weit empfindsameren Bammes, sich an diesem Grauen mit dem Gewehr in der Hand zu beteiligen. Wenn man nur etwas tun könnte, um die Freunde bald heimzuholen!

Heini Stiegler und auch Buttenhauser waren wieder in München, aber die waren von anderen vom Feld hereingeholt worden. Im Norden der Stadt waren in den Kriegsjahren neue Industriebetriebe auf den mageren Bauernäckern gewachsen. Krupp, die Rapp-Werke, die Bayerischen Flugzeugwerke, die Motorenwerke mit den zahlreichen Maschinen und Werkzeugen brauchten Hände, die sie bedienten, geübte Hände, fachgebildete Köpfe. Den Fabrikherren gab Hindenburg aus seiner Armee solche Hände, solche Köpfe, sonst aber konnte nur menschlicher Schrott damit rechnen, in den heimischen Lazaretten und Krankenhäusern gelbkreuzfreie Münchner Luft zu atmen. Abwechselnd besuchte der junge Stiegler die beiden Kühnbrüder Gustl und Martin, wo hätte er auch sonst hingehen sollen. Er wurde nämlich für die Fabrikarbeit nur mit dem Sold des Soldaten entlohnt – und mit 45 Pfennig den Tag konnte man keine weiten Sprünge machen. Stumm sass Stiegler dann am Wohnküchentisch, brütete scheinbar dumpf vor sich hin. Anni schätzte seine Art, die er sich im Graben zugelegt hatte, überhaupt nicht, noch weniger aber seine manchmal jähzornig hingeworfenen Bemerkungen über Fabrikanten, Kaiser und Fürsten und über die Mehrheitssozialdemokraten.

«Der Krieg geht auch einmal zu Ende», dämpfte sie dann seinen überstürzten Wortschwall und machte ihn wieder stumm. Wenn der unangenehme Besuch dann gegangen war, besprach sie sich regelmässig noch kurz mit ihrem Mann. «Er hat gesagt, am 1. Mai hätten die Arbeiter in Berlin gegen den Krieg demonstriert – ob sich unser Vollmar nicht doch täuscht mit der Friedenspflicht in der Heimat?» Mehr als ein «Kann schon sein, doch» war aus Gustl nicht herauszubringen; müde war er jetzt immer und hustete auch wieder. Aber zu einer Untersuchung wegen der Lunge wollte er sich nicht bereitfinden. «In den Krankenhäusern ist das Essen noch schlechter, in so einem will ich nicht verhungern», wehrte er stets ab, wenn Anni die Rede darauf brachte und sie sah ihm an, dass er seine Befürchtung ernst meinte.

Am 1. Mai 1917 gab es in München immer noch keine Antikriegsdemonstration wie im Jahr zuvor in Berlin. Ein heisser, manchmal von jähem Unwetter unterbrochener Sommer kroch wie mit Panzerketten übers Land, dass die Steinbacher Kühns sich im Herbst dafür entschuldigten, weil die Päckchen mit Lebensmitteln schmaler ausfielen. An arbeitsfreien Samstagen zog Gustl mit Anni und den Kindern hinaus nach Holzapfelkreuth, gelegentlich begleitete sie auch Franziska. Anni musste bewundernd feststellen, dass die Fränzi so gar nichts mehr von einer Rindlbacherin hatte. «Kommst zurecht mit der Männerarbeit in der Hauptwerkstätte?»

«Gibt's eine Männerarbeit? Frauen können es grade so, wenn es sein muss!»

Eines Novemberabends kam Fränzi dann mit einer Nachricht zu Anni und Gustl, die eine Hoffnung auf das Ende des andauernden Elends brachte. «Stellt's euch vor: Den Russen ist es zuviel geworden! Seit die den Zaren abgesetzt haben, ist der Krieg weitergegangen. Jetzt hat bei denen auch die Bürgerregierung abdanken müssen – nein, nicht abdanken. Davon gejagt haben die Russen, die Arbeiter, Soldaten und Matrosen zusammen, ihre Oberen. Eine richtige Revolution haben sie gemacht. Von Soldaten haben wir es gehört, die aus dem Osten gekommen sind, die an die italienische Grenze kommen. Von denen wollten einige nicht mehr in den Schützengraben, die sind bei uns geblieben, und mit denen haben wir einen ganzen Tag gefeiert. Wie uns ein Werkmeister das verbieten wollte, hat ihm einer von unserem Arbeiterausschuss Bescheid gegeben. ‚Wo meinst‘, wo du bist, wenn wir bei uns erst russisch gelernt haben‘, hat er ihn angelassen, und wir haben uns nicht mehr um den kümmern müssen. Die Soldaten haben gemeint, dass es bei uns auch bald aus ist, dass die Säbelrassler bald abgewirtschaftet haben.»

Aber die Hoffnung erfüllte sich nicht. Am nächsten Tag schon musste Fränzi in der Hauptwerkstätte wieder weiterschuffen wie zuvor. Die Waggons wurden jetzt noch dringender gebraucht, weil starke Truppenkontingente vom Osten abgezogen und an den französischen Kriegsschauplatz transportiert wurden, wo nun ausserdem die Amerikaner die alliierten Armeen verstärkten. Auch Anderl Warz kam bei einem Truppentransport über München. Er erzählte von einer niedergeschlagenen Matrosenrebellion und trat damit den letzten Hoffnungsfunken bei Gustl aus. Er wusste schon aus der Zeitung, dass die Anführer Köbis und Reichpietsch zum Tode verurteilt und erschossen worden waren, und der sozialdemokratische Fraktionsvorsitzende Ebert es wegen des «landesverräterischen Vorgehens der Matrosen» gebilligt hatte. Dass sie aber nur für die Be-

endigung des Krieges und für menschenwürdigeres Essen auf den Schiffen demonstriert und gestreikt hatten, erfuhr er nun von Ändert, bevor der zum österreichischen Mittelmeerhafen Pola weitergeschoben wurde.

Wann endlich würden sie nicht mehr geschoben werden und selbst etwas tun?

Es wird manches getan

«Beinahe wäre ich der Wehrersatzinspektion nicht mehr ausgekommen», klagt Martin seinem Bruder. «Gut, dass mich die Fabrikleitung reklamiert hat, da haben's bei mir doch eine Kurzsichtigkeit und ein Beinleiden festgestellt. Aber es gibt jetzt genügend Kriegsverwundete, die auch mit einem Auto umgehen können. Muss ich vorsichtig sein, dass ich nicht noch auf falle mit irgendetwas und ausgehoben werde.» Bei Gustl in der Genossenschaftswohnung waren sie zusammengekommen, um Silvester zu feiern, das Hoffnungen auf baldigen Frieden zumindest aufkommen liess, weil man auch mit ihnen doch nicht zu einem raschen Ende gelangte. Anni hatte mit dunklem Mehl sogar sowas wie einen Kuchen zustande gebracht, Marie einen aus Johannisbeeren vom Frankl-Kleingarten gebrauten Wein; Friedrich-Erb-Zigarren machten einen Qualm, dem nur mit viel Phantasie Tabakgeruch abgenommen werden konnte. Auch Fränzi Kühn war da, die nichts zum Mitbringen gehabt hatte als die Nachricht, dass ihr Fritz wegen einer ansteckenden Darminfektion in ein Lazarett im Oberland bei Rosenheim gekommen sei und hoffen dürfe, nicht gleich wieder hinauszumüssen.

Fränzi bestärkt, ohne es zu wollen, die Absicht ihres Schwagers, vorsichtig zu sein. Nicht nur ganz oben sei die Kriegspartei vertreten, auch im Volk. Sogar auf der Versammlung in der Hauptwerkstätte sei ein Eisenbahnsekretär gewesen, der gegen die Friedensresolution aufgetreten und von Durchhalten und Siegen geschwafelt habe.

«Und, hat er Anhänger gefunden?» will Gustl zuversichtlicher stimmen. «Hast doch erzählt, dass er gleich niedergeschrien worden ist.»

Martin beharrte auf seiner Vorsicht als Mittel, «durchzukommen»: «Auf alles darfst du schimpfen, auf den König und sogar auf den Kaiser, wenn dir danach ist. Über den Gewinn, den unser Krauss-Maffei mit dem Krieg macht

oder über das windige Essen aus der Fabrikküche, da darfst du nichts sagen, da machst du dich unbeliebt. Aber weil das Schimpfen auch nichts nützt, überlassen wir die Politik besser unseren Abgeordneten, – Auer hat schon radikale Töne hören lassen und beantragt, dass in Bayern der Adel abgeschafft und die Minister durch den Landtag ernannt werden.» Er blinzelte in das trübe Rot im Weinglas. «Im Osten schaut es nach Waffenstillstand und mehr aus, da soll verhandelt werden.» Gustl nahm auch das Glas. «Hast recht, im Osten tut sich was. Auer hat gesagt: Ein moderner Staat kann ohne die tätige Mitwirkung der Massen nicht bestehen. Kann wohl der Fürsten – nicht aber der Massen entbehren. – In Russland haben die Massen mitgewirkt. Gewirkt haben sie. Trinken wir auf das neue Jahr, dass es den Frieden bringt und genügend Brot für uns alle.»

Wieder zerschlug sich eine Friedenshoffnung, als bekannt wurde, dass die Reichsregierung und der Kaiser in Berlin einen Friedensvorschlag des amerikanischen Präsidenten Wilson ausschlugen, obwohl es danach weder Sieger noch Besiegte geben sollte. In der Druckerei traute sich auch Gustl nicht, offen zu reden, es konnte sein, man vergass bei einer Nachmusterung seine kranke Lunge. Obwohl gerade in den letzten Wochen viel Arbeit mit den Plakaten anfiel, die für die Zeichnung neuer Kriegsanziehungen werben sollten. Sie wurden immer wieder abgerissen und mussten nachgedruckt werden. Im Betrieb blieb er stumm, aber nach der gering besuchten sozialdemokratischen Sektionsversammlung, nach einer Mass abgestandenem, nach nichts schmeckendem Dünnebier stiess er seinen Bruder an. «Martin, was meinst, sollen wir denn nicht auch anfangen, was zu tun?» – Martin hatte keine Ahnung, was man anfangen könne, aber wenn – mitmachen würde er schon. Nur ein reichlich zerknittertes Flugblatt bekam Gustl von ihm und den Rat: «Geh doch du einmal nach Schwabing hinunter, vielleicht findest du dich bei denen durch.»

«Bist nach zehn Stunden in der Arbeit noch nicht müde genug oder wirst noch immer zu gut gefüttert, dass du die knappen Schuhsohlen abläufst, damit du mit den Schlawinern zusammenkommst? Meinst vielleicht, die haben schon mal was besser gewusst wie wir?» Schlawiner nannte Anni die Schwabinger, eine Bezeichnung von den eingesessenen Bürgern für das von ihnen undurchschaubare Durcheinander von Literaten, Studenten, Künstlern und Malermodellen.

«Unsere ganze Wohnungseinrichtung haben wir aus Schwabing», erinnerte Gustl. Das Heft in der russischen Schrift, die er nicht lesen konnte, war ihm in den letzten Monaten schon einige Male in die Finger gekommen. In Russland,

davon wurde in der Sektion seit dem vergangenen November immer wieder gesprochen, da hatten sie die Sache selber in die Hand genommen, obwohl doch vor dem Krieg immer davon die Rede gewesen war, dass die Deutschen die Avantgarde des Sozialismus seien. Also, schloss Löffler solche Debatten immer, also konnte es mit der russischen Revolution nicht seine Richtigkeit haben. Weil sie nicht vom entwickelten Proletariat, sondern von einer Mehrzahl von Soldaten, Bauern und Berufsrevoluzzern bewirkt worden war. «Bewirkt», Löffler war seine Amtssprache in Fleisch und Blut übergegangen.

Seine Tischnachbarn in Café Stephanie fanden die Revolution in Russland richtig – oder auch wieder nicht. Gustl war an einem kleinen Ecktischchen direkt neben dem Eingang gelandet und zunächst gleich in das Gespräch mit einbezogen worden, das zwei jüngere Leute mit einem älteren, bärtigen Mann führten. Um eine neue Zeitschrift ging es, den «Ziegelbrenner», die alles radikal verändern würde, wenn sie nur genügend gelesen würde. – Da war Gustl richtig – oder doch nicht? Die beiden Jungen, noch abgerissener angezogen, als es wegen Mangel an Stoffen in dieser Zeit die Arbeiter waren, merkten gar nicht, dass Gustl wenig Ahnung von radikalen literarischen Richtungen hatte. Weil von ihm keine Gegenrede kam, diskutierten sie weiter, an ihm vorbei, forderten ihm nur zwischendurch mit einem Blick, der Zustimmung heischte, sein Kopfnicken ab. Mit vorgehaltener Hand musste er öfter das Gähnen verstecken, auch die Abendessensrüben in seinem Magen rührten sich geräuschvoll, aber die Herrn störten sich nicht daran. Gedrängt von seiner Überlegung, dass er morgen nach verkürztem Nachtschlaf zur Schicht musste, trug er dann doch noch etwas zur Unterhaltung bei. Er legte sein russisches Heft beiläufig auf die Marmorplatte und fragte an, ob es jemand lesen könne.

«Was tun?» entzifferte der bärtige, ältere, gestand aber gleich ein, dass auch seine Russischkenntnisse nur sehr mangelhaft seien, bereitwillig schrieb er Gustl dafür eine Adresse auf, wo man ihm weiterhelfen könne, wenn ihm sehr an einer Übersetzung gelegen sei. «Frau Sara Sonja Lerch, die Frau eines Privatdozenten, aber rege Sozialistin. Sie sind doch auch ...?»

«Ich bin Sozi-a-list», bestätigte Gustl, weil er nicht sicher war, wie sie auf einen Sozialdemokraten reagierten. Steckte den Zettel ein, bedankte sich noch und überliess am Caféhaustisch die drei ihrer Debatte, ob mit solchen Leuten wie ihm «ein revolutionärer Funke zu transportieren sei». Unzufrieden und müde fiel Gustl daheim ins Bett. Hätte er sich sparen können, den weiten Weg. Nette Leute waren das schon gewesen, aber mehr wussten die auch nicht.

Der Hunger treibt es rein

Mehr als alle Flugblätter und Zeitungen der Schwabinger bewirkten die Futterrüberrationen und das spärlich zugeteilte Brot, das nach der Vorschrift immerhin noch zur Hälfte Mehl enthalten sollte. Auch der Brennstoffmangel, die kalten Werkshallen, trugen ihren Teil bei. Martin brachte in der letzten Januarwoche die Nachricht aus den nördlichen Industriebetrieben mit: «Die mögen nicht mehr. Bei den Bayerischen Motorenwerken, bei den Flugzeugwerken, bei Krupp und auch bei uns im Krauss-Maffei haben sie genug. Jeden Tag fallen Leute an der Werkbank vor Hunger um, die Arbeitskleidung kann keiner mehr flicken, weil sogar die Uniformen aus Brennesselstoff gemacht werden und Faden Mangelware ist.»

Unter der Eingangstür, auf dem Treppenhaus hatte Martin das alles hervorgesprudelt. Er war nicht wenig aufgeregt und Gustl zog ihn herein – «brauchen doch nicht alle Nachbarn zu wissen!»

«Doch! Alle müssen es wissen!» Martin hatte kein Sitzfleisch mehr, er blieb stehen und lehnte sich gegen den unbeheizten Küchenherd. «Darum komme ich doch zu dir. Morgen werden wir streiken, und die anderen Betriebe in der Stadt sollen mitstreiken. Plakate brauchen wir, damit es überall bekannt wird. In einer Stunde sind die ersten gedruckt, kannst du mitkommen und welche mit anschlagen?»

Gustl war gleich dabei, wollte schon in die noch vom Schneematsch durchnässten Stiefel fahren, Anni aber vergewisserte sich: «In einer Stunde, sagst? Dann setz dich noch hin, Martin, für dich ist noch ein Teller Mehlsuppe da. Dann kann ich nachher auch mit, die Sophie ist gross genug, die kann allein bei den Kleinen daheimbleiben.»

Noch steifer als sonst waren anderntags Annis Finger, die Wickel gingen nur schwerfällig von der Hand. Bis um drei Uhr früh war sie mit den beiden Männern unterwegs gewesen, danach noch knappe zwei Stunden ins Bett geschlüpft, aber auch da war sie die Nachtkälte nicht losgeworden. Nun versuchte sie, die anderen Frauen über den bevorstehenden Streik aufzuklären. Einige hatten schon was gehört. «Wir werden auch mitstreiken», wurde gesagt, aber auch «Wir sind doch keine Munitionsarbeiter» oder «Das soll der Arbeiterausschuss bestimmen». Einen Banderolierer hatten sie zu ihrem Vertreter gemacht, einen alten Tabakarbeiter-Verbandsmann, doch der tat noch nichts dergleichen. Mittag redete ihn Anni an, wollte erfahren, wie die Dinge standen. «Ich hab noch keine Nachrichten von der Ortsleitung, da müssen wir noch abwarten», beschied er sie, erschien ihr dabei sogar noch ziemlich ungnädig – als ob sie ihn

nicht selbst mitgewählt hätte. Auch Sophie und Betty, die sie aus der Zigarrenfabrik hinausgeschickte, ein Stück stadteinwärts, brachten keine neuen Nachrichten mit, als die Pause vorüber war. Inzwischen setzte sich aber bei den Frauen langsam die Meinung «Mitstreiken» durch.

Gustl kam weniger zuversichtlich von den ‚*Münchner Neuesten Nachrichten*‘ heim. Doch, geredet hatten sie schon in der Druckerei und Setzerei. Aus der Redaktion war dann aber der Artikel über die Streikbewegung zu den Setzern gekommen. Darin war von landfremden Subjekten, von arbeitsscheuen Aufwieglern von ausserhalb, ja von russischen Agenten die Rede, auch davon, dass ein Streik der Munitionsarbeiter den an der Front ausharrenden Soldaten in den Rücken fallen müsse. Sowa habe dann auch der Verbandsobmann verlauten lassen, nicht wortwörtlich, jedoch sinngemäss. – Gespannt warteten sie auf die Neuigkeiten von Martin, doch der kam nicht. Ein Hindenburg-Licht lang reichte ihre Geduld, danach suchten sie Marie auf, ohne von ihr mehr zu erfahren, weil auch sie schon um ihren Mann in Ängsten war.

Eingenickt waren sie miteinander am Tisch, als sich so gegen elf Uhr nachts Martin vor der Tür den Schnee von den Schuhen trampelte. Ohne Hast nahm er sich auch noch die Zeit, Hut und Mantel abzulegen, erst dann liess er sich zur Auskunft herbei. «Gestreikt haben wir. Krauss-Maffei ist zu einer Streikversammlung durch die halbe Stadt in den Mathäser am Stachus gezogen. Niemand hat uns aufgehalten.»

«Jetzt werden sie uns aber schnell mehr Essen geben», freut sich Anni, «wenn sie sehen, dass wir Ernst machen.»

Martin schüttelt den Kopf, er ist noch nicht fertig mit seinem Bericht. «Der Unterleitner Hans, ein Schlosser, hat gesprochen, hat gesagt, dass dieser Tag das schönste Geburtstagsgeschenk für ihn ist – weil er siebenundzwanzig geworden ist. Weil er in der USPD ist, hat er auch den Kurt Eisner eingeladen gehabt und der hat die Frau Lerch mitgebracht. Eine Resolution ist geschrieben worden, dass über den Frieden verhandelt werden muss und dass die Lebensmittelrationen erhöht werden, sonst arbeiten wir nicht mehr weiter.»

Gustl hat noch Bedenken: «Was ist, wenn sie noch mehr Soldaten mit Metallberuf in die Fabriken schicken? Stiegler und Buttenhauser ist es so gegangen, für den Tagessold sind das auch noch billige Streikbrecher.»

Martin winkte gelassen ab: «Im Mathäser waren wie immer auch viele Soldaten. Einig sind die mit uns, die fallen uns nicht in den Rücken. Die sagen: Wenn ihr keine Munition mehr liefert, dann spart uns das viel Blut. – Aber jetzt hört zu, jetzt kommt das Wichtigste! Wie schon viele von uns heimgegangen

heimgegangen waren, da ist die Polizei gekommen. Gegen den Kurt Eisner haben sie ein Reichsgerichtsurteil vom Jahr 1915 wegen ‚Landesverrat‘ gehabt. Den Unterleitner haben sie auch verhaftet und ihm den Geburtstag doch noch versaut. Und den Schreinermeister Albert Winter, zwei Buchhalterinnen, Betty und Emilie Landauer, der Vater davon ist ein Schriftsteller, und die Frau Lerch haben sie auch mitgenommen. Wegen Rädelsführerschaft – dabei haben wir sowas gar nicht gebraucht. Dass wir keine brauchen, das beweisen wir ihnen morgen. Die ganze Stadt muss morgen streiken!«

Zusammenhalt kann man lernen

Bei «Friedrich Erb» fasste am nächsten Tag keine Arbeiterin ein Schneidmesser oder ein Rollbrett an. Als es vom Kirchturm der Paulskirche nebenan neun Uhr schlug, waren alle einig. Gruppen sollten sich aufteilen, zu den Zigarettenfabriken von «Austria», «Philipps Witwe» und «Zuban» gehen und die Streiknachrichten hinbringen. Die Kühn-Frauen schlossen sich einigen anderen an, die etwas von einer Streikversammlung der Bayerischen Flugzeugwerke gehört hatten und deren Demonstrationzug entgegen gehen wollten. Betty und Sophie mussten natürlich auch mit. Für beide zahlte Anni schon seit einem Jahr aus ihrem Lohn den Beitrag für die Arbeiterjugend des Tabakarbeiterverbandes, auf eine Veranstaltung hatte sie die Töchter aber noch nicht gelassen, auf Mädchen passte man schliesslich besser auf, die mussten spätestens um acht Uhr abends zu Hause sein. Aber heute früh hatte Anni noch Zeit gefunden, für jede eine rote Papiernelke von einem Vorkriegs-1. Mai herauszusuchen, mit einem Tropfen Rosenöl aus dem Holzfläschchen Amalies steckten sie in der Frisur der Mädchen. Auch einige andere Frauen wiesen sich mit den roten Papierblumen als Tabakarbeiterinnen aus, weisse waren keine zu sehen.

Nachdenklich sah Anni im Vorbeigehen zu dem vierten Stock in der Landsbergerstrasse hinauf, wo einmal ihr Schwiegervater gewohnt hatte. «Die Rosa hat es jetzt besser, nach Steinbach aufs Dorf ist sie hinausgezogen, und wenn es bei denen auch knapper geworden ist, hungern müssen die wenigstens nicht.»

«Für den Rosenmontagstanz seid ihr noch zu früh dran», spottete ein alter Braumeister gegenüber der Hackerbrauerei zu einem Fenster heraus. «Kannst

ja mittanzen – die Brauer sollen mitstreiken», wurde er eingeladen. Erschrocken feuerte er das Fenster zu. – Auch ihre Zurufe, von der Hackerbrücke herunter zu den Staatsbahnen bei den Güterhallen und am Geleise bewirkten kein Echo. Es brachte sie nicht aus der Fassung, dass die meisten Leute im gutbürgerlichen Viertel um die königliche Kadettenanstalt und an der mit Vorgärten gezielten Nymphenburgerstrasse einen Bogen machten um sie, das war nicht anders zu erwarten. Vor der mit Türmchen geschmückten Bierburg des Löwenbräukellers am Stiglmeierplatz erwarteten sie dann die Flugzeugwerker. Lange mussten sie in die hohe Strassenschlucht hineinstarren, bis sich am anderen Ende im Norden, noch sehr weit weg, etwas regte. Wie auf ein unhörbares Kommando setzten sich die Tabakarbeiterinnen in Trab, den Demonstranten entgegen. Begeistertes Hallo begrüsst sie schon, als der Abstand noch einen Häuserblock ausmachte. Danach nahmen sie die ersten Reihen auf, untergehakt wurden sie, so ging es das Stück wieder zurück zum Löwenbräukeller. Sehr zum Verdruss Annis kam Sophie an die Seite eines jungen Mannes in Feldgrau. Blieb mit dem auch drinnen im so vollen Saal beisammen, dass sie zu tun hatte, auf die Mädels aufzupassen.

Der junge Mensch hiess Peter, war als Abiturient gleich nach der Schule zu den Soldaten und danach, als er eine leichte Verwundung auskuriert hatte, zu den Flugzeugwerken dienstverpflichtet worden. Nach dem Krieg, erfuhr Sophie von ihm, wollte er sich zuerst einmal wieder sattessen und dann studieren, Chemiker werden, weil in der Chemie die Zukunft lag und der Fortschritt. Die in Deutschland in den letzten drei Jahren entwickelten Ersatzstoffe hätten doch gezeigt, was man alles chemisch herstellen könne, ausser Giftgas. Sonst war im Löwenbräukeller die Verhaftung Eisners und der anderen das Hauptthema. Sprecher aus anderen Betrieben traten auf, brachten Solidaritätserklärungen. Auer kam vom Landtag und mahnte zur Besonnenheit und versprach, sich für die Freilassung der Verhafteten zu verwenden. Dass dann auch noch ein junger Bursch wie der Stiegler ans Rednerpult drängte, freute Anni und Marie, weil sie ihn aus der Schwanthalerhöhe kannten. Aber was der in die Menge hineinrief! Man solle den König, die Fürsten überhaupt absetzen! Doch hatte nicht Auer auch schon einmal verlauten lassen, dass man ohne die Fürsten auskommen könne? – Die Krupparbeiter liessen durch ihre Delegation einen Paken Streikzeitungen überbringen – eine eigene Zeitung hatten die gedruckt! – und weil unter denen auch einer aus dem Viertel war, der Buttenhauser, nahm Anni einen Schwung davon an. «Morgen kommen wir in der Schwabinger Brauerei zusammen, schon am Vormittag um halbzehn Uhr. Alle müssen kommen, wenn

wir viel genug sind, holen wir unsere Gefangenen heraus!»

Damit sich mit dem Feldgrauen nicht zuviel anspinnen konnte, holte Anni die Sophie zu sich: «Wenn wir gleich mit der Trambahn hinfahren, können wir denen von der Zuban-Zigarettenfabrik noch Zeitungen hinbringen. Wenn es länger dauern sollte, kann ja Betty die Kinder von der Anstalt abholen.»

Freundlich nahmen die Kollegen vor der Zigarettenfabrik in Mittersending die Zeitungen an. Aber ob sie sich dem Streik anschliessen würden, wollten sie ihrem Arbeiterausschuss überlassen. Der würde erst morgen Abend zusammentreten, erfuhren die Zeitungsverteiler.

Daheim murrte Gustl zunächst, als er nur mit schnell aufgebrühter Würfelsuppe und Brot beköstigt wurde. Als ihm Anni erzählte, was tagsüber gewesen war, versöhnte ihn das aber mit dem mageren Schnellgericht.

«Bei uns in der Druckerei sieht es nicht danach aus, als ob sich was tun würde. Vom Eisner halten sie da nicht viel und wollen abwarten, was die SPD-Fraktion dazu meint.» Dafür hatte er einen Bericht, ein Korrekturfahnenstück der morgigen Freitagausgabe der MNN mitgebracht. «... Norddeutsche, Sachsen, Polen, gefangene Russen darunter, zerlumpte Weiber ...»

«Sonntagsstaat, wie dem Redakteur seine Frau haben wir halt schon lange keinen mehr!» grollte Anni. «Solchen Schmierfritzen sollte man den weissen Kragen ausziehen!»

Kein Zustand – und wer ist zuständig?

Gustl hetzte, wie sonst auch, an diesem 1. Februar 1918 in aller Frühe aus dem Haus mit dünn beschmierten Margarinebrot in der Tasche. Versuchen würde er, versprach er Anni, mit den Kollegen wenigstens auf die Demonstration für die Gefangenen zu kommen. Betty musste an diesem Tag in die Fortbildungsschule, wo sie Verbandpäckchen wickelten. Mit ihrem Wunsch, ausnahmsweise mitzudürfen, kam sie bei ihrer Mutter schlecht an. «Ordnung muss sein! Du gehst in deine Schule, da lassen wir uns nichts nachsagen.»

Nachdem die Kleinen, August und Minna, auf den Schulweg gebracht waren, holten Anni und Sophie die Frankl-Marie zum «Schwabinger Bräu ab. Et-

wa um die selbe Zeit schwang sich eine Querstrasse weiter Johann Schweiger auf sein Dienstrad und strampelte in Richtung Polizeipräsidium. Am Abend zuvor war der Befehl ins Revier gekommen, alle entbehrlichen und dienstfreien Schutzleute dorthin zu beordern.

Der einstöckige Bau konnte nicht alle Leute aufnehmen, die sich zu der Versammlung eingefunden hatten. Als die Kühn-Frauen hinkamen, traten schon eine Masse Leute in einer Traube vor dem Eingang von einem Bein auf das andere, um sich warm zu halten. Lehrlinge durften eigentlich nicht mitstreiken, aber die Handvoll lustiger Burschen sahen nach Lehrlingen aus. Seit ein paar Jahren schon war der Platz, an den die Brauerei grenzte, nach dem Freiherrn von Feilitzsch benannt, der ja allen Sozialisten in Bayern noch in übelster Erinnerung war. Die Burschen vergnügten sich nun damit, den Platz umzubenennen. Die blauweissen Strassentafeln überklebten sie mit Papier und beschrifteten sie kunstvoll neu:

«Freiheitsplatz».

Drinne musste man schnell einig geworden sein, nun strömte der Zug auf die Strasse, bevor die drei aus der Zigarrenfabrik noch zum Überlegen kamen, waren sie mitten drin. Heini Stiegler hatte sie stehen sehen und gleich mitgezogen. «Jetzt holen wir den Eisner heraus und den Winter und die anderen!» frohlockte er.

Langsam und schweigend schritten sie stadteinwärts. Beim der Antike nachempfundenen Triumphbogen des Siegestors war ein Posten von vielleicht einem guten Dutzend Polizisten zu sehen, deshalb wich die Zugschuppe in eine Seitenstrasse aus. Durch die Türkenstrasse schob sich die Demonstration weiter und nahm deren ganze Breite ein. Erstaunte Gesichter von echten Schwabingern tauchten aus den Haustüren und Toreinfahrten auf, manche reihten sich auch ein, gingen in der Menge auf, ohne dass sie sich damit sichtlich vermehrt hätte. Wo die Türkenstrasse auf die Briennerstrasse einmündete, wo man linkerhand das Hofgartentor und das Palais Wittelsbach wusste, sperrte Militär die Strasse.

«Warum treiben wir sie nicht auseinander?» hörte Anni einen der Schwabinger vor ihr fragen, brauchte ihm aber nicht zu antworten, weil die vorne schon auf einen neuen Umweg eingeschwenkt waren. Aber bald ging es wieder nicht mehr weiter, bei der Herzog-Maxburg hielten berittene Schutzleute auf nervösen Pferden den Zug auf. Doch daneben ging es noch einmal weiter. Zwar stand bei der Synagoge ein Zug Leiber, junge Rekruten, denen die Uniform des bayerischen Leibregiments schlotterig und weit am Körper hing. Mit unsicheren Blicken und das Gewehr bei Fuss schauten sie den Demonstranten nach, die an ihnen vorbei die Kaufingerstrasse erreichten. An der Ecke beim Jesuitencolleg

ging es schliesslich überhaupt nicht mehr voran. Die blauen Stadtdragoner, die berittenen Polizisten, waren auf dem kürzeren Weg zu ihrem neuen Einsatzort geeilt, sperren jetzt das Gässchen, das zum Präsidium führte. Ringsherum reihen sich zudem noch die herbeibeordneten Schutzleute zu Fuss. Augenblicke lang sah es so aus, als ob die Sperrkette von der Überzahl der Demonstranten einfach beiseite gedrängt würde. Vor den dichten Arbeiterreihen wichen die Uniformierten zögernd einen halben, dann einen ganzen Schritt zurück, so dass sie sich ihrem Abstand von einer Armlänge erhielten. Als ein Polizeimajor aus seinem Aufgebot heraustrat, anzeigte, dass er mit dafür zuständigen Leuten verhandeln wollte, wurde in der Demonstration nach hinten gerufen, es solle nicht mehr nachgeschoben werden.

Anni stiess die Frankl Marie an. «Ob sie jetzt neue Rädelsführer heraussuchen?» Marie aber ging nicht darauf ein, starrte vielmehr unentwegt auf die Seite zu der Polizistenreihe hinüber. Von da kam auch schon ein Zuruf: «Natürlich, jetzt sind auch schon die Kühn-Weiber dabei! Müsst ihr euch nicht um eure ledigen Schratzen kümmern?» Der Johann Schweiger! Anni bellte zornig zurück: «Brauchst du vielleicht den Mund auf machen? Bist selber mit einer ledigen Kühn im Bett! Von uns härt' keine so einen fetten Schleppsäbel mögen!»

Da drückte sich Johann Schweiger ins zweite Glied der Postenkette, verfolgt vom Gelächter der umstehenden Demonstranten. Vorne schien es auch nicht weiterzulaufen, der Polizeimajor schüttelte immer wieder den Kopf, zuckte mit den Schultern und redete mit Händen und Füßen auf eine Gruppe Männer ein, die ihrerseits standfest blieben und zwischendurch auf das Präsidiumsgebäude im Hintergrund deuteten. Ungeduldige Sprechchöre sprangen über die Köpfe hinweg, wurden übernommen, die Atemluft aus den offenen Mündern stand als Nebel in der Menge. «Lasst die Gefangenen frei! Lasst Kurt Eisner frei!»

«Jetzt muss der Präsident Beckh selber her, der Major ist nicht zuständig», wurde von vorne durchgeraunt. Vom Marienplatz rückte ein weiterer Trupp Polizei herauf, formierte hinter der ersten Absperrkette eine zweite. «Draufhauen muss man, bevor sie uns die gesamte Polizei herhetzen!» meuterte der Schwabinger, wurde aber gleich niedergebügelt von den herumstehenden Kruppleuten. «Der Schlawiner, aufhetzen möcht' er uns. Soll das Maul halten, weil es unsere Sach' ist.»

«Eine Abordnung darf zum Polizeipräsidenten von Beckh», sickerte es von vorne durch. Kalt wurde es der ausharrenden Menge, das von einen auf den anderen Fuss treten gab ein Geräusch, als ritte eine Schwadron Kavallerie an, weil nicht wenige Holzsohlen an den Schuhen hatten.

Die Abordnung kam wieder aus dem Präsidium zurück. Einer wurde von einigen anderen hochgehoben und verkündete: «Der Beckh sagt, die Polizei hat keinen Einfluss auf die Entscheidung der gerichtlichen Kommission! Er ist nicht zuständig!»

«Dann sollen sie uns einen schicken, der zuständig ist!» brüllte der Schwabinger. Wieder ein anderer tauchte aus dem tausendköpfigen Meer der Köpfe auf und gab die Parole aus: «Heute Nachmittag machen wir eine neue Versammlung im Schwabinger Bräu, wo wir alles Weitere beraten.»

Anni schlurfte unzufrieden, Sophie an der Hand, nach einer halben Stunde heim, überall vom Rand des riesigen Zuges bröckelten welche ab. Heini Stiegler kam ihnen am Karlstor nachgelaufen. «Was ist, kommt ihr nachmittags?»

«Vielleicht. Schaut, dass ihr auch noch die anderen Werke zum Streik bringt, könnt' sein, dass es dann mehr bewirkt. Bei «Zuban» ist heute Abend eine Beratung des Arbeiterausschusses, da müsste einer hin.»

Stiegler hatte es schon wieder sehr eilig, und Anni wusste nicht, ob er ihr richtig zugehört hatte.

Anni Kühn blieb daheim, hielt es nach dem ausgefallenen Mittagessen für besser, das Abendessen ausgiebiger zu richten – nicht wegen des blöden Geredes von Gustls Halbschwager. Der Schweiger war ihr gleichgültig, der konnte sagen, was er wollte. Noch! Bald würde man dem auch auf die Zehen treten, anders als heute.

Gustl brachte abends die neuesten Nachrichten: «Austria» und «Philipps Witwe» streikten auch. Und der Abgeordnete Timm, ein Sozialdemokrat aus den gewerkschaftlichen Verbänden war zu «Zuban» unterwegs. Die Drucker und Setzer warteten immer noch ab. «Aber morgen ist mein freier Tag, da bin ich auf der Wies'n dabei!» Er zeigte ein Flugblatt, das für den Samstag um 11 Uhr zur grossen Kundgebung mit dem Abgeordneten Timm einlud. Er behielt etwas für sich, musste noch etwas mitbekommen haben. Sauerer Kartoffelgemüse gab es, beinahe ein Festessen in dieser trostlosen Zeit: Die gekochten Kartoffeln in einer Einbrenne aus dunklem Mehl, den Rest von einem Löffel Schweinefett daran, dann mit Wasser und Essig aufgegossen. Ein Lorbeerblatt, Salz und Petersilie aus dem Frankl-Kleingarten gaben besondere Würze, aber Gustl schaufelte trotzdem alles gedankenschwer in sich hinein, man merkte ihm an, dass er nicht ans Essen dachte.

Die grossen Mädchen hatten sich auch in die Schlafkammer verzogen und Anni wollte nun wissen: «Was ist bei dir sonst noch vorgefallen, untertags?»

Gustl zeichnete auf dem Tisch die Vierecke auf der Wachstuchdecke nach,

es dauerte, bis er damit herauskam: «Ins Gewerkschaftshaus sind alle Obmänner gerufen worden, Mittag, die Geschäftsleitung hat keinen Ton dagegen gesagt, dass wir hinüber sind. Den Obleuten ist dann von eben dem Timm gesteckt worden, dass sie sich nicht für einen Streik einsetzen sollten. Wenn aber in einer Druckerei die Stimmung darauf hinauslaufen sollte, wäre es gut, sich vorne hinzusetzen und mitzumachen. Da kenn sich einer aus.»

«Und in der Druckerei?»

«Bin ich mit meiner Meinung auch nicht durchgedrungen, so wenig wie bei der Obleuteversammlung. Bei so einem Bremsen ...»

Unentschlossen, ohne den Elan des Demonstrationzugs vom Vortag, standen die Männer und Frauen auf der verschneiten Wies'n herum. Noch war die Kundgebung ohne die angekündigten Sprecher. Stiegler stiess zu Gustl, Martin und den Frauen. «Habt ihr es schon gehört? Eine Delegation aus den nördlichen Industriebetrieben ist zu «Zuban» eingeladen gewesen. Telefonisch, für die Obleuteversammlung am Abend. Aber unsere Delegierten sind nicht hineingelassen worden vom Pförtner. Dafür sind kurz danach Auer und Timm mit dem Auto vorgefahren. Ratet mal, ob sie bei ‚Zuban‘ streiken werden?» Stiegler blieb nicht bei ihnen, gleich zum nächsten Grüppchen schlenderte er weiter, verbreitete bei dem die Geschichte.

«Der ist bestimmt ein Agent von den USPDIern oder noch radikaler, lassen wir uns mit dem nicht ein», riet Anni, überflüssigerweise, denn Gustl und Martin standen sowieso fest zu ihrer Partei, wie sie es gelernt hatten. «Jetzt müssen wir diszipliniert zusammenbleiben, sonst wird unsere Front schwach. Auch wenn wir mit manchem nicht ganz so einverstanden sind.»

Zuerst stieg ein ziemlich unbekannter junger Mann auf das provisorisch zusammengewürfelte Rednerpodium, stellte sich als Handlungsgehilfe Schröder vor und sprach dann aus, was ohnehin alle dachten: Die politischen Gefangenen sollten freigelassen werden, der Forderung nach Friedensverhandlungen und nach mehr Essen müsste nachgegeben werden. Eher sollte man nicht mehr zu arbeiten anfangen. Inzwischen waren auch Auer und Timm eingetroffen. Timms Auftreten verminderte den Beifall für den jungen Mann. Auch Timm unterstützte die Forderungen der Streikenden mit Worten, die sich gut anhörten für die Versammelten. Am Schluss aber riet er, den Streik zu begrenzen – man könne schliesslich nicht ewig streiken. Und die Weiterverfolgung der Angelegenheit solle man voll Vertrauen den gewählten Vertretern überlassen – die wären dafür zuständig. Auer unterstrich noch Timms Vortrag. «Vier Tage Streik – mehr können wir uns nicht leisten, ohne uns nachsagen lassen zu müs-

sen, wir fielen den Soldaten an der Front in den Rücken.» Durch einen Zwischenruf auf Kurt Eisner angesprochen, erinnerte Auer daran: «Eisner, was wollt ihr mit dem? Der war doch 1914 auch für den Krieg.» Als schon einige Pfui-Rufe und Pfiffe seine Bemerkung zu rügen begannen, setzte er noch rasch hinzu: «Aber natürlich wollen wir den Eisner heraussen haben. Dafür werden wir uns einsetzen.»

Alles umsonst?

Die Kühnbrüder waren schon früh da, erst um elf Uhr war die Versammlung der Streikenden auf der Theresienwiese angesetzt. Die letzte, denn morgen sollte dieser Streik gegen den Hunger beendet sein. «Durch Arbeitsniederlegung wird der Bauch nicht voller, nur unsere Arbeit schafft die Werte, die uns sattmachen», hatte ihnen unterwegs der Löffler Franz, der Sektionsvorstand, gesagt und sie dabei nicht angesehen. Er sagte auch nur nach, was ihm die oben vorschwafelten, aber Martin konnte es nicht verbeissen und brummte: «Von den Granatenringen kann ich nicht herunterbeissen, versuch du es einmal, dir werden sie auch zu hart sein. Die liegen uns schon zu lange im Magen!»

Auf dem Platz war die Stimmung entsprechend. Timm sollte reden, ihr Abgeordneter Timm von der SPD. Er war noch nicht da, aber um das schon vorbereitete Podium vertraten sich schon an die Tausend ihre Beine. Ein junger Kollege aus dem Betrieb gesellte sich zu ihnen, auch er flüsterte, wie alle, die sich unterhalten wollten, als er von seinem vergeblichen Besuch in der Austria-Tabakfabrik berichtete. «Gestern Abend sind die in ihrem Betrieb in Obersending beisammengesessen. Wir, unser Gewerkschaftsobmann und ich als Kassier, wir waren von denen eingeladen worden, sollten über die Stimmung bei den Motorenwerkern berichten. Gut vorbereitet waren wir, haben vorgehabt, sie mitzureissen, dass sich die Austria auch dem Streik anschliesst. Wie wir hingekommen sind, hat uns der Werkspfortner nicht reingelassen.

Wohl würden Herren zu der Betriebssitzung erwartet, aber wir seien das bestimmt nicht, hat er zu uns gesagt, nachdem er telefoniert hatte. Da hat es uns schon interessiert, wer denn dann erwartet würde. Im Auto sind sie gekommen, in einer Mietdroschke, der Erhard Auer und auch der Timm. Mussten wohl gleich zu zweit auftreten, um die Austria-Leute von ‚unüberlegten Schritten‘

abzuhalten. ‚Radikale, Provokateure‘ haben die zu uns gesagt, wie wir ihnen dann beim Herauskommen aus ihrer Versammlung unsere Flugblätter, die paar, die wir dabei hatten, geben wollten. – Wir haben nicht hineindürfen, aber die Abwiegler schon, bestimmt haben die von der Direktion sogar noch eine Einladung dazu bekommen!» Gustl Kühn sah sich den Jungen genau an, konnte das Erzählte nicht recht glauben, aber nach Lügen schien ihm der junge Metallarbeiter auch nicht auszusehen. «Sag, der Auer und der Timm sind doch auch für Friedensschluss und bestimmt für die Freilassung der politischen Gefangenen?»

«Geglaubt hab ich das auch immer, aber jetzt kann ich es bald nicht mehr!»

Franz Löffler stolzierte an ihnen vorbei, in der Postleruniform. «Lasst euch nicht aufhetzen von so einem!» raunte er ihnen zu. Martin hielt ihn an: «Streikt die Post jetzt auch?»

Löffler machte ein Gesicht, als ob er auf ein Pfefferkorn gebissen hätte: «Wir müssen unseren Dienst tun, aber ich hab mir freigenommen.» Der junge Motorenwerker grinste: «Zum Abwiegeln bekommt man frei!»

Löffler war empört, setzte ein verächtliches Gesicht auf und suchte Unterstützung bei seinen Schwanthalerhöhern.

«Sagt’s ihm, dass ich nicht so einer bin, aber er ist scheint’s ein radikaler Hetzer wie der Eisner, der Saupreuss!»

Sie konnten nickend bestätigen, dass der Löffler «nicht so einer» war, aber dass der junge Schödele Sepp ein Aufrührer sein sollte, das wollte Gustl nicht auf dem Kollegen sitzen lassen. «Der ist schon in Ordnung, jung ist er halt noch, ohne unsere Erfahrung.»

Timm war nun endlich gekommen, Timm sollte reden. Er stieg zuerst auf das Podium und liess einen Versammlungsleiter wählen. Aber nicht der von ihm Vorgeschlagene, einer aus seiner Begleitung, wurde gewählt, sondern einer, der durch Zuruf aus der Menge vorgeschlagen worden war, ein Handlungsgehilfe Schröder, vielen schon aus der Protestkundgebung vor der Verhaftung der sechs bekannt, fand die Mehrheit.

Anni war zu Hause geblieben, putzte an den Runkelrüben herum, an unansehnlichen, schon stellenweise faulig gewordenen Wurzeln; eine eklige Arbeit, nach der die Finger lange fleckig blieben, und einen Tag lang ging der Modergeruch nicht weg. Trotz allem war sie der Frankl dankbar dafür. Dem Wirt, bei dem sie als Bedienung im Dienst war, würden sie nicht fehlen; der halbe Sack,

den die Maria weggenommen hatte, wäre ein paar Tage später sowieso vollständig verfault und verschimmelt und nicht einmal mehr für ein markenfreies Stammessen brauchbar gewesen. Ein Herz hatten sie, die Frankls, trotz ihrer «Zigeunerwirtschaft», oder wer sonst schenkte heutzutage was Essbares her!

Schon als Gustl zur Tür hereinkam, merkte sie seine üble Laune. «Also, erzähl', wird weiter gestreikt oder was?»

Sie musste lange warten, bis Gustl ihr eine Antwort gab; zunächst einmal zog er seine Überjacke und die Stiefel mit aller nur möglichen Umständlichkeit aus, dann holte er noch etliche kleine Kohlebröckchen aus der Tasche, die er von der Strasse auf gelesen hatte. Erst als er seinen Platz neben dem Ofen einnahm, fing er in dumpfer Wut an, sich über die Versammlung zu verbreiten.

«Der Timm, für was wir den haben! Erst hat er sich ausgelassen über die Kollegen an der Front, die auch nicht einfach weglaufen können, weil es sonst Fahnenflucht heisst. Muss dann schnell gemerkt haben, dass er sich damit keine Freunde macht. Dann hat er es andersrum probiert, die Preussen, wie man wisse, die haben den Krieg gemacht, und die bayerische Sozialdemokratie sei schon gleich dagegen gewesen und sowas. Unser König sei eben zu schwach gegen die. Hätte noch gefehlt, dass er den Kronprinzen Rupprecht hergeweint hätte, dann hätten wir uns überlegt, ob wir auf einer Monarchistenversammlung gelandet sind. Schliesslich, wie es um das Wesentliche ging, da hat er nur gewusst, dass sich unsere gewählten Parlamentsvertreter schon darum kümmern, dass wir es ihm und den anderen von seiner Fraktion überlassen sollten. ‚Die gewählten Vertreter des Volkes werden es zu einem glücklichen Ende bringen und die nicht ganz ohne eigenes Verschulden Verhafteten wieder in Freiheit setzen! Für Friedensverhandlungen mit den feindlichen Alliierten wollten sie auch im Parlament eintreten, noch mehr als bisher. – Dann haben wir wieder heimgehen dürfen, damit wir morgen wieder in die Fabrik können.»

«Und sonst?»

«Der Sara Lerch ihr Mann soll erklärt haben, dass er mit ihr nichts mehr zu tun haben will. Der Herr Privatdozent! Der Martin hat gemeint, wie er es gehört hat, dass er da doch lieber mit seiner Frankel Marie verheiratet ist, als mit so einer.»

«Und was wollt's ihr jetzt machen?»

«Mit dem Martin hab ich beredet, dass wir im Betrieb mehr über den Frieden reden, über den Hunger und wie es dazu gekommen ist, damit sich noch mehr zurechtfinden und nicht dem nächstbesten folgen, der ihnen sagt: Lasst's das uns machen und wartet, bis es soweit ist»

Ein zweiter Anlauf

«Es war noch nicht die Zeit zum grossen Aufstehn», rechtfertigte Gustl sich und alle anderen, die es damit hatten gut sein lassen, und nach einem «Generalstreik-Sonntag» wieder in ihre Betriebe gegangen waren und auf Erfolge der SPD-Abgeordneten im Landtag warteten.

Für Sara Sonja Lerch würde jeder Erfolg zu spät kommen. Ihr Mann, der Privatdozent, hatte sich gegen sie und ihre Verbindung zu dem «Fabrikgesindel» erklärt. War das für die Bürgerfrau, die mit den Arbeitern gegangen war, der Anlass, sich in der Zelle in Stadelheim ans vergitterte Fenster zu hängen? «Schade um sie!» Annis Anteilnahme ging tiefer, als sie es zeigen konnte. «Trotzdem, ich hätte denen diese Freude nicht gemacht.» Sie konnte diese Unterhaltung mit der Nachbarin nicht weiterführen, ducken musste sie sich, tief ducken, weil seit dem Streik die Meister ganz scharf hinter ihnen her waren. Nichts hatte sich gebessert und zusätzlich mussten sie noch den Kopf einziehen!

Martin nutzte auch das Ducken nichts. «Keinem wird ein Nachteil aus seiner Teilnahme am Streik und den damit verbundenen Aktionen entstehen», hatte Auer versprochen. Die Fabrikherrn hatten es in den Zeitungen bestätigen lassen, und in der Krauss-Maffei-Kantine hing ein Anschlag, der dasselbe besagte. «Hetzer», «Agent» hatte ihn der Lagerverwalter den ganzen Februar über genannt. Und nun stand er in der Schlange vor der Kleiderkammer, den Karton mit der Ersatzwäsche unter dem Arm und den Gestellungsbefehl in der Tasche. «Da, wird passen!» feuerte ihm der Unteroffizier eine abgetragene Montur hin. «Und bei uns wird nicht gestreikt, dass du's gleich weisst und dich drauf einrichtest.» – Bis daher hatte es sich also schon herumgesprochen. Kein Wunder, denn er als Kraftfahrer war vor dem Streik während der Arbeitszeit herausgekommen, hatte die Verbindung zu den anderen Betrieben im Norden der Stadt hergestellt. Leicht waren sie ihm da draufgekommen. Aber es reute ihn nicht, dass er sich gerührt hatte, zaghaft genug. «Landstürmer Kühn, schlaf nicht ein!»

Er beeilte sich, um nicht gleich wieder aufzufallen. – Aber der Gustl, was hatte der getan, dass er auch zum Landsturm geholt wurde? Bei dem war ja gar nicht gestreikt worden. Viele alte Bekannte trafen sich unter den neu gemusterten Landstürmern, auch Stiegler, gerade erst im Wehrpflichtalter, war darunter. Noch bevor Gustl im März auch sein schleissiges Zivilgewand für die kratzige Nesseluniform eintauschen musste, drängte der junge Kollege Martin seine

Vermutung auf: «Da muss einer von den radikaler auftretenden Gewerkschaftlern eine Liste an die Musterungskommission gegeben haben – wo sollten die denn sonst herwissen, wen man bevorzugt aus den Fabriken herausholen muss?»

Martin hatte Glück. Als Fahrer wurde er zum Train eingeteilt, fuhr bald wieder beinahe dieselben Strecken wie zuvor, nur war er nun uniformiert und in der freien Zeit in der Kaserne eingesperrt. Auch Gustl kam nicht eben schlecht weg. Vorläufig würde er in München bleiben, er wurde zur Bewachung der Bahnlager an der Landsberger Strasse abgestellt und kam in der Ersatzkaserne in der Guldeinschule unter, nur fünf Minuten von zu Hause weg. Andere waren weit schlechter dran, waren zu Transporten in den Osten abgeschoben worden, wo es trotz Waffenstillstand wieder loszugehen schien.

öfters konnten sich die Brüder in ihrem neuen Dienst treffen. Martin stellte Überlegungen an, was der Streik doch Nützliches bewirkt hatte. «Sogar unser Leutnant Fechenbach vom Train ist jetzt für den Eisner. Überhaupt hoffen alle auf den, wenn der frei kommt, ist bald Frieden, meinen sie.»

Auch der bayerischen Regierung blieb diese unerwünschte Popularität des inzwischen auf der Festung Landsberg eingekerkerten Schriftstellers nicht verborgen. Doch bis man sich entschloss, ihn zu entlassen, um ihn nicht zum Märtyrer für die kriegsmüden Bayern werden zu lassen, tat sich bei den Kühns einen verregneten Sommer lang noch manches. Da kam Amalie mit ihrer Herrschaft aus dem Balkan zurück, weil Bulgarien aus dem Mittelmächtebündnis ausgeschert war. Märchenhaft erschien es, was das Dienstmädchen vom Überfluss im Konsulatshaushalt in den verflossenen Jahren berichtete. Aber es hätte schon unwahrscheinlich geklungen für die Kühns, wenn sie nur von den Frühstücksemeln mit Butter erzählt. Fränzis Besuche bei ihrem Mann in der Sanierungs- treffender gesagt Militärentlausungsanstalt bei Rosenheim waren nicht ohne Folgen geblieben, jedenfalls einer davon nicht. Franziska nannte sie ihr zweites Kind, für das ihre magere Brust zu wenig Milch hatte. Und für das auch die Milch von der Milchfrau spärlich und bläulich-abgerahmt floss.

Sooft es ihr knapp gehaltener Ausgang zuliess, trafen die Kühnbrüder auch mit den alten Genossen in der Westendhalle zusammen. Belustigt verfolgten sie, wie Oberpostschaffner Löffler seinen Schwiegersohn bereden wollte, der keine Lust zeigte, von seinem abgelaufenen Krankenurlaub in der Heimat zurück zu den Schiffen zu reisen.

«Ändert, sei gescheit! Fahnenflucht wäre sowas, das tut kein Sozialdemokrat. Die anderen Kameraden in Stich lassen, das ist keine Solidarität.»

Nach Kiel hinauf sollte Anderl Warz wieder gehen, denn die Österreicher führten Verhandlungen mit den alliierten Gegnern, da wollten sie möglichst keine deutschen Soldaten mehr innerhalb ihrer Grenzen haben. Aber Anderl hat kein Verlangen danach, Kiel so schnell wiederzusehen, wo sie seine Matrosenkameraden Köbis und Reichpietsch damals hingerichtet hatten.

«Bis ich hinaufkomme, kann der Krieg aus sein – ausserdem haben die Schiffe kaum mehr Kohlen zum auslaufen.»

Löffler liess sowas nicht gelten. Hilfesuchend wandte er sich sogar an die Kühnbrüder. «Ihr müsst doch auch euren Dienst versehen. Seit er gestern bei dem Eisner im Schwabinger Bräu war, ist mit ihm nicht mehr zu diskutieren, er weiss alles besser. – Dass sie auch den Eisner herausgelassen haben! Gleich muss der wieder Versammlungen abhalten, die Leute mit radikalem Getön aufstacheln.»

Löffler fand bei den Kühns keine Unterstützung, im Gegenteil, die wollten nun wissen: «Der Eisner? Was hat er denn so gesprochen, Anderl?»

«Ach, eigentlich nichts, was nicht auch die anderen schon gefordert haben: Alle Macht dem Volke, weg mit den Adeligen, Pfaffen, Generälen und Geldleuten. Aber wie er gefragt worden ist, ob es nicht Zeit für eine Revolution wäre, hat er vertröstet, gezaudert und schliesslich gemeint, dafür wäre noch zu wenig Schwung geholt. Doch die Leute dort haben sich zugeflüstert, dass er nicht bremsen will, sondern nur noch Kraft gewinnen für einen zweiten Anlauf.»

Löffler hob mahrend beide Hände, was ihm einen Moment lang das Aussehen eines Predigers gab. «Wer auf solche Leute wie den Eisner hört, macht die Partei kaputt. Weil damit die Einigkeit verloren geht, die wir in diesen schweren Zeiten doch so dringend brauchen.»

Als Anderl Warz und Martin Kühn später gemeinsam auf das Pissoir gingen, bot Martin an: «In der ‚Villa Flora‘ ist unser Gartenhaus frei für dich. Da findet dich keine Militärstreife – deinem Schwiegervater ist es zuzutrauen, dass er dich noch einmal hinaustreibt.»

«Dank dir», brummte Anderl und hielt ihm die Hand hin, um dann den Gartenschlüssel flugs in seiner Matrosenmütze verschwinden zu lassen. Dafür steckte er Martin seine Lebensmittelmarken zu, die er als Urlauber bekommen hatte.

«Das hätte es nicht gebraucht» wehrte Martin ab und steckte sie doch ein. «Wir holen dich, wenn es soweit ist.»

Frieden, das Ende des Krieges

Arthur Zwing, Fähnrich der Artilleriefliiegerabteilung VI, brauchte den ganzen Verstand seiner 18 Jahre, um sich zurechtzufinden, als er zum ersten Mal auf dem Bahnhofsvorplatz von München stand, unbeachtet von den vielen Menschen, die, wie es schien, alle in einer Richtung an ihm vorbeihasteten.

Aus Sachsen kam er, aus einem Vorort von Chemnitz, wo sein Vater, Generalvertreter im Gebiet des «norddeutschen Bundes» für eine amerikanische Firma, seit vielen Jahren den gewinnträchtigen Handel mit Registrierkassen führte. Der Grossvater hatte noch Teitelzweig geheissen, sich dann Zweig genannt; und erst sein Vater hatte das viele Geld gehabt, das es ihm ermöglichte, ihm und seinen beiden Brüdern, den drei Schwestern und sogar seinem Cousin den unverfänglichen, nicht nach Talmud und Channugatlicht klingenden Namen Zwing vererben zu können. In die sächsische Militärkadettenanstalt hatte sein Vater ihn, den jüngsten der Söhne, aus einem ähnlichen Grund geschickt: Mit einem Offizier in der Familie erwarb man sich Ansehen in der Gesellschaft. Arthur Zwing war der Zucht dieser Anstalt vor einem Jahr entlaufen; freiwillig hatte er sich zur neuen, abenteuerlichen Waffe der Flieger gemeldet, weil man dort nicht kleinlich war mit der Annahme. In Grafenwöhr, einem Kleinstädtchen in der bayerischen Oberpfalz, erhielt er eine rasche Ausbildung, war noch vorgesehen gewesen für den türkischen Kriegsschauplatz. Vom Krieg war kaum etwas, von gelegentlichen Besuchen erprobter Frontflieger abgesehen, in diesem Garnisonsort zu spüren gewesen. Sogar eine Frankfurter Kaufmannsfamilie verlebte dort ihre Sommerfrische mit ihrer Tochter, der zarten, lebenswürdigen Jenny. Jenny! Sie war es wert gewesen, dass er einen Sommer lang die Plage des Drills an den immer wieder zurechtgeflickten Flugapparaten erduldet hatte.

Von Grafenwöhr war er nach München geschickt worden, um Motorenteile aus den Bayerischen Flugzeugwerken zu organisieren. «In Oberschleissheim ist auch eine Fliegergarnison, lass dir von denen helfen, wenn du nicht zurechtkommst», hatte ihm Moser geraten, sein «Spezi», auch ein Fähnrich in seinem Alter, der aber aus einem bayerischen Dorf kam; dieser war mehr Soldat als er, Soldat von einer urwüchsigen Art, ein Landsknecht, der überall mitmachte, mitsoff und durchkam.

«Tag, Kamerad, wo geht es denn da nach Oberschleissheim?» wandte er sich um Auskunft an einen vorbeihastenden Uniformierten in reichlich mitgenommener Artillerieuniform.

«Bist aus Sachsen?»

Arthur Zwing verstand nicht, weshalb seine Frage diese Gegenfrage auslöste, hörte aber doch ein gewisses Wohlwollen heraus. Mit Fabrikarbeitern hatte er in seinem Leben noch kaum zu tun gehabt und wusste nicht, welches Ansehen unter den bewussten Arbeitern das Proletariat aus dem sächsischen Industrievier genoss. Ohne seine Erwiderung abzuwarten, hakte ihn der Artillerist, ein älterer Mann schon, wie selbstverständlich unter. «Komm mit zur Friedensdemonstration, der Kurt Eisner ist wieder frei.»

Bevor er eine Gegenrede anbringen konnte, war er inmitten eines Haufens anderer Soldaten, die alle in dieselbe Richtung schoben. Ihre Uniformen machten Arthur Zwing sicher, dass schon alles in Ordnung sei, seine ganze Jugend hatte er schon unter Uniformen verlebt. Dem bärtigen Zivilisten auf der Wiese unter der hohen Bronzefigur hörte er kaum zu, er dachte an seinen Auftrag und an Jenny, hauptsächlich an Jenny. Wunderte sich nur, dass so viele Soldaten diesem Zivilisten zuhörten. Nur soviel bekam er mit, dass dieser Eisner ein politischer Journalist war, eben erst wegen einer Streikgeschichte für diesen Frieden eingesperrt gewesen und seit wenigen Tagen in Freiheit. Frieden? Dann würde er frei bekommen, um nach Frankfurt fahren zu können, um Jenny zu besuchen.

Nach der Ansprache des bärtigen Redners wurde gefragt, ob wer ein Automobil fahren könne. Der Artillerist meldete sich, und wie automatisch streckte auch Arthur Zwing die Hand hoch. «Dann fahr du auch mit, kannst mir ankurbeln, wenn wir starten.»

Das Gelächter im Offizierscasino des Fliegerhorstes Oberschleissheim liess die Gläser scheppern und die Fenster zittern. Anlass dazu gab Arthur Zwings Bericht, wie er an der Spitze eines Demonstrationszuges, vor Eisner im Beifahrersitz, seine erste Münchensite gemacht habe. «Nichts für ungut, Herr Fähnrich, aber sie sind ein Urviech, ein hinterwäldlerisches!» – «Lebt ihr denn in Grafenwöhr hinterm Mond!» – «Herr Fliegerfähnrich ein Revoluzzer!»

Bier wurde ihm hingeschoben, Vollbier für die Frontruppen aus Bayern, kein Dünnbier, wie es die Wirte nun ausschenkten. Soviel Bier, dass ihn schliesslich ein rundlicher Feldwebel zu seiner Stube schleppen musste, er aber dessen rosa Gesicht für eine Wolke hielt, eine rosa Wolke, die ihn hochhob, ganz ohne Motorengeräusch, über andere rosa Wolken und über das Land hinweg zu Jenny. Bevor er sie erreichen konnte, kam er ins Trudeln, wie, wenn in einigen hundert Metern Höhe der Motor aussetzt und die Maschine über die

eine Tragfläche abschmiert. Sein Magen drehte sich um, gab wieder her, was ihm zuviel hineingeschüttet worden war. Und der Feldwebel meuterte böse herum, schimpfte auf die Offiziere, die nie wussten, wann es genug war. Dann rief er eine Ordonnanz von der Mannschaft zum Saubermachen.

Anderntags musste sich Arthur Zwing vom Major des Standortes eine gehörige Standpauke anhören wegen seiner Teilnahme an der Friedensdemonstration. Und warten musste er, weil die angeforderten Motorenteile nicht greifbar waren, vielleicht auch nicht mehr greifbar würden – wer wusste schon, ob nicht morgen bereits Schluss war?

R. N.

Protokoll ¹⁸⁹⁰ / 1109

Erwerbung des gebührenfreien Heimatrechtes in München betr.

C 22. X 99. N.

28306

München, am 26ten Oktober 1890.

Erschrint Herr

Königst. Wilhelm Treher

Stand: Gutsbesitzer, Zeitungsbearb.

V. E. Herr geleistet

Wohnung:

Zürberstr.
M. N.

bisher beheimatet zu Trauschingen

herz. Meißnerstr. 4/3

geboren am 11. Januar 1844

zu Trauschingen

Religion: evangelisch

und stellt das Gesuch um gebührenfreie Verleihung des Heimatrechtes auf Grund Art. 7. und 11 Abs. III. des Heimatgesetzes.

Zur Begründung des Gesuches übergibt er ein Certifikat der k. Polizeidirektion vom 11. 8. 90. wonach er seit 10 Jahren ununterbrochen im hiesigen Aufenthalte und Dienstverhältnisse sich befindet und bemerkt weiters, daß er noch nie bestraft wurde, auch nie Armen-Unterstützung beansprucht oder erhalten hat.

Frau Karoline geb. Schmidt

geb. 26 April 1842 in München

Kinder: August, geb. 1. Sept. 1874 in München

Walter, Karl geb. 7. Aug. 1875 in München

Leinold, Adolf " " 22. Sept. 1877 " "

Wilhelmine, Julia " " 11. März 1874 " "

Therese, Johanna " " 9. April 1875 " "

Anna, " " 4. März 1870 " "

Auf Vorlesen unterzeichnet

Königst. Treher

*Heimatsrecht.
Geburtsort der
Hauptgewalt*

IV

Glück hatte Heinz Zwing gehabt. Gerade noch rechtzeitig, bevor sein Sohn in die Schule kam, die damit verbundenen Ausgaben für das «Schulgewand», für Mappe, Hefte, Schreibzeug fällig wurden. Glück musste man das schon nennen, denn nun füllten sich plötzlich immer mehr die Korridore des nach Bohnerwachs und Sorgen riechenden Arbeitsamts in der Thaikirchnerstrasse. «Strukturkrise, 6'000 Arbeitslose in der BRD!» Glück, auch wenn er einen Verlust von über einem Hunderter am Monatsgehalt einstecken musste.

Er konnte nicht gleich nach ein paar Wochen wegbleiben und sich einen halben Tag frei nehmen, um mit Erich den ersten Schulgang zu machen. Erich ging mit Marianne allein, indessen Heinz Zwing, ganz in Gedanken bei seinem Sohn, Lieferscheine auf eine Lagerkartei übertrug. «Kraftfahrzeughandel hat auch keine Zukunft mehr, wenn die Leute sparen müssen», hatte einer der neuen Kollegen geäussert, der, der ihm auch gesteckt hatte, dass er auf einer Stelle sass, die vor ihm von zwei Leuten besetzt war – auch diese Firma musste also sparen. Auf seine Kosten? Wenn er erst besser eingearbeitet war, sagte er sich, dann würde er abends auch wieder imstande sein, mit den Kindern zu spielen. Oder machte er sich da etwas vor, würde es bei dieser Hetze bleiben. Telefon! «Sehen Sie mal nach, wieviel Schonbezüge wir noch für den VW 1300 am Lager haben und wieviel im vergangenen Monat weggegangen sind.» – Der Chef! Der liess ihm nicht Zeit, sorgfältig die Kartei zu überrechnen, aber eine falsche Auskunft konnte ihm sein Übelwollen einbringen.

Für Erich war dieser erste Schultag ein schönes Erlebnis gewesen. An der Hand der Mutter, eine volle Schultüte im Arm, bewundert von der

kleinen Schwester, die noch in den Kindergarten musste, das war schon was! Vom Vater befragt, wie es gewesen sei, genügte ihm ein knappes «schön!».

Was Marianne zu sagen wusste, war nicht so überzeugend. Der Rektor habe für heute Abend zur ersten Elternversammlung eingeladen. Es würde vielleicht Unterricht in Schichten geben, einmal vor- und einmal nachmittags, weil ein Schulzimmer fehle. Aber der Schulhort öffne erst um elf Uhr, für Tage mit Vormittagsunterricht müsse man sich was einfallen lassen, damit der Bub nicht auf der Strasse herumlaufe. Eigentlich hatte Heinz vorgehabt, an diesem Abend früh schlafen zu gehen, er hatte wieder eine Überstunde anhängen müssen, damit er mit der blöden Kartei auf dem Laufenden blieb und seine Auskünfte über den Bestand auch richtig waren. «Sie müssen schon einen Überblick haben, nun machen Sie es doch schon vier Wochen!» hatte der Chef gefaucht, weil er zwei Schonbezugverkäufe noch nicht abgetragen hatte. – «Elternversammlung? Gehst du hin?» Geh du, er ist ja auch dein Kind». Ausserdem kann ein Mann immer mehr erreichen wie eine Frau.»

«Also gut, ich geh', aber ob ich mehr erreichen kann? Und ob überhaupt was zu erreichen ist? Machen die nicht, was sie wollen?»

So sass er dann unter den knapp drei Dutzend Eltern von Erstklässlern. In den drei Klassen gab es ungefähr 120 Kinder, also waren nicht einmal ein Drittel der Eingeladenen erschienen. Sie hörten «ihrem» Rektor zu, in die reichlich abgenutzten Bänke gezwängt, beinahe selber eine artige Schulklasse. – Die städtischen Mittel seien, wie man wisse, äusserst knapp, weswegen ein auf dem Plan stehender Erweiterungsbau mit dem Ziel eines modernen Schulzentrums vom Stadtrat auf unbestimmte Zeit zurückgestellt worden sei. Er, der Rektor, sei darauf angewiesen, mit den Möglichkeiten, die ihm geboten seien, in diesem alten Haus den Betrieb, so gut es eben ginge, zu führen. Er wolle versuchen, von der hier einquartierten Berufsfachschule einen Raum zur Mitbenutzung zu erhalten, versprechen könne er noch nichts. – Bedenkliche Gesichter hatten die Frauen und Männer in den Schulbänken bekommen. Nach des Rektors Ansprache sah sich Heinz Zwing um, ob sich nicht jemand zu Wort melden würde. Ja, doch, da erkundigte sich eine Mutter nach der Lehrmittelfreiheit für ihr Kind, wurde von den anderen mitleidig gemustert. Dabei war sie ganz normal gekleidet, nicht ärmlich, wie es vielleicht einige erwartet hatten. Alleinstehend mit dem Kind vielleicht, geschieden oder ledig, bestimmt nichts Aussergewöhnliches. Sie bekam vom Rektor ein Antragsformular und Heinz Zwing

meinte der Frau anzusehen, dass sie schon bedauerte, sich das Blatt nicht nach der Versammlung geholt zu haben. – Beinahe hätte auch er selbst auf die paar Mark nicht verzichten können, auch so war es schon knapp genug geworden. Aber gab es nichts Wichtigeres zu bereden mit dem Vertreter der Schule? Er packte schon seine Unterlagen in die Tasche. Bevor der Rektor noch seine aufmunternden letzten Worte an seine Zuhörer richten konnte, stand Heinz Zwing auf, unschlüssig, den Arm mit dem «meldenden» Zeigefinger halb erhoben, wie er es aus seiner Schulzeit gewohnt gewesen war. «Das mit dem fehlenden Klassenzimmer, ich meine...» Ihm wandten sich nun die Gesichter zu, erstaunte, auch ärgerliche, sicher von denen, die wie er morgen ausgeruht vor einem Chef erscheinen mussten. In einigen meinte er auch Bestätigung zu lesen, stummen Zuspruch – warum die nicht selber den Mund auftaten! «Ein Mann kann mehr erreichen...», eigentlich wollte er sich auch nicht als grosser Redner hinstellen, aber heimkommen und überhaupt nichts versucht haben?

«... das mit dem fehlenden Geld im Stadtsäckel, das können doch nicht unsere Kinder ausbaden müssen! So ein Schichtunterricht, mal Vormittag, mal Nachmittag, das ist doch ein schlechter Start für Schulanfänger. Gerade unsere Kinder brauchen aber einen guten Start, sind ohnehin schon benachteiligt, weil ihre Eltern meistens beide in die Arbeit gehen müssen, in der Schwanthalerhöhe wohnen kaum Grossverdiener. Wir haben gehört, dass der Hort erst um elf Uhr öffnet. Das ist doch nicht im Lot, wenn die Kinder sich dann herumtreiben, herumgestossen werden und keine Ordnung lernen.» Der Rektor macht eine beschwichtigende Gebärde. – Schade, dass er keinen anderen vor sich hat, dem tut es ja selbst leid, dass es so ist, das nahm er diesem freundlichen Herrn mittleren Alters durchaus ab. Aber jetzt ist er schon mal drin: «Ich meine, uns schenkt auch niemand was, wenn man uns für unsere Arbeit bezahlt, muss die stimmen. Zu den Aufgaben der Stadt und dem Staat gehört es, dass unsere Kinder einen ordentlichen Unterricht bekommen, in ausreichenden und modernen Räumen!» Um nicht immer in die inzwischen verlegenen Blicke der anderen tauchen zu müssen, fixierte er die Leuchtreklame von der Gummifabrik, die vom Neubau herüber blau ins Fenster herein schien. «Ich glaube, dass wir Ihnen, Herr Rektor, alle, die wir hier sind und auch die anderen, die nicht gekommen sind zum Elternabend, dass wir Ihnen wünschen, dass Sie Erfolg haben mit Ihren Bemühungen um ein zusätzliches Zimmer. Aber das sollte nicht nötig sein, dass Sie sich erst darum kümmern müssen. Sie sollten an Ihre

Vorgesetzten, an das Schulreferat weitergeben, dass wir, die Eltern, nicht länger zusehen, wie das Geld für andere Dinge ausgegeben wird, unsere Kinder aber mit der Schule benachteiligt werden.» So eine lange Rede, beinahe hätte er sich verhaspelt! Aber gemurmelte Zustimmung aller bestätigte ihm, dass er richtig gelegen hatte, einer muss ja schliesslich den Mund aufmachen, auch wenn es ungewohnt ist und nicht leicht fällt. Eilig versprach der Rektor nun, er werde das Mögliche versuchen, wie schon gesagt, er sei auch zuversichtlich, was das Zimmer angehe. Ausserdem rechne er mit der elterlichen Unterstützung seiner Schüler, und dann sei da auch noch in vier Wochen etwa, er würde noch eine schriftliche Einladung mitgeben, Wahl des Elternbeirates.

Als er heimkam, war Marianne schon fast eingeschlafen, wollte aber noch wissen: «Was war?» – «Ach, nichts Besonderes, der Rektor sagt, er will schauen, ob er nicht doch noch ein Zimmer auftreibt.» – Erich brachte einige Tage später seinen Stundenplan mit – ohne Nachmittagsunterricht. Wenn das so bliebe, meinte Marianne, dann würde ihr Chef ihr entgegenkommen, dass sie nur vormittags im Büro sass und nachmittags die Schreibe mit nach Hause nehmen könne. Nebenhin könnte sie ja dann Erich beaufsichtigen. «Unter Aufsicht halten», sagte sie, und es klang ungewohnt drohend.

Der Erstklässler wollte von seinem Vater wissen, warum man die Schule nicht auch so neu gebaut hätte, wie die Verwaltung daneben, die von der Gummifabrik. Und ob er auch schon in diese Schule gegangen sei.

«Nein, ich war in der Bergmannschule, aber die war in der Richterschule einquartiert.» Erich schaute ihn verständnislos an. «Weil Krieg war. Da ist eine Bombe in das Schulhaus am Gollierplatz gefallen. Wenn eine in die Guldeinschule gefallen wäre, dann hättest du ein neues Schulhaus. – Oder müsstest auch in die übervolle Bergmannschule. Das vierte Schulhaus bei uns im Viertel ist gar nicht mehr aufgebaut worden, weisst du.»

«Ist der Opa einmal in meine Schule gegangen?» – Was Kinder doch alles fragen können!

«Nein, der auch nicht, oder warte einmal... nein, als Schulbub ganz bestimmt nicht, aber da war doch mal was? Die Grossmama hat was erzählt, dass ihr Vater in dieser Schule gewesen ist, wie sie noch ganz neu war, fast neu, aber der war auch nicht zum Lernen dort, sondern als Soldat.»

«Soldaten machen Krieg, gell, Papa?»

«Ja, aber das ist nicht sowas Besonderes.»

«Das Gewehr anders rum?»

Landsturmmann August Kühn war an diesem kühlen Novembertag ausgesprochen schlechter Laune. Eben, beim Appell hatte der Hauptmann, den man sonst die ganze Woche nicht zu sehen bekam, höchstpersönlich eine allgemeine Ausgangssperre verfügt. Da hockten sie herum in den Schulsälen, dösten vor sich hin oder droschen mit abgegriffenen Karten einen Schafkopf. Warteten auf etwas Besonderes, das da kommen musste. Warum sonst verweigerte man diesem Haufen Familienvätern, zum grössten Teil mit Angehörigen oder Verwandten in der Stadt, den gewohnten Ausgang.

«GTiört hab ich, sie verlegen uns doch noch irgendwohin», bröckelte einer der Kameraden seinen unbestimmten Verdacht in die unmutigen Gedanken der anderen.

«Dös glaub i ned, i moanad, dass die Sozi schuld sind, die mit ihrer Kundgebung heut Nachmittag. Die Malifiz-Sozi versauen uns sogar noch den Ausgang», nörgelte der Schweinsteiger-Sepp, Bauer aus Heimberg, Post Pienzenau, Kreis Miesbach, der auch noch kurz vor dem Kriegsschluss aus dem Stall in die feldgraue Kluft gesteckt worden war. Er suchte nun jemanden, an dem er ohne Nachteil seinen Zorn darüber auslassen konnte, dass seine vierzehn Milchkühe ohne seine Wartung auskommen mussten. Aber bei den anderen Landstürmern kam er damit schlecht an. Der Stiegler Heini, ein Maschinenschlosser, der noch vor ein paar Wochen draussen beim Rathgeber an einem Panzerzug mitgebaut hatte, bis das Material ausgegangen war, griff ein und hinderte ihn daran, weiter auf die Arbeiterpartei zu schimpfen. «Red nicht – sogar der Bauernbund will die Protestversammlung gegen den Krieg unterstützen. Sogar der Gandorfer soll selber kommen.»

Unteroffizier Kohler, ein Junger, der sich in Serbien eine Armverwundung geholt hatte und direkt vom Lazarett heraus vorläufig zum Landsturm abkommandiert worden war, trat, von den meisten unbemerkt ins Schulzimmer und hatte die letzten Worte von Stiegler mitbekommen. Nun trat er strammer auf, mengte sich ins Gespräch: «Ihr sollt nicht politisieren. Ein Soldat darf sich nicht mit Politik abgeben, sonst kann er nicht unbeeinflusst den Befehlen folgen. – Habt ihr denn nichts zu tun? Dann machen wir Gewehrreinen!»

Nicht nur der Stiegler Heini schaut jetzt unwillig auf den jungen Unteroffizier. Auch die anderen haben keine Lust zu dem befohlenen Zeitvertreib. Der Kühn Gustl steht von seinem Strohsack auf, murrte: «Gewehr reinigen! Für was soll das noch gut sein? – Heimgehn wollt' ich, mein gespartes Brot meinen Kindern bringen, damit die was zu beissen kriegen. Im Brot vom Bäcker ist fast nur noch Sägmehl oder was ...»

Bevor er einen Anschauzer bekommen kann, springt ihm der Stiegler bei. «Wenn nichts mehr zum Fressen da ist, kann man auch keinen Krieg weiterführen. Dann ist Gewehrreinigen auch ein Schmarn.»

Wie ihm da die Landstürmer, jeder um zwei Jahrzehnt älter als er, gegen Brauch und Herkommen Widerreden, kennt sich der Unteroffizier Kohler nicht mehr aus. Als Sohn eines Uniformschneiders hat er schon in früher Kindheit gelernt, dass eine Tresse, ein Stern mehr am Rock die Untergebenen ohne solchen Schmuck zu absolutem Gehorsam und widerspruchslosem Wohlverhalten verpflichtete. – Aber schon im Lazarett hatte er eine Veränderung gespürt. Im Krankenrevier war der Oberstabsarzt nur lässig gegrüsst worden, Stubenkameraden waren darauf aus gewesen, ihre Krankheit zu verlängern, um nicht mehr hinaus zu müssen, ja, sogar altgediente Chargen hatten von seiner Majestät dem König als «Millibauer» gesprochen. Dazu hatte er geschwiegen. Aber hier stand er nicht als Kamerad Kohler, sondern als Diensthabender, der sich Respekt verschaffen musste. – «Also, Männer, die Ausgangssperre ist von oben verfügt, da kann ich nichts machen. Nach dem Mittagessen soll es sogar Alarmbereitschaft geben.» – Dann wird sein Ton noch eine Spur freundlicher, die Mahnung klingt beinahe wie eine Bitte: «Ich möchte doch keine Meldung wegen Befehlsverweigerung machen müssen. Also, Gewehrreinigen!» Er geht hinaus, ohne sich zu überzeugen, ob seine Anordnung befolgt wird.

«Saubua!» brummt ihm der Schweinsteiger nach.

«Er hat's nicht besser lernen können – war in keiner Fabrik oder sonst wo, ist gleich Soldat worden.» Der Stiegler Heini wieder, der ihn so in Schutz nimmt. «Aber Gewehr putzen – tu ich auch nicht. Sonst fällt die Knarre noch auseinander, und wer weiss, vielleicht wird sie doch noch gebraucht.» Das war nur so hingesagt, aber der Gustl meint, hinter den Sinn zu schauen, fragt deshalb leise: «Meinst, es könnt bei uns auch gehn wie in Russland?»

«Möglich wär's schon, oder?» Stiegler verdrückt sich in seine Ecke. Aber der Gustl will es genau wissen und folgt ihm. «Im ,*Vorwärts*' hat gestanden, in Russland konnte sowas nur mit blutiger Gewalt gehen, aber in Deutschland wird und muss die Umwälzung friedlich verlaufen. Und passiert ist ja schon was in die Richtung, vor drei Wochen ist die Verfassung geändert worden, dass

künftig der Reichstag bei einer Kriegserklärung zustimmen muss. Und dann die Woche drauf haben sie sogar in Preussen das Wahlrecht geändert. Ist schon was dran an dem friedlichen Übergang, meinst auch?»

«Einen nächsten Krieg soll es nicht geben, und das preussische Wahlrecht, na ja, aber was ist denn damit geändert. Da, vor vier Tagen war erst die Demonstration für die politischen Gefangenen in Stadelheim. Glaubst, die wären entlassen worden, wenn sich nicht Genossen auf der Strasse gerührt hätten?»

Der Schweinsteiger Sepp war dazugerückt und konnte seine Weisheiten nicht für sich behalten. «Unsere Regierung in Bayern ist nicht die schlechteste, glaubt's mas. Erst vorige Wochen hat sie die Abdankung vom Kaiser Wilhelm verlangt, der wo an dem Krieg schuld is.»

«Verstehst Du eigentlich auch schon was von Politik», fährt ihn der Kühn Gustl sauer an.

«Ich bin Bauer, da brauch ich mich um sowas nicht kümmern. Aber das weiss ich, ohne die Preussen hätten die Bayern keinen Krieg gemacht.»

«Und die Bayerischen Flugzeugwerke, der Krauss-Maffei und die Maschinenfabriken von Augsburg und Nürnberg, was meinst, haben die am Krieg verdient, mitten in Bayern?»

«Das ist jetzt wieder der Neid, der da aus euch Sozis redet. Unser Pfarrer hat schon recht: Ihr wollt allen Leuten den angestammten Besitz wegnehmen und unter euch verteilen. Eine gottlose Tyrannei wollt ihr auf richten.»

Diese Reden des Einödbauern waren ihm schon hinlänglich geläufig, diesmal verleiteten sie Gustl das Gespräch mit dem linken Genossen aus dem Viertel. Er wandte sich zum Fenster, sah nach, ob unten vielleicht schon die zwei Mädchen und der Bub warteten. Er hatte einen weiten Schulweg; seit die Schulhäuser in der Schwanthalerhöhe zu Kasernen gemacht worden waren, musste er bis nach Neuhausen hinüber. Und die kleinere, die Minna, kam von der Stielerschule über die Theresienwiese herauf. «Ob die überhaupt was lernen bei so einem Notstand?» fragte er sich selber, ungewollt laut vor sich hin.

«Mir san aa aus der Schul kumma und waren zusammen aus drei Ortschaften und die umliegenden Höf', alle in dem kloan Lehrerhäusel in Pienzenau. Lauter tüchtige Leut san mir worden.» Der Schweinsteiger schon wieder!

«Ja, das kennt man heut noch», bemerkte der Stiegler trocken.

«Wia moanst jetzt dös», schnaufte der Schweinsteiger und stellte sich in Positur. Die anderen Feldgrauen wollten aber keine Rauferei in ihrem Saal und

traten dazwischen. «Da seht's ihrs, was ich sag, immer das gleiche: Viel Muskel, wenig Hirn.»

Beinahe wäre der Stiegler damit doch noch zum Raufen gekommen, obwohl es ihm nur so herausgefahren war.

«Wenn ich mir eure Schlawiner aus Schwabing anschau!» blaffte der Bauer «meinst denn, die haben die Weisheit mit dem Löffel gefressen?» Er wollte die anderen aus dem Weg drängen und hin zu dem frechen Hund, der ihm, dem Ökonomiebesitzer mit zwanzig Tagwerk, das Maul anhing. Dem würde er es schon zeigen.

«Komm, du führst dich ja auf wie ein junger Bursch aus dem Wirtshaus, lass doch den roten Stiegler reden, was er will. Der Unteroffizier hat schon recht, Soldaten soll'n nicht politisieren.» Der Schweinsteiger gab nach. Er sass auf einer Bank und putzte sein 98er, dabei überlegte er angestrengt, was denn eine Schule mit Politik zu tun haben könnte, fand aber keinen Zusammenhang.

Gustl Kühn blieb beim Fenster, aber es wurde Mittag, Zeit zum Essenfassen, ohne dass eines von seinen Kindern drunten auf der Strasse aufgetaucht war, unter den anderen, die auch jeden Tag herkamen, um von den Soldaten Kommissbrot zu betteln. Nur ein Schwarm Frauen von der Fabrik nebenan lief noch vorbei, russig, wie man nur in einer Gummikocherei werden konnte.

Anni Kühn war an diesem kalten Novembertag vor die Zigarrenfabrik gezogen, nicht zum Arbeiten, wie sonst, sondern als Streikposten, wie es am Abend zuvor die von der «Friedrich Erb Tabakfabrik» mit den anderen Tabakarbeiterinnen von «Austria» und «Phillips Witwe» ausgemacht hatten. Dann war einer vom Gewerkschaftsvorstand gekommen und hatte ausgerichtet, dass erst um 1 Uhr Mittag mit dem Streik begonnen werden dürfe. «Das wird wieder wie im Februar», hatte sie sich gedacht und war widerwillig an ihren Wickelstand gegangen. Um Eins hatten überall die Fabriksirenen geheult. Die Schürzen waren in die Ecken geflogen. Anni hatte der Sophie aufgetragen, ihre kleinen Geschwister von der Schule zu holen. Sie selbst war aber mit den anderen Frauen aus der Fabrik zur Wiese hinübergewandert. Trotz der Ausgangssperre, die über die ganze Garnison verhängt worden war, wimmelte es schon von Feldgrauen. Bestimmt waren etliche Urlauber vom Feld dabei, aber es mussten bei dieser Menge nicht wenige ohne Erlaubnis aus den Kasernen hierher gekommen sein. Einige trugen rote Fahnen, und eine Gruppe scharte sich um eine weisse Tafel mit der Aufschrift: «Es lebe die Revolution».

Anni Kühn schob sich unschlüssig durch die Menge. Auf der Freitreppe unter der Bavaria sah sie den SPD-Vorsitzenden Erhard Auer stehen, der mit sei-

ner Rede noch wartete, bis die Arbeiter von den Betrieben ankämen. Sie streifte am Hang entlang, wo die Redner der Gewerkschaften, alle in einem Abstand von ungefähr 50 Meter voneinander, ebenfalls für ihre Ansprachen bereitstanden. Langsam kamen nun die Arbeiter aus den anderen Betrieben. Eine Resolution war vorbereitet, hatte auf dem Flugblatt gestanden, das sie gestern mitgenommen hatte. Eine Resolution für den Waffenstillstand und gegen die «Nationale Verteidigung», die von den Alldeutschen gefordert wurde. Und für mehr Demokratie im Staatswesen. – Ob die Sophie bei dem Trubel, der auf den Strassen mit den anrückenden Kundgebungsteilnehmern sein musste, die Kinder Minna und den kleinen Gustl gefunden hatte? Vielleicht war es besser, sie ging heim, die Resolution würde auch ohne sie fertig werden. – Anni war schon bis zum Fussweg auf die Höhe hinauf, unterhalb der Schiessstätte, da hörte sie einen Soldaten neben sich rufen «Alle Soldaten zu Kurt Eisner», andere rufen dasselbe, und sie ist mitten drinnen im Geschiebe zu dem USP-Redner, der irgendwo steht. Hinter ihr brandet Beifall auf, und die Hände werden in die Höhe gestreckt. «Bist nicht für die Resolution?» fragt sie einer, und auch Anni ist dafür, streckt die Hand hoch. Umschauend sieht sie, wie nun hinten wieder ein Teil der Kundgebung sich zu einem Zug formiert, in die Stadt hinein. Aber sie kann jetzt nicht weg, vorne am Hang spricht Kurt Eisner, kurz und bündig sagt er, dass in den letzten Jahren genug geredet worden sei, nun müsse man handeln. Einer von den Bauernbündlern verspricht, dass die Arbeiter vom Landvolk nicht im Stich gelassen würden. Und dann ist da wieder der Soldat von vorhin mit seiner roten Fahne. Er springt die Böschung am Hang hinauf, schreit, dass die Kameraden in den Kasernen zurückgehalten würden. «Befreien wir unsere Kameraden. Es lebe die Revolution!» Alle rund herum jubeln mit: «Es lebe die Revolution», und dann wird Anni geschoben und gedrängt, hinauf auf die Schwanthalerhöhe und durch die Strassen. Plötzlich gab es einen Halt. Vor der Guldeinschule! Da war ja der Gustl drinnen, eingesperrt, wie die in der Demonstration sagten. Wenn er nicht vielleicht doch ... er hätte sich ja ausgekannt, wäre leicht herausgekommen und heim, die paar Hausecken. Den Gustl bekam sie nicht zu sehen, aber die Kinder, was trieben sich denn die Kinder da herum. «Das Tor ist zu und die haben scharfe Munition in Bereitschaft», hörte sie einen vor ihr sagen. – «Sophie, Betty! Schaut's, dass her kommt's» – die zwei riss es herum, dann kamen sie angetrabt, mühsam am Schulhofzaun entlang, mit den beiden Kleinen an der Hand. «Ja, was fällt Euch denn ein, sowas ist doch nichts für Kinder. Die Minna und der Gustl verschwinden sofort hin-

über in die Kinderanstalt, die Schwestern streiken ja nicht. Und Sophie und Betty gehen danach gleich heim.»

«Und du?» wagte sich Sophie heraus.

«Weg sag ich. Ich komm dann schon heim!»

Von vorne war das Splittern einer Fensterscheibe zu hören, und sie schob ihre Kinder weiter am Zaun entlang nach hinten. Die Kinder müssen weg sein, bevor geschossen wird.

«Lasst's as doch vorbei!» Gottseidank, die waren weg.

«Zwei sind hineingestiegen und verhandeln. Fünf Minuten lassen wir ihnen Zeit, dann wird gestürmt!»

Die Minuten verstreichen, keiner sagt mehr etwas. – Ob der Gustl, ihr Gustl, ob der schiesst? Kann dem einer sowas einfach befehlen, auf seine Frau, auf die Arbeiter und Soldatenbrüder heraussen auf der Strasse einen Schuss zu tun? Und die anderen Landstürmer, die waren doch auch fast alle Arbeiter? Vorne gab es wieder eine Bewegung. Krachend flog das Tor in den Schulhausgang. Jetzt passiert's! fährt es Anni durch den Kopf. – Aber es war nur ein einzelner Schuss zu hören gewesen, drinnen im Schulhaus. War es ein Schuss? Schon wieder kamen welche heraus, die gerade hineingedrängt hatten, hängten sich ein mit Landstürmern, die zur bewaffneten Bereitschaft gehört hatten. Da war auch der Gustl! Anni drängte sich durch, stiess um sich und kam doch ihrem Mann kaum näher, so schnell kam jetzt der Demonstrationszug wieder in Bewegung. «Gustl!» – Er hörte nicht, alles redete nun aufeinander ein, dazu immer wieder die Rufe «Es lebe die Revolution!» die Häuserwände hinauf, dass die Fenster aufgingen und erschreckte oder begeisterte Gesichter hinunterschauten. Endlich, an der Donnersberger Brücke über die Bahnlinie hinüber, da war sie hinter ihm. Mit dem Stiegler, dem jungen Strolch, diskutierte er herum, merkte gar nicht, dass sie hinter ihm ging. «Sogar der Schweinsteiger ist gleich mit, und ich glaub nicht, dass sogar der Kohler geschossen hätt!»

Anni zog ihn am Gewehrlauf, der nach unten stand, nicht, wie nach der Vorschrift nach oben. Er fuhr herum, als hätte ihm einer seinen 98er wegnehmen wollen.

«Du? Ja gibts denn das?»

«Hast gemeint, an so einem Tag bleib ich daheim?»

Anni blieb bei der Demonstration bis zum Marsfeld hinüber, wo die grossen Kasernen standen. Aber auch da liefen die Soldaten zu den Demonstranten über. Dann ging sie heim, die Kinder mussten ja ein Abendessen haben. Dot-schengemüse, schon eine Woche lang gab es nichts anderes. Früher war sowas Viehfutter. Ob es bald besser wurde?

Spät in der Nacht kam dann der Gustl heim, mit dem Gewehr. «Alles, die Post, die Ministerien, die Bahn und die Kasernen gehören uns. Der König ist weg, aber in die Residenz ist keiner hineingekommen, bloss Wachen haben wir davorgestellt. Dann bin ich heim. – Hast noch was zum Essen?»

Nichts mehr war zum Essen da. So feierte August Kühn den Sieg der bayerischen Revolution mit dem Rauch einer Erb-Zigarre, die verdächtig nach Stroh und Leim roch.

«Wie wird es jetzt werden, ohne König?» wollte Anni noch vor dem Einschlafen wissen.

«Der Erhard Auer und der Eisner, die werden es schon machen!»

Am anderen Morgen, beim Hinausgehen, blieb der Gustl vor der Genossenschaftstafel in der Hofeinfahrt stehen, las die Überschrift auf der Extraausgabe vom 8. November, die einer dort hingehängt hatte: «Bayern ist fortan Freistaat.»

Aber er hatte es pressant. In die Guldeinschule musste er, damit ihm einer sagte, was nun ein Landsturmmann vom ehemaligen kgl. bayerischen II. Armeekorps zu tun hatte.

Wer aber gibt den Ton an?

Einen Revoluzzer hatten ihn die Kameraden mit gutmütigem Spott genannt wegen seiner Beifahrerdienste auf der Friedensdemonstration. Damit niemand ernsthaft zu solchen Ansichten kommen konnte, war er am 7. November nicht in die Stadt hineingegangen, sondern hatte sich im Casino gelangweilt und danach noch an Jenny eine Karte geschrieben: «Bei uns in München geht alles durcheinander, hoffe, bald ist Schluss, und wir können uns wieder treffen...» Diese Nachricht dikierte ein Gedanke, eine Überlegung, die ihm nicht mehr aus dem Kopf ging. Würde es auffallen, wenn er mit einem Marschbefehl zu seiner Einheit in Grafenwöhr einen Abstecher nach Frankfurt machen würde, bei diesen unklaren Befehls- und Verkehrsverhältnissen?

Auf dem Weg zum Briefkasten vor dem Fliegerhorst traf er auf den rundlichen Oberfeldwebel, der gleich mit wichtiger Miene auf ihn zukam. «Herr Fähnrich, Sie wollen doch zu Ihrer Staffel zurück? Haben Sie schon gehört, was in der Stadt drinnen los ist?»

«Was wird schon sein, wieder eine Demonstration?»

«Seine Majestät hat München verlassen, und die Roten haben eine neue Regierung gemacht. Ihr Eisner ist Ministerpräsident!» Deshalb also war keiner von den Offizieren im Casino gewesen. «Danke! Dann werde ich noch dableiben müssen?»

Der Oberfeldwebel zuckt unschlüssig mit den Schultern. «Ihr Marschbefehl liegt in der Schreibstube. Aber ob Sie allein zum Bahnhof kommen und ob dann ein Zug geht, das weiss ich nicht. Ich würde noch warten, es heisst, den Offizieren werden die Abzeichen und Kokarden abgerissen.»

Das gab für Arthur Zwing den Ausschlag. Diese Bayern sollten nicht denken, dass er feige wäre. Er holte sich seinen Marschbefehl, verabschiedete sich vom diensthabenden Leutnant, der auch nochmal versuchte, ihm die Fahrt auszureden und ihm dann noch einen Fahrer mitgab, der ihn an die Stadtgrenze brachte, dann aber mit dem Auto umkehrte, um es nicht den Roten in die Hände fallen zu lassen, so lautete sein Auftrag.

Er kam an den Motorenwerken vorbei, aber da blieb alles ruhig. Von einer Revolution war nichts zu merken. Also schritt er beruhigt weiter aus, die Allee hinein und dann durch die wie ausgestorben daliegenden Häuserzeilen am Rande Schwabings. Am Stieglmaierplatz begegnete ihm eine Militärstreife, die ihm von weitem schon nicht recht geheuer erschien, denn statt des strammen Auftretens schlenderten diese Uniformierten gemächlich dahin, hatten ausserdem noch die Gewehre unvorschriftsmässig mit dem Lauf nach unten umgehängt. Vorsichtshalber wechselte er auf die andere Gehsteigseite, seine gespannte Aufregung tarnte er mit gleichmütigem Gesicht und zwangloser Gangart. Aber die beiden Streifensoldaten kümmerten sich nicht um ihn, ja, sie grüssten sogar lässig herüber.

So betrat er bald danach sorglos die Bahnhofsvorhalle – und lief direkt hinein in zwei stämmige Matrosen, die ihn packten und festhielten. «Halt, Bürscherl, wohin so eilig?» Manieren waren das! Wortlos angelte er nach seinen Marschpapieren, dann wäre ja alles geklärt, oder? Aber die beiden kümmerten sich nicht um seinen ‚Wisch‘, einer zog ihm die Schirmmütze vom Kopf, mit einem ‚Ratsch‘ war die Kokarde entfernt und hinterliess ein hässliches Loch in dem schönen Stück. Der andere fasste ihn unterm Arm und zog ihn zu einem Schalterraum, den sich etliche unordentlich montierte Soldaten als Wachlokal eingerichtet hatten. Einige andere, die in der Vorhalle herumgestanden waren, kamen dazu, um den Fang zu besichtigen. Zufall, Glück! Da war auch wieder der dürre Unteroffizier von der Artillerie aus dem Auto. Die Wachsoldaten redeten alle durcheinander, und er konnte nicht unterscheiden, wer von ihnen das

Kommando hatte. «Abführen in den Arrest» ... «Gleich aufhängen, den Spion...» «Lasst's doch das Büberl laufen» ... bis ihn der Fahrer des Eisnerautos erkannte. «Der ist harmlos, den kenn ich noch vom Dritten. Ich glaub, den können wir behalten, der macht mit. Von den Fliegern ist der, versteht auch was von Mechanik und von einem Motor.» – Sie hörten nicht gleich auf seinen flüchtigen Bekannten von vor fast einer Woche. So schnell war das mit dem Umsturz gegangen. Vor einer Woche war noch für Frieden demonstriert worden, und heute machten die schon Bolschewismus – oder war es nicht so schlimm? «Mit den Wölfen heulen», kam ihm ein häufiger Ausspruch seines Vaters in den Sinn, aber wegen des Lochs in der Mütze fiel es ihm nicht so leicht. Der Dürre hatte nun endlich den Wortführer des Haufens herausgefunden, kannte ihn offenbar, weil er ihn mit Vornamen ‚Anderl‘ anredete. Nun wurde er gefragt über woher und wohin und so.

Der Anderl, auch ein Matrose, fragte ihn aus. Er gab Antwort, kam erst einmal dazu, den Mund aufzutun, aber hier grinste niemand über seine sächsische Aussprache. Man beschied ihm, dass er nicht nach Grafenwöhr fahren könne. «Von Maschinen verstehst du was? Im Bahnhof haben wir nur eine Schreibmaschine zu bedienen, kannst du das auch?» Arthur Zwing dachte an die Registrierkassen zu Hause, auf denen er hie und da einmal mit flinken Fingern herumgetippt hatte, und sagte einfach «Ja, natürlich!».

Da gab man ihm eine Armbinde mit aufgemalten Buchstaben ‚Bahnhofswache‘. Sein Bekannter von der Artillerie nahm ihn mit in einen anderen Raum, wo er von den Herumsitzenden freundlich empfangen und mit Bier und Kommissbrot bewirtet wurde. Am Schreibtisch mit der Schreibmaschine war ein Beamter damit beschäftigt, aus den Dienststempeln die Lettern «kgl.» mit einem Federmesser herauszuschneiden, so dass nur noch «bay. Staatsbahn» übrigblieb. Auch die Krone über dem bayerischen Wappen wurde weggeschnipst.

Da ihm niemand etwas zu tun gab, griff sich Arthur Zwing eine herumliegende Zeitung, überrascht, dass die «Münchner Neuesten Nachrichten», eine Bürgerzeitung, überhaupt mit einer neuesten Ausgabe herausgekommen war. Mit kaum verhohlener Abneigung wurde über die Bildung des provisorischen Nationalrats berichtet, die Männer aufgezählt, die nun das Sagen haben sollten, Kurt Eisner als Ministerpräsident und Aussenminister, seine Freunde von der USPD, Professor Jaffé als Finanzminister und Unterleitner als Minister für soziale Angelegenheiten. Auch die SPD war vertreten mit Hoffmann als stellvertretendem Ministerpräsidenten, Rosshaupter für das Militär, Auer als Innenmi-

nister und Timm für die Justiz. Aber das war schon zu erklären, denn Kurt Eisner hatte verkündet, dass der Bruderkrieg unter den Sozialisten in Bayern nun beendet sei.

In den nächsten Tagen und Wochen warteten alle darauf, dass sich nun Wesentliches für sie ändern würde. Arthur Zwing schrieb in der Bahnhofswache allerhand Papiere heraus, Dienstanweisungen, Fahrbefehle, Passierscheine. Die Zeitungen schrieben Tag für Tag über die herrschende Unordnung, und er fand dies bestätigt im Umgang mit Mannschaftsdienstgraden, die ganz ohne militärische Disziplin einfach ankamen und ohne Ehrenbezeichnung ihre Wünsche vortrugen. Anderl Warz, der im Wachlokal des Bahnhofs die Streifen zu organisieren hatte, fand einen anderen Grund, die neue Ordnung abzulehnen. Dass gerade der Eisner, den man schon 1905 aus dem ‚*Vorwärts*‘ geworfen hatte, Ministerpräsident sein sollte, war für die Sozialdemokraten schwer zu verdauen. Deshalb stellte er sich bald der «republikanischen Schutzgarde» zur Verfügung, die Erhard Auer unterstand. Weil auf die Pickelhaubenpolizisten in den Vorstädten keiner mehr hören wollte, wurden diesen ehemals königlich-bayerischen Schutzleuten Schutzgardisten mitgegeben, die ihren Anweisungen Nachdruck verliehen. Anderl Warz ging seine erste Runde mit dem Wachtmeister Schweiger durch die Schwanthalerhöhe. – Gustl Kühn und Heini Stiegler warteten in der Guldeinschule auf ihre Entlassung aus dem Landsturm. Anni, Franziska und die anderen Kühn-Frauen warteten auf den Tag, an dem es in den Läden wieder, ohne stundenlanges Anstehen, ausreichend Essen zu kaufen gab, aber es wurde eher weniger, was man ergattern konnte. Dabei erzählte Amalie, wenn sie einmal zu Besuch kam, dass es bei ihrer Herrschaft fast alles gab, was man sich denken konnte, sogar Schlagsahne für den Kaffee, richtigen Kaffee, keinen aus gerösteter Gerste.

Mit Warten wird nichts besser

«Reibungslos» wurde in diesen Wochen ein Lieblingswort von Anderl Warz. «Der Dienstgang im 20. Stadtbezirk verlief reibungslos», schrieb Wachtmeister Schweiger in den Bericht, «Versammlung und Wahl der neuen Delegierten für die SPD-Sektion 6 verliefen reibungslos», schrieb er selber ins Protokoll seiner Parteigruppe, die ihn zum Schriftführer gemacht hatte. Nicht reibungslos dage-

gen verlief die Krankheit seiner Frau Kathi. Zur Strassenbahn war sie gekommen, weil man alle Männer für den Krieg gebraucht hatte. Mit einer schleissigen Schaffnerjacke über dem dünnen Kleid acht Stunden von einer zugigen Plattform auf die andere! Dann heimhetzen, weil die beiden Kinder von der Nachbarin abgeholt werden mussten, wo sie tagsüber in Obhut waren. Die Nachbarin war der Nachtschicht zugeteilt, zum Wagenwäschen in der Staatsbahnzentralwerkstätte. Da kam sie, die Katharina, gut weg, weil sie nur deren Kinder ins Bett bringen musste, bevor sie ihren Fritz und den Anderl auch in die Betten steckte. Zwei Jahre war es so gegangen. Im letzten Winter war sie den Husten nicht mehr losgeworden, auch im Sommer war es nicht besser geworden. Als dann der Anderl von Kiel zurückkehrte und nicht mehr wegging, hatte sie sich krank gemeldet. Der Herbst mit seiner Kälte hatte ihr ein Fieber gebracht. Erst war es nicht so schlimm, so dass sie wenigstens die Hausarbeit in der ungeheizten Wohnung schaffte.

«Sagen Sie, Kamerad Schweiger, wo ist Kohle aufzutreiben?»

«Nirgends! Wird ja alles gestohlen. Wenn wir wieder eine Ordnung haben, wird es auch wieder Kohlen geben.» Schweiger meinte wohl eine Ordnung mit einem König an der Spitze?

Der Verwalter eines Lagerhauses an der Bahnlinie besorgte Anderl Warz eine Handkarrenladung voll Brennholz und einen Sack Kohlen dazu. Für zusätzliche Kontrollgänge vor dem Lagerhaus versprach er, auch noch Wein und sogar Honig und Butter besorgen zu wollen. Für Kathi Warz kam diese Zulage zur Dotschensuppe zu spät. Zwei Wochen vor Weihnachten stieg das Fieber so hoch an, dass sie vor Schwäche nicht mehr das Bett verlassen konnte. Die Nachbarin versorgte sie hinlänglich, und auch der Anderl sah zu Mittag, während des Streifengangs zu ihr herein. Der junge Medizinalrat Meyer verordnete streng ein kräftiges Essen – und wusste auch nicht, woher nehmen. Als er sie ins Krankenhaus einweisen wollte, war es schon zu spät, ihr Körper wollte nicht mehr, das entzündete Rippenfell hatte der Lunge schon so zugesetzt, dass vielleicht nur noch ein Nobelsanatorium in der satten Schweiz hätte helfen können.

Anderl Warz trug nun neben der Armbinde der ‚Schutzgarde‘ eine schwarze. Bei allem Unglück kam für ihn in diesen Wochen aber auch etwas Glück dazu. Sein Schwiegervater, der Oberpostschaffner Franz Löffler, war schon lange in der SPD-Sektion, seit den ruhigen Jahren vor dem Krieg. Keiner hatte davon gewusst, erst nach dem 8. November war es im Postamt in der Bayerstrasse bekannt geworden, wie man nach einem linksorganisierten Kollegen suchte, den man zum Betriebsrat machen konnte, wie es von der neuen Regierung ge-

fordert wurde. Richtig froh waren die Inspektoren und Sekretäre gewesen, dass der ruhige und stets ordentliche Löffler den Posten des Arbeiterrates übernehmen wollte, sie unterstützten ihn nach Kräften gegen Konkurrenten aus dem Sortiersaal, nichtbeamtete junge Schreier, die im Verdacht standen, der USPD anzuhängen. Und zu Anfang Dezember reichten sie seine ausserplanmässige Beförderung zum Hauptsekretär ein. Das sprach sich auch im Viertel herum, und der Hausbesitzer, der kirchenfromme Glockengiesser Seling, gab ihm eine leer gewordene grössere Wohnung, aus der die kinderreichen Vormieter ausgezogen waren, als sie die Miete nicht mehr aufbringen konnten. – So konnte der Anderl Warz mit seinen beiden Söhnen schon zum Neujahr bei den Schwiegereltern einziehen, so dass wenigstens für Fritz und den kleinen Anderl gesorgt war, wenn er seine Streifen gehen musste.

Es muss noch etwas anderes her!

Trotz Waffenstillstand und der Überdrucke «Freistaat Bayern» auf den Briefmarken kürzte der Mangel an Lebensmitteln, an Milch, an allem eigentlich, was man zum Leben nötig hat, das kaum begonnene Dasein des jüngsten Kühnkindes, der Tochter von Fritz. Seine Frau Fränzi lief wochenlang verstört umher, klammerte sich an ihr einzig verbliebenes Kind, verwöhnte den achtjährigen Georg Wilhelm mit Freundlichkeit, weil sie ihm sonst nichts geben konnte.

«Wenn erst einmal gewählt ist, kehren normale Verhältnisse ein», hoffte Fritz, ohne damit Fränzi aufrichten zu können, wenn sie nach stundenlangem Schlangestehen mit fast leerer Tasche vom Kramer, von der Milchfrau und vom Gemüsehändler kam. Geld war da, denn Fritz war, nachdem er die Uniform an den Nagel hatte hängen können, gleich als Metallpolierer wieder untergekommen. Er war ja nicht durch den Januarstreik verdächtig geworden – im Gegensatz zu Gustl und Martin, die nicht wieder eingestellt wurden. Martin sollte von Postsekretär Franz Löffler Hilfe erhalten. Betriebsrat war Löffler nun, und der Oberpostrat gab etwas auf seine Vorschläge, war es doch Löffler zu verdanken gewesen, dass im Bahnpostamt im Januar nicht gestreikt worden war. Der gewählte Vertreter hatte die Kollegen ermahnt, doch daran zu denken, wie Frontsoldaten und die Familien daheim auf Nachrichten und Päckchen warteten – denen konnte man doch nicht mit einem Streik in den Rücken fallen.

«Herr Rat, dann habe ich da noch etwas. Ein guter Bekannter von mir ist vor dem Krieg Kutscher gewesen, hat seine Pferde für die vaterländische Sache geopfert und ist nun ohne Existenz. Wenn eine Schaffnerstelle frei würde ...»

Der Rat sieht «seinen» Betriebsrat über den Kneifer hinweg mit gewohnter Strenge und zudem noch misstrauisch-forschend an. Löffler zieht unwillkürlich den Kopf zwischen die Schultern ein, dass er in der Postuniform aussieht wie eine blaue Schildkröte, die sich in den Panzer verkriecht.

«War der betreffende Soldat?»

«Jawohl – Landsturm!»

«Landsturm? Wie alt ist denn der? Und ab wann war er denn beim Landsturm? Doch nicht erst seit dem letzten Kriegsjahr?»

Löffler bedauert schon, dass er überhaupt damit angefangen hat. Aber nun muss es heraus, da bleibt ihm nichts anderes übrig. «Seit Februar 18.» Herausreden!

«Aber er ist zuvor in der Kriegsindustrie eingesetzt gewesen. Erst der Materialmangel hat ihn um die Stelle gebracht. Er ist bestimmt kein Radikaler, bestimmt nicht, Herr Rat.»

«Mein lieber Löffler, wenn Sie mir dafür geradestehen, dann kann man die Angelegenheit in Erwägung ziehen. Ihr Bekannter, wie ist denn sein Name?»

«Kühn, Martin, Herr Rat.»

«Gut, dieser Kühn muss nicht radikal werden, weil ihm die Arbeit fehlt. – Aber Sie garantieren mir für ihn!»

Löffler verdrückte sich erleichtert aus dem Dienstzimmer des Oberpostrates, in dem sogar noch das Bild Ludwigs III. an der Wand hängt. – Ob die Kühns soviel Solidarität überhaupt zu schätzen wussten?

Die fast immer leere Speisekammer neben der Küche in Gustls Genossenschaftswohnung diente ihnen als Vorrats- und Warenlager für die Stumpenproduktion. Sobald Anni mit den Kindern aus dem Haus war, räumte Gustl das Handwerkszeug heraus, wartete nicht erst auf seinen Bruder, der dann auch zu der Heimarbeit antrat. Die Frauen hatten ihren Männern diese Arbeit aus der Fabrik beschafft, waren froh gewesen, dass nun wieder genügend Tabak hereinkam, der mehr flinke Hände zu seiner Weiterverarbeitung brauchte. Diesmal brachte Martin die beiden Jungen mit, den Stiegler und den Buttenhauser. Sie hatten keine Frauen bei «Friedrich Erb» und mussten sich ihre Unterstützung beim Wohlfahrtsamt holen, bis sie wieder Arbeit fanden.

Eine Zeitlang störte es Gustl nicht, sich von den beiden Genossen bei der Arbeit zusehen zu lassen. Aber schliesslich wollte er doch den Zweck erfahren,

der sie hergebracht hatte. «Aufwärmen könnt ihr euch bei mir leider nicht, wir heizen erst abends ein. Von der Arbeit wird uns schon warm.»

Buttenhauser schluckte den leisen Vorwurf hinunter. Vorsichtig ging er aus sich heraus: «Ich mache in der nächsten Woche eine Wirtschaft auf. Kommst auch, wenn wir die Eröffnung feiern?»

Gustl interessierte es kaum, aber er wollte Buttenhausers Vorhaben nicht ohne seine Anerkennung lassen. «Welche Wirtschaft denn?» fragte er so nebenbei, ohne vom Rollbrett aufzusehen.

«Den ‚König Ludwig‘ in der Tulbeckstrasse», gab Buttenhauser einsilbig heraus, denn es passte ihm nicht, dass Gustl nicht wissen wollte, wer mit dem «wir» gemeint sei.

Martin wollte das mühsam angefangene Gespräch im Gang halten. «Unser Schwager wohnt da gegenüber, der Polizist Schweiger. Wirst aufpassen müssen mit der Sperrstunde, sonst bist du die Konzession bald wieder los.» Er merkte gleich, dass er damit den beiden Jüngeren genau zu ihrem Thema verholffen hatte.

«Dein Bruder war doch am 7. November dabei. Da haben wir gemeint, dass wir mit der Pickelhaubenherrschaft für alle Zeiten Schluss machen. Und was ist geworden? Das Gewehr haben sie uns abgeben lassen, und wir haben es hergegeben. Statt dass wir Arbeit und Brot gekriegt hätten, ducken wir uns vor den alten Bütteln, die auf neue Herrn hören, auf Schieber und Kriegsgewinnler. Die USPD schwatzt von Brechung der Zinsknechtschaft, genauso wie die Antisemiten, und wir hungern weiter.»

«Was wollt ihr denn machen?» blieb Gustl gelassen.

«Was des Volkes Hände schaffen, soll des Volkes eigen sein!» bellte Buttenhauser seinen Ärger über die ruhigbleibenden Kühnbrüder heraus. «Mit dem Spartakusbund?» Geringschätzung und Herausforderung zugleich war Gustls Frage, die keine Antwort erforderte. Er hatte schon gehört, dass die zwei sich dieser neuen, preussischen Gruppe angeschlossen hatten, von der man nichts Genaues wusste, nur, dass sie noch radikaler wie die USPD auftrat. Gewarnt hatte die ‚*Münchener Post*‘ davor.

Buttenhauser liess die Katze aus dem Sack: «Eine neue Partei gründen wir, die Kommunistische Partei Deutschlands. Jetzt ist es höchste Zeit, dass jemand die Arbeiterinteressen in die Hand nimmt, verstanden? Aber ihr könnt ja auf euren Auer warten, bis der euch ein paar Brocken vom Tisch der Reichen erbettelt hat.

Gustl schmiss ein volles Stumpenbrett auf den Stapel. «Wartet doch ab, was nach den Wahlen wird.»

Buttenhauser mochte nicht mehr bleiben. Stiegler machte beim Hinausgehen noch einen Versuch, die Kühns zu gewinnen. «Überlegt es euch. Der junge Lettenbauer macht übrigens auch mit, und ein Referent kommt, der kann besser reden wie der Eisner. Vielleicht kennt ihr den Fritz Weigl? Also dann ...»

«Reden können sie alle», brummte Gustl, aber Martin überlegte: «Hinschauen und zuhören können wir ja. Jetzt muss wirklich was anderes her ...»

Feiern, wenn es auch wieder gelernt werden muss

Vier Jahre waren die Lederhosen, die Dirndl und Miesbacher Hüte nicht mehr gebraucht worden, jetzt wurden sie wieder hervorgeholt, soweit sie nicht schon wegen des Mangels an Kleidung abgetragen worden waren. In der Westendhalle feierten die «Naturfreunde» das Faschingsfest unter dem Motto «Almfrieden». Vergessen war, wenn auch nur für einige Stunden, dass da noch Plätze unbesetzt blieben und bleiben würden. Vergessen die schmale Brotzuteilung, auch die Wahl, die Eisner keine Mehrheit brachte. Feiern! Anderl mit seinen «Beziehungen» hatte eine Sperrstundenverlängerung bei der Polizei besorgt, und wenn auch nur Dünnbier aus dem Fass floss, brachten doch alle den Vorschlag mit, so ausgelassen wie nur eben möglich zu sein.

Gustl brachte seine beiden Töchter, als Sennerinnen verkleidet, auf den ersten Ball ihres Lebens mit. Anni war es nicht recht gewesen, Kinder sagte sie, halbe Kinder seien die noch und für sowas noch zu jung. Gustl aber bestimmte: «Wer arbeiten muss fürs Geld, der ist zum feiern auch nicht zu jung!» So blieb ihr nichts anderes übrig, als die Mädchen im Auge zu behalten. Ihren Argwohn fand sie bestätigt, als sie ein Gesicht auftauchen sah, das sonst nie hier gewesen war. Das war doch – hatte die Sophie den vielleicht herbestellt!? Aber wie? Seit dem Januar war sie doch diesem jungen Mann, der jetzt in Holzfällerjoppe und hellgrauem Berghut daherkam, bestimmt nicht mehr begegnet? Und der besass noch die Frechheit, an ihren Tisch zu kommen!

«Ist es erlaubt? Gestatten, Peter Bantele.»

So einer war das! Ein Herrensöhnchen, wer sonst machte solche Sprüche. Der Gustl natürlich, der bot ihm auch noch einen Stuhl an, damit er gleich wieder mit Martin weiter über dessen von Löffler vermittelte Arbeit bei der Post schwatzen konnte.

Mit zugeblinzelttem Einverständnis von Sophie ging Peter Bantele zum Angriff über, noch bevor Anni ihn angiften und vom Tisch wieder wegekeln konnte. «Sie kennen mich also noch? Von damals im Jafiuar vor einem Jahr auf der Demonstration. Ist mir nicht immer leicht gewesen, die Sophie zu treffen, wo sie so gar keinen Ausgang hat. Mehr als eine Stunde ist uns nie geblieben, wenn sie um acht Uhr daheim sein musste.»

Auch Gustl und Martin waren aufmerksam geworden, und Annis Augen flammten strafendes Feuer auf die Tochter und den «Hallodrie», wie sie den geheimen Freund bei sich titulierte, und dem sie alle nur möglichen Schlechtigkeiten zutraute. «Was bist dann du für einer? Darf man das vielleicht einmal erfahren?» fuhr sie ihn in einer Lautstärke an, dass es die Schrammelmusik übertönte und die Gäste sich die Hälse nach ihr verrenkten.

Peter Bantele zauberte ein Fläschchen aus seiner Joppe, reichte es in die Runde. «Kirschnaps, seibergebrannt. Lassen Sie doch mit sich reden, Frau Kühn.»

«Nicht lass ich mit mir reden, weil ich es selber erfahren hab', wie es ist mit einem ledigen Kind! Meinen Töchtern passiert sowas nicht.»

Gustl musterte den Burschen, der sich an die Sophie herangemacht hatte, ohne sich dabei ein Jahr lang entdecken zu lassen. Intelligent sah er ja aus, aber was der wohl trieb, wo der sich sein Geld verdiente? «Anni, lass es uns unter Männern und unter vier Augen bereden!»

Auf der Strasse, in der Kühle der Januarnacht, beruhigte sich Gustl schnell und hörte sich die Beichte des jungen Mannes an. «So, studieren willst? Chemie? Was ist aber, wenn die Sophie schwanger wird übers Studieren und Probieren? – Dann wird geheiratet, dass wir uns verstehen! Besser, es kommt gar nicht dazu!» – Peter Bantele musste noch darlegen, wie es mit seiner Familie stand. Der Vater war als Pionierleutnant der Reserve vor Verdun vermisst, mit wenig Hoffnung, dass er wiederkommen würde. Der Mutter reichte das Gesparte und die Pension, die sie bekommen würde, wenn der ehemalige Oberlehrer nicht mehr zurückkehren sollte. Sogar ihm konnte sie hie und da unter die Arme greifen, wenn er nicht auskam mit dem Gehalt bei der Lebensmittel-fabrik Kathreiner, wo er im Labor beschäftigt wurde/ – Bursche war der eigentlich nicht mehr, fand Gustl, eher schon ein gestandenes Mannsbild, ein bisschen schmal in den Schultern, aber lang aufgeschossen, mit einer gesunden Gesichtsfarbe, die braunen Haare ordentlich gescheitelt und frisiert.

Beim Hineingehen drängte sich einer an ihnen vorbei. Die breitschultrige Rückenpartie deckte ein langes, weisses Männernachthemd, an dem zwei win-

zige, goldbronzierte Flügelchen angeklebt waren. Drinnen wurde diese Maske mit Jubel begrüsst. Nur Gustl konnte nicht recht mithalten. Der Mann trug einen Schlapphut mit einer zotteligen Wollperücke darunter, auch sein Gesicht umrahmte ein wilder, grauer Wollbart. Eine aus Draht gebogene, überdimensionale Brille prangte auf seiner Nase. An weiteren Requisiten führte er einen golden angestrichenen Palmzweig und einen Koffer mit, an dessen ziemlich ramponierten Seiten ein Etikett «Bern» jeden Zweifel nahm, wen er vorstellen wollte. Eisner hatte auf dem Sozialistentag die Kriegsschuld des deutschen Imperialismus zugegeben: Der Unbekannte karikierte Kurt Eisner. Und alle konnten darüber lachen, rechte Mehrheitssozialdemokraten wie Stiegler und Buttenhauser von den Spartakisten. Ach was, bei der Wahl in einer Woche würde er sein Kreuz in die gewohnte Spalte bei der SPD machen, warum sich also über die missglückte Eisnerfigur aufregen.

Tatsächlich, da quetschte sich dieser Friedensengel auch noch auf den freien Stuhl neben Anni, und die hatte gar nichts dagegen! «Bringst uns den Frieden mit, Eisner? Wer bist denn in Wirklichkeit?»

Der Nachthemdenmann ging auf Annis zudringliches Gefrage ein, aus seinem Koffer zog er einen Kranz Handwürste, eine Kostbarkeit, verteilte sie freigiebig an alle Tischgenossen. Bekam dafür aus einer weiteren Flasche aus Banteles Joppentasche einen Schluck. «So muss ein Frieden ausschauen!» lachte er breit und tief, ein gutgelaunter Bär.

Martin erkannte ihn am tätowierten Handwerkszeichen über seinem Handgelenk. «Bist du nicht der Sohn vom Metzger Hartl, der auf die Gant gekommen ist, wie ihm die Frau weggestorben ist?»

Selbstgefällig gab er zu: «Genau der bin ich. Der Hartl Wigg!»

Der Martin wusste noch mehr über den neuen Tischgast. «Dann fängst du auch bei der Post an wie ich?»

Wigg Hartl nickte. «Ausgemetzgert hat sich. Der Löffler hat mich hineingebracht ins Paketzustellamt. Dafür hab' ich in seine Partei hineinmüssen. Macht nichts, mit der geht es jetzt sowieso aufwärts, wie es aussieht.»

«Wir wollen heute nicht über Politik reden», meinte Gustl ermahnen zu müssen, aber Wigg Hartl ist auch so ein guter Unterhalter. Lausbubenstreiche gab er zum Besten, aus den achtziger und neunziger Jahren in der Schwanthalerhöhe. Er war gar zu wild geworden, und der Vater hatte ihn deshalb zu den Klosterbrüdern in Andechs zum Erziehen gebracht. Aber auch da war er durch Unbotmässigkeit aufgefallen, erzählte er, und wie er bei der Prozession einen Heiligen hatte herunterfallen lassen, war er wieder heimgeschickt worden.

Nach seiner Lehre als Metzger war er bei «Spinat mit Ei» gelandet, bei den Straubinger Chevauxlegern, die wegen ihrer grünen Uniformröcke mit der weissen Brust und den Messingknöpfen darauf so geheissen hatten.

«Dann bist du schon zweiunddreissig Jahre alt?» staunte Betty. «Ja, aber noch sehr gut im Schuss!» lachte Wigg und holte sie gleich zum Tanz. «Wie alt bist dann du, Mädels?» wollte er nebenbei wissen, und Betty legte vorsichtshalber zwei Jahre zu. So einer wie dieser Wigg gefiel ihr besser als der halbe Student von Sophie – mal sehen; was die konnte, würde sie auch dürfen, wo sie doch nur zwei Jahre jünger war.

Die West endhalle wurde noch gedrängt voll; so einen Ball nach langer, erzwungener Enthaltsamkeit liess sich niemand entgehen. Bei der Polonaise, die sich übermütig durch Lokal, Gassenschenke und Hausgang auf die Strasse hinaus und durch den Eingang wieder hereinschob, entdeckte Gustl auch seine Schwestern Wilhelmine und Maria. Sie tanzten mit ihren Männern, mit dem Hilfsarbeiter Georg Gegl und dem Zimmermann Franz Grohgan, denen man sonst kaum einmal begegnete.

«Wir fangen an, den Bürgern ihre Feste nachzumachen», fand Gustl, aber als Anni, dank des Kirschgeistes aus Peter Banteles Heimbrennerei auf einer rosa-roten Wolke heimschwebte, meinte sie: «Schön ist es geworden, wirklich zünftig!»

Mehr wissen, dann könnte man mitreden, mithandeln

Arthur Zwing war noch immer nicht zu seiner Jenny nach Frankfurt gekommen, sein Dienst band ihn an die Bahnhofswache. Er tröstete sich inzwischen mit einem Mädchen, das in der Kantine bediente. Dass Kurt Eisner bei der Wahl am 12. Januar durchgefallen war, seine USPD von den 188 Landtagsabgeordneten nur drei stellen würde, überraschte ihn nicht, die Zeitungen hatten doch schon Wochen zuvor gegen den «Schwabinger Literaten» Stimmung gemacht. Zeitung lesen, dafür hatte Arthur Zwing reichlich Muse, denn die spärlich verkehrenden Züge verursachten wenig Umstände, meistens fuhren doch nur Münchner zum Hamstern aufs Land und kamen mit kaum gefüllten Rucksäcken zurück. Die zu kontrollieren war Sache der Polizei, nicht die der Bahnhofswache.

Die ‚*Neuesten Nachrichten*‘ der Liberalen las Arthur Zwing, auch die ‚*Münchener Post*‘ der «Auerochsen», wie im Gebrodel des Wahlkampfes die Mehrheitssozialdemokraten in München genannt wurden. Die Argumente im ‚*Münchener Beobachter* bestachen ihn am meisten, doch da störte ihn die anti-semitische Tendenz – aber hatte nicht schon daheim der Vater immer eine Abgrenzung vor genommen zwischen sich und seinen aus dem Osten zuwandernden Glaubensgenossen, diesen Kaftanjuden, die knoblauchduftend und mit Schaufäden am Gewand, schläfenlockig und bärtig auf ein Geschäft lauerten, und sei es das allermindeste wie Lumpen- und Knochenhandel? Was hatte er, der nunmehrige Leutnant der Fliegertruppe, mit denen zu schaffen? «Du musst dich in die Sonne stellen, dass dir warm wird», hatte ihm sein Vater eingebläut. Noch war Eisner Ministerpräsident. Also meldete er sich freiwillig beim Soldatenrat, als nach einem Fahrer für die Eisner-Demonstration am 16. Februar gesucht wurde. «Alle Macht den A. und S.-Räten» forderte das Schild, das hinter dem Auto hergetragen wurde. Wenn es diesem Eisner gelang, die Macht in Bayern den Arbeiter- und Soldatenräten zu übertragen, dann könnte er trotz seiner Wahlniederlage vielleicht die Zügel in der Hand behalten, vermutete Arthur Zwing. Was ihm sein Cousin Moritz gesteckt hatte, als er ihn zufällig auf dem Bahnhof traf, fiel ihm dazu ein. Ein Reichsrätekongress habe schon im Dezember seine Macht an die Nationalversammlung in Weimar abgetreten. Obwohl – Moritz Zwing war ein komischer Bursche, kam der doch nach München, um Jura zu studieren, obwohl seine Familie wenig Geld hatte und es jetzt doch sichtlich um andere Dinge gehen musste, als Paragraphen zu büffeln. – Arthur Zwing beobachtete interessiert, wie die Leute auf den Demonstrationen durch die bevölkerte Innenstadt reagierten, wie sie dem Eisner, seiner Frau und dem Fechenbach, die hinter ihm in dem offenen Personenwagen sassen, zuwinkten und zujubelten und wie sich nicht wenige dann in den Zug einreihen. Es stand also noch nicht so schlecht um die Eisner-Sonne.

Fünf Tage danach riss es Arthur Zwing von seinem Sitz hinter dem Schreibtisch hoch. In die Bahnhofswache donnert die Nachricht «Attentat auf den Landtag, der Ministerpräsident ist tot!» – Warum? Da wäre doch heute ohnehin eine neue Regierung gebildet worden, vermutlich ohne den Eisner, wie man den in den letzten Tagen umlaufenden Gerüchten und Zeitungsmeldungen entnehmen konnte? – Ob er seinen Posten hätte verlassen dürfen, daran dachte er dann nicht weiter. Mitgerissen von anderen, inmitten einer um sich greifenden Woge von Zorn, Trauer und unberechenbarem Groll gegen irgendwelche unfassbare Drahtzieher spülte es ihn durch die Strassen hinüber zum Landtagsgebäude.

Auf dem Pflaster vor der feudalen Architektur der Landtagsfassade in der Prannerstrasse kam er zum Stehen. Blumen umrahmten in rührender Weise ein Bild des Ermordeten an der Stelle, wo er von einer Revolverkugel niedergestreckt worden war. Eine weinende Frau stellte davor noch einen Topf mit einer am Fensterbrett gezogenen Primel. Arthur Zwing war schon angesteckt von der Erschütterung über die Bluttat, ohne sich eigentlich zu besinnen, was sie im Weiteren für ihn selber bedeuten würde, für die Soldaten, für das Land Bayern.

«Der Mörder ist gleich an Ort und Stelle von den Leuten erschlagen worden. Ein Leutnant war es, ein Graf Arco, Monarchist natürlich», hörte er sagen, versuchte sich unwillkürlich klein zu machen, obwohl ihn niemand als Leutnant erkennen würde, weil bei der Bahnhofswache die Gradabzeichen abgeschafft waren. Wundern musste er sich über die sichtliche Freude eines anderen, der verkündete, drinnen im Sitzungssaal sei auch geschossen worden, den Auer habe es erwischt, der bestimmt nicht am Tod Eisners unschuldig gewesen sei. Wild waren sie geworden, die Arbeiter von München – wenn sie es schon bei der Wahl vor sechs Wochen gewesen wären? Arthur Zwing beeilte sich, wieder in die Ruhe und Ordnung hinter seinem Schreibtisch im Bahnhof zu kommen.

Noch nie zuvor waren so viele Menschen auf den Strassen Münchens versammelt gewesen. Auch Gustl Kühn, seine Frau, ebenso Martin und die Marie hatten an diesem 23. Februar 1919 ihre besten Kleider aus dem Schrank geholt und waren über die Wies'n hinüber zum Klinikviertel gegangen. Stiegler hatten sie unterwegs getroffen, auch den Anderl Warz und seinen Schwiegervater. Gustl schien es, als ob die halbe Stadt auf den Beinen war.

Stiegler versorgte sie mit inzwischen bekannten Einzelheiten. «Da drinnen in der Klinik liegt auch der Mörder von Eisner, der ist nicht tot gewesen, der Graf Arco. Und auch den Auer haben sie da eingeliefert, der soll dem Attentäter Blumen geschickt haben!»

Gustl schüttelte zweifelnd den Kopf. «Gerede!»

Stiegler hing sich an Martin. «Ihr seid zu bequem, wollt es nicht wahrhaben, dass euch die Auerochsen verkaufen. Jetzt wird es bald vorbei sein mit der Mitbestimmung der Arbeiterräte in den Fabriken. Viel war ohnehin noch nicht davon zu spüren – ihr liegt ja auch noch auf der Strasse!» Martin war wie Gustl froh, dass sich der Trauerzug für den gemeuchelten Ministerpräsidenten langsam in Bewegung setzte und er dem Stiegler keine Antwort zu geben brauchte. Irgendwie war etwas dran an dem, was er sagte.

Mehr als hunderttausend Menschen folgten Kurt Eisners Sarg durch die Stadt zum Ostfriedhof hinaus. Hunderte rote Fahnen mit Trauerflor gaben einen un-wirklichen Kontrast zu den Kutschen aus dem königlichen Marstall, in denen die Angehörigen und die Vertreter des Landtages mitfuhren. Eine Gruppe russischer Kriegsgefangener, von Eisner aus den bewachten Lagern befreit, bildete eine Ehrenformation. Auch die Parolen der Demonstration vom 16. Februar wurden mitgetragen; sie sollten dazu mahnen, dass der von Eisner einmal eingeschlagene Weg weitergegangen werden sollte.

Als die Kühns aus dem Friedhof herauskamen, klebten an dessen Mauern schon die Anschläge:

Soldaten! Arbeiter! Bürger!

Durch ruchlose Mörderhände wurde der Ministerpräsident Eisner ermordet, der Minister Auer schwer verwundet. Dieser bedauerliche Vorfall, den jeder rechtlich denkende Mensch verurteilen muss, muss alle Gemüter aufs Höchste beunruhigen. Sofort muss das Volksgerecht die Untersuchung und strenge Bestrafung vornehmen. An das Volk im Bürger- und Soldatenrock ergeht die Bitte, die Ruhe jetzt zu bewahren. Geht in eure Wohnungen, die Strasse ist gefährlich. Ab 7 Uhr abends darf keine Zivilperson auf der Strasse sein, die öffentlichen Lokalitäten haben ebenfalls um 7 Uhr zu schliessen.

Der Landessoldatenrat: Siomon

Minister für militärische Angelegenheiten: J.B. Nimmerfall
Stadt-Kommandant: Dürr
Polizeipräsident: Staimer.

Sorgfältig studierten sie diesen Text. Als Heini Stiegler dann das noch leim-feuchte Plakat herunterziehen wollte, kam bedrohlich ein Pickelhaubenpolizist gelaufen. «Lassens das bleiben, Sie, sonst nehm ich Sie mit auf die Wache!»

Stiegler liess ihn stehen. «Hättet besser auf den Eisner aufgepasst!» fuhr er ihn noch an.

«Dass du auch das Plakat. ...», wollte ihn Gustl tadeln, aber Stiegler unterbrach ihn gleich. «Hast' gelesen? Allein sein wollen sie jetzt, unter sich, die Auerochsen und die Bürger. Ausmauscheln, wie sie uns alles wieder abnehmen können, was wir uns im November geholt haben. Besonders wachsam sein müssen wir jetzt.»

Wo soll es hingehen?

Verwirrt verfolgte Arthur Zwing die Veränderungen in der Regierung, die Kongresse und zahlreichen Versammlungen; er wusste bald nicht mehr genau, woran er war, und wie ihm erging es den meisten Münchnern, obwohl es gerade jetzt für alle entscheidend gewesen wäre, durchzublicken. Zunächst, nach Eisners Ermordung, bildeten die Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte einen Zentralrat zur Führung der Regierungsgeschäfte, dann trat schon am 25. Februar ein bayerischer Rätekongress zusammen und kam über Debatten nicht hinaus. Die bürgerliche Mehrheit im Landtag getraute sich nicht an eine Regierungsbildung heran, die SPD-Führung wich für die Verhandlungen darüber zu Anfang März nach Nürnberg und Bamberg aus. Das und ein Besuch seines Speziess Moser gaben für Arthur Zwing den Ausschlag.

«Du, Zwing, bei den Roten?»

«Moser, was treibt dich denn her?»

Moser tat geheimnisvoll, wollte nicht mit der Sprache heraus. Scherzte stattdessen von der Sozialisierung der Frauen, über die in Grafenwöhr ein Gerücht ging – ob sich der Herr Leutnant schon einen Harem gesichert hätte. Aber als er zwei Tage später die Rückreise antrat, bekam er von ihm einen Umschlag mit Papieren. «Münchner Lebensmittelkarten, ganz echt, Passierscheine, wo du nur deinen Namen hineinschreiben brauchst, wenn du den Roten ausgekommen bist, brauchst du dich nur auf die Thule-Gesellschaft berufen, dann wirst du schon an die richtige Adresse kommen. Solange du in der Stadt bist, kannst du dich auch im ‚Hotel Vier Jahreszeiten‘ nach den richtigen Leuten umsehen. Aber Vorsicht! Und halt es noch geheim!»

Immer öfter befühlte Arthur Zwing nun das von dem Kantine nmädchen sauber vernähte Loch an seiner Mütze, wo einmal die Kokarde heruntergerissen worden war, so dass er häufig mit dem schmucklosen «Krätzchen» als Kopfbedeckung herum lief. Seine Mütze mit dem Schirm würde er nicht hier lassen, wenn er hinausfuhr, an der konnte man seinen eigentlichen Dienstgrad erkennen. Er war noch nicht fest entschlossen und wartete noch ab, bis zu Anfang April eine seltsame Räterepublik ausgerufen wurde. Zwar spürte er auch da keine Veränderung, das Essen blieb gleichmässig knapp und schlecht, und Mosers Lebensmittelmarken waren inzwischen für Zusatzverpflegung aufgebraucht. Aber einer der Posten, ein ungehobelter Soldatenprolet, schwärmte: «Noch ist es erst eine halbe Geschichte, aber es wird schon weitergehen, so, wie in der Ungarischen Räterepublik. Wenn erst auch noch die Österreicher an-

packen, dann ist es vorbei mit den Schiebern in Bayern!» Das Plakat vom 7. April tönte grossartig:

«Die Entscheidung ist gefallen. Bayern ist Räterepublik! Das werktätige Volk ist nun Herr seines Geschickes ...»

Aber in den nachfolgenden Tagen liefen vom Lande draussen die Nachrichten ein, dass in Bamberg noch eine Regierung sass, der sich nach und nach, innerhalb einiger Tage die meisten bayerischen Städte und Kreise anschlossen, München alleinliessen. Der Gürtel Bambergtreuer um die Stadt bedeutete, dass sich die Münchner den Riemen noch enger schnallen mussten, weil noch weniger Lebensmittel geschickt wurden.

«Alles wie sonst», schrieben auch die Kommunisten in ihrer *„Münchner Rote Fahne“*, die er sich nun auch kaufte, um sich «umfassend und neutral» zu informieren. Irgendwie stimmte es, was die zu sagen hatten:

«In den Betrieben schufte und fronen die Proletarier nach wie vor zugunsten des Kapitals. In den Ämtern sitzen nach wie vor die königlichen Wittelsbacher Beamten. An den Strassen die alten Hüter der kapitalistischen Wirtschaftsordnung mit dem Schutzmannssäbel. Kein bewaffneter Arbeiter zu erblicken. Keine roten Fahnen. Keine proletarische Besetzung der Machtpositionen der Bourgeoisie. Noch liegen die Kapitale in den Safes der Banken. Noch klappern die Kuponscheren der Kriegsgewinnler und Dividendenjäger. Noch üben in den Gerichten die königlichen Landgerichtsräte Klassenjustiz. Alles wie sonst. Noch rattern die Rotationsmaschinen der kapitalistischen Presse und speien ihr Gift und ihre Galle, ihre Lügen und ihre Verdrehungen aus. Alles wie sonst...»

«Diktatur des Proletariats, die nun Tatsache geworden ist», hatte in den *„Münchner Neuesten Nachrichten“* vor zwei Tagen gestanden, verglich Arthur Zwing beiläufig.

Aschenbrenner, der Bahnhofskommandant, den Sozis nahestehend, kam herein, wunderte sich über seine radikale Lektüre, die er gerade noch erspähte, bevor sie im Papierkorb verschwand.

«Kamerad Zwing, doch nicht Sie?»

«Natürlich nicht!»

«Zwing, wir müssen einen Sonderzug aufs Land schicken mit Flugblättern für die Aufklärung der Bauern. Damit sie uns Lebensmittel hereinschicken – es sind nur noch für fünf Tage Vorräte für die Bevölkerung da. Sie sind doch redgewandt, Kamerad Zwing, kann man Sie mitschicken?»

«Zu Befehl, Kommandant.» Er stand stramm, wie er es einmal gelernt hatte.

«Lassen Sie doch, das haben wir doch abgeschafft!»

Wenn er nicht Mosers Briefumschlag in der Brusttasche gefühlt hätte, diese Gelegenheit hätte Arthur Zwing verschenkt. So aber zog er ein versilbertes Fünzigpfennigstück als Orakel zu Rate. Reichsadler mit Kaiserkorne: absetzen – Zahl: wieder zurückkehren in das Rätedurcheinander. Der Reichsadler kam nach oben zu liegen. Vor dem Waggonfenster glitt eine friedliche Landschaft vorbei, in die sich der Frühling noch nicht hineingefunden hatte. Wo die Strecke eine Strasse kreuzte, wo sie an einem Dorf vorbeidampften oder wo auf einem Feld Leute bei der Frühjahrsbestellung zu sehen waren, warfen sie Flugblätter hinaus. Einer der begleitenden Soldaten konnte erklären, durch welche Fluren seit längerer Zeit kein Pflug mehr gezogen worden war – «weil die Männer an der Front waren und die Frauen mit soviel Plagerei nicht zu Rande kamen».

Bei Altomünster hielt der Zug auf freier Strecke an. Vom Lokführer vorne wurde gemeldet, dass er nicht mehr Brennstoff auf dem Tender habe, für die Rückfahrt könne es gerade noch reichen. Die Gelegenheit! «Ich geh – ins nächste Dorf, sehe nach, ob sie uns was abliefern können – wartet solange auf mich.»

Einige Tage war Arthur Zwing unterwegs, teils zu Fuss, teils auf Bauernfuhrwerken, die ihn ein Stück mitnahmen und deren Lenker den Herrn Leutnant voll Bedauern nach den roten Greueln ausfragten. Er konnte in solchem Falle lediglich immer seine kokardenlose Mütze mit dem gestopften Loch vorweisen, bis er von einem Bauern schliesslich einen solchen schwarz-weiss-roten Schmuck bekam; sein Pferd hatte sich Tage zuvor so ein überflüssiges Emblem in den Huf getreten.

Als er nach Ulm hineinkam, waren auch seine Achselstücke von einer freundlichen Wirtsbedienung in einem Dorfgasthaus wieder ordentlich an die Montur genäht. Auf dem Exerzierplatz der Donaustadt staunte er über einen zusammengewürfelten Haufen in Feldgrau, der von einem fahrgen Unteroffizier unterwiesen wurde. Wohl tat es ihm, dass er von ihm endlich einmal wieder ordentlich gegrüsst wurde. «Danke, rühren, sagen Sie, Kamerad, was ist denn das für eine Einheit?»

Der Unteroffizier schien sich auszukennen. «Herr Leutnant, Sie kommen bestimmt aus München, von der Thulegesellschaft?» Arthur Zwing brauchte nicht zu bejahen, der Unteroffizier winkte einen Soldaten heran, der ihn zum Anwerbübüro des Freikorps Epp begleitete.

Zu spät zugegriffen

«Frieden und doch keiner», beschwerte sich Marie eine Woche vor Ostern bei ihrem Mann. «Keine Eier, kein weisses Mehl für einen Osterfladen, an Butter und Milch kein Drandenken.»

Martin war gerade im Weggehen begriffen, aber er nahm diesen Vorwurf der Frankl-Marie mit.

Im «König Ludwig» wollte er einmal nachsehen und fragen, was denn diese Kommunisten für eine Antwort darauf hätten, dass es wieder nicht vorwärts ging, obwohl die führenden «Auerochsen» fort waren. Er kam aber nicht allein bei Buttenhauser an, unterwegs begegnete ihm der Schutzgardist Anderl Warz, war eilig, ging aber auf eine Einladung des alten Freundes doch mit auf ein Bier.

So hatte Martin sich das vorgestellt: Ein Haufen Männer, vorwiegend jüngere, hockten an den Wirtshaustischen beisammen, und es gab für sie nur ein Thema: Politik. Seit der Buttenhauser hier Wirt war, hatte sich Martin noch nicht hereinverlaufen. So verstand es sich, dass sie von ihm besonders begrüsst wurden, indem Buttenhauser ihnen persönlich die Krüge an den Platz brachte. «Anderl? Hast dich wohl verlaufen. Und der Kühn, was hast dir denn überlegt, dass du zu uns findest?»

Martin hatte sich etwas überlegt gehabt: Vorwürfe, weil die neue KPD sich nicht am Zentralrat beteiligt habe und mit ihren Beratern dort nur von aussen herumkritisiere, ohne Verantwortung. Dass es so leicht sei, zu sagen, der Zentralrat habe nur eine Scheinräterepublik geschaffen, könne die Bedürfnisse der Bevölkerung auch nicht befriedigen. Doch bei einer so unmittelbaren Anrede brachte er es nur zu einem «Wann wird es denn jetzt endlich besser?»

«Ab Montag spätestens!» überraschte der Warz Anderl nicht nur Martin, sondern auch den neugebackenen Wirt. Nach wieso und warum befragt, machte sich Anderl rar, was durchblicken liess, dass er etwas verschwieg. Von Buttenhauser gedrängt, rang er sich noch einige Andeutungen ab, es hinge mit der rechtmässigen Regierung zusammen. Da wurden auch noch einige andere Gäste hellhörig. «Du meinst doch nicht die Hoffmann-Clique in Bamberg?» drang Buttenhauser in ihn, leiser und vorwurfsvoll.

«Ihr haltet doch auch nichts von den Schwabinger Schlawinern im Zentralrat?» versicherte sich Anderl, dann liess er die Katze aus dem Sack. «Den werden sie absetzen und verhaften, heute, morgen oder übermorgen, genauer weiss ich es auch nicht.» Weil er von allen angesehen wurde wie ein Verrückter, besann er sich darauf, dass er es eilig hatte und trank sein Bier aus. Als er gehen

wollte, zog ihn Buttenhauser an seinem Umhang, seiner Dienstpelerine zur Seite, in die Ecke neben der Schenke. «Du, willst vielleicht bei sowas mitmachen?» – Anderl machte Augen wie ein Schlafwandler. «Anderl, du bist doch ein Arbeiter, hast mich einmal dazu gebracht, mir einen Haufen Dinge zu überlegen und danach zu handeln. Aber die Hoffmannleute sind nicht mehr die unseren, verstanden?»

«Ich werd mich krank melden», flüsterte Anderl verlegen.

Buttenhauser erwiderte laut, dass es alle hören können: «Du bist krank, Anderl!»

Dem alleingebiebenen Martin leistete der Wirt später noch einmal Gesellschaft, bevor auch der noch weglief wie ein Blinder. «Du bist ja jetzt auch Staatsbediensteter, vielleicht meinst du, dass es dich nichts mehr angeht. Aber das darfst du annehmen: Wenn an dem Gerede vom Anderl was dran ist, dann geht alles die Isar hinunter, was wir uns in der letzten Zeit geholt haben, der Achtstundentag wie die Betriebsräte. Dann gilt wieder: Wer zahlt, schafft an, auch bei der Post wird man es merken müssen, der Lohn bei euch wird an den übrigen gemessen werden, der Lohn und die Arbeitszeit. Schau morgen wieder bei uns vorbei, und sag es deinem Bruder auch.»

Viele Kinder zogen am anderen Morgen zur Rupertuskirche, es war Palmsonntag, und sie trugen Sträusse von Weidenzweigen voll flaumiger Kätzchen zur Weihe. Das war ein aus dem Heidentum überkommener Brauch, und doch vertrauten nicht wenige noch auf die heilende und beschützende Wirkung solcher geweihter Palmkätzchen gegen Zahnweh, Gicht und andere Gebrechen. Nicht Anderl Warz, der sich in der Tat krank gemeldet hatte, noch weniger Fritz Kühn, nicht einmal Franz Löffler hing diesem Aberglauben an. Doch wegen ihrer Söhne bummelten auch Anderl und Fritz mit den Sprösslingen an der Hand zur Kirche. In vierzehn Tagen sollte Erstkommunion für die Buben sein, ausschliessen durfte man sie davon nicht, wenn man sie nicht noch mehr in die Religion treiben wollte, als sie es schon von der Schule her gewohnt waren. Die erwachsenen Männer blieben auf dem Vorplatz unter dem säulengestützten Eingangsdach; zuviel Weihrauch wollten sie auch wieder nicht mitbekommen. Sie unterhielten sich über die nun bald aufspringenden Blattknospen der Kastanien auf dem Platz und freuten sich der Ruhe und des orgelbegleiteten Kirchengesangs. Lediglich ein heranrauerndes Militärauto störte kurz diese Beschaulichkeit. Der Wagen hielt vor dem Portal an der Gehsteigkante, zwei Garnisonsoldaten rannten die Stufen hinauf und befestigten ein Plakat am Seitenflügel, danach noch weitere an den Nebeneingängen und sogar an der Innenseite. Als

die Soldaten wieder abgefahren waren, beeilten sich die beiden Plauderer keineswegs, diese Anschläge anzusehen, zuviele Aufrufe und Verlautbarungen hatte es in den letzten Wochen schon gegeben, als dass man sie noch wichtig nehmen musste – Wichtiges erfuhrt man immer noch rasch genug.

Anderl überflog den Text als erster. «Da hätte ich dabei sein müssen», schnaufte er auf. «Belagerungszustand!» Fritz ging die Plakatsnachricht genau durch und wunderte sich: «Was hast du mit den Bambergern zu tun?»

Anderl hatte es plötzlich eilig. «Heim muss ich, hab mich krank gemeldet. Wenn mich jemand sieht... – schick meine Buben gleich nach, ich glaub', es wird unsicher auf den Strassen.»

Vorläufig blieb es ruhig, nur die Kirchgänger beredeten nach der Messe auf dem Heimweg in Gruppen, was es mit diesem neuerlichen Regierungswechsel auf sich haben könnte.

Gustl erfuhrt noch vor Mittag vom angeblichen Machtwechsel und wollte der Sache auf den Grund gehen; sein Wohnungsnachbar berichtete nur nebulös etwas von einem Putsch während der Nacht und dass der Rätezentralrat von Hoffmann treuen Truppen gefangen worden wäre. Anni hatte nichts dagegen einzuwenden, dass er zur Wies'n hinübergehen wollte, um von der Höhe Ausschau zu halten, ob etwas Auffälliges zu beobachten war. Martins Wohnung lag auf dem Weg dorthin, Gustl holte ihn im Vorbeigehen dazu, damit er sich mit jemandem über diese seltsame Entwicklung beraten konnte. Martin fand auch keinen Reim darauf, dass die SPD, die zuerst die Ausrufung einer Räterepublik angeregt und vorwärtsgebracht hatte, nun diese von ihr gegründete Regierung angriff, sogar mit Militär, falls der Aushang seine Richtigkeit hatte, was immerhin noch zu bezweifeln war.

Auf der Theresienwiese waren Männer zu beobachten, die sich offenbar zu einer Marschkolonnie formierten. Lastwagen rollten an, von denen Waffen abgeladen wurden. Die Kühnbrüder zögerten nicht, sich Gewissheit zu verschaffen und schlenderten an die Ansammlung heran. Es fiel ihnen auch nicht schwer, sogleich die gewünschte Aufklärung zu erfragen, denn bei diesen Männern, teils in Uniformen, teils in Arbeitsoder Sonntagskleidung, fanden sie Bekannte aus der Schwanthalerhöhe wie Lettenbauer, Stiegler oder Buttenhauser. «Das ist gut, dass ihr es euch doch noch überlegt habt, wo ihr hingehört», werden sie begrüsst, und bevor sie zum Überlegen und Nein-sagen kommen können, stehen sie bei den anderen in einer Reihe, bekommen rote Armbinden und ein Gewehr. Erfahren auch, dass es Offiziere aus der Garnison gewesen waren, die in der vergangenen Nacht zusammen mit Teilen der Republikanischen

Schutzgarde und unaufgeklärten Soldaten im Handstreich zwölf der fünfzehn Mitglieder des Zentralrates festgesetzt und überall in der Stadt die öffentlichen Gebäude besetzt hätten. «Auch den Bahnhof halten sie besetzt», wusste Stiegler, «wenn wir den nicht freibekommen, kann noch weniger Essen vom Land herein, dann hungern sie uns ganz aus.»

Gustl wird ungeduldig. «Auf was warten wir noch?»

Stiegler kannte auch den Grund. «Erstens brauchen wir einen, der das Kommando übernimmt, das wird ein Matrose, der Eglhofer sein. Und dann wollen wir Blutvergiessen vermeiden, erst soll verhandelt werden über den Abzug der Bamberger.»

Das Zwölfuhrläuten von der Paulskirche war längst verklungen, und Gustl drehte immer wieder den Kopf nach der Uhr am neugotischen Turm, kannte schon bald jeden einzelnen Pfeilerzacken. Nerven kostete so ein Warten! Endlich tat sich etwas, der versprochene Kommandeur Eglhofer kam mit einem Fahrrad an, Gustl blieb keine Zeit, ihn eingehend zu betrachten, denn der ordnete Postenketten an, um einem Überfall vorzubeugen. Gedeckt durch die Mauerumfassung des Bavaria-Bierkellers entdeckten sie zuerst ihre beiden Frauen, die vorsichtig mit den Essenseimern heranschlichen. An einem der leer gebliebenen Gartentische holten sie ihr Mittagessen nach und führten eine schleppende Unterhaltung mit Anni und der Frankl-Marie. Bemüht, ihre Sorge nicht mitklingen zu lassen, machte sich Anni lustig: «Ohne euch wäre es ja nicht gegangen.» Ohne die ihnen zur Bewachung anvertraute Strasse aus den Augen zu lassen, sagte Gustl im selben Ton: «Natürlich, wer denn sonst?»

«Recht hat er!» quetschte Marie heraus, aber dann musste sie das Gesicht wegdrehen, damit keiner ihre Tränen sehen konnte. Sie schluckte ein paar Mal kräftig hinunter: «Ja, können die mit uns alles machen? Aushungern, schufteten lassen, bis einem die Finger wund werden. Wird denn das einmal ein Ende nehmen.»

Martin legte seinen Arm um ihre Schulter und Gustl beruhigte, wenn es eigentlich auch genau das Gegenteil war, was er sagte: «Versuchen tun wir's, ob es was nützt, ist nicht sicher. Aber wenn keiner was unternimmt, kann es auch nur noch schlechter werden.»

Als es drunten auf der Wies'n einen Tumult gab, waren die Kühnbrüder längst wieder allein. «Kommts runter, es geht los!» rief sie einer kurz danach zu der inzwischen auf etwa 1'000 Köpfe angewachsenen Hauptmacht. Der Feldwebel Aschenbrenner habe die drei Unterhändler, die in den Bahnhof hineingeschickt worden waren, kurzerhand abschiessen lassen, erfuhren sie. Und im Hofbräuhaussaal trafen gerade alle Betriebs- und Soldatenräte zur Beratung zusammen.

«Machen jetzt endlich auch die Kommunisten mit?»

«Ja, weil es sonst noch mehr in den Graben hinein geht!»

Mit einer roten Fahne an der Spitze setzte sich der Zug in Marsch. Als sie auf der Strasse parallel zu den Geleisen zogen, wurden von dort einige Schüsse auf sie abgegeben, jedoch taten sie keinen Schaden. Über dem Bahnhofsvorplatz lag schon eine frühe Dämmerung, Gewehrscüsse hallten, und das Sirren der Kugeln, die von den Mauern abprallten, trieb die kriegserfahrenen, jüngeren Männer in die Deckung der Hausgänge; sie liefen die Treppen hinauf, und Momente später erwiderten sie das Feuer aus Fenstern und Dachluken. Gustl und Martin liessen sich einfach in den Winkel des Rinnsteins neben der Trambahninsel fallen. Den Kopf konnten sie aber nicht heben, ohne sofort von einem Wartesaalfenster aus beschossen zu werden. Dass die ihnen zugedachten Kugeln sie nicht trafen, sondern nur auf dem Pflaster der Trambahninsel Funken schlugen und sie zwangen, noch mehr in den Staub zu kriechen, war nur der langsam zunehmenden Dunkelheit zu verdanken. Dann donnerte ein Mörser einschlag in die Bahnsteighalle. Noch drei-, viermal heulte eine Mine in den Bahnhofsbau hinein, dann polterten Stiefel über den Platz. «Wir haben den Bahnhof wieder», jubelte es hundertfach. «Es lebe die bayerische Räterepublik», echote es aus den Häusern und Seitenstrassen. Gustl und Martin konnten ihre ungünstige Stellung aufgeben, sie zuckelten unschlüssig hinter den übrigen her in den Bahnhofsbau, der von den Gegnern verlassen worden war und nur geringe Beschädigungen im Dach der Bahnsteighalle davongetragen hatte; Löcher, die einen bewölkten Himmel ohne Sterne sehen liessen.

Anders als Lettenbauer, Stiegler und Buttenhauser sahen Gustl und Martin den Himmel wieder wolkenlos über München; sie gaben Stiegler ihre Gewehre ab, steckten die Armbinden in die Tasche und waren nicht zum Bleiben umzustimmen. «Wenn ihr uns wieder einmal braucht, dann sind wir wieder da.»

Erleichtert empfing Anni ihren Gustl daheim, entlockte ihm aber nicht ein Wort über die Gefahr, die er mit Glück heil überstanden hatte. «Wenn noch was zu Essen da ist...»

Am folgenden Montagmorgen, schon eine Stunde, nachdem Anni fortgegangen war, kam sie, den Schlüsselbund scheppernd in der einen Hand, eine Zeitung in der anderen, wieder zur Tür herein.

«Aufhören, gestreikt wird!» stoppte sie seine Hantierung am Wickelbrett. «Wirklich, vierzehn Tage lang soll gestreikt werden, bei vollem Lohn, der Aktionsausschuss, den die Betriebsräte gewählt haben, hat es so bestimmt. Da, lies selber nach!»

Bevor sich Gustl noch in die ‚*Mitteilungen des Vollzugsrates der Betriebs- und Soldatenräte Münchens*‘ vertiefen konnte, erfuhr er noch von Anni, dass diese Nachrichten kostenlos vor den Betrieben verteilt wurden, dass aber sonst keine Zeitungen mehr erscheinen durften. «Hätte der Eisner schon so halten sollen.»

Dieser Eugen Leviné, den die Kommunisten in den Aktionsausschuss gebracht und der dann zum Vollzugsrat gemacht worden war, war kein solcher Schwärmer, wie es der Literat Eisner gewesen.

Schon am Dienstag brachte ein anderer Literat Gustl in Hochstimmung; der junge Schriftsteller Ernst Toller, dem die Führung der neugeschaffenen «Roten Armee Bayern» übertragen worden war, hatte in Dachau einen Sieg erfochten gegen anrückende, im Befehl der Hoffmannregierung stehende 800 Mann. Nein, geschenkt würde die Bamberger Regierung München nicht bekommen, dafür würden die im Generalstreik stehenden, nun in den Betrieben bewaffneten Arbeiter sorgen. Ausser den Waffen der Garnison konnte noch über die Gewehre, Maschinengewehre und Geschütze verfügt werden, die am selben Tag andere Bamberger Truppen freiwillig in Freising abgeliefert hatten, nachdem sie über die wirkliche Lage in der Hauptstadt aufgeklärt worden waren.

Das Ziel der «Naturfreunde» für ihren Osterausflug war die alte Gaststätte in Holzapfelkreuth. Ein augenfreundlicher grüner Teppich breitete sich entlang der Wege aus, auf den Feldern der Sendlinger Bauern trieb das Getreide schon seine hoffnungsvollen Bajonettspitzen aus den braunerdigen Böden. Fritz erzählte, was er von den Eltern wusste. Wie vor Jahren einmal in dieser Gegend Pickelhaubenpolizisten eine Ausflugsgesellschaft verfolgt habe. Dabei fiel allen der Schwager Schweiger ein, der nun, wie alle Wittelsbacher Polizisten, ohne Schleppsäbel und Revolver herumliefe, meistens in Zivil und nun gar nicht mehr so respektabel aussah.

Endlich war etwas von einer Veränderung zu sehen! Das mit dem Essen würde auch noch kommen, Toller hatte ja einen Waffenstillstand ausgehandelt, friedlich würde man sich einigen.

«Hast schon die Geschichte mit der Thulegesellschaft gehört?»

Peter Banteles grimmiges Gesicht liess eine böse Sache erwarten. «In den letzten Wochen, wo alles so knapp war, da ist fast jeden Tag ein Lastwagen gekommen. Mit einem Beschlagnahmefehl haben sie Lebensmittelvorräte aus der Fabrik geholt, dass schon viele Arbeiter mit dem Gerede angefangen haben: Die roten Bonzen lassen es sich aber auch nicht schlecht gehen. Jetzt hat sich herausgestellt, dass wir einer Fälschung aufgesessen sind, die Thulegesellschaft hat diesen Saustall gemacht. Wo die ganze Stadt nichts zu beissen hat,

sind von denen die Waren verschoben worden. Geschnappt sind sie in einem Nobelhotel worden. Mit einer ganzen Sammlung falscher Stempel der Räteregierung! Sogar einen Unterschriftstempel vom Stadtkommandanten Eglhofer hatten sie!»

«Solche Schieber sollte man aufhängen!» erboste sich Anni Kühn und dachte dabei an die Ostereier, die sie für die Kleineren, für August und Minna, nicht gehabt hatte.

Den nächsten Feiertag, den 1. Mai, konnten die Kühnbrüder nicht mehr so besinnlich verbringen. Kanonendonner dröhnte von den Vorstädten herein, und Gerüchte über Greuelthaten der «Weissen» Truppen, die München fest umschlossen hielten, liefen um. Doch die SPD hatte zur Mai-Kundgebung auf der Theresienwiese eingeladen; Martin, Gustl und Fritz waren unbewaffnet und ohne ihre Frauen gekommen. Wütend ballten sie die Fäuste in den Taschen, als von einem Flugzeug packenweise Zettel auf die Wies'n herabregneten. Gustl hob einen auf, las: «Frauen Münchens! Die Bauernschaft ganz Bayerns liefert euch keine Lebensmittel mehr. Euren Kindern droht Hungersnot! Darum müssen eure Männer das räuberische Gesindel, das euch jetzt beherrscht, zum Teufel jagen!»

Martin hatte keine Lust mehr, sich den Redner anzuhören. «Wo willst denn hin?»

«In der Guldeinschule stellen sie zur ‚Roten Armee‘ ein. Da müssen wir jetzt mithelfen – kommt ihr mit?»

Fritz entschuldigte sich, weil Fränzi doch wieder ein Kind bekam «... weil es doch voriges Jahr schief gegangen ist.» Aber er begleitete Gustl und Martin doch hin, weil die Schule auf seinem Weg lag.

Martin verhandelte mit dem Posten am Schultor. «Spartakisten?» forschte der. «Nein, Auerochsen!» gab Martin heraus und grinste dazu. «Hättet auch früher kommen können!» – «Waren schon am Palmsonntag dabei», konterte Martin den Vorwurf.

Am Nachmittag kam Fritz noch einmal an der Schule vorbei und berichtete, wie die Marie und Anni es aufgenommen hatten, dass ihre «Alten» wieder den Soldaten zugelaufen waren.

«Aufpassen sollt ihr auf euch und nicht ganz vorne hinstellen. Und gesund wieder heimkommen.»

«An uns soils nicht liegen!»

Am Abend wurden sie zum ersten Mal gebraucht. Der gewählte Anführer ihres Zuges hetzte sie heraus, weil Weissgardisten, «Noskehunde», mit einem Panzerzug zum Bahnhof vorgedrungen, aber von den dort verschanzten Rotgar-

disten zurückgetrieben worden waren. Aber als die Besatzung der Guldeinschule oben auf der Donnerberger Brücke über den Eisenbahnschienen anlangte, war kein Gegner mehr zu sehen. Die Nacht über verteilten sich die Männer mit den roten Armbinden zugewise als Posten entlang der Bahnlinie. Die Kühnbrüder blieben zusammen und schanzten bis in die Morgenstunden an der äusseren Landsbergerstrasse eine Stellung für das Maschinengewehr, rissen Pflastersteine heraus, holten aus der nahen Mälzerei der Hackerbrauerei alte Bierfässer herbei und füllten sie mit Erde. Ihr Vorposten lag günstig, die Strasse führte über eine leichte Anhöhe zu einer weiteren Brücke über die Eisenbahn; so hatten sie eine Aussicht bis hin an den Rand der dreieinhalb Kilometer entfernten Vorstadt Pasing. Die ersten, die von dort heranrückten, waren eine Gruppe Berittene mit weissen Armbinden. Eine Salve aus dem Maschinengewehr über die Köpfe hinweg machte ihnen die Pferde scheu und vertrieb sie; schleunigst sausten sie wieder die weite Allee zurück.

«Für das MG ist es vorbei – keine Munition mehr. Oder ich schau mal nach hinten, ob sie in der Kaserne noch einen Gurt voll auftreiben?» Wenigstens mit einem Laib Brot kam der Schütze wieder zurück. Gustl wurde es vom Boden her kalt, er hustete. Ein bedenklicher Husten war das wieder seit einem Vierteljahr, ob die Lunge... «Da kommt ein Panzerauto!» Weit weg war das noch, sie hatten Zeit, zu beraten. «Dem können wir mit Karabinern nicht beikommen. Wir binden ein weisses Taschentuch an einen Lauf und winken ihnen zum Verhandeln.»

«Tollermanieren!» meinte der Zugführer zu Gustls Vorschlag, aber er wusste auch keinen besseren. Winkend mit dem Taschentuch erreichte Gustl den höchsten Punkt an der Brücke, sah noch den Gewehrlauf aus der Schiessscharte des Panzerautos auf sich zuschwenken. Zu spät liess er sich fallen, ein Schlag gegen die Brust warf ihn vollständig in den Graben, er rollte noch abwärts bis zum Zaun eines Eisenbahnerkleingartens.

Rechte, Gerechtigkeit?

«Ich habe ihn doch auch schon drei Tage nicht mehr gesehen! Was willst du denn von ihm?»

«Sie, bitte sehr, Sie. Ich bin nämlich wieder im Dienst.» Den Begleitern,

zwei Soldaten mit weisser Armbinde, erläuterte Wachtmeister Schweiger: «Der ist nämlich weitschichtig mit mir verwandt. Ganz weitschichtig, nicht der Rede wert.»

Anni Kühn wurde zur Seite gedrängt, die drei unverhofften Besucher drängten in die Wohnung hinein. Ängstlich zunächst, dann zunehmend ärgerlich beobachtete sie, wie sie ihr alles durchstöberten und dabei eine sinnlose Unordnung anrichteten. Als sie einen Sack mit Tabakblättern mit dem Seitengewehr aufschlitzten, Heimarbeitsmaterial, lief ihr die Galle über. «Soll sich vielleicht da drinnen einer verstecken? Damit muss ich das Brot verdienen für die ganze Familie!»

«Mund halten», verwies sie Schweiger, «könnten ja welche von euren roten Hetzblättern drinnen sein, oder Waffen.» Damit hat er den einen Weissgardisten auf eine Idee gebracht, mit dem Stiefel verteilte der jetzt den Sackinhalt auf dem Küchenboden. Im Schlafzimmer wurde ihr das Bett auseinandergerissen, aber wenigstens blieben Matratze und Federbetten ohne Löcher, Schweiger befühlte sie von aussen. Aber die Zigarrenkiste mit der Gedichtesammlung entdeckte der eine Soldat, nahm ein Blatt heraus, überlas es flüchtig und brummte, den ganzen Stoss Blätter in der Mitte durchreissend, etwas von «Ferkelei!» – Anni sah die Uniformierten mit geringer Erleichterung abziehen, nichts hatten sie gefunden. Was wäre auch zu finden gewesen?

Seit dem ersten Maitag rührte Anni keinen Fuss mehr aus ihren vier Wänden, auch alle vier Kinder durften nicht hinaus. Auf den Strassen wurde immer wieder geschossen, doch das war nicht der einzige Grund für diese selbstaufgelegte Gefangenschaft. Wenn Gustl heimkam, sollte er seine ganze Familie vorfinden.

Von der Durchsuchung war noch nicht wieder alles auf seinem Platz, als es an der Tür klopfte. – Gustl hatte die Schlüssel dabei, der konnte es nicht sein. Oder vielleicht doch? – Anderl Warz sah vorbei. «... wenn ich dir helfen kann?» Seine Miene besagte «Ich-hab-es-ja-gleich-gewusst», aber Anni befriedigte es, dass wenigstens er sich um sie kümmerte. «Hast vom Gustl was gehört», bestürmte sie ihn, sobald er in der Küche sass und sich da über die angerichtete Verwüstung wunderte. «Die bräuchten nicht gar so umhausen, die Noskehunde.» Noskehunde sagte nun auch er, obwohl Gustav Noske doch zu seiner SPD gehörte.

«Das räumen wir schon wieder auf», winkte sie Sophie und Betty, Gustl und Minna schickte sie in die Kammer – das würde nichts sein für die Kleinen, was jetzt zu bereden war. «Sag', was hat man erfahren können – so red doch!»

«Den Schriftsteller Landauer sollen sie in Stadelheim erschlagen haben. Gegen Gewalt ist er immer gewesen ...»

«Und bei uns in der Schwanthalerhöhe?»

«In der Landsbergerstrasse 153 haben sie den Huber Karl bei Nacht aus dem Bett geholt. In der Frühe war er erschossen. Ein Junger, erst siebenundzwanzig, bei der KPD war er. – Gustl soll auch in der Landsbergerstrasse gewesen sein.»

Eine Ahnung kroch an Anni heran, machte ihre Hände zittern und trieb ihr das Blut aus den Lippen. «Wo haben sie die Verwundeten und Gefangenen hingebracht?»

Nur einmal nachsehen hatte Anderl wollen, beruhigen notfalls, wenn... «Von Gefangenen und Verwundeten weiss man nichts. Die Toten werden auf den Ostfriedhof gebracht.» Wegen ihres entsetzten Gesichts, dem er einen Vorwurf gegen sich entnahm, glaubte er sich verteidigen zu müssen. «Schuld an allem sind die Radikalen. – Also, wenn ich dir einmal helfen kann...»

Noch eine Nacht lang liess sich Anni Kühn von der Ungewissheit martern. Auf ihrem Weg durch die Stadt begegneten ihr die Zerstörungen aus den Kämpfen der vergangenen Tage, Geschosseinschläge am Bahnhof, der ausgebrannte Mathäuserbräu, der Stachus mit den rauchenden Trümmern des Kiosks. In die Leichenhalle wurde sie am Ostfriedhof nicht gelassen. «War dein Mann bei den Weissen?» wollte ein Friedhofswärter wissen, entschied dann aber bei sich selbst, nach einem Blick auf Annis Kleidung: «Die Spartakisten liegen hinten, im Kranzkeller.» Wo sonst welcher Grabschmuck vor dem Verbrennen zusammen gekarrt wurde, in einem modrigen, fensterlosen Raum, lagen die menschlichen Körper, achtlos hingeworfen; die meisten waren Teile ihrer Kleidung beraubt, kaum einer der Toten trug noch Schuhe. Paketkarten oder nur einfach ein Zettel über eine Zehe gesteckt gaben an, wer derjenige gewesen war oder auch nur, wo man ihn gefunden hatte. Wie scharf Blut riechen konnte! Anni zwang sich, aufrecht und mit versteinertem Gesicht den Gang zu durchschreiten, wo ihr andere Frauen mit ebenso verstörten Augen begegneten, denen die Tränen ausgegangen waren. Frauen auch unter den Erschlagenen, Erschossenen, Zerfetzten – im angrenzenden Giesing, wo auch nur Arbeiter wohnten, hatten die Frauen mit verteidigt gegen das eindringende Freikorps Epp. Immer aufs Neue überwand sich Anni, den nächsten Toten genau zu betrachten, besonders solche, denen Kolbenhiebe das Antlitz genommen hatten, aber Gustl befand sich nicht unter ihnen. Hundert, nein mehr, viel mehr als hundert Tote – nach einer Ewigkeit stand Anni wieder am Eingang. «Mein Mann ist nicht dabei. Wusste ich doch, dass er kein Spartakist war!» Der Wärter bequeme sich nun dazu, sie in die ordentliche Leichenhalle zu lassen. «Die ermordeten Gei-

seln sind da aufgebahrt und die Helden unserer Befreiung...» Hier wurde an Blumen nicht gespart, Kränze mit weiss-blauen Schleifen, Anni brauchte nicht mehr zu suchen. «Hier ist er auch nicht!»

Leichen auf Urlaub

Daheim erwartete sie die Frankl Marie. Atemlos, sie war gehetzt zurückgelaufen, war Annis erste Frage: «Weisst du was? Gustl und Martin?» Maries gerötete, verweinte Augen kündeten nichts Gutes. Aber ihre Nachricht belebte Anni: Martin war heimgekommen. «Komm' mit und lass es dir von ihm selber erzählen, wie es Gustl geht.»

Anni kannte nun den Anblick von Toten. Wie der Schwager auf das Sofa gebettet dalag, schweissig, mit eingefallenen, stoppeligen Wangen und den blaugeränderten Augenhöhlen, sah er denen vom Ostfriedhof nicht unähnlich. Aber da war ein verbundener Arm in einer Schlinge, müde Augen, die fiebrig starrten, er lebte.

«Was ist mit meinem Gustl?»

«Er wird durchkommen. – An der Friedenheimer Brücke wars. Nur eine einzige Kugel hat ihn erwischt, wie mich auch. Verteidigt haben wir uns, solange die Munition reichte. Das war nicht lange. Meinen Bruder kann ich ihnen nicht zurücklassen, hab ich gedacht, wie es soweit war. Geblutet hat er, an der Brust, aber nicht so schlimm. Ich hab' ihn mit durch den Gang unter der Bahnlinie geschleppt. In einen Kleingarten sind wir, in eine Hütte hinein. Auch andere von uns haben sich da versteckt. Einer hat mir geholfen, da haben wir den Gustl unter das Dach gelegt, und ich bin bei ihm droben geblieben, hab ihm sein Loch an der Seite verbunden. Unser Glück, denn dann sind die Noskehunde auch schon da gewesen, den Kameraden haben sie mitgenommen, aber uns haben sie übersehen. Kurz danach hat es sechsmal gekracht, draussen, an der Planke zur Malzfabrik hinüber.»

Die Frankl-Marie streichelt ihrem Mann die gesunde Hand und beruhigt ihn: «Ist doch vorbei, du hast es überstanden. Sag der Anni, wie es dem Gustl geht.»

«Ja, der Gustl. Der ist dann bald wieder zu sich gekommen. Gehustet hat er, bis er Blut gespuckt hat. Wie die Weissen noch einmal vorbeigekommen sind, hab ich ihm den Mund zuhalten müssen. Durch die Teerpappedächer haben sie geschossen, aber wir sind nicht getroffen worden. In der Nacht hat der Gustl

Fieber bekommen, und mir war es auch nicht besonders. War eine Blutvergiftung, hat mir dann der Arzt gesagt, zu dem ich mich geschlichen habe. Zum Gustl wollte er nicht mit, hat sich nicht getraut. Aber mir hat er einen zivilen Mantel geschenkt, einen alten, damit ich nicht unterwegs gefasst werde. Der Garten hat einem Bierfahrer von der Brauerei gehört. Der hat uns entdeckt, wie er am nächsten Abend nachgesehen hat. Aber er hat uns geholfen, zuerst mit Essen, und am anderen Tag ist er gekommen mit seinem Fuhrwerk. Da haben wir den Gustl, der geschlafen hat, zwischen den Bierträgern und Fässern verstaubt. Beinahe wären wir nicht aus der Stadt herausgekommen. Der Posten von den Weissgardisten an der Strasse nach Starnberg wollte uns die Fuhrer plündern, aber der Bierfahrer hat ihm gesagt, dass die für eine Privatklinik in Gauting sei, wo hochangesehene Leute zur Kur seien, da hat er es sein lassen. Im Sanatorium wollten sie den Gustl zuerst nicht nehmen, aber schliesslich haben wir die Schwester überredet. Ich hab gesagt, er ist irrtümlich für einen Roten gehalten worden, aber er ist ein christlicher Mensch, dem man doch helfen muss. Der Arzt hat den Gustl dann untersucht und ihm die Kugel herausgeholt, tief ist sie nicht gesessen, an einer Rippe war sie stecken geblieben. Vielleicht kommt er durch, hat er gesagt.»

An dieses «vielleicht» klammerte sich Anni die nächsten Wochen. Besuchen konnte sie ihren Mann nicht, denn sie musste wieder zu «Friedrich Erb» an den Wickeltisch, wo es ohnehin knapp wurde, weil man sie dort die gezahlten Streikgelder wieder herausarbeiten liess, die sie im April auf Druck der Räteregierung bekommen hatten. Abends Ausgangssperre, das war gefährlich, sogar eine Theatergruppe des katholischen Gesellenvereins war standrechtlich – erschlagen worden, 21 Männer, die sich nur zu einer Spielprobe zusammengefunden hatten. Und sonntags zeigten die Freikorps-Schergen, wer nun etwas zu sagen hatte; Teerpappen-Beck-Märsche zwangen die Kirchgänger in den Gleichschritt der Landsknechtskolonnen.

Ohne dass sie sich bei den Nachbarn im Genossenschaftshaus an der Gollierstrasse mit einem Wort beklagt hätte, nahmen sie Anteil. Selbstgebackene Haferflockenplätzchen, ein sauber eingewickeltes Stückchen geräucherten Speck, solche Kostbarkeiten lagen unverhofft vor der Wohnungstür, und damit brachte sie ein erstes Päckchen zusammen, das sie nach Gauting schicken konnte. Gustl bedankte sich mit einem Brief. «... schon andere haben vor mir einsehen müssen: Wir sind alle nur Leichen auf Urlaub», schrieb er.

Zaghafte Leben im Schatten

Um einige Wochen zu früh kam das Kind von Fritz und Franziska Kühn zur Welt; schwach schon bei der Geburt, aber die Eltern nannten es trotziger wieder Franziska. Die neuen Mächtigen in Bayern beeilten sich nicht, die unbotmässigen Münchner mit dem Nötigsten zu versorgen; so fehlt es auch für die neue Franziska Kühn an allem, was sie zu Kräften bringen konnte.

Statt die Versorgung zu sichern, wird Gericht gehalten, Volksgericht wird das Tribunal genannt, das die Grossen und die denunzierten Kleinen der Räte-republik in den Tod oder in das Zuchthaus nach Straubing schickt. Der Eisnermörder Graf Arco kommt in ehrenvolle Haft auf die Festung Landsberg. Kein Wunder, dass sich in der Schwanthalerhöhe auch die Kommunisten klein machen müssen, unscheinbar, um nicht noch hinter Gitter zu kommen.

Allzu auffällig beobachtete der Schweiger Johann von seinem Wohnungsfenster aus, wer immer noch in den «König Ludwig» hineinging, so dass sich die KPD ein neues Lokal suchte und in der «Hohenburg» fand. Ecke Gollier- und Ganghoferstrasse gelegen, war es von Annis Wohnung nur eine Querstrasse entfernt, aber nur einmal ging sie hinein. «Schlecht steht es um meinen Gustl!» redete sie den Stiegler an. «Warum habt ihr den nicht heimgeschickt wie eure Anführer?»

Trotz ihres gereizten Tons gab ihr der junge Stiegler ruhig heraus. «Den Gustl vergessen wir nicht. Und wenn du was gehört hast von unseren Anführern, solltest du nicht übersehen, dass Eugen Leviné auch geblieben ist. Falsch war das, weil wir ihn dadurch auch verloren haben. Im Schnellverfahren verurteilt und hingerichtet. Dein Gustl hätte auch für Wilhelm II. und Krupp verwundet werden können; wenn dein Sohn einmal gross ist, kann er auch für den Nutzen der Kapitalisten verheizt werden. Wir haben es versucht, sowas künftig unmöglich zu machen. Wir waren zu früh dran – oder zu spät. Es wird dich nicht trösten, aber dein Gustl hat für sich und seine Kinder an der Barrikade gestanden, umsonst war es nicht.»

Nein, sowas wollte sich Anni nicht noch einmal anhören, weil sie ihnen sonst vielleicht noch einmal hätte recht geben müssen. Nach all den Opfern, zerstörten Hoffnungen und Kummer wollte sie nichts mehr mit Politik zu tun haben. Gewerkschaft ja, die brauchte man, das war gesicherter Lohn und Arbeit, aber Politik – nein. Auch die Frankl Marie war sogar dieser Meinung, obwohl Martin wieder gesund geworden war und dank Löffler bei der Paketpost fahren konnte. Auch Schwager Fritz und Anderl Warz kamen geduckt von der Arbeit

heim und nutzten ihre Freizeit für harmlose Beschäftigungen. Volkslieder wurden im Arbeitersängerkartell gesungen, nicht anders wie bei der bürgerlichen Liedertafel. Bei den «Naturfreunden» drehte sich alles um die Errichtung neuer Unterkunftshütten in den Bergen und im Voralpenland, dass man es bald dem «Bayerischen Alpenverein» gleichtun konnte. Anderl Warz achtete als Schwimmlehrer streng darauf, dass sich bei den Übungsstunden die Gespräche nur um sportliche Leistungen drehten. Im Schatten der mächtigen Schafstiefel blieb jede fortschrittliche Regung unter der Oberfläche. Lediglich eine neue Pflanze in der politischen Landschaft wucherte in diesem Klima ihre noch farblosen Schattentriebe. Wenn Anni beim Pferdemetzger Komatsch einkaufte, wickelte der ihr die schmalen Portionen in ein Flugblatt des «Deutschen Kampfbund zur Brechung der Zinsknechtschaft», und Wigg Hartl brachte aus seinem Zustellbereich, dem Tal mit seinen zwielichtigen Kneipen, die Kunde von einer «Deutschen Arbeiter Partei» mit und machte sich lustig über diese Mischung aus verworrenes Zeug redenden Kleinbürgern und halbkriminellen Lumpenproleten. «Einen von denen kenn ich sogar. Den Weber Christian, einen ausgekochten Bazi, der für den Wirt vom «Straubinger Hof» den Schwarzhandel mit Pferdefleisch betrieben hat, bis er hinausgeflogen ist, weil er was mit seiner Tochter angefangen hat», erzählte er. «Jetzt hat er ein Bett tagsüber im «Blauen Bock», aber er ist sowieso nur nachts unterwegs, der Faulenzer, säuft und randaliert herum.

Anni Kühn hatte zu tun, dass Sophie nicht zuviel allein mit ihrem Peter und Betty nicht mir ihrem, wie sie fand, zu erfahrenen Wigg zusammen war. Amalie war beinahe volljährig, wohnte jetzt ganz in der Nähe in einem Untermietzimmer und arbeitete als Kellnerin im Hackerkeller; ihr, schien es, brauchte sie keine mütterliche Fürsorge angedeihen lassen, obwohl sie das kleine, schwächliche Mädchen mit dem früh gealterten Gesicht vielleicht sogar annehmen würde. Als Fritz Kühn die Nachricht bringen musste, dass für die kleine Franziska alle Mühe umsonst gewesen war, war der Sommer um. Anni gab dem Kindersarg das Geleit, als er dem Rindlbachergrab beigegeben wurde. Die Novemberstimmung auf dem Friedhof mahnte sie dringlich zu einem Besuch in Gauting. Die Ahnung, dass dieser vor einem Jahr noch so tatkräftige Mann wie die winzige Nichte, die schliesslich nur noch aus Haut und Knochen bestanden hatte, unter die Erde kommen könnte, diese bedrohliche Sorge schob sie von ihren Überlegungen weit weg. Trotzdem packte sie die vier Kinder zwischen die Hamsterfahrer in das überfüllte Abteil des Sonntagfrüh-Zuges, als sie zum Sanatoriumsbesuch bei Gustl aufbrach.

Zuversichtlich waren seine Briefe gewesen, zwar sei durch die Kugel sein altes Lungenleiden wieder aufgebrochen, aber die Wunde sei gut verheilt, und nun nehme er ständig an Gewicht zu. Der erste Anblick bestätigte das. Aber die fülligen Backen waren fahl und gelblich, und dann wurde Gustl von der Krankenschwester ermahnt, sich bei dem Besuch nicht zu überanstrengen, auf keinen Fall aber aufzustehen. Für seine Kinder hatte Gustl einige Tagesrationen Butter aufgespart. Das Essen sei wirklich reichlich, berichtete er, wenn auch zumeist recht wässrig – aber wenn man den ganzen Tag im Bett liegen müsse, genüge es auf jeden Fall, er brauche ja nun keine Kraft, ausser um die Decke zurechtzurücken, und dafür reiche sie noch immer, scherzte er. Anni war nicht sicher, ob es für die Kinder nur Trost sein sollte, als er ihnen versprach, Weihnachten zu Hause zu feiern. Ihre Zweifel an der schnellen Genesung vermehrte noch seine Art, wie er besonders August und Minna zum Abschied ausgiebig und lange die schweissfeuchten Hände gab, als ob er sich an das Leben draussen festklammerte.

Wirklich durfte der Patient August Kühn zu Weihnachten zwei Tage Urlaub vom Sanatorium machen. Aussteigen an der Hauptwerkstätte, die Donnerberger Brücke hinunter, vorbei an der Guldeinschule durch die Trappentreustrasse. War es der Anblick dieses Schulhauses, das ihm den Atem rasselnd liess, oder kam es von der Ausdünstung der Gummikocherei, die sogar an den Feiertagen noch die Luft mit beissender Chemie füllte?

Staunen musste Anni über die bisher noch nie bei ihrem Mann beobachtete Hingabe, mit der er geduldig mit den grossen Mädchen über deren Freunde sprach, ihnen die Hoffnung vermittelte, dass einmal eine bessere Zeit komme, in der sie als verheiratete Frauen ihren Kindern mehr bieten könnten, als sie selber in ihrer Kindheit bekommen konnten. Und mit den Kleinen spielte er, mit der Holzseisenbahn, einem Geschenk, das Martin für sie gebastelt hatte. Er ermüdete dabei aber so rasch, dass Anni in Sorge und Angst versetzt wurde. Ob es ihm doch nicht so gut ging, wie es den Anschein hatte?

Alle fünfzig Schritte musste Gustl eine Pause machen, stehenbleiben und husten. Aber darauf bestanden hatte er, dass ihn auch seine Kinder mit zum Bahnhof begleiteten. «Und das Geld, das wir noch von meinem Vater haben, das heben wir für eine andere Wohnung, vielleicht auch für ein Häusel auf, weiter draussen, wo die Luft noch nicht so verpestet ist. Und die Minna soll in der Schule aufpassen, damit sie ein gutes Zeugnis bekommt. Wenn ich wieder daheim bin, suchen wir zusammen eine Lehrstelle für dich, gell, Minna.» Die verbleibenden Minuten auf dem Bahnsteig der Station Hauptwerkstätte verhaspel-

ten seine Zukunftsträume zu einem wilden Knäuel aus unerfüllten und unerfüllbaren Wünschen. Von der Plattform des Wagens herunter, nachdem er sich schon von allen verabschiedet hatte, winkte er noch einmal Anni zu sich. «Wenn ich noch nicht wieder da bin, wenn es soweit ist: Die Minna musst du einen Beruf lernen lassen, um jeden Preis!»

Nur solange das blasse Gesicht am Wagenfenster zu sehen war, blieb Anni noch stehen. Rauh scheuchte sie dann die Kinder voraus; sie sollten ihr Weinen nicht sehen.

Zweimal noch besuchte Anni ihren Gustl, aber in dem Krankensaal, der noch sieben weitere Männer beherbergte, kamen sie nicht mehr zu einem ähnlichen Gespräch. Eine dritte Fahrt nach Gauting machte Anni allein, weil sie dem Eilbrief der Sanatoriumsleitung schon alles Schlimme entnahm. Da lag Gustl in einer Einzelkammer, doch erkannte er seine Frau nicht mehr, entkräftet verdämmerte er seine letzten Stunden neben ihr.

Auf dem Ostfriedhof besorgten die Genossen das Grab, nahmen überhaupt Anni alle nur möglichen Amtsgänge ab. Gustl sollte bei den anderen vom Mai 19 liegen, wenigstens in ihrer Nähe. Selten gesehene Gesichter, Mienen voll Trauer begegneten Anni am Grab, kaum bekannte Stimmen versicherten ihr Beileid. Zum Leichenmahl anschliessend, in der Hinterstube eines Wirtshauses beim Friedhof, da stifteten alle zusammen, und so fiel es ausserordentlich reichlich aus. Bei Lunge mit Knödel und Bier deckten sich aber schnell, für Anni überraschend, Gegensätze in der Trauergemeinde auf. Männergespräche! Die neue Verfassung von Weimar lieferte den Stoff, der Vertrag von Versailles, die daraus resultierenden Reparationen an die Siegerstaaten, natürlich auch der Versuch eines Herrn Generallandschaftsdirektors Kapp, in Berlin an die Macht zu kommen. Nur Max Gegl, der Mann der Schwägerin Wilhelmine, vertrat die Meinung, dass eine «ordnungswillige» Kapp-Regierung keine Nachteile gebracht hätte. Weil er bei Löffler, Warz, den Sozialdemokraten, damit nicht ankam, versuchte er mit Stiegler, Lettenbauer und Martin über das «Versailler Diktat» zu Gemeinsamkeiten zu kommen, aber auch die gaben ihm eine Abfuhr; sie waren doch auch gegen die das Volk verschuldenden Reparationen; hielten sie aber für den Preis, den die deutschen Konzerne den Westmächten gezahlt hatten, um gemeinsam mit ihnen die deutschen und mit ihnen die russischen Arbeiter unter Kontrolle zu halten, um ein Vordringen des Räteregimes zu verhindern. Georg Gegl, ein an sich einfacher, allgemein wenig informierter Mann, sah ein, dass er mit seiner Meinung gegen die mit Argumenten gerüsteten anderen nichts ausrichten konnte. So beschränkte er sich schliesslich dar-

auf, seinen, wie er von sich selbst sagte, durch und durch unpolitischen Schwager Franz, den Zimmermann Grohganz, der mit Gustls jüngster Schwester Maria verheiratet war, zu einer Versammlung im Hofbräuhaus einzuladen. Die NSDAP, pries er an, die habe Redner, die einem alles zurechtsetzen im Kopf, besonders ein Adolf Hitler.

«Die sind nicht ernst zu nehmen», winkte Fritz Kühn geringschätzig ab. Martin war bedenklicher und meinte: «Aber wenn sich genug Geld findet, grosses Geld aus den Konzernkassen, dann können diese Hetzer durchaus gefährlich werden mit ihrem «Deutschland erwache' und ihren bewaffneten Schlägern.»

«Hört doch endlich auf mit sowas, nehmt Rücksicht auf die Anni, schliesslich haben wir gerade ihren Mann begraben», beendete Anderl Warz solches Gerede. Auch bei der Heimfahrt in der Strassenbahn kümmerte er sich besorgt um die Witwe. «Ich besuch' dich einmal», verabschiedete er sich dann, als Anni mit ihren Kindern aussteigen musste.

Die eine Station hätte er auch früher aussteigen können, merkte sich Anni.

Nach oben fliegen ist nicht Weiterkommen

Arthur Zwing war noch immer nicht zu Jenny nach Frankfurt gelangt, so dass ihr Bild in seiner Erinnerung zunehmend blasser wurde. In Ulm hatte er sich ein neues Abzeichen an den Rock nähen können, einen Löwenkopf aus Messing auf einem schwarzen Samtfleck in Rautenform, von einer grünen Kordel umrahmt. Eine solide Sache, dieses Freikorps, wenn es sich solch aufwendigen Schmuck leisten konnte! Zum Ausbilder hatten sie ihn bei der Ulmer Werbe-stelle gemacht, weil sie daran Mangel hatten, nur zwei Tage lang, dann waren sie nach Ingolstadt abgerückt, zur Vereinigung mit den anderen Epp-Kontingenten. In den Stab war er eingeteilt worden, weil ein geübter Maschinenschreiber gebraucht wurde. Diese militärische Betriebsamkeit hatte ihm keine Zeit zum Überlegen gelassen. Als sie dann auf dem Vormarsch durch das mittelalterliche Landshut zogen, bejubelt von der dortigen Bürgerschaft, da stand es für ihn ausser Zweifel, dass der Angriff und die Vertreibung der Roten aus München rechtens war. «Bedauerliche Auswüchse», entschuldigte er, als in Starnberg «versehentlich» ein Bahnbeamter und Sanitätspersonal erschossen worden

waren. Dass sie die Bevölkerung von Giesing nicht mit Blumen, wie die Lands-huter, sondern mit Kugeln und erbittertem Kampf empfing, verwirrte ihn noch immer. Aber inzwischen war er wieder bei der regulären Armee gelandet, bei den Fliegern in Oberschleissheim. Mit der Löwenraute am Ärmel war er sogar besonders gefeiert worden, das hatte ihn bei seiner Rückkunft als «Befreier Münchens» ausgewiesen. Obwohl er dazu nicht eine Kugel abgeschossen hatte, sondern nur Befehle, Anweisungen tippte und vervielfältigte.

Und nun sollte er als Zwanzigjähriger seine Soldatenlaufbahn beenden? Die Abrüstungskommission der Siegermächte erlaubte dieser seltsamen Weimarer Republik keine Luftwaffe. Na gut, er würde auch die Waffengattung wechseln, wenn es verlangt würde, aber zur Reichswehr drängten sich schon alle Offiziere der kaiserlichen Armee, die ebenso heimatlos geworden waren wie er.

Der Abschiedsabend im Casino wurde recht feucht. Weissbrot gab es, Lachs und Sekt, gestiftet von der Direktion der Bayerischen Flugzeugwerke. Einer der Direktoren dieser Werke, Zivilist zwar, gab bei seiner Tischrede einen wichtigen Hinweis, den Arthur Zwing sich merkte: «... wenn einer der Herrn das Fliegen nicht lassen kann, was ja verständlich ist, dann sollte er daran denken, dass es auch einmal wieder aufwärts geht. Inzwischen sollte er seine Fähigkeiten, im Felde erworben, der zivilen Luftfahrt zur Verfügung stellen. Da werden zum Beispiel beim bayerischen Landbauamt Piloten und Photographen als Kartographenflieger gebraucht werden...» Aus Alkohol machte sich Arthur Zwing wenig, deshalb war sein Kopf am anderen Morgen klar genug, um noch in der Flughafenschreibstube seine Bewerbung beim bayerischen Landbauamt zu tippen. Danach bekam er noch mehr Schreibearbeit, für die Bewerbungen seiner Kameraden, die mit vernebeltem Kopf hereinkamen und ihn darum baten. Anschliessend schaffte er seinen Koffer zu Berta Pertossi, der Schwarzhaarigen aus der Kantine, die schon in München ein Zimmer gemietet hatte. Zu der kam auch sein Anstellungsbescheid, nur bis zum April 1920 hatte er darauf warten müssen: «... können Sie Ihren Dienst als Vermessungsangestellter aufnehmen. Arbeitsplatz: Flughafen Oberwiesenfeld, auf dem ehemaligen Militärgelände.»

Es lag nicht an der Umgebung und deren früherer Bestimmung, dass er dort einen altvertrauten Ton wiederfand. Nicht wenige alte Bekannte aus Grafenwöhr und Oberschleissheim fand er hier vor. Begrüsst wurde in strammer Haltung mit Händen an der leider zivilen Hosennaht, und versehentlich wurden zur Anrede auch die ehemaligen Dienstgrade verwendet. «Jawohl, Herr Hauptmann», «Danke gehorsamst, Herr Oberleutnant». Arthur Zwing wurde in die

Registratur eingewiesen, aber einmal wöchentlich stieg er mit dem weissgestrichenen Doppeldecker auf, bediente die schwergewichtige Kamera übungs-mässig, denn nur selten befanden sich Platten in diesem Kasten. Wenn die Luft sehr feucht war, konnte man unter dem Anstrich der Heckflosse der Maschine die darunterliegende, ursprüngliche Bemalung erahnen, dann schlug das schwarze «Eiserne Kreuz» durch.

Jenny würde noch warten müssen. Im Herbst würde er seinen Jahresurlaub bekommen, wenn es nach der Forderung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes ging, sogar zwölf Tage. Inzwischen konnte ihn die Pertossi trösten; gern tat sie das.

Mit allem haushalten!

Seit sie denken konnte, hatte Anni Kühn noch nie soviel Geld besessen. Aber deshalb wurde ihr Tisch nicht üppiger, wenn sie ihn nach der Fabrikarbeit zu decken hatte. Nach den Rätetagen stand in den Zeitungen geschrieben, dass die masslose Ausgabe von Geld für die rote Armee dem Valutawert erheblich geschadet habe. Konnte das sein? In den zwei Wochen? Und woher waren die Mittel gekommen in den viereinhalb Kriegsjahren, dass nun die Gummifabrik mit einem grossangelegten Neubau beginnen konnte?

Luxus meinte Anni sich nicht leisten zu können. Und Luxus fand sie, dass sich Sophie und Betty mit ihrem Taschengeld nichts Besseres hatten einfallen lassen, als sich ihre Kleider kürzen und Bubiköpfe, diese dummen Kurzfrisuren, scheren zu lassen. Modem wollten sie zum Frühlingsfest der Naturfreunde kommen – als ob Arbeitermädchen das Geld für die Mode hinauswerfen könnten. «Mit so einem Aufzug lauft ihr mir nicht aus dem Haus», so fuhr sie die beiden an, und in der ersten Wut bekam Sophie das Sieb mit den frisch gekochten Makkaroni auf den verunstalteten Scheitel. Freilich, die Mädchen waren nun beinahe erwachsen, aber noch musste sie alles zusammenhalten, da war sie abends nicht mehr zu langen und geduldigen Erklärungen aufgelegt. Nun hockten sie in der Kammer nebenan und heulten vor sich hin.

Um das Mass voll zu machen, standen dann auch noch die zwei «festen Freunde», der Peter und der Wigg, vor der Tür. Gewartet hatten sie schon auf ihre Töchter, vor dem Haus, waren dann ungeduldig geworden, weil es ihnen

zu lange dauerte und kamen nun einfach herein. Damit die Hausnachbarn keine Unterhaltung geboten bekamen, musste sie diese Mannsbilder wohl oder übel auch noch hereinlassen. Aber das ging entschieden zu weit! Kommandierte doch der Wigg: «Los, jetzt macht euch fertig, wir gehen trotzdem.» Nicht einmal dagegen reden konnte Anni, so verschlug es ihr die Sprache! Aber dass sie der andere, der Peter, einlud, versöhnte sie etwas – und sie ging mit.

Eigentlich hatte sie ja das Trauerjahr zu halten, aber musste sie sich deswegen zu Hause in ihren vier Wänden vergraben? Vom Tanz schloss sie sich aus, daran lag ihr ohnehin nicht viel. Dafür entschädigte sie die Gesellschaft des Warz Anderl. Er war nun Kartenwart der Sektion und gehörte zum erweiterten Ausschuss. Sie wäre für jede Unterhaltung dankbar gewesen, doch was ihr Anderl aus seinem Betrieb in der Hirschau berichtete, interessierte sie sogar.

«Die Sowjetrussen haben bei uns Lokomotiven in Auftrag gegeben, das bringt die Produktion bei Krauss-Maffei wieder in Schwung. Aber genau sind die! Früher hat ein Bolzen an einem Kessel nicht unbedingt passen müssen. War das Bohrloch zu gross, ist auch ein grösserer Bolzen dazu gefeilt worden. Neulich sind welche von den Russen da gewesen und haben sowas beanstandet. Damit sie die Maschinen nehmen, müssen alle Teile überall passen, müssen sich auswechseln lassen. Korrekte Arbeit verlangen sie für ihr Geld, aber für uns ist es eine sichere Arbeit.»

Anni ertappte sich bei einer Überlegung. Sichere Arbeit hatte der Anderl; Witwer war er, mit zwei Söhnen. Wenn sie mit so einem Mann zusammenlegen würde, sobald es schicklich war und die Leute nicht mehr sagen konnten, sie habe es nicht erwarten können, wieder einen Mann im Bett zu haben? Dass der Warz Anderl auch haushalten konnte, merkte sie, als er das Bezahlen ihrer Zechen dem künftigen Schwiegersohn Peter überliess.

Was nicht besagte, dass Peter Bantele nicht rechnen konnte. Deshalb delegierten seine Kathreiner-Kollegen den jungen Laboranten auch in die Tarifkommission des ADGB, als es im Oktober um Lohnerhöhungen ging. Kolonialwarengrosshandel war der Name, den die Unternehmer ihrem Gewerbebranchen lange vor dem Weltkrieg gegeben hatten; Kolonien hatte Deutschland nun nicht mehr, und so wurden Ersatzkaffee, Kunsthonig, Teigwaren und Hülsenfrüchte auf den Markt gebracht, der sie aufnahm wie ein trockener Schwamm. Um sich diese Dinge auch von ihrem Lohn kaufen zu können, wollten die in diesem Gewerbe Beschäftigten mehr Lohn und streikten sogar dafür. Solche Bewegungen bei den Arbeitern aber fürchtete die neue Regierung; deshalb war für sol-

che Fälle ein eigenes «Landeseinigungsamt» eingerichtet.

Die Gewerkschaftsforderung war: Wochenlohn für Kraftfahrer 250 Mark, für Kutscher 235 Mark, Grosshandelsarbeiter 228 Mark, Arbeiterinnen 137 bis 142 Mark. Beeindruckt vom Streik wollte das Landeseinigungsamt per Schiedsspruch zugestehen: Kraftfahrer 235, Kutscher 225, Arbeiter 220 und Arbeiterinnen 130-135 Mark. Als jüngstes Mitglied der gewerkschaftlichen Kommission erschien auch Peter Bantele zur Verkündung des Schiedsspruchs. Als er gewahrt wurde, wer für die Gegenseite erschienen war, war er einen Moment lang versucht, rückwärts den Verhandlungssaal wieder zu verlassen. Als Syndikus der Kolonialwarengrosshändler sass Dr. Engel am Tisch. Peter Bantele schien es, als ob der kein Ohr verwendete auf den Kompromissvorschlag des Amtes, aus seiner Aktentasche räumte er umständlich verschiedene Papiere, dabei sah er ihm einmal, wie nebenbei, vielleicht eine Minute lang direkt ins Gesicht, als wolle er ihn weghypnotisieren. Zunächst erklärte der ADGB-Vertreter, dass der Schiedsspruch angenommen werden könne, wenn er auch nicht alle Forderungen der Arbeiterschaft erfülle.

Nun erhob sich, mit einem schriftlichen Konzept in der Rechten, mit der linken Hand durch energischen Wink Ruhe gebietend, als sei er der Hausherr, Dr. Engel, Besitzer der alteingesessenen Firma Kathreiner. Liess eine Bombe platzen. «... wir vom Arbeitgeberverband lehnen die Lohnerhöhungen, gleich in welcher Höhe, aus grundsätzlichen Erwägungen ab. Dazu zwingt uns die Sorge um die zunehmend schlechter werdende Valuta unseres Landes. Höhere Löhne würden den Geldumlauf vermehren, die Preise würden weiter steigen – ich brauche Ihnen nicht im Einzelnen auszuführen, was das bedeutet, meine Herrn...»

Das betretene Schweigen, das Dr. Engels Ausführungen folgte, durchbrach unbekümmert Peter Bantele, ohne dass ihn jemand dazu aufgefordert hätte, ja, ohne dass er es eigentlich selbst wollte, liess er seine Gedanken laut werden.

«Sehr geehrte Anwesende, niemand legt mehr Wert auf gutes Geld...» – sein Chef, in der ersten Sekunde erstaunt über seine Gegenrede, zeigte nun ein belustigtes Gesicht, lachte er ihn aus wegen seiner unbeholfenen Redeweise? «... ich meine, Geld, das seinen Wert behält. Wer macht denn die Preise? Die Herrn vom Unternehmerverband, nicht die Arbeiter, die müssen sie nur zahlen. Sie, Herr Dr. Engel, sind im vergangenen Jahr in der Lage gewesen, den gesamten Fuhrpark auf Automobile umzustellen, das geht schneller als mit Pferdefuhrwerken, mehr Ware kann in derselben Zeit ausgeliefert werden und wird ausge-

liefert. Wenn die Preise festbleiben und die Arbeiter mit mehr Lohn in der Tasche mehr ausgeben können, wird noch mehr ausgeliefert werden. Wenn unsere Währung schlecht geworden ist – unsere Schuld war es nicht. Mit Wochenlöhnen von 168 bis 188 Mark durchschnittlich ist die Arbeiterschaft nicht schuld an der schlechten Valuta.»

Ein unruhiges Wochenende verbrachte Peter Bantele, mit keinem mochte er über seine «Unbesonnenheit» im Einigungsamt sprechen. Und am Montagmorgen hatte sein Chef keine Eile, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Mit jeder Viertelstunde wuchs die Zahl der Flöhe, die ihm unter dem Labormantel, auf dem Sitz, überall die Ruhe nahmen. Um zehn Uhr hiess es endlich: «Bantele zu Dr. Engel!» – Rauswerfen würde er ihn, er war ja noch nicht einmal Betriebsrat, nur Gewerkschaftsvertrauensmann.

Mit einem Lächeln, süss wie Kunsthonig, empfing ihn der Chef. «Nehmen Sie Platz, lieber Bantele, bitte setzen Sie sich.»

Das klang nicht nach blauem Brief, aber er würde aufpassen müssen. Da kam schon der Pferdefuss! «Hat das denn sein müssen?» Im weichen Sessel findet sein Rückgrat wenig Halt, sich zu straffen. Trotzdem, herausgeben würde er dem Dr. Engel, denn was er gesagt hatte, war richtig gewesen.

«Bitte, wollen wir die Sache vergessen. Nur eines bedauere ich, mein lieber Bantele ...» – wenn er nur nicht lieber Bantele sagen würde! «Sie sind ein heller Kopf, einer, der rechnen kann, aber warum muss ich das auf so umständliche Art erfahren. Haben Sie das nötig, als gebildeter Mensch, sich mit den Gewerkschaftsproleten abzugeben?»

Dann interessierte sich der Chef unerwartet für seine persönlichen Lebensumstände, fand es schade, dass es nun mit seinem angestrebten Studium der Chemie nichts würde, weil die Ersparnisse seiner Mutter so sehr an Wert verloren hatten, sogar Sophie Kühn interessierte ihn, nicht direkt natürlich, sondern allgemein, wie es um seine Verbindungen zur Weiblichkeit stand. Anteilnahme fand er auch, als er, über sein Wohnungsproblem befragt, sich über sein enges Untermietzimmer äusserte. Schliesslich gab ihm Dr. Engel noch freundlich-aufmunternd die Hand. «Wir werden sehen, wie wir Ihnen weiterhelfen können. Und keine Sorge, ich verstehe Sie mehr als Sie denken. Ich habe meinen Standpunkt vertreten, Sie den Ihren, aber deshalb braucht es zwischen uns keine Feindschaft zu geben.»

Sollte er bisher seinen Chef falsch eingeschätzt haben?

Eine Woche später brachte ihm der Laborleiter die Nachricht, dass ab sofort sein Gehalt um hundert Mark erhöht worden sei. Da konnte es ihn beinahe nicht

mehr überraschen, als, wieder eine Woche danach, auf seinem Arbeitstisch morgens ein Zettel lag. «Besichtigen Sie die Wohnung unter der angegebenen Adresse, wenn sie Ihnen zusagt, berufen Sie sich bei Vertragsabschluss auf mich – Dr. Engel!»

Und ob sie ihm zusagte! Das war die Mansarde eines Zweifamilienhauses, das in Harlaching, einem Viertel mit gutbürgerlichen Bewohnern, inmitten eines weitläufigen Gartens an einem Fussweg entlang des östlichen Isarhochufers gelegen war. Zwei Zimmer, eine Küche und dazu ein geräumiger Flur, sogar die Sophie konnte er da zuziehen lassen. Seit sich daheim die Anzeichen mehreten, dass mit dem Anderl Warz ein Stiefvater mit zwei Söhnen zuziehen würde, wollte sie ohnehin weg. Irgendwann würde er die Sophie ohnehin heiraten, das stand schon fest. Der Hausbesitzer, ein jüdischer Einzelhändler und Kathreinerkunde, würde nichts dagegen haben, er wohnte auch nicht in dem ruhigen Haus, das er nur der Geldanlage wegen erworben hatte.

Anni Kühn sparte mit Gefühlen, wenn Anderl Warz immer öfter seine Besuche bei ihr abstattete. Eines Samstagabends aber setzten sie sich zusammen zu einer gemeinsamen Rechnung. Ein besseres Haushalten, meinten sie, würde es sein, wenn sie mit zwei Verdiensten, drei, wenn man den von Betty dazulegte, für nur eine Wohnung aufkommen müsste, eine Heizung und einmal Kochen. «Deine Kinder bekommen wieder einen Vater, und meine Buben hätten wieder eine Mutter», zählte Anderl noch einen Posten dazu. Dass auch Betty Kühn lieber auf solchen Familienzuwachs verzichtete und noch vor dem Entschluss Annis und Anderls in ein Untermietzimmer übersiedelte, wo ihr niemand den Ausgang vorschrieb, das war der erste Mangel, den diese Rechnung aufwies.

Nicht auf den Mund schauen, auf die Finger!

«Juden unerwünscht!» Dieser Hinweis störte Arthur Zwing nicht im Geringsten. Damit sein Personalakt beim Landbauamt in der Spalte «Religion» nicht den störenden, unschönen Vermerk «mosaisch» trug, hatte er beim Standesamt die Änderung in «freireligiös» veranlasst. An den Betrieb beim Landbauamt war er längst gewöhnt. Nur das Fehlen seiner Uniform empfand er als Mangel; deshalb war er mit Moser gegangen, Moser aus Grafenwöhr, der Kamerad, der

als Motormechaniker auch am Oberwiesenfeld angekommen war. «Wenn es nach den Nationalsozialisten geht, bekommen wir bald wieder unsere Montur», glaubte Moser, «und unser Fliegerleutnant Göring ist auch bei denen.»

Tatsächlich, der Saalschutz der Nationalsozialisten trug so etwas wie eine Uniform, und bei diesen Männern in Windjacken erkannte er auch den Leutnant Göring, der in Grafenwöhr einmal als Held des Luftkampfes vorgestellt worden war. Schön war diese Uniform jedoch nicht, kein Vergleich zu seiner abgelegten, auf die nicht mehr die Leutnantssterne gelangt waren. –

Zirkus Krone: Die auf steigenden Tribünen im hölzernen Rund um die Arena wurden gedrängt voll. Die Kapelle auf der Musiktribüne schmetterte Märsche – Arthur Zwing wusste nichts vom Teerpappen-Beck, der einige davon komponiert hatte. Was dann der Redner vortrug, imponierte ihm. Nicht was dieser Herr Hitler sagte, davon bekam er wenig mit, sondern wie – das ging unter die Haut, war wie Kaiser Wilhelm und Hindenburg zusammen, schneidig, einfach, soldatisch! Arthur Zwing zweifelte nicht, dass dies kaum weniger eindrucksvoll war als das Zirkusprogramm, das normalerweise hier gezeigt wurde. Politik interessierte den jugendlichen Staatsangestellten im Grunde überhaupt nicht.

Ob ihn die Pertossi auch hinausgesetzt hätte, wenn er sie in einer massgeschneiderten Fliegeruniform ausgeführt hätte, nicht in seinem schlecht sitzenden Konfektionsanzug?

Als er beim Hinausgehen aus dem noch nach frischem Holz riechenden Kuppelbau wieder an den Männern in Windjacken mit dem österreichischen Käppi verbeigedrängt wurde, entschloss er sich für einen Versuch, spielerisch und nur so ... «Den Kameraden Göring hätte ich gerne gesprochen», wandte er sich an einen dieser Saalordner. Als ihn der mit stumpfem Gesicht weiterschieben wollte, setzte er noch übertreibend hinzu: «Wir waren nämlich bei der Fliegerei beisammen!» Das wirkte! Und das gewichtige Fliegeridol schien sich sogar noch an ihn zu erinnern, als er von dem misstrauischen Räumkommandomann vor ihn hingeschoben wurde. «Zwing, Moment mal, das war doch ...» – «Grafenwöhr, vierte Feldartilleriefliegerabteilung, Herr Leutnant!» «Richtig, ich erinnere mich, hab' ich mal besucht, damit die Nachwuchspiloten was lernen konnten.»

Was hatte er eigentlich von diesem Mann gewollt? Worüber wollte er sich mit dem unterhalten? Als ihm der Vielbeschäftigte ein Aufnahmeformular hinschob, meinte, das wäre wohl das Richtige für ihn, füllte er es erleichtert, weil es ihm aus seiner Verlegenheit half, und sorgfältig aus. Moser, der ihn am Ausgang erwartete, musste sich über diesen raschen Entschluss seines Kameraden sehr wundern.

«Die dümmsten Kälber wählen ihre Metzger selber», hörte Amalie häufig von ihren Gästen im «König Ludwig». Seit ihr diese Männergeschichte passiert war, sie ein lediges Kind erwarten musste, war sie beim Hackerkeller hinausgeflogen. Buttenhauser war ihre Rettung gewesen, kein anderer Wirt hatte sie nehmen wollen, aber der liess sie bedienen, obwohl man «es schon sah». Nicht einmal bei ihrer Mutter hatte sie Hilfe gefunden, im Gegenteil, Krach hatte es gegeben mit ihrem neuen Mann. Hinausgeworfen hatte er sie und gesagt, sie dürfe ihm nicht mehr über die Schwelle.

Amalie hatte nie viel von ihrer Familie gehabt, «Troscheleltern», Dienstmädchenstellung, nie war sie daheim gewesen. Nun besuchte sie wenigstens Betty manchmal bei Buttenhauser, wenn der Hartl Wigg zum Fussballspielen in seinem Verein war. So konnte sie wenigstens aus der Entfernung Anteil nehmen, sich mit der Schwester Minna freuen, weil sie wenigstens eine richtige Lehrstelle bekam; sie wurde Schneiderin, Herrensneiderin, wo sie mehr lernte als in einer Damenschneiderei und nach der Lehrzeit hoffen konnte, nicht arbeitslos zu werden und sich schliesslich als schlechtbezahlte Weissnäherin verdingen zu müssen. Ausserdem war es für die Minna auch ein Vorteil, dass sie wenigstens halbwegs ausser Haus war und nicht die volle Wucht des Stiefvaterregiments zu erdulden hatte. Wie sich der Anderl Warz dabei anliess, bekam sie von ihrem Bruder Gustl mit, der auch einmal zu ihr in die Wirtschaft fand, von ihr mit Kleinigkeiten, mit Resten aus der Wirtshausküche verwöhnt wurde; das brauchte er auch, weil zu Hause für die Kinder, auch für seine Warz-Stiefbrüder, mit dem Essen gespart wurde, wo es nur ging.

«Und was sagt unsere Mutter dazu, dass ihr mehr Prügel als Essen bekommt?»

Der Zwölfjährige wusste es nicht anders: «Die Mama hat doch daheim nichts mehr zu sagen!»

«Die dümmsten Kälber –», diese Männer dachten alle nur an ihren eignen Bauch, da sah man es wieder einmal. Nur unter diesen KPD-Leuten fand Amalie andere. Den Buttenhauser zum Beispiel, der ihr die Schlafkammer liess, auch wenn sie schon nicht mehr in seiner Wirtschaft zulangen konnte. Sogar auf eine Versammlung mit dem Reichstagsabgeordneten Wendelin Thomas schickte er sie. «Geh hin in den Hackerkeller, um den § 218 und 219 dreht es sich, das ist doch dein Problem, verstanden!» Ihr Problem war es schon, aber für einen Schwangerschaftsabbruch war es jetzt, Mitte März, schon zu spät. Und wichtiger als dieser Wendelin Thomas, der den Frauen das Recht auf ihren eigenen Bauch zugestand, wichtiger als den fand Amalie diesen wortkargen,

ja mundfaulen Eisenbahnstreckenarbeiter Fritz Persch. Der versprach ihr, sie auch noch zu nehmen, wenn sie einmal ihr lediges Kind haben würde. – Ob der einen besseren Stiefvater abgab, als der Sozialfaschist Warz? – Faschistensau war das schlimmste Schimpfwort, mit dem die Buttenhausergäste jemanden belegten; und es wurde Mode bei ihnen, Sozialfaschisten für die Auerochsen zu sagen, Klerikalfaschisten für die Bayerischen Volksparteiler. Wenn Buttenhauser sowas hörte, fuhr er dazwischen, meuterte: «Gewinnen müssen wir die alle, nicht beschimpfen, verstanden!»

Was von draussen hereinkommt

«Der ist von drauss' herein», wurde von Fritz Persch gesagt. Eingesessene drückten so ihren Abstand zu ihm aus, ihren Vorsprung im Wissen vom Leben in der Stadt, das sie den früher zugezogenen Eltern und Grosseltern verdankten. Aber wenn die Kühns, die Lettenbauers von Fritz Persch so redeten, lag darin eine gewisse Anerkennung, die ihn schon mit einbezog.

Wenn Arthur Zwing versuchte, mit den Leuten in seiner Umgebung zusammenzukommen, eingesessenen Münchnern, dann hiess es «Der ist von droben runter!». Wie eine Warnung klang das. «Von droben herunter» kam auch Jenny, und sie hatte es noch weit schwerer, sich zurechtzufinden, denn sie hatte ja keine Arbeitskollegen wie ihr Mann. Sie hatte es sich anders vorgestellt, als sie ihren Vater in Frankfurt weichknetete, bis der zu ihrer Heirat mit dem Habenichts in München ja und amen sagte. Geld hatte sie von zu Haus mitbekommen, aber was für ein Geld! Im Dezember 21 hätte es noch für eine respektable Wohnungseinrichtung reichen können, im Juni war es nur noch die Hälfte wert. Dass sie, vorübergehend, zu zweit ein Hinterhofzimmer, fünf Fahrradminuten vom Flugplatz, bewohnen mussten, hätte sie ja noch dafür in Kauf genommen, der patriarchalisch-strengen Fuchtel des Vaters entkommen zu sein. Aber war Arthur besser? Nein, nur jünger und anders. Radelte schaftstiefelig am Morgen davon, erwartete von ihr, dass sie von dem geringen Gehalt abends ein Festmahl auftischte und tagsüber in den kahlen vier Wänden seiner harrete. Lieb war er, wenn er mit Geduld ihre Nächte bis gegen Mitternacht verkürzte – aber war das alles? Nachsicht hatte sie geübt, als sie von der Pertossi erfuhr, schliesslich

war er doch lange ohne Frau allein in einer auch für ihn fremden Stadt gewesen. Um Kleider, wie man sie im Kino in den amerikanischen Filmen bewundern konnte, würde sie auch der Mama daheim schreiben können, die würde ihr schon solche schicken und Verständnis dafür haben, dass in Zeiten mit ständigem Geldverfall das Staatsangestelltengehalt von Arthur für solche modischen Dinge nicht hinreichte. Dass er sie aber immer öfter in ihrer jungen Ehe allein zu Haus sitzen liess, um in die Versammlungen der nationalen «Deutschland erwache»-Schreier zu laufen, ging ihr entschieden zu weit – ausserdem hatten die ja nun ihren Wunsch erfüllt bekommen: «Schlagt ihn tot, den Rathenau, die verdammte Judensau», hatten sie so lange gebrüllt, bis einer den Mord am Aussenminister beging.

Für Anderl Warz und Fritz Kühn war Rathenau der Mann, der durch den Vertrag mit der Sowjetunion in Rapallo ihren Arbeitsplatz bei der Lokomotivfabrik sicherer gemacht hatte. Wenn Reichskanzler Ebert seine Bedenken gegen den Vertrag hatte, weil er seine Hoffnung auf die amerikanische Unterstützung der deutschen Wirtschaft setzte, konnte ihnen das gleich sein – der Spatz in der Hand ist besser als die Taube auf dem Dach. Und der Vertrag war mehr als ein Spatz, weil die Sowjetunion auch noch auf Kriegsentschädigungen verzichtet hatte, anders als die Westmächte, die sogar als Pfand für die Entschädigungen das Rheinland besetzen wollten.

Stiegler, Buttenhauser und die Lettenbauers, aber auch Martin Kühn sahen in der Ermordung des Aussenministers einen Angriff der nationalen Rechten auf die Republik, die sie als «Rote-Juden-Republik von Weimar» beschimpften.

Am 27. Juni, schon um vier Uhr nachmittags, war auf der Wies'n die von SPD, USPD und KPD und dem ADGB einberufene Kundgebung angesetzt; und wenn es kein Dienstag, sondern ein Samstag gewesen wäre, hätten noch weit mehr als die 80'000 Münchner dem Aufruf folgen können, so aber waren nicht wenige Arbeiter in den Betrieben. «Schützt die Republik» hiess es auf dem Spruchband, das Anderl Warz am Organisationswagen der SPD empfing. Einen zweiten Mann zum Halten der Transparentstangen musste er sich selbst suchen.

«Magst mir helfen? – Dich kenn ich doch, bist auch von der Schwanthalerhöhe, hab dich schon öfter laufen sehen.»

«Freilich, bin ich. Und du bist doch mit meiner Tante verheiratet?»

Fast bereute Anderl schon, gerade an den gekommen zu sein, einen von den Kühns also. Aber das Spruchband bauschte sich schon über den Köpfen der Versammlung im Wind. «Wer bist dann du?»

«Der Sepp Kühn von der Schiessstättstrasse!»

«Und was machst?»

«Maler bin ich worden, Anstreicher.» Und nach einer Pause: «Mein' Vater kennst aber schon? Der ist auch da.»

«Bist du auch bei der USPD wie er?» wollte Anderl wissen. «Ich verkehr' beim Buttenhauser und in der Hohenburg», bekam er die eindeutige Antwort. «Aber für die Republik bin ich genauso wie du», beruhigte ihn der junge Malergehilfe, als er sein saures Gesicht bemerkte.

Auch die Forderungen der Redner glichen einander inhaltlich. Der Gewerkschaftler Schiefer, der Sozialdemokrat Franz Schmitt und der Abgeordnete Unterleitner von den Unabhängigen verlangten zur Verteidigung der Republik die Auflösung der monarchistischen und nationalistischen Verbände, die Entlassung aller reaktionären Offiziere, Beamten und Richter. Lediglich der als letzter Sprechende, ein Kommunist, ging über diese Vorschläge in Einzelheiten hinaus. Die konterrevolutionäre Organisation Escherich müsse verschwinden und der geheimbündelnde General Ludendorff verhaftet werden. Und damit man noch mehr Leuten als den hier versammelten die Gefahr von rechts bewusst machen und den Anstoss zum Handeln geben könne, wäre anschliessend eine Demonstration in die Stadt hinein das richtige.

Anderl entschuldigte sich nach der Kundgebung. Mitdemonstrieren könne er nicht, weil er noch etwas vorbereiten müsse für das Treffen des Arbeiterängerkartells am Abend. So musste er widerstrebend seine Transparentstange Fritz Persch überlassen, der sich dazugefunden hatte.

Zum Landtag sollte sich der Zug bewegen, aber dort wünschte man keine lautstarke Belehrung von der Strasse. Mehrere Hundertschaften Landespolizei standen an der Bannmeilengrenze bereit, um die Menge nach Hause zu schicken. Breitbeinig verlegten die grünen Lapo-Männer am Ende eines schmalen Strässchens den Zugang in die belebte Hauptstrasse der Innenstadt. Gelassen begannen die Demonstranten der Aufforderung ihrer Organisationssprecher zu folgen, die Parolen einzurollen, auch Sepp Kühn und Fritz Persch machten keine Ausnahme. «Gebt das Transparent her!» wurden sie aufgefordert, als sie durch die Lücke im Spalier der Grünen auf die Neuhauserstrasse wollten.

«Ist doch eingerollt!»

«Her damit, sag ich!» schnauzte der Schaftstiefel, und schon stürzten zwei, drei weitere Grüne dazu, um ihnen die Stangen mit dem Tuch zu entwinden. So liessen sie nicht mit sich umspringen! Sepp hielt fest, und Fritz fuchtelte mit dem anderen Stangenende, dass einem der Angreifer der Tschako vom Kopf flog. Andere Demonstranten keilten sich in die Lücke, polternd flogen noch

mehr Lederhelme aufs Pflaster. Da trommelte plötzlich ein anderer Demonstrationzug heran, offenbar galt für den die Bannmeilenregelung nicht?

Gleich nach der Arbeit war Arthur Zwing zur Versammlung auf den Königsplatz geradelt – er hatte ja dafür eigens früher freibekommen. «Gegen das Versailler Diktat und die Erfüllungspolitik der Dolchstoss-Politiker» ging es bei den Deutschnationalen. Als sich der Demonstrationzug zur Innenstadt formierte, geriet er in die hinteren Reihen, voraus marschierte die «Sturmabteilung», an Armbinden und Käppi kenntlich.

Als ob es mit der Lapo abgesprochen war! Als die SA-Männer auf die Neuhäuserstrasse einbogen und ihre Lederriemen mit den eisernen Karabinerhaken schlagbereit hielten, machten ihnen die Grünen Platz. Arthur Zwing gefielen solche Strassenschlägereien nicht, er fand sie unfein. So stellte er sich ins barocke Eingangsportale der Michaelskirche, um die Auseinandersetzung mit den Roten zu beobachten. Aber die brachen durch, gewannen die Oberhand über die SA, obwohl darunter eine Menge im Raufen geübter Figuren waren. Unversehens war er inmitten des Gedränges, bekam mit einer Stange eines über den Kopf verpasst. – Als er mit der Beule an der Stirn bei Jenny anlangte, es ging schon auf halbsieben Uhr, und sie seine Blessur sah, erhielt er nicht ihren mitfühlenden Trost. Sie wartete, auf dem Bett sitzend, bis er sich in einer Schüssel mit Wasser seine Schwellung gekühlt hatte, dann eröffnete sie ihm kurz angebunden: «Morgen fahre ich heim, dafür reicht mein Geld gerade noch. Dann bist du ungestört bei deinen Umtrieben!»

Was dem einen recht ist...

Georg März kam als uneheliches Kind zur Welt, weil sich Amalie nicht entschliessen konnte, dem ein wenig grobschlächtigen Fritz das Ja-Wort zu geben. Nun hatte es auch keine Eile mehr, das Kind versorgte die Frankl Marie, der es nicht ungelegen kam, weil sie arbeitslos war und ausserdem auch schon das Enkelkind Rosa von ihrem Sohn Josef zu betreuen hatte. Amalie konnte wieder die Gäste bei Buttenhauser mit Bier und Brotzeit bedienen. 140 Mark musste einer im Januar für die Mass hinlegen, 300 waren es zu Anfang Februar, und 600 war der Ausschankpreis ab 15. Februar bis in den April hinein. Amalie musste sich jede Mass gleich zahlen lassen, damit sie nicht durcheinander kam

mit den Riesenzechen, die mit den ungewohnt grossen Scheinen beglichen wurden. Ein verrücktes Jahr, dieses Jahr 1923! Millionen Mark gingen durch Amalies Finger, wenn sie tüchtig zulangte, würde sie selbst bald Millionärin sein, aber durchgelaufene Schuhsohlen konnte sie sich nicht ohne Weiteres erneuern lassen, dafür brauchte sie Beziehungen und etwas zu tauschen für das Sohlenleder. Andererseits: Der Reichwehrgeneral von Lossow sprach von einer Ordnungszelle, die Bayern für das Reich werden könne, ja müsse, und in München machte das SA-Schlägerkommando des Asozialen Christian Weber die Strassen unsicher. Den Persch Fritz hatten sie im vergangenen Sommer jedenfalls zugerichtet, wie es eine Horde Zuhälter nicht ärger fertiggebracht hätte. Gut, dass der «König Ludwig» in der roten Schwanthalerhöhe lag; in anderen Stadtvierteln waren schon öfter Stammlokale von Sozialdemokraten oder Kommunisten überfallen und demoliert worden, geradezu einen Sport machten sich diese «Nazis» daraus. Und die Polizei, um Hilfe gerufen, war immer erst zu spät gekommen, manchmal nur, um die von den SA-Schlägern verprügelten und verletzten Lokalgäste «wegen Raufhändel» festzunehmen. Ordnung!?

Nun organisierten die Kommunisten auch so eine Truppe, und die Sozialdemokraten hatten schon die ihre. Amalie gefiel es gar nicht, dass auch der Persch Fritz da mitmachte, wo man doch die Kommunisten immer noch besonders im Auge behielt. Erst in den letzten Tagen war wieder einmal die ‚*Rote Bayernfahne*‘ beschlagnahmt worden wegen einem Artikel «Die Mainlinie der Konterrevolution». Beim Verfasser Fritz Weigel, dem Stadtrat, hatte man deswegen sogar in aller Frühe eine Hausdurchsuchung gemacht und ihn angezeigt, angeblich wegen Hochverrats. Dabei hatte in dem Artikel nur gestanden, was wahr ist: Dass es in Bayern mit Duldung der Reichswehr illegale Kampfverbände gab, wie die ehemaligen Freikorps, die ihre Übungen ungestört abhalten durften, wie die SA. Dass in die Kasernen Leute wie Hitler und der Antisemit Feder geladen wurden, die gegen die Republik wetterten. – Wie viel gefährlicher war es da, wenn sich ein einfacher Eisenbahnarbeiter öffentlich zum Rotfront-Kämpferbund bekannte, sich mit Mütze und Jacke für jeden Polizisten kenntlich auf die Strasse begab?

Ihre Befürchtungen fand Amalie bestätigt, als die Nachrichten aus Thüringen eintrafen, wo die Arbeiter nicht mit Streik wie im Ruhrgebiet, sondern mit bewaffneter Hand wie in den Münchner Rätetagen ihre Regierung verteidigen wollten. Für die Ruhrarbeiter hatte man im Sommer Geld sammeln können, aber ob man den Thüringern mit einem Streik helfen konnte?

Seit dem 6. Oktober hatte in Bayern ein Herr von Kahr als Staatskommissar alle Vollmachten zum Handeln. Sogar den Bierpreis, der für die Mass inzwischen auf 23 Millionen angestiegen war, senkte er auf 18,5 Millionen Mark. Ein starker Mann also, dieser Herr von Kahr, so einer würde sich nicht ohne Weiteres seine Ordnung von einem Solidaritätsstreik für die Mitteldeutschen durcheinanderbringen lassen.

Fritz Persch war einer der Wachen, die um die «Villa Flora» aufgestellt waren, um das Treffen des geheimen Streikkomitees am 22. Oktober vor unliebsamen Überraschungen zu bewahren. Sehr kalt war diese Samstag Nacht schon. Trotz des zwar zerlumpten, aber wenigstens dick gefütterten Streckenarbeitermantels froh ihn, wie er so eine Stunde steif hinter einem Kleingartenzaun gekauert und in die Nachtschwärze gestarrt hatte. Vom Boden her zog ihm die Kälte in die Glieder, dagegen konnte man nichts machen, höchstens sich die Beine vertreten, aber das ging nicht, sonst machte er einen fremden Beobachter, den es vielleicht doch gab, auf seinen Standplatz aufmerksam. Delegierte aus ganz Bayern und einer sogar aus Berlin waren da drinnen in der alten Posthalterei, die ungestört beraten können mussten.

War da nicht ein Pfiff gewesen? Das Alarmsignal! Oder war es nur ein aufgeschreckter Vogel gewesen? Da knackte plötzlich etwas auf dem Weg! Schatten huschten! Dreimal pfiff Fritz durch die Finger – so war es ausgemacht worden. Dann rollte er sich in ein Johannisbeergesträuch, das bei der Berührung nasse Blätter auf ihn regnete. Licht, Blendlaternen! Über den Wirtsgartenzaun hechteten eine Reihe grüne Gestalten mit Tschako – Landespolizei! Das Pfeifen nutzte nichts mehr, das Splittern der Fensterscheiben zerschnitt die nächtliche Stille, Kommandorufe. Fritz kroch noch weiter in die Sträucher, spürte die klebrige Gartenerde durch den dünnen Hosenstoff. Ein Schuss! Noch einer! Er zog den Kopf ein, obwohl das drüben im Wirtsgarten war. Nun knarrten die genagelten Stiefel heran, Schaftstiefel, den Kopf einziehen! War noch einmal gut gegangen. Im Gartenhäuschen könnte er sich verstecken, aber die Tür aufbrechen, das gäbe Krach – und dann der Kleingärtner, der müsste wieder alles reparieren, was er an Schaden anrichtete. Am anderen Ende der Gartenreihe, ein Dutzend Zäunchen und Hecken entfernt nur, ging wieder eine Blendlaterne an. Weg, aber wie? Fritz hörte seine schwere Eisenbahneruhr ticken – oder war es sein Herz, das so laut schlug? Er richtete sich halb auf, setzte sich auf seine Stiefelabsätze, um vom Boden wegzukommen, der seine Muskeln steif werden liess. Auf halb elf musste es gehn, um elf Uhr schloss bei Buttenhauser die Wirtschaft, da wollte er eigentlich bei Amalie sein. Jetzt war es zu spät! Schaftstiefel knirschten auf dem gekiesten Weg.

Ein Grüner war es nur, allein. Leuchtete mit seiner Lampe herum. Fritz duckte sich noch tiefer hinter die abgeernteten Beerensträucher. Die Schaftstiefel blieben genau vor ihm stehen, er sah sie durch die Stengel hindurch matt glänzen. Da beugte sich der Grüne über seine dürrtige Deckung. Fritz erhielt einen Schlag, der ihm die Tränen in die Augen trieb, packte mit beiden Händen, starken Händen vom Schotterschaufeln, die Stiefel vor sich, zog an, und der Mann in den Schaftstiefeln setzte sich wuchtig in den spitzen Streukies. – Ein Hürdenlauf über die Zäune wurde es kreuz und quer. Ein Glück, dass die Kleingärtner hatten sparen müssen, kürzere Latten für die Einfriedung ihrer Beete genommen hatten. Die Verfolger, es mussten den Rufen und Schritten nach mehrere sein, blieben immer weiter zurück. Blut lief ihm unter seiner Mütze hervor. Eine Platzwunde, nicht so schlimm, aber der Gummiknüppel hatte genau ins Ziel gefunden. Als er die Grünen glücklich abschütteln konnte, wollte er aus den Gärten heraus auf die Strasse zurück, bemerkte gerade noch rechtzeitig, dass sie von einem zahlreichen Lapo-Aufgebot kontrolliert wurde. Er schlich sich wieder durch die Gärten der «Land in Sonne» und «Villa Flora» zur Bahnlinie. Der gewohnte Schotter unter seinen Füßen brachte ihm seine Sicherheit zurück, er hob einen Stock auf, schritt im Takt der Schwellenabstände an den Geleisen entlang und blieb, mit dem Stock klopfend, immer wieder stehen. Von weitem würde man ihn für den Streckengeher halten. Erst nach dem Umweg über die Landsbergerstrasse wagte er sich vom Bahngelände wieder herunter.

Erschrocken liess Amalie den Freund in ihre Kammer schlüpfen, wusch ihm das mit Blut verklebte Gesicht ab und konnte dann kaum mehr erwarten, dass er ihr das Geschehene beschrieb. Wenn er nur nicht so mundfaul wäre! Aber am anderen Morgen, als er mit verpflastertem Kopf in den Dienst musste, war sie mit ihm einig – noch vor Weihnachten würden sie verheiratet sein.

Sophie, die Schwester, musste nun auch heiraten; sie und der Bantele hatten zwar versucht, mit allerlei Mitteln die Schwangerschaft wegzubringen, aber es hatte alles nichts genützt. Betty mit ihrem Postschaffner Hartl musste es da geschickter anstellen, jedenfalls wollten die mit der Hochzeit noch warten, bis es wieder gutes Geld gab, damit das Fest auch richtig gefeiert werden konnte.

Und Arthur Zwing war schon wieder geschieden, kaum dass er mit Jenny ein halbes Jahr Ehe hinter sich gebracht hatte. Wieder allein, hatte er zunächst seine freie Zeit viel bei den Nazis verbracht. Im Mai schon hatte dieser Hitler seine «Machtübernahme» versprochen, aber daraus war nichts geworden, weil aus ganz Bayern die Polizei in und um München zusammengezogen worden

war. Nun stand wieder so eine abenteuerliche Unternehmung bevor; aber Arthur Zwing fand, dass mit diesen Krakeelern und Radaubrüdern nichts Richtiges zustande kommen konnte, ausserdem waren ihm inzwischen die Manieren vieler SA-Leute doch zu unfein geworden. So blieb er den Beiträgen schuldig und hielt sich den Versammlungen fern. Wegen dem Beitrag war es bestimmt nicht gewesen, was sollte man denn mit Geld anfangen, das jetzt im November jeden zweiten Tag mit Waschkörben antransportiert wurde, kaum ausgezahlt, aber auch schon für das Nötigste ausgegeben werden musste, weil sonst am nächsten Tag vielleicht so eine papierene Milliarde nicht einmal mehr für eine Semmel reichte. Dieser österreichische Gefreite Hitler wusste natürlich auch, dass dieser Notenschwindel bald seinen Höhepunkt erreichen würde und wollte noch zuvor mit der Verbitterung darüber seine Suppe zum Kochen bringen.

«Theater» nannte Arthur Zwing nach Lektüre der Zeitung den Aufzug Hitlers und Ludendorffs im Bürgerbräukeller und den am nächsten Tag angefangenen Marsch auf Berlin. Nur bis zur Feldherrnhalle gelangte dieser Marsch, dann beendete ihn eine Salve der Landespolizei. Er hatte gehaut, dass es mit solchen Putschversuchen nicht gehen konnte, und freute sich nun über seine Voraussicht, nahm sich zugleich fest vor, nichts mehr mit Politik zu tun haben zu wollen. Die Inflation fand auch ohne Gewalt ihr Ende, schon zwei Wochen später wurde statt in Billionen wieder in Goldmark gerechnet. Und wie knapp gerechnet!

«Theater», fand Arthur Zwing, war auch der Prozess, den man Hitler und seinen Mitverschworenen in der ehemaligen kgl.-bayr. Infanterieschule, nahe dem Zirkus Krone machte. Freispruch für den Generalobersten Ludendorff, Festung Landsberg für den Gefreiten, na ja, so war das eben. Dem in der Räterepublik zum Ausschussvorsitzenden gewählten Eugen Leviné war ein Todesurteil beschieden gewesen, die verhafteten 32 Komiteemitglieder für den Solidaritätsstreik waren auch wegen Verschwörung in Haft. Gut weggekommen mit dem Urteil, fand Zwing, war dieser Hitler, weil er eben das versucht hatte, was die Oberen eigentlich auch vorhatten, aber noch nicht ausführten: Die nationale Ordnung im Reich herstellen.

Wissen ohne Macht: Ohnmacht?

Die Lehrmeisterin von Minna Kühn, Direktrice und Ehefrau des einen Inhabers der Firma «Herren-Mass-&-Uniformschneiderei Rothe und Schwarz», konnte mit ihrem Lehrmädchen sehr zufrieden sein, das bereits das dritte Jahr in ihrer Werkstatt verbrachte und sich nun auf die Gesellenprüfung vorbereitete. Nur einmal, im ersten Lehrjahr, war ihr die Nadel der schweren Schneidernähmaschine durch den Fingernagel ins Fleisch gefahren, seitdem aber hatte ihr Geschick Monat um Monat zugenommen. In den Inflationsjahren fand das bei Frau Rothe besondere Anerkennung dadurch, dass ihr ein Teil des Lehrlohns in harten Dollars ausbezahlt wurde. Wenn in den eleganten Laden einer jener lauten und herrischen jungen Männer trat, war es Gewohnheit geworden, dass Minna deren Bedienung übernahm. Die Chefin liebte die unvornehme Art dieser Kunden wenig, deshalb. Als Arthur Zwing seine Bestellung gab, manierlich, wie es bei den Uniformkunden längst nicht mehr üblich war, fiel er Minna Kühn zum ersten Mal auf, eben weil er sich anders betrug, feiner, «nach der alten Schule», fast etwas zu schüchtern. Bei der Anprobe zwei Wochen später brachte er ihr ein Schächtelchen mit Pralinen mit, ein kleines, billiges nur, ohne aber den Versuch zu unternehmen, sie für nach Feierabend einzuladen; sie hatte derlei Angebote immer wieder abgelehnt, musste sie doch um sieben Uhr daheim sein, der Stiefvater verstand da keinen Spass. Aber das Auffallendste war an diesem Kunden, dass er bei der Fertigstellung seines feldgrauen Offiziersrockes verlangte, dass auf den Schulterstücken der Propeller, das Fliegerabzeichen angebracht werden sollte – wo doch allgemein bekannt war, dass die deutsche Republik diese Waffengattung nicht mehr haben durfte.

«Ich sollte es Ihnen gar nicht sagen, aber wir haben eine Luftwaffe. Nicht die, welche jetzt vom Eisner-Attentäter Graf Arco auf gebaut werden soll, nicht die zivile. Ich muss zu einer Flugübung ins Baltikum, damit wir immer auf dem neuesten Stand sind – aber behalten Sie es für sich.»

Bestimmt war dieser junge Mann ein Wichtigtuier. Um es genauer zu wissen, hätte sie den Stiefvater gerne danach gefragt, wie es mit einer geheimen Fliegertruppe sei. Aber erstens konnte man mit dem kaum reden und zweitens hatte er kaum Zeit, und sie war froh darüber, dass er fast jeden Abend zu seinen Vereinen lief. Zum Schwimmverein durften sie und auch schon die Stiefbrüder mit. Sonst scheuchte er sie und den Gustl dauernd herum. Anderl, der eine Stiefbruder, war von den häuslichen Hilfsarbeiten ausgenommen, weil er in der

der Realschule ein gutes Zeugnis bekam. Fritz, der andere Warz-Sohn, würde die Schule nicht bis zum Abschluss schaffen, obwohl er dauernd dazu angetrieben wurde.

Onkel Martin konnte sie schliesslich beim sonntäglichen Besuch über den Flieger fragen, ob er ein Hochstapler war. «Hat er dir gefallen?» scherzte er. «Dann pass nur auf, dass er dir nicht davonfliegt.» Wurde aber dann ganz plötzlich ernstlich interessiert, als ihr das von der Übung im Baltikum einfiel. «Und sonst hat er nichts verlauten lassen?» Nein, sonst hatte er nichts erzählt. Vielleicht würde er einmal wieder bei «Rothe und Schwarz» vorbeischaun; wenn er kein Aufschneider war, kam er unter Umständen doch als Freund in Frage, was Seltenes wäre er ausserdem, ein Flieger. Aber Arthur Zwings Bedarf an Massgeschneidertem war auf lange Zeit gedeckt, eigentlich war der Uniformrock schon etwas über seine Verhältnisse gewesen, doch liess er sich die Mitgliedschaft bei der «glänzenden Wehr» etwas kosten.

Trotz seiner «Asthmalunge», die ihn schon einige Zeit Wirtschaften meiden liess, besuchte der Postschaffner Martin Kühn den «König Ludwig», weil er, wie er meinte, dem Buttenhauser etwas sehr Wichtiges zu hinterbringen hatte. Was der Kommunistenwirt zu seiner Neuigkeit zu bemerken hatte, enttäuschte ihn deshalb umso mehr. «Illegale Reichswehr? Ist ein alter Hut, wissen wir schon lange. Aber was kann man mit so einem Wissen anfangen? Wenn wir es in unserer Zeitung schreiben, wird die beschlagnahmt, wie voriges Jahr auch schon mal. Nur was allgemein bekannt ist, können wir bringen, natürlich aus unserer Sicht, vom Klassenstandpunkt aus, verstanden.»

Amalie kam zu ihm an den Platz, wo er verdrossen darüber, dass nicht einmal mehr auf die radikalen Kommunisten Verlass war, sein Bier hinunterschüttete. Ob er nicht seinen Neffen Gustl, den Sohn seines Bruders Gustl, bei der Post unterbringen könne? Wie sie sich das vor stellte, als ob jemand in so einem Amt auf seine Empfehlung hören würde, wo er selbst nur durch Löfflers Wohlwollen dort angekommen war. Man hatte ihn nach den Rätetagen nur ungern behalten und war jetzt immer schnell ungeduldig, wenn er wegen Krankheit daheim bleiben musste.

Gustl war Amalies Liebling unter ihren Halbgeschwistern. Deshalb wollte sie ihm auch zu einer Lehrstelle verhelfen, damit er nicht nach der Schule in die Fabrik geschickt wurde, wie es ihm der Warz Anderl angedroht hatte. Nicht wenigen Gästen war Amalie schon auf den Pelz gerückt mit der Anpreisung Gustls als Lehrling, immer neue Vorzüge fielen ihr an ihm ein, aber trotz der farbig geschilderten Fähigkeiten des Buben war ihren Lobreden kein Erfolg be-

schieden. Weil eben die Buttenhauser Gäste keine Lehrbuben brauchten, nicht wenige von ihnen suchten selber eine Arbeitsstelle. Bis sich wenige Tage vor dem letzten Schultag des Jahres 1924 einmal der alte Lettenbauer einfand, den die Inflation mit seiner kleinen Schreinerei beinahe ruiniert hatte. «Wenn deinem Bruder was daran liegt, ein guter Schreiner zu werden, dann kann er sich bei mir sehen lassen», versprach er Amalie. Erleichtert konnte sie dem Buben diese Frohbotschaft als Nachtisch servieren, als er sich wieder einmal bei ihr sattass.

Buttenhauser, dem Gustls zögernde Frage: «Schreiner?» missfiel, meinte ihn zur Lehre ermuntern zu müssen: «Was einer in den Kopf hineinbekommt, was einer lernt, das ist ihm nicht mehr wegzunehmen. Lern was, weisst nicht, wie du's noch einmal brauchen kannst!»

Ist es was Besonderes?

Minna Kühns Lerneifer zahlte sich aus. Inmitten männlicher Konkurrenz schaffte sie ihre Gesellenarbeit als Herrenschneiderin als eine der besten ihres Jahrgangs. Junge Schneidergesellen, die bei der Handwerkskammerprüfung zu ähnlich guten Noten kamen, konnten sich trotz der geringen Zahl offener Stellen ihren Betrieb aussuchen. Minna, die nach der Lehre bei «Rothe und Schwarz» nicht weiterbeschäftigt wurde, musste sich umtun, damit sie einen Arbeitsplatz fand, bekam ihn schliesslich bei einem Konfektionshaus in der Innenstadt, wo auch Änderungen nach Mass vorgenommen wurden. «Herrenschneiderin, was denken Sie sich, da müssen Sie auch Massnehmen können, wir wollen doch kein Bordell aufmachen!» hatte sie von vielen renommierten Meistern zu hören bekommen, als sie nachfragte. Ein Glücksfall war deshalb die Anstellung in der Änderungsschneiderei bei «Knagge & Peitz», auch wenn sie weniger Lohn einbrachte, als ihn richtige Massschneider erhielten. Immerhin war es mehr, als Sophie nun als Ladenhilfe bei einem Radiogeschäft verdiente. Ihr Mann hatte darauf gesehen, dass sie nicht länger in die Fabrik ging, nach der Geburt von Hubert, dem eigentlich unerwünschten Familienzuwachs.

Als sie von der Betreuerin der Kinderkrippe darauf hingewiesen wurde, dass der Kleine sich nicht wie andere Säuglinge entwickelt hätte, mit dem Aufrichten, dem frei Sitzen und dem Worte-Plappern später dran sei als andere, da war

es für Sophie nur eine Bestätigung ihrer eigenen Beobachtungen, die sie nur, aus mütterlicher Blindheit, ohne Gewicht lassen wollte. «Ist eben ein Langsamer, mein Hubert.»

Nun sah sie sich gezwungen, doch mit Peter darüber zu sprechen, leicht fiel es ihr nicht.

«Peter, mit dem Hubert stimmt etwas nicht.»

«Hat er eine Kinderkrankheit aufgeschnappt?» Peter Bantele sah kaum von seinem Chemiebuch auf. Jeden Abend, gleich nach dem Essen verschanzte er sich hinter seinen Fachbüchern, büffelte oft bis spät in die Nacht hinein, Sophie merkte oft nicht einmal mehr, wenn er zu ihr ins Bett kam. Zu einem Diplom reichte es nach der Inflation nicht mehr, das Spargeld seiner Mutter, das dafür hätte verwendet werden sollen, war wertloses Papier geworden. Um die Stelle bei «Kathreiner» zu einer festen Bastion auszubauen, musste er sich fortbilden, das zwang ihn, die Lehrbücher an den Feierabenden zu studieren.

«Hör' mir zu, es ist wichtig. Die Krippenschwester hat es mir eigens empfohlen, ihn zu einer Untersuchung zu bringen.»

«Ich glaube, das zahlt die Krankenkasse. Und wenn nicht, soviel Geld haben wir immer übrig für den Hubert.»

«Das mein' ich doch nicht...», wurde Sophie ungeduldig, und ihr Ton brachte Peter dazu, sein Buch auf den Tisch zu werfen. «Also, was ist? Musst halt einen Tag dafür frei nehmen, wenn es notwendig wird.»

«Das kann ich schon, aber...», Sophie zögerte, aber bevor ihr Mann wieder nach seinem Buch greifen konnte, setzte sie neu an zu dem, was sie bedrückte: «Ich meine, es könnte doch sein, dass wir dem Kind geschadet haben – mit den Tabletten, dem Chinin und dem Rotwein ...»

Für Sophie war der Inhalt des Untersuchungsberichts ein böhmisches Dorf, Peter Bantele aber las fassungslos heraus, dass Sophies Befürchtungen sich bewahrheiteten. Das gab ihm den Anstoss, sich mit dem Einsatz seiner ganzen Freizeit dem Kind zu widmen, weil er meinte, in den gesunden Teil von Huberts Gehirn soviel an Eindrücken verankern zu müssen, dass sich sein Sohn trotzdem zu einem halbwegs vernünftigen Menschen entwickeln könne. Mit jedem Erfolg, den er dabei beobachten konnte, wuchs seine Zuversicht – es gab doch genügend Narren, deren graue Zellen vollständig in Takt waren, Hubert würde in dieser Menge nicht sonderlich auffallen.

Sorgen dieser Art brauchte sich Amalie nicht zu machen, ihr «Schorschi» wurde ein kräftiger und sogar besonders aufgeweckter Bub, der sich von anderen kaum etwas gefallen liess. Sobald er in die Schule kam, in das Haus neben der Kirche, bei dem Platz mit den Kastanien, konnte man ihm zutrauen, dass er

den unterrichtsfreien Nachmittag allein verbrachte, bis der Stiefvater vom Dienst kam. Mittags gab es ein Personalesen, das bei Buttenhauser so gut und reichlich ausfiel wie das beste Gastessen. Amalie sorgte sich um den Halbbruder Gustl, der zwar seine Lehre hinter sich hatte, ihr ein Duplikat seiner Gesellenarbeit schenkte, eine eingelegte Nähstutulle, aber nun war er ohne Arbeit. Sein Meister, der alte Lettenbauer, hätte ihn sicher behalten, wenn er selbst noch genügend Aufträge bekommen würde, aber die Löhne gingen zurück, sogar Notverordnungen wurden dafür erlassen. So erübrigten nur wenige Leute knappe Mark für Schreinerarbeiten. Bei seinem Stiefvater Anderl Warz fand Gustl geringes Verständnis; er wurde der «Faulheit» bezichtigt, beinahe täglich wurde ihm das ohnehin nur aus Kartoffeln und Gemüse bestehende Abendessen vorgerechnet. Manchmal bekam Gustl vom zweiten Mann der Frankl Marie, dem Maler Schari, soviel zusammen, dass er das Kostgeld daheim abgeben konnte. – Martin Kühn, der Onkel, verstarb ganz überraschend an einem Schlaganfall.

Viele freie Stunden blieben Gustl Kühn, wenn er nach dem erfolglosen Gang in das Arbeitsamt wieder in die Schwanthalerhöhe kam. Dann hockte er oft bei Amalie, und es blieb nicht aus, dass ihn bald alle übrigen Buttenhauser-Gäste kannten und in ihre Gespräche mit einbezogen. Nicht nur in ihre Gespräche. Eines Tages vertraute er seiner Schwester das Mitgliedsbuch der Kommunistischen Jugend an. «Heb es bei dir auf, sowas darf der Warz bei mir zu Hause nicht finden, er sucht immer unsere Sachen durch. Der Minna hat er sogar ihr erspartes Geld weggenommen. «

«Dass sein eigener Sohn, der Fritz, beim Eherverlag, wo der ‚*Völkische Beobachter*‘ gedruckt wird, Schriftsetzer wird, das stört den alten Warz aber nicht?»

«Das Schriftsetzen kann man auch mit Goebbelsreden erlernen, sagt er.»

Vielleicht konnte man bei der herrschenden Arbeitslosigkeit, mit den kilometerlangen Schlangen an den Stempelstellen in der Thalkirchnerstrasse, wirklich nicht so wählerisch sein, Amalie mochte es nicht entscheiden. Aber dass man eine sichere Arbeitsstelle bei der Eisenbahn nicht aufs Spiel setzen durfte, das wusste sie genau.

In der letzten Oktoberwoche 1929 war der «Rotfrontkämpferbund» verboten worden. Fritz war da noch immer dabei, und er und seine Genossen wollten es nicht gut sein lassen mit dem Verbot, konnten sich nicht ducken; gleich am darauffolgenden Sonntag hatten sie etwas Besonderes vor, wovon nicht einmal sie ins Vertrauen gezogen wurde.

Aber den Gustl nahm ihr Fritz mit! Und die Polizei hatte auch schon Wind davon bekommen, natürlich, denn schon am Vormittag zog sie mit allen Berittenen, die sie in München auftreiben konnte, hinter den Ausstellungspark in Bereitschaft.

«Protestdemonstration gegen das RFB-Verbot!» luden die Flugzettel ein, die überall in der Stadt verteilt wurden. Als Treffpunkt wurde die Schwanthalerhöhe ohne nähere Ortsangabe genannt. Die es anging, wussten Bescheid, die Polizei glaubte auch, Bescheid zu wissen. Stundenlang musste sie jedoch warten, bis sich von ihrem Standplatz an der Ganghoferstrasse etwas bemerken liess, das man für den Anfang einer Demonstration halten konnte. Am anderen Ende, wo die Ganghofer- auf die Westendstrasse traf, bei der alten Schrenkschule, zeigte sich ein rotes Transparent, einige graue RFB-Uniformen drum herum. Die Polizeikavalkade setzte sich in Galopp, das hundertfache Hufgeklapper brachte die Fenster der anliegenden Wohnhäuser zum Dröhnen. Aber an der Ecke Westendstrasse waren die Demonstranten verschwunden, als die Polizeischwadron siegessicher angesaust kam. Dafür zeigte sich vier Querstrassen weiter stadteinwärts die Spitze eines Zuges mit roten Fahnen.

«Lasst euch Zeit!» mahnte der Metzgergeselle Otto Aster, der die Führung in der zwanzig Mann starken Gruppe übernommen hatte, in der auch Fritz Persch und Gustl Kühn ihren Platz fanden. «Wenn sie auf fünfzig Meter heran sind, verschwinden wir alle in den Hauseingängen, wie wir abgemacht haben.»

Gleich war es soweit! Im Nu war die Kreuzung leergefegt, Gustl und sein Schwager blieben beisammen – durch den Hausgang, über den Hinterhof, die Hofmauer, «Passt's auf, die warten noch draussen auf euch», rief ihnen aus einem Fenster eine ältliche Frau zu und lachte verschmitzt. Dann deutete das Hufgetrampel an, dass die Polizeireiter ein neues Angriffsziel entdeckt hatten.

Keiner aus der Gruppe fehlte, als sie sich im Wirtsgärtchen des «Schweizerwirts» wieder zusammenfanden und mit einem Schluck aus einem rundumgegebenen Masskrug stärkten. «Jetzt sind sie gleich wieder an der Ausstellung», wusste Aster, sah auf seine Taschenuhr und riet: «Wenn wir sie von da wieder weglocken wollen, müssen wir uns an der Ganghoferstrasse sehen lassen, sonst bleibt den Grünen Zeit, die umliegenden Häuser und Höfe zu durchsuchen.»

Als das Polizeiaufgebot zum zweiten Mal durch die Strasse tobte, flog ihm aus den Fenstern Unrat entgegen, auf dem Pflaster platzende Blumentöpfe brachten die Pferde zum Scheuen, mit Wucht geschleuderte Kohlestücke klackten hell an Lederhelmen. Die Bewohner der Schwanthalerhöhe sahen die

Schaftstiefeligen als Störer ihrer Sonntagsruhe an.

Einen ganzen Nachmittag lang hielten die zweihundert dafür eingesetzten RFBler ihre Widersacher in Trab, generalstabsmässig mit zehn Grüppchen zu je zwanzig Mann, die immer wieder die Spitze einer Demonstration vortauschten. Anschliessend kamen alle in die Hohenburg und warteten gespannt auf die Nachricht, wie die wirkliche, geheim gehaltene Demonstration der übrigen RFB-Organisation abgelaufen war. Die hatte sich auf der anderen Stadtseite getroffen, in Giesing, und war unbehelligt in die Au hinuntermarschiert, hatte sich dort im Gewühl der Kauf- und Schaulustigen der Auer Herbstdult aufgelöst.

In den Jubel über diesen Erfolg knallten die Stiefelabsätze eines SA-Mannes an der Eingangstür zusammen. Wie eine Marionette hob er die Hand zum Faszistengruss, schmetterte sein «Heil Hitler» in die überraschte Runde und rannte wieder hinaus, begleitet von den Rufen «In Dachau sehen wir uns wieder!» und dröhnendem Gelächter. – In Dachau, an die Siege der roten Rätearmee sollte das erinnern, aber für viele «Hohenburg»-Gäste sollte es sich anders bewahrheiten, als sie es sich jetzt denken konnten.

«Mehr sein als scheinen»

Obwohl nicht mehr einer der Jüngsten, schon über vierzig, liess sich der Mann von Tante Wilhelmine in den SA-Sturm aufnehmen, das bot Gesprächsstoff für die Kühns. Ob der auch einmal zu einer «Mutprobe» in die «Hohenburg» geschickt würde zum provozierenden «Sieg-Heil!»-Geschrei?

In die zeitgemäss bescheidene Sonntagsvergnügung bei der Kleingartenkantine in «Land in Sonne» war Franz Grohganzen mit dieser erheiternden Neuigkeit hineingeplatzt, Franz Grohganzen, der Zimmermann, Mann der Tante Maria und Schwager des frischgebackenen, braungebackenen Georg Gegl. «Ich arbeit' jetzt an dem Bau vom Nazi-Parteihaus, da hab' ich ihn gesehen und mit ihm gesprochen. Ob ich auch so eine fesche Uniform haben möcht', hat er mich angedet und dass es Zigaretten gibt und Bier, wenn man für den «Führer» Wache hält.»

Wie sein Schwager dazu gekommen war, in die braune Parteimontur zu schlüpfen, wusste Franz Grohganzen nicht, interessierte ihn auch nicht, er war ein unpolitischer Mensch geblieben und gab ohne Umstände zu, bei den Wahlen

seine Stimme für die Bayerische Volkspartei abzugeben. – Immer wieder schickte der Beamte am Stempelschalter den Hilfsarbeiter Gegl weiter, ohne ihm eine Stelle anbieten zu können. Als ihm vom Herumlaufen auf der Suche nach Arbeit nur die Sohlen an den Schuhen dünn wurden, stellte er sich mit einem Pappschild vor der Brust «Kräftiger Mann nimmt jede Arbeit an» in den Karlstorbogen beim Stachus und verteidigte diesen Standplatz handgreiflich gegen eventuelle Konkurrenz. Da war er von einem dieser Braunen angesprochen worden, war zu ihrem «Sturmlokal» in Neuhausen gegangen, in die Schwanthalerhöhe hatten die sich noch keines zu verlegen getraut, obwohl sie im vergangenen Jahr, 1929, als drittstärkste Partei in den bayerischen Landtag kamen, nach der regierenden Bayerischen Volkspartei und nach den Sozialdemokraten.

Aber dann packte Grohganx mit einer weiteren Nachricht aus. «Wisst's, wer mir gerade meine Arbeit zahlt? Auch die Nazi meint's?»

Er zog einen angeschmutzten, zerknitterten Zettel heraus, gab ihn zum Lesen weiter. «Führererlass: Zum Erwerb und Ausbau des neuen Zentralparteiheims hat mit Ausnahme der SA- und SS-Mitglieder, der Mitglieder des Frauenordens, des Studentenbundes sowie der Arbeitslosen jeder Parteigenosse einen ausserordentlichen Beitrag zu leisten, dessen Mindesthöhe RM 2,- beträgt, dessen Grenze nach oben aber nach Ehre und Gewissen dem Vermögen des einzelnen Parteimitglieds anheim gestellt bleibt...»

«Na und?» fragte einer.

«Ich hab es mitbekommen, auf der Baustelle, dass die Direktion von Siemens grosszügig beisteuert, sonst würde der Parteipalast lange nicht fertig. Der Verleger Hanfstaengl kann denen nicht mehr zuschustern, der hat schon alles hergegeben, wie er ihnen den ‚*Völkischen Beobachter*‘ kaufen hat helfen. Wann die ihr Geld wieder sehen werden?»

«Umsonst geben die denen nichts, die werden es schon wieder herausholen», vermutete Anni Warz, doch Anderl winkte ab. «Vielleicht verkalkulieren sich diese Unternehmer auch einmal, kann denen auch passieren, oder nicht?» Als kein Widerspruch kam, holte er noch weiter aus: «Ich hab' auch gelesen, dass Siemens die Nazis als antibolschewistisches Bollwerk den Konzernen in den USA empfohlen haben. Wenn die Kommunisten nicht so radikal geworden wären, 18/19, dann bräuchten die Unternehmer nicht so besorgt sein um ihren sicheren Besitzstand. Schuld sind also auch diese Radikalen!»

Stiegler rief von einem Nebentisch herüber: «Der Anderl ist den Braunen ums Geld neidig, das sie kriegen. Bestimmt meint er, sein Noske wäre gerade so gut gewesen wie der Hitler!» «Reden wir nicht mehr davon, überhaupt, müs-

sen wir denn dauernd über Politik reden!» schloss Anderl Warz mit Nachdruck die peinlich werdende Unterhaltung. Er drängte danach bald zum Aufbruch, weil er zu Hause überprüfen wollte, ob die Söhne und vor allem die Minna pünktlich heimkamen. Auf die Minna musste man besonders aufpassen, einmal war sie schon von Anni erwischt worden, als sie abends noch in den – erlaubten – Schwimmverein zu gehen vorgab. Aber Anni hatte ihr nachgesehen, bemerkt, wie sie den Badeanzug in den Zierbrunnen am Golierplatz tauchte. Gerade noch rechtzeitig, sie konnte so das Mädchen mit einem Krach von ihrem «Schwimmverein» abhalten. Irgendwie, schien es, wurde die «läufig», aber Anderl Warz bestimmte, dass alles seine Ordnung haben solle, solange sie ihre Beine unter seinen Tisch stellte.

Minna war schon über zwei Jahre volljährig. Doch sie ertrug noch immer das strenge Reglement, das der Mann ihrer Mutter eingeführt hatte – für sie war es überdies schon lockerer geworden, seit sie mit ihrem Verdienst von «Knagge & Peitz» erhebliche Beiträge zur Haushaltskasse leistete. Und dann wusste sie noch nicht bestimmt, ob es mit dem Landbauamtsangestellten etwas werden würde.

«Man kann nicht nur aufs Aussehen schauen», diese Weisheit stammte von ihrer Halbschwester Amalie. Er sah aber gar nicht so übel aus, der Arthur, wenn auch seine dunkelbraunen Haare vorne etwas schütter zu werden begannen. Gross, wie sie sich ihren künftigen Mann immer vorgestellt hatte, war er auch nicht, kaum grösser als sie selbst, ihr Bruder Gustl überragte ihn um einen halben Kopf. Schlank war er, beinahe mager, sein Konfektionsanzug, bemerkte sie mit fachlichem Interesse, warf schlenkernde Falten an der Seite. Sie würde ihm das Sakko enger näher müssen, wenn... Ja, liebenswürdig war er schon, geradezu schüchtern sprach er sie beim grossen Karussell im Vergnügungspark hinter der Ausstellung an.

«Verzeihen Sie, mir ist, als sollten wir uns kennen.» Kein junger Bursch in der Schwanthalerhöhe drückte sich so «fein» aus. Sie erinnerte sich zuerst nicht, erst langsam, mit seiner bescheiden-zaghaften Unterstützung kam jener Kunde bei «Rothe und Schwarz» wieder in ihr Gedächtnis. Beim Landbauamt sei er, liess er beiläufig einfließen, doch seine dortige Beschäftigung umgab er dann gleich mit einem Schleier des Geheimnisvollen. Handwerklich war sie nicht, da sprachen seine gepflegten, schwielenlosen, schmalgliedrigen Hände dagegen. Gesprächig wurde er, als er sie zu einer Fahrt mit der Miniatureisenbahn durch den Park einlud, geschwätzig nahezu mit einer bayerisch unterlegten Sprache, durch die man ohne Weiteres einen fremden Dialekt durchklingen hörte. Hinterher, daheim, merkte sie, dass er viel von sich, aber im Grunde we-

nig über sich erzählt hatte. Aber sie würde ihn ja wieder treffen, am nächsten Sonntag an der Bavaria. Andere Burschen hatten immer wenig Verständnis dafür gehabt, dass sie die Woche über keinen Ausgang bekam, um acht Uhr abends daheim sein musste. Arthur drängte erst nach Monaten auf ein Beisammensein an einem Werktag, nach der Arbeit. Ein paar Mal war es ihr geglückt, den Schwimmverein ausfallen zu lassen, stattdessen mit ihm, zärtlich eingehakt, durch ruhig gelegene Strassen ausserhalb des Viertels zu promenieren. Sie verstand, dass er sie nicht jedesmal in ein Café einladen konnte, die Notverordnungen der Regierung hatten auch sein Gehalt gekürzt. Aber die misstrauische Mutter musste sie erwischen – seitdem stand ihnen nur das Wochenende offen. Arthur wollte nun mit der Mutter reden, sich vorstellen, damit sich das änderte.

«Und wenn der Kaiser von China kommt, die Minna hat um acht Uhr daheim zu sein!» Anni war allein, Anderl oblag wieder einmal seinen zahlreichen Vereinstätigkeiten. Etwas von oben herab war der schon nicht mehr ganz junge Mann, und Blumen für sie brachte er mit – trotzdem, auf ihre Grundsätze konnte Anni Warz nicht verzichten. Sie musste an ihren Liebhart denken und an das ledige Kind von Amalie, das musste sie der Minna ersparen, sonst war die Zeit, die sie auf ihre Berufsausbildung verwandt hatte, umsonst gewesen. «Damit Sie sich auskennen: meine Tochter ist kein schlampiges Verhältnis für einen hergelaufenen Hallodrie – wenn ich da was merke, kannst du mich kennenlernen.» Unvermittelt fiel Anni Warz ins «Du», aber in kein vertrautes, in ein drohendes, das alles Böse einschloss, das sie dem zu tun bereit war, der ihrer Tochter «etwas anhängte».

Solche Ermahnung hatte bei dem «Stehkragenproleten» ihre Wirkung nicht verfehlt, so schien es, denn dieser Arthur brachte Minna ein halbes Jahr lang stets pünktlich zur vorgeschriebenen Uhrzeit nach Hause, und auch sonst wurde nichts auffällig, es sei denn, dass Minna über weniger Geld verfügte, das sie zum gemeinsamen Haushalt beisteuerte. Bestürzt war Anni Warz deshalb, als sie ihre Tochter eines Samstags dabei ertappte, wie sie auf der Nähmaschine die Teile eines weissen Kleides zusammensetzte. «Ist es doch soweit?»

«Ja, wir wollen in vier Wochen heiraten. Arthur hat eine kleine Wohnung auf getrieben, drinnen in der Stadt.»

«Und wann kommt das Kind?»

Minna gelang es nur sehr schwer, ihre Mutter davon zu überzeugen, dass kein Kind bei ihr unterwegs sei. Ganz beruhigen konnte Anni Warz erst die Monatsblutung von Minna. Warum also musste dann Hochzeit gemacht wer-

den? Anni wäre es nicht eingefallen, dass sie selbst Minna hinaustrieb, sie und Anderl. Ob in diesem «Schreibergesellen» genug steckte, dass die Minna auf Dauer mit ihm zufrieden sein konnte? Sehr zufrieden war Anni mit der Wahl ihrer Tochter keineswegs.

Da gibt es nichts zu erben

Anni hätte die Hochzeitsfeier lieber in der Westendhalle abgehalten, im Vereinszimmer, das ihr so vertraut war mit den Erinnerungsbildern der «Naturfreunde» an den Wänden und dem verschliessbaren Schränkchen des Sektionschriftführers. Aber auf den gedruckten Einladungskarten «zur Vermählung» lud Arthur Zwing ins «Bürgerheim» ein. Diese Wirtschaft gehörte zu einer Genossenschaft gleichen Namens, die von den katholischen Arbeitervereinen in den letzten zehn Jahren gegenüber der «Ludwigsvorstadt» an der Gollierstrasse errichtet worden war, um ihre Mitglieder aus der Verlockung der «roten Genossenschaft» in eigene Wohnungen mit günstiger Miete zu holen. Gedruckte Einladungen ins «Bürgerheim», das war die erste Überraschung, aber es folgten noch weitere. Nur ein einziger Verwandter des Bräutigams kam zum Hochzeitsessen, das sich alle mit dem Mahlgeld selber bezahlten. Ein Rechtsreferendar, Jurist also, mit seiner Frau, und bei der stellte sich heraus, dass sie auch eine Kühn war, entfernte Verwandtschaft konnte man vermuten, weil sie Niedertroschelbach kannte, wo eine grosselterliche Verbindung von ihr hinführte. Genaues wollte oder konnte diese Helma Zwing nicht sagen, nach dem Geschmack Annis und der übrigen Münchner Kühns waren diese Zwings sowieso nicht. Aber man fand sich zusammen. Nach dem Essen unterhielt Wigg Hartl wie üblich in seiner geselligen Art einen ganzen Tisch, gab Witze und Schwänke aus seiner Handwerksburschenjugend zum Besten. «... und weil so ein verhungertes Schneidergeselle bei seinen Meistern fürs Vorsprechen nur magere Zehrpfennige bekam, hab ich ihm den Metzgergesellenvorspruch beigebracht. Aber ich kenn doch das Fleisch nicht, wenn mir eines gezeigt wird, hat der Schneider gemeint. Sag ich: Brauchst nur ganz entsetzt dreinschauen und antworten – tun Sie es weg, ehrenwerter Meister, das ist nicht koscher. Dann gibt er dir ein Trumm Wurst mit auf den Weg und will nichts mehr von dir wissen. –

Könn'ts euch denken, wie der arme Schneider hinausgeflogen ist, wie er es beim ersten Metzger versucht hat?»

Der Jurist Zwing stimmte nicht mit in das Gelächter ein, wollte im Gegenteil erfahren, wieso das so lustig gewesen sei. Wigg Hartl strengte sich noch einmal an. «Kein ehrlicher Metzger hätte doch so einen Knoblauchbruder, einen Schächter eingestellt. ...»

«Mein Cousin ist nämlich Jude!» beeilte sich Arthur Zwing den neuen Schwager zu bremsen.

Dem Wigg blieb der Mund offen, der sah doch gar nicht so aus, wie man sich so einen vorstellte. Gut dass der Gegl Georg nicht dabei war. – «Und du?»
«Ich bin freireligiös!»

Als Arthur danach für einen Moment draussen war, stiess Anni ihre Tochter an. «Hast das gewusst?» – «Nein, aber das ist doch nicht wichtig.»

Anni konnte sich nur noch wundern. Bald kamen die Männer ins Politisieren, wie sollte es auch anders sein. Die roten Radikalen waren vorsichtshalber nicht eingeladen worden, Amalie mit ihrem Fritz sowieso nicht, weil die Anderl nicht leiden konnte. Aber Fritz hatte seinen Sohn mitgebracht, Georg, der so alt war wie ihr Gustl. Und der tat sich doch glatt damit hervor, dass er zusammen mit ihrem Schwiegersohn, den sie so über Nacht bekommen hatte, die Deutschnationalen verteidigte. Eine saubere Familie würden sie noch werden! Den Rest des Nachmittags gab sich Anni Warz lieber mit den Kindern ab, mit Hubert, dem so schwer das Sprechen beizubringen war, und mit dem späten Nachkömmling von Fritz und Fränzi. Die kleine Franziska, die sie vor zweieinhalb Jahren noch bekommen hatten, als keiner mehr damit rechnete, hatte schon gut laufen gelernt. Betty und Wigg Hartl wollten keinen Nachwuchs, meinten, das Leben sei ohne solchen schöner. Vielleicht hatten sie damit nicht unrecht, musste ihnen Anni zugestehen, wenn sie an ihren arbeitslosen Gustl dachte.

Anderl Warz zog sich mit dem Herrn Rechtsreferendar in eine Ecke zum Schachspielen zurück, und das machte Gustl frei, den Mund aufzutun gegen dieses Zeug, das Georg Wilhelm – «Witschie» Kühn da verzapfte. Fritz und Anderl, seine Stiefbrüder, waren sich wohl zu fein, gegen diesen Nazi-Krampf anzugehen, dass sie dabei gleichgültig blieben, wenn behauptet wurde, Dummheit oder Intelligenz werde vererbt, Arbeiterkinder seien von Geburt und Vererbung her weniger mit Verstand ausgestattet als Kinder von Gebildeten. «Du spinnst doch, Witschie, glaubst doch hoffentlich selber nicht, was du redest. Du bist Arbeiter geworden, Galvaniseur, weil dir dein Vater hat nichts Besseres

lernen lassen können. Wenn du einen Nachhilfeunterricht bekommen hättest, in der Schule, wenn dich einer durch die Oberschule gebracht hätte, wie den Sohn vom Apotheker, mit Schmiergeld für die Lehrer, dann würdest du auch studieren, ein schlechter Arzt oder was weiss ich werden. Das hat nichts mit Intelligenz zu tun, die wird nicht vererbt. Unsere Eltern, deine und meine, haben nicht einmal genügend Zeit, dass sie uns mehr sagen als: das mach nicht und das mach. Mir hat mein richtiger Vater überhaupt nicht einmal das sagen können. – Dir auch nicht, scheint's, sonst wärs du nicht auf diesen blöden Unfug hereingefallen.»

«Mir hat mein Herr Vater auch nicht viel mitgeben können, und doch habe ich viel von ihm übernommen», sprang Arthur Zwing ein.

«Das Übrige hat dann die Zuchtanstalt an dir verbogen –», so scharf hatte Gustl es nicht anbringen wollen, aber nun war es heraus, und Minnas Mann nahm es ihm nicht einmal übel. Vielleicht war bei dem sogar noch was zu retten?

«Witschie» war ein beinahe hoffnungsloser Fall, das musste Gustl schon einige Wochen später einsehen. Das Arbeitsamt hatte ihm als schon länger arbeitslosen «Stempelbruder» eine Notstandsarbeit zugewiesen. Mit einem Trupp anderer Arbeitsloser legte er auf dem Waldfriedhof neue Wege an, karrete Kies und Erde für einige Mark zusätzlich. Und Witschie Kühn war zufällig demselben Trupp zugeteilt worden. «Hast du das nötig, wo ihr doch für das Leute-Verhetzen euer Geld aus Moskau kriegt», feindete er ihn gleich an. Zunächst liess es Gustl sein, gab ihm keine Antwort. Als sie dann bei selbstgedrehten Zigaretten auf den Schubkarren beieinanderhockten, versuchte er mit aller Ruhe und Gelassenheit, dem Vetter ein Licht aufzustecken. «Was meinst du, warum unser Grossvater in die Sozialdemokratie gegangen ist? Dein Vater und meiner ja auch?» Leise gab er ihm diesen Gedanken vor, damit die anderen von der Notstandskolonnie nicht mithörten, wusste man, was für welche dabei waren? Witschie meinte es besser zu wissen. «Das ist doch vorbei, die Sozis haben längst abgewirtschaftet.»

«Aber was Marx geschrieben hat, stimmt doch noch!»

«Hab ich nicht gelesen, interessiert mich auch nicht. Heute geht es um das nationale Erwachen, hat unser Führer gesagt, gegen die Schieber und Juden, gegen die Bolschewisten, die sich international gegen Deutschland verschworen haben.»

«Ich hab gewusst, dass du spinnst», fuhr es Gustl heraus.

Witschie packte einen Schaufelstiel an und wollte ihm damit eine herüberlangen; den Schlag konnte er gerade noch abfangen, weil er ihm das Gerät aus

der Hand riss. Dafür gab Witschie Gustls vollgeladener Karre einen Tritt, dass sie umstürzte und der Kies sich über ein ausgejätetes Rasenstück ergoss. Gustl warf ihm seine Schaufel nach, wütend schrie er dazu «In Dachau sehen wir uns wieder!» Der Friedhofsaufseher, der ihre Arbeit überwachte, bemerkte ihren Streit. Witschie holte er sich als ersten zur Seite, danach Gustl. «Bist ein Kommunist, hab ich gehört. Nicht einmal vor den Gräbern könnt ihr auf eure Propaganda verzichten. – Kannst gleich gehen, so einen brauchen wir da nicht. Hol' dir gleich deine Stempelkarte in der Verwaltung!» – Witschie durfte bleiben! Wenn er vorausgeahnt hätte, dass der gleich hoch ging wie vom tollen Hund gebissen, wäre es nach Feierabend immer noch früh genug für den Krach gewesen. Denken hätte er es sich eigentlich können! Noch dazu, wo seine eigenen, persönlichen Belange so leicht, durch diesen Friedhofswärter zum Beispiel, durcheinander zu bringen waren. Nun würde er wieder einmal zu Amalie, der guten Haut, gehen müssen, um einen Zuschuss zum Kostgeld für daheim zu bekommen. Elf Mark bekam er Stempelgeld, zwanzig die Woche verlangte sein Stiefvater und hatte schon eine lange Latte ins Notizbuch geschrieben, was er schuldig bleiben musste. Er wollte ihm künftig nichts mehr stunden.

Einen Siegelring, eine goldene Uhr und ein gemaltes Bild seines verstorbenen Vaters brachte Arthur Zwing aus Chemnitz mit; er schämte sich deswegen etwas vor Minna, aber die hatte nicht erwartet, dass er von seiner Fahrt zum Begräbnis mit Reichtümern zurückkehren werde. Ausserdem: Für ein halbes Jahr Ehe waren sie erstaunlich schnell zu einer manierlichen Einrichtung gekommen, das Schlafzimmer steigerten sie im Leihhaus ein, und die Wohnküche machten sie sich mit kleinweise zusammengetragenen Möbeln gemütlich; viele Leute mussten etwas von ihrem Eigentum verkaufen, um etwas zu essen zu bekommen; da waren sie doch als «Doppelverdiener» nicht schlecht daran?

«Meine Brüder sagen, dass die Zeiten unsicherer werden, sie wollen die Registriertassenvertretung auflösen. Leichtes Gepäck, sagen Felix und Hans, müssen sie jetzt haben. Und die Schwestern sind ja versorgt, jede ist verheiratet, Frieda mit einem Fotografen und Martha mit einem Möbelschreiner. – Aber ich will mich nicht beklagen mit meiner Staatsstellung.»

Minna meinte, ihren Mann trösten zu müssen: «Mein Vater hat, kurz bevor er gestorben ist, zu uns Kindern gesagt: Ihr habt von mir Hände mitbekommen, die ihr rühren könnt. Auf dem Weg zum Bahnhof war es, ich kann mich noch gut erinnern, obwohl ich so klein war, damals.»

Nichts schenken lassen

Der 11. Juni 1931 war Gustls einundzwanzigster Geburtstag, und Anni hatte ihm beim Weggehen eine Mark in die Hand gedrückt. «Kauf dir was Süßes zum Kaffee – ich bin schon spät dran.» Nur zwei Hörnchen holte er sich beim Bäcker, den Rest liess er in der Hosentasche klimpern. Spielte auch noch damit, als er mit seinem Stiefvater am Tisch sass. Der war nun auch arbeitslos, ausgestellt, weil jüngere, flinkere Hände der Lokomotivenfabrik billiger kamen. Entsprechend war seine Laune beim Frühstückstisch. «Aha, beim Herrn Kühn ist der Wohlstand ausgebrochen. Hausbrot schmeckt ihm wohl nicht mehr?» Gustl schob ihm mit leichtem Bedauern eines seiner Hörnchen hin, um den Unmut seines Stiefvaters zu bremsen – zu gut kannte er dessen Zornausbrüche, die schon zahllose Male auch auf seinem Buckel gelandet waren. Diesmal nützte auch sein Beschwichtigungsversuch nichts.

«Wo hast denn das Geld her? Der Minna aus der Schublade?» Gustl wollte keinen Streit, aber als Dieb verdächtigen liess er sich auch nicht. «Wie die noch da war, da warst du immer schneller wie ich!»

Das brachte Anderl Warz in Fahrt: «Was hast du gesagt? Ich? Hast du solches respektloses Darherreden von deinen roten Radaubrüdern? – Wissen möcht ich, wieso du Hörnchen zum Kaffee fressen musst?»

«Heut ist mein Geburtstag, einundzwanzig bin ich geworden.»

Die ganze Überlegenheit seiner Volljährigkeit hatte Gustl in diese Worte gelegt, trotzig klang das und selbstbewusster, als es Anderl vertragen konnte. Gefährlich leise gab er ihm heraus, griff nebenbei schon nach dem Rasiermesserriemen, mit dem er seine «Abreibungen» an die Söhne schon oft verabfolgt hatte. «Einundzwanzig? Na und? Solange du aus meiner Suppenschüssel frisst, hast du dich nach mir zu richten. Ausserdem, zahl deine Schulden endlich, ich bin nicht dein «Nährvater Josef», dann kannst du ja gehen, wenn es dir daheim nicht mehr passt.»

Gustl hielt es für besser, ruhig zu bleiben, nichts mehr zu sagen. Um nicht doch ein Wort entschlüpfen zu lassen, stopfte er das Gebäck in sich hinein, trank zwischen mampfenden Bissen seine Tasse leer. Aber sein Stiefvater liess nicht locker, bohrte Gustls alte Wut aus der Tiefe herauf. «Mir entgeht nichts, oder, es ist doch richtig, dass du es mit den ‚Heil-Moskau-Jüngern‘ hältst?»

«Das Heil-Schreien überlassen wir den Faschisten – den Braunen und den Klerikalen.»

«So, und die Sozialfaschisten hast vergessen? Sag’, was dir an der SPD nicht passt!»

«Ich brauch bloss dich anschauen!»

Jetzt hatte er ihn! Anderl erhob sich vom Stuhl, beinahe feierlich, den Lederriemen legte er wieder beiseite. «Du brauchst mich nicht anschauen, nicht mehr, bist ja heute volljährig geworden, kannst hingehen wo du willst. Halt, wo willst du hin – dein Werkzeug bleibt da, bis du die Schulden bezahlst. Hau ab, sonst helf ich nach!»

Wie lange ein Arbeitslosentag sein konnte, und doch zu kurz, wenn man mit nur neunzig Pfennig in der Tasche herumliefe und ein Quartier suchte. Wenn er wenigstens seinen Hobel mitbekommen hätte, die Säge und die Bohrer. Irgendwelche Leute liessen einem schon einen «Pfuscher» machen, einen Zaun oder eine Gartenhaustür richten für ein Trinkgeld. Von seinem Lehrgeld hatte er sich die Werkzeuge weggespart! «Doch ein Sozialfaschist», ging es Gustl nicht mehr aus dem Kopf.

Bei Amalie konnte er nicht anklopfen, bei ihr in der engen Wohnküche schlief schon die Kühn Elisa. Auch wenn die nicht eine Tochter von der Tante Maria gewesen wäre, die Amalie würde die obdachlose Wirtshausbedienung trotzdem bei sich aufgenommen haben. Und die Genossen in der «Hohenburg» wollte er sich bis ganz zuletzt aufsparen, wenn er allein nicht mehr weiter wusste – die Partei war ja kein Wohlfahrtsamt. Die Frankl Marie war auch um einen Rat verlegen, notfalls könne er im Gartenhaus für einige Tage unterkommen, mehr bieten konnte sie ihm auch nicht. So landete er am späten Abend doch bei Amalie. «Hab' doch gewusst, dass du noch vorbeikommst», wurde er herzlich begrüßt; er musste sich auch von Fritz und Elisa zum Geburtstag gratulieren lassen, obwohl ihm kaum danach war. Amalie hatte ihn wirklich erwartet, eigens einen Kuchen für ihn gebacken. Als er vor diesem Geschenk sass, die anderen ihm erwartungsvoll ins Gesicht blickten, da verlor er seine mühsam erhaltene Fassung, heulte los wie ein getretener Hofhund. Derb hieb ihm Fritz seine Pranke auf die Schulter. «Wein' dich aus, vielleicht hilft's.»

«Der Warz hat mich rausgeschmissen.» Mehr war nicht aus ihm herauszubringen, bis Amalie den frischaufgebrühten Kaffee auf den Tisch stellte.

«Jetzt trink erst einmal. So schön war es bei dem auch wieder nicht, dass du ihm nachweinen musst. Weisst du, wo du schlafen kannst?» Praktisch zupacken, das war Amalies Stärke. Elisa bangte schon um ihren Schlafplatz, aber Gustl konnte sie beruhigen. «Schlafen kann ich in der Villa Flora, im Frankl Garten.»

In den Stunden bis Mitternacht war er alles andere als gesprächig. Dafür fühlte Amalie sich in ihrem Element. Gebraucht wurde sie vom Bruder, bewährte sich damit als eine Kühn, obwohl sie von ihnen kaum etwas bekommen hatte.

Über das Pech der Elisa verbreitete sie sich ausführlich, um Gustl vor Augen zu führen, wie es auch anderen schlecht ging. Mit einem SA-Sturmführer war Elisa das passiert, da sieht man's, mit denen sollte sich keiner einlassen. Schliesslich verlor sie deshalb auch noch ihren Saisonplatz im Fremdenverkehrsort Rottach. Wenn sich der Gastwirt noch eine Woche besonnen hätte, wär Elisa wieder schlank gewesen, weil es ein Abgang war. Aber alles geht vorbei, Elisa hatte schon wieder Aussicht, unterzukommen. Im Bürgerbräukeller, als Biermädchen. «Dass du aber nicht mehr mit so einem Schafstiefel abschiebst!» ermahnte Amalie so nebenbei Elisa. «Ein zweites Mal helf ich dir dann nicht weiter.»

Amalie konnte nicht wissen, dass Elisa noch einmal auf dieselbe Weise schwanger werden würde, sie wieder helfen musste, weil am 1. Mai in zwei Jahren Elisas Tochter Hermine zur Welt kam. Und wie sie mit Elisa ernstlich böse, mit ihr endgültig brechen würde, weil sie ihr Kind solchen geldigen Nazis in der Villensiedlung Solln ablieferte, weil es bei den mächtig gewordenen Braunen zum guten Ton gehörte, ein Kind zu haben. Gut für Elisa, dass Amalie davon noch keine Ahnung haben konnte, sonst wäre sie schon da auf die Strasse geschickt worden, damit Gustl einen Platz hatte.

«Fritz, begleite ihn noch, ist ja nicht weit!» drängte Amalie ihren Mann, als Gustl, schon beruhigter, aufbrach.

Sie wollte es bestimmt wissen, ob der Bruder wirklich eine notdürftige Bleibe hatte und keine Dummheiten trieb.

Gustl fand schnell aus seiner Niedergeschlagenheit heraus. Wenigstens für die paar Monate bis zum Herbst bekam er Arbeit am Neubau der evangelischen Auferstehungskirche: einem roten Ziegelbau an der Gollierstrasse, neben dem ebenso hochgeziegelten Ledigenheim für Männer und der grauen Genossenschaftsburg. Manchmal beobachtete er von der Baustelle aus, wie sein ihm noch verhasster gewordener Stiefvater aus dem Haus kam. Für einen, der an der Stempelstelle eine Arbeit ergattern wollte, war das ziemlich spät, fand er, und es zuckte ihm nicht selten in den Fingern, ihm einen Stein nachzuschleudern. Er liess es bleiben – so nicht, irgendwann wäre er an der Reihe – nichts würde geschenkt sein. Auch seine Mutter begegnete ihm einmal. Verlegen. «Wärist halt nicht so unfreundlich zu ihm gewesen.» Aber sein Werkzeug schmuggelte sie ihm heraus und die Wintersachen, die ihm schon zu eng und zu kurz, vor allem zu kurz wurden, dass er daherkam wie der Komiker Karl Valentin, der auch einmal als Schreiner angefangen hatte und nun mit seinen skurrilen Scherzen die Leute erheiterte.

Und Gustls Glück wuchs zu einer langen Strähne. Bei der Kircheneinweih-

ung im Oktober traf er auf die appetitliche Verkäuferin Maria Anspann, die mit ihrem Vater und dem kleinen Bruder Willi zu dem Fest gekommen war. Ein Stein aus einer Lausbubenschleuder hatte diesem Bruder ein Auge zerstört, deshalb wurde er von der Schwester mehr bemuttert als ihm sichtlich guttat.

Es regnete mit Schnee vermischt, ein früher Winter kündigte sich an. Deshalb lud nach dem kirchlichen Akt ein spendables Gemeindemitglied die am Bau beteiligten Handwerker ins «Bürgerheim» zu einem Abschiedessen. Der kleine Anspann zog männliche Gesellschaft der schwesterlichen Gewalt vor, Gustl nahm den achtjährigen an seine Seite, gab ihm einen Schluck von seinem Bier und handelte sich dafür von Maria einen strengen Verweis ein. «Jetzt ist diese Arbeit auch gemacht», verschaffte Gustl seinem Bedauern Luft.

«Es werden immer noch mehr Arbeitslose», nickte der alte Anspann teilnehmend.

«Das musst du dem Michael sagen, Michael ist mein Freund, der hat Arbeit, der kann dir helfen», zappelte Marias Bruder. «Der ist bei der Trambahn, und er kommt auch noch vorbei. Dann sag ich es ihm.»

«Der Michael, das ist ein Sekretär beim Bahnhof Zschokkestrasse. Bastelt halt manchmal was für den Buben, jetzt meint der, er kann alles.» Es hätte dieser Erläuterung des alten Anspann nicht gebraucht, Gustl machte sich nicht mehr so schnell Hoffnungen.

«Er kann auch alles», bestand der Kleine auf seiner hohen Meinung von «seinem Freund».

Aber einige Tage später war er doch Wagenwäscher, dank der Fürsprache des kleinen Anspann. Die Anspanns wohnten auch in der Genossenschaft, im Haus neben Buttenhauser. Nicht nur, um dem Kleinen seinen Dank abzustatten, stieg Gustl zu einem Besuch in den dritten Stock hinauf. Einen Kreisel mit Peitsche hatte er vom ersten festen langersehnten Lohn gekauft, und für die Maria eine Nähstutulle geschreinert, so eine wie zur Gesellenprüfung.

Nur ein Ausflug?

Das Jahr 1932 brachte München noch mehr Arbeitslose. Bei den Kühns waren aber davon weniger die Lohnarbeiter betroffen als die Kleingewerbetreibenden. Wigg Hartl am Paketpostamt merkte nur, dass viele von Verwandten auf dem

Land Pakete mit «Fressalien» geschickt bekamen, Peter Bantele sah stattdessen, dass lediglich die billigen von den Kathreinerwaren einen guten Umsatz brachten. Fritz Persch war von einer Lohnkürzung betroffen, aber «es ging noch um», wenn auch Amalie, die jetzt im Küchenbetrieb des Bavariakellers nur halbtags beschäftigt wurde, weniger nach Hause brachte. Bei der Trambahn, wie überhaupt bei der Stadt, wurden Leute entlassen. Gustl blieb dank seiner Fertigkeiten als Schreiner, die ihn zu kleinen Reparaturen befähigten, als «Magistratler» auf seinem Wagenwäscherposten. Georg Wilhelm – «Witschie» Kühn wurde als Galvaniseur im Eherverlag untergebracht, wo es keinen störte, wenn er mit dem Hakenkreuz an der Jacke zum Dienst erschien. Im selben Haus wie Witschie setzte auch noch Fritz Warz den *Völkischen Beobachter*. Sein Bruder Anderl wechselte sogar in diesem Jahr 32 von der noch nicht so sicheren Bankbranche – wie man am Bankenkrach sehen konnte – zu einer grossen Versicherung, wo er bald den schönen eindrucksvollen Titel «Inspektor» bekommen würde.

Feiern mussten die Maler, weil ihnen unter den vielen Leuten ohne Verdienst eine Konkurrenz erwuchs, die selbst die Wohnungen ausmalte, wenn sie sich die Farbe beschaffen konnte. Deshalb versuchte sich Josef Kühn mit dem Schari, dem zweiten Mann der Frankl Marie, als Obsthausierer, sie holten mit einem Handwagen die billigsten Obst- und Gemüsesorten und priesen sie mit überlauter Stimme in den Hinterhöfen der Schwanthalerhöhe an. «So, Leut, da gehts raus, Leut, frische, billige Äpfel ha'm'a heut!» Ein paar Mark blieben immer dabei hängen. Onkel Jakob ging ohne Aufsehen in Rente; in der Gummifabrik bemerkte kaum jemand, dass der alte Mann nicht mehr seine Lagerarbeit versah, ein anderer Alter rückte an seinen Platz. – Lediglich der Zimmermann Franz Grohganz und Anderl Warz waren auf den Verdienst ihrer Frauen angewiesen. Und die hatten wie Anni in der Zigarrenfabrik Glück. Wer wohl in solchen Notzeiten die teuersten Zigarren paffte? – Maria war in einer Hotelküche. Anderl Warz blieben nun endlich die zahlreichen Stunden, um seine Vereinsfunktionen voll auszufüllen. Natürlich begleitete er auch seine Parteifreunde zum Plakatkleben; in diesem 32er Jahr mussten Berge von Plakaten geklebt werden. Im März war eine Reichspräsidentenwahl. Die Kommunisten liessen eine Woche zuvor eigens dafür ihren Teddi Thälmann im Zirkus Krone sprechen, für die rote Einheitsfront gegen den Faschismus. Dabei hatten sie nun eine eigene Gewerkschaft, die «Rote Gewerkschaft-Opposition», was ihnen Anderl Warz besonders übelnahm, öfter als die Kommunisten trat dieser Hitler im Zirkus auf, überhaupt waren die Nazis diejenigen, die am meisten Aufwand

trieben. Dabei hatte es in München einmal so ausgesehen, als ob es für immer mit ihnen vorbei wäre. Ihr «braunes Haus» an der Brienerstrasse und alle ihre «Sturmlokale» waren von der Polizei besetzt und geschlossen worden. Noch unter Reichskanzler Brüning war das gewesen, dann hatte Präsident Hindenburg den Papen zum Kanzler berufen, und diese Radikalen konnten munter weiter Unruhe stiften. «Notverordnungen – Steuern – Lohnabbau – Hunger – Elend! Wer das will, wählt das System! Wer will, dass es anders wird, wählt Hitler!» trommelten sie, schwammen auf der Katastrophenstimmung nach oben. Am 13. März 32 gab es keine absolute Mehrheit für einen Kandidaten; Hindenburg gaben 18,7 Millionen ihre Stimme, Hitler 11,4 Millionen, Thälmann kam auf 5 Millionen. Gleich nach Ostern gab es eine neue Wahl, bei der auch die Sozialdemokraten hinter den Weltkriegsgeneral Hindenburg traten. Der holte sich den Papen zum Kanzler. Wieder eine Wahl zum Reichstag im Juli, man kam mit dem Plakatkleben gar nicht mehr nach, und die mit Bier und Zigaretten bei Laune gehaltenen SA-Leute rissen sie wieder herunter, klebten ihre eigenen darüber. Anderl registrierte dann enttäuscht, dass die Tausende von Stunden, die er und seine Parteifreunde aufgewandt hatten, nur 133 Reichstagsitze eingebracht hatten, gegen 230 für die Nazis, die damit zwar den grössten Anteil, aber noch nicht die Mehrheit hatten. 89 Kommunisten, 76 vom Zentrum und 22 von der Bayerischen Volkspartei waren auch noch in den Reichstag in Berlin gewählt worden.

Als in Berlin der sozialdemokratische Polizeipräsident und die preussische Regierung von Papen abgesetzt wurden, erschreckte es Anderl Warz zunächst, aber dann verbreitete er überall: Schuld daran sei natürlich das nahe Zusammengehen mit den Kommunisten gewesen, sowas müsse ja einen Freund der Schwerindustrie wie den Papen misstrauisch gestimmt haben. Wenn die sozialdemokratischen Genossen in Preussen vorsichtiger mit ihrem Umgang gewesen wären, dann hätten sie ihre Posten behalten. Und in Bayern ginge es auf jeden Fall anders. – Ausserdem waren ja diese Amtsenthebungen rechtswidrig, die SPD würde mit diesen Fällen das Reichsgericht beschäftigen.

Gingen in Bayern die Uhren wirklich anders? Am 28. Januar 1933 wurde der Wittelsbacher Prinz Alfons in die Gruft der Michaelskirche in der Neuhäuserstrasse beigesetzt, Reichswehr und Hartschiere in Galauniformen von vor 1918 marschierten mit, Krieger- und Heimatvereine und der bayerische Hochadel. Zwei Tage später wurden Georg Gegl und Witschie Kühn zu einer Freudenkundgebung auf den Odeonsplatz neben dem Wittelsbacher Palais beordert: Ihr «Führer» wurde von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt. Doch

die Münchner wollten kaum etwas von ihrem vrbereiteten Fackelzug wissen, nur wenige hundert Zuschauer bevölkerten die Gehsteige, dazu war das Pflaster so glatt, dass sie froh waren, wie der Zug schon beim «Braunen Haus» seinen Abschluss fand – auch das Wetter hatte nicht mitgespielt, Föhn hatte den ganzen Tag über den Schnee angetaut, abends hatte Frost die feuchten Strassen in spiegelglatte Eisflächen verwandelt. Georg Gegl kam sich darauf wie ein Besoffener vor. Besoffen wurde er dann drinnen im Parteihaus, «den Sieg begiesen» nannten sie es.

Wieder stand eine Wahl an, der Reichstag war aufgelöst. Der Fasching in München wurde vom Wahlkampf überrascht, den die Braunen in Szene gesetzt hatten, als seien sie schon die Herren. Deshalb fand Peter Banteles Vorschlag, wenigstens am Wahlsonntag am 5. März aus dem überkochenden Parteientrubel hinaus in die Natur, in die Berge hinein zu flüchten, bei Schwägerinnen und Schwagern volle Zustimmung.

Erstaunlich zahlreich waren die Ausflügler, die mit Ski oder durch Rucksäcke voll Proviant als Bergwanderer kenntlich die Dritte-Klasse-Waggons füllten, sich über das verschlafene daliegende Oberland an den Rand der Alpen transportieren liessen.

Wigg Hartl und Betty, Gustl mit seiner Braut Maria und Minna mit ihrem Mann führen mit; Sophie hatte Hubert bei der Amalie unterbringen können. Mit Wahlscheinen ausgestattet, würden sie ihre Stimmzettel auch am Ausflugsziel anbringen, denn bei Abfahrt des Zuges an den Schliersee waren die Wahllokale in der Stadt noch geschlossen. Die hölzernen Bänke im Abteil drückten – oder stach Gustl Kühn der Hafer? Jedenfalls versuchte er, Arthur Zwing zu bewegen, sein Kreuz nicht bei der Kampffront Schwarz-Weiss-Rot zu machen. «Weil du dann deine Stimme gleich dem Trommler aus Braunau geben könntest, die gehören doch zusammen.» Schliesslich gab der Schwager nach, versprach, die Bayerische Volkspartei zu wählen. Bei den anderen war es ohnehin klar, wo ihr Kreuzchen landen würde, Wigg, Peter, Minna, Betty und Sophie waren sichere SPD-Stimmen, ganz offen gaben sie es zu, und Marie durfte nicht wählen, weil sie ihren Wahrschein vergessen hatte! Wenn sie erst einmal mit ihm verheiratet war, würde sie sowas schon wichtiger nehmen, er würde es ihr beibringen, versprach sich Gustl.

Überraschung bereitete den Ausflüglern das Aussehen des Wahllokals in Fischhaus-Neuhaus. Hakenkreuzfahnen dekorierten den Eingang, Schaftstiefel mit braunen SA-Uniformen empfangen die «Volksgenossen» drinnen. Fragten, ob «national gewählt» würde und scheuten sich auch nicht, den Wählern zwi-

schendurch bei der Stimmabgabe über die Schulter zu sehen. Als sie wieder draussen waren, den sonnigen Weg über die Hänge hinaufstiegen, wollte es Gustl genau wissen. «Habt ihr alle eure Kreuzchen richtig machen können?»

«SPD, ist doch ganz klar!» bestätigte Peter, und die anderen bestätigten nickend – selbstverständlich war das doch.

Noch einmal kam die Politik hoch. Von den Orten am See klang das Mittagsgeläut von den Kirchtürmen herauf, als sie sich an einer abgetrockneten Stelle zur Brotzeit niederliessen, vor sich einen Nordhang voll Schnee, im Rücken in blendender Sonne den mit frühen Schlüsselblumen und Schneeglöckchen bestreuten Südhang.

Auf Gustls bedenkliche Frage: «Wie werden die da unten stimmen», versuchte seine ältere Schwester Sophie alle skeptischen Gedanken zu vertreiben: «Bei uns in der Nähe, in Harlaching, wohnt ein Abgeordneter von der BVP, Dr. Hundhammer, bei dem wasche ich manchmal. Dem seine Frau hat mir gesagt, dass sie in Bayern die Polizei und das Militär auf die Nazis schiessen lassen, wenn sie es wie in Berlin probieren sollten.»

Am späten Nachmittag drängten plötzlich aus dem Süden daher jagende graue Wolken die Ausflügler nach erholsamer Wanderschaft entlang der oberen Baumgrenze wieder talwärts. «Die schickt uns der Mussolini», witzelte Arthur Zwing, nach oben deutend, erntete dafür aber kaum einen Lacher.

Der letzte Zug nach München liess noch eine geraume Dreiviertelstunde auf sich warten, und so konnten sie sich in der Bahnhofsgaststätte einen labenden Umtrunk leisten. Da hingen auch schon die Ergebnisse des Fischhaus-Neuhauser Wahllokals angeschlagen. «Das kann doch nicht wahr sein!» entfuhr es Wigg Hartl beim Überlesen: «102 für die NSDAP, 22 für Schwarz-Weiss-Rot, 16 für die BVP – die haben unsere Stimmen nicht mitgezählt.»

Der Wirt hatte das Radio eingeschaltet, als sie da hörten, dass in Bayern die Nazis nach vorläufiger Auszählung kaum etwas dazu gewonnen hätten, brachen sie einigermaßen beruhigt nach Hause auf, fielen auf den unbequemen Waggonsitzen vor wohliger Müdigkeit in ein Dösen, das ihre immer noch vorhandenen Befürchtungen zudeckte.

Zufrieden erfuhr Anderl Warz aus den «*Münchner Neuesten Nachrichten*», dass München und Bayern den geringsten Beitrag zum Wahlerfolg Hitlers geleistet hätten und die so begründete Hoffnung der bayerischen BVP-Regierung : der «weiss-blaue Freistaat» bliebe von einer «Machtergreifung» des braunen Gefreiten verschont.

Richtet man sich auf länger ein?

Die nächsten Tage blieb es ruhig in der Stadt, nur fielen Anderl Warz, je weiter er in die Innenstadt ging, die zunehmenden roten Fahnen mit dem weissen Feld in der Mitte und dem Kreuz mit den Widerhaken darauf ins Auge. Er besuchte die Versammlung der SPD, wo der Reichstagsabgeordnete Dr. Hoegner davor warnte, dass auch in Bayern der Terror der braunen Diktatur vor der Tür stehe. Auf dem Heimweg wich er vorsichtig den lärmenden SA-Gruppen aus, die sich noch auf den Strassen herumtrieben. Er dachte, es könne ein Vorteil sein, dass die Landespolizei etliche von den führenden Kommunisten ausserhalb der Stadt bei der Dachauer Papier- und Pulverfabrik in Schutzhaft gebracht hatte. So konnten diese Radikalen nichts provozieren, was die Nazis zum Zuschlagen brächte. Und wenn sie es doch versuchen sollten, so hatte der bayerische Ministerpräsident versprochen, einen Reichskommissar, der «droben herunter» kam, an der Mainlinie festnehmen zu lassen.

«Wegen Gefährdung öffentlicher Sicherheit und Ordnung im Lande Bayern habe ich auf Grund § 2 der Verordnung zum Schutze von Volk und Staat die Befugnisse oberster Landesbehörden Bayerns, sowie zur Erhaltung öffentlicher Sicherheit und Ordnung notwendig, übernommen und beauftrage Sie, bis auf Weiteres für Reichsregierung diese Befugnisse wahrzunehmen. Ministerpräsident Held ist telegraphisch ersucht, Ihnen Geschäfte zu übergeben. Erwarte umgehend Drahtanzeige der Übernahme. Reichsinnenminister Dr. Frick.»

Ritter von Epp erhielt anderntags, am 9. März, dieses Telegramm, das den Anführer der weissgardistischen Terroristen von 1919 zum Reichskommissar machte. Anderl Warz wusste noch nichts davon, als er aus einigem Abstand beobachten musste, wie vor das Haus der Gewerkschaften in der Pestalozzistrasse eine SA-Wache aufzog. Wem sollte er jetzt die Beiträge der erwerbslosen Kollegen abliefern, die er kassiert hatte? Er überlegte lange, ob er es riskieren sollte, an diesen breitbeinig hinpostierten Schaftstiefeln vorbei hineinzuwischen, liess es aber doch sein, weil seine Bedenken wuchsen, und schlenderte lieber mit unbestimmtem Ziel durch die Strassen dem Rathaus zu. Im Vorbeigehen sah er die RGO-Zentrale bereits geschlossen. Sollten diese Roten schlauer gewesen sein wie die vom ADGB? Am Marienplatz geriet er in eine wartende Menge, wurde eingeklemt zwischen Leuten, die das von ihm verachte-

te, belächelte Hakenkreuz anstecken hatten. Er selber trug sein SPD-Abzeichen schon länger nicht mehr am Aufschlag der Jacke. «Machtübernahme» brüllte ein Chor von SA-Leuten zum Rathaus hinüber. Da versuchte sich Anderl, so rasch er konnte, aus der Menschenansammlung zu verdrücken. Doch bevor er sich noch durchgedrängelt hatte, fing es um ihn herum zu singen an. «Deutschland, Deutschland, über alles...» Böse Blicke fing er ein, dann liess ihn ein rotgesichtiger, breitgebauter Mann nicht mehr durch. Anderl Warz musste sich umdrehen – nur nicht auffallen in dieser Masse; «.. von der Maas bis an die Memel», er wollte den Mund aufmachen, wenigstens so tun, als sänge er mit. Er sang mit, sein geübter Tenor, sein beim Sängerkartell gelobter Tenor schmetterte das Deutschlandlied, den Blick starr auf die rote Fahne mit dem Widerhakenkreuz gerichtet, die da über dem Glockenspiel am Rathhausturm über die Balkonbrüstung hing. Dann stimmte die Menge, leiser als die Hymne, das Lied von dieser Fahne an. Die SA-Männer hinter ihm kannten den Text. An ihnen musste er vorbei, aber die stiessen ihn an. «Was ist, Volksgenosse, zählst uns eine Mass», wurde er von einem angerempelt, als auch dieses Lied zu Ende gesungen und einer der Braununiformierten etwas Unverständliches vom Rathausbalkon heruntergerufen hatte. «Idi muss zu meiner Familie heim», entschuldigte Anderl sich mit eingezogenem Genick bei dem drohend dreinsehenden braunen Marschierer, aber es nützte ihm nichts, der klopfte ihm an die Jackettasche, wo die ADGB-Beiträge schepperten. «So einer bist du! Hast nichts übrig für die nationale Sache.» Anderl liess sich ohne weiteren Widerstand in den nahen «Donis» abschleppen, eine verrauchte Bierschwemme. «Lass sehen, wieviel kannst denn auslassen für uns», wurde er gefragt, nachdem er inmitten eines SA-Trupps auf einer Eckbank gelandet war, flankiert von den muskelbepackten Braunröcken, die ihm vertraulich ihre Hände auf die Schultern patschten. Vorsichtig griff er in seine Tasche, dass nicht sein peinlich genau geführter Abrechnungszettel mit herauskam, legte die Hand voll Münzen und Scheine auf den Tisch. «Das langt, ich hab ja gewusst, dass du ein national gesinnter Mensch bist, das wird langen.» Bevor er noch etwas dagegen sagen konnte, war das Geld vor ihm weggezogen. «Oder hab' ich dich nicht schon einmal bei den Roten irgendwo gesehen?» Erschrocken wandte sich Anderl dem Frager zu: «Das kann nicht sein, bestimmt nicht.»

Das Bier wurde auf den Tisch gestellt, sechzehn Masskrüge, das Gewerkschaftsgeld der Bedienung hingeschoben – was übrigblieb, verschwand bei einem, der offenbar der Anführer dieser Rotte war. Von dem wurde ihm auch ein Krug hingereicht – «Trinken wir auf unseren Führer» – Anderls Tenor mischte

sich in das Geschnarr des Trinkspruchs. «Wir haben nämlich heute noch viel vor», vertraute ihm sein nicht mehr ganz nüchterner Nachbar an. «Die Nester der Roten nehmen wir heute Nacht noch auseinander – und die Quasselbude an der Prannerstrasse, den Landtag.»

«Ich muss mal hinaus», begehrte Anderl, aber er konnte wieder nicht entweichen. Einer der Braunen schien auch das Bedürfnis zu haben und begleitete ihn. Er musste noch eine weitere Runde ausgeben, von seinem Privatgeld. Weil es nicht ganz reichte, legte der Anführer der Rotte dazu, vom ADGB-Geld. Anderl stiess mit ihnen an, wieder und wieder. Wie gelähmt pappte er auf der Bank, liess sich zu einem fröhlichen Gesicht kommandieren: «Heute ist doch ein nationaler Freudentag, schau nicht so mies!» Wie ein Stein fiel es ihm vom Herzen, als sich die Horde schliesslich mit «Sieg-Heil!» von ihm verabschiedete, weil sie zu ihrem «Dienst» musste. Zu Fuss lief er in die Schwanthalerhöhe hinaus, weil er kein Strassenbahnzähler mehr in seiner Tasche fand, auch nicht seinen Abrechnungszettel, da war seine Unterschrift darauf! – «Wo bist du denn so lange gewesen?» fragte ihn Anni, als er heimkam. «Ich hab' was suchen müssen, was ich verloren hab'» – Anni zog die Augenbrauen zusammen – «Ja, aber ich hab' das Geld nicht mehr gefunden und das andere auch nicht.» Gut, dass sie nicht fragte, was das andere gewesen sei.

Als sie später in den Ehebetten nebeneinanderlagen, Anderl an den regelmässigen Atemzügen merkte, dass Anni noch nicht eingeschlafen war, gab er ihr leise seine Anweisungen für den nächsten Morgen. «Die Parteibücher, die Gewerkschaftsausweise und überhaupt alle SPD-Sachen musst zusammensuchen, nichts darf mehr in der Wohnung bleiben, auch das Bild vom Vollmar nicht. Ich werd' es zusammenpacken und im Keller unter den Kohlen vergraben.» Und nach einer Weile: «Vielleicht schafft dieser Hitler doch Arbeit und Brot?» Gleich danach war ein Johlen auf der Strasse, Fensterscheiben gingen klirrend zu Bruch. «Jetzt stürmen sie die Hohenburg», beruhigte Anderl Anni, die aufgesprungen war und zum Fenster hinunterschauen wollte. «Lass den Kopf herinnen, damit haben wir nichts zu tun.»

Ist noch was zu retten?

Fritz Persch und Gustl Kühn unterhielten sich mit leisen Stimmen, nicht nur wegen ihrer gedämpften Gemüter, sondern auch, damit der Schorsch, der Bub nebenan im Zimmer schlief, nichts vom Männergespräch in der Küche erlauschen konnte.

«Gestern Nacht haben sie die RGO, das Gewerkschaftshaus, die SPD-Druckerei und auch unsere gestürmt und besetzt», wusste Fritz.

«Bei Buttenhauser waren sie auch, haben ihn mitgenommen.»

Fritz zuckte bedauernd mit den Schultern: «Aus, vorbei.»

«Irgendwas werden wir schon noch anstellen können – wenn nur nicht unsere besten Leute noch in ‚Schutzhaft‘ in Dachau wären. Aber uns kann auch was einfallen.»

Fritz fiel etwas ein. «Ich erinnere mich noch, dass wir uns bei einem Zellenabend einmal vorgestellt haben, wenn es so weit kommen würde, dass wir dann in die SA eintreten und versuchen, da etwas auszurichten. Da sind ja auch viele Arbeiter dabei.»

Gustl kam das nicht ganz geheuer vor, aber vor Verrat konnte er bei seinem Schwager sicher sein. Ein prüfender Blick in sein von der Arbeit im Freien gebräuntes Gesicht genügte ihm, um zu sehen, dass er es ernst damit meinte. «Wenn du dabei nur nicht auffällig wirst – oder es färbt von denen etwas ab auf dich. – Ich könnte es nicht. Morgen schaue ich in der ‚Hohenburg‘ nach, ob ich dort noch einen von uns treffe.»

«Das ist noch dümmmer. Ich glaube, ich gehe in die SA.»

«Ob die von Dachau aus der ‚Schutzhaft‘ wieder heimkommen?» Fritz gab keine Antwort, er wusste es auch nicht. Als Amalie mit der hochschwangeren Elisa von der Arbeit kam, hielt es Gustl für geraten, ohne lange Umstände heimzugehen. Heim, das war für ihn immer noch das Gartenhäuschen in der Villa Flora.

Dachau: Noch waren dort die Schutzhäftlinge von der Lapo, der grünen Landespolizei, in scharfer, aber sicherer Bewachung. Stiegler, Beimier, der die Demonstration beim RFB-Verbot organisiert hatte und der als einziger die Flucht aus diesem Lager schaffen sollte. Und auch der Wäschekunde von Sophie Bantele sollte dieses Konzentrationslager kennenlernen, weil er zu seinem Wort gestanden, bis zuletzt im Landtag geblieben war: Dr. Hundhammer. Hans Kaltenbacher, der Jugendsekretär der KPD, würde einmal viel später erzählen können, wie die Übernahme der Häftlinge vor sich ging, als in die Pulverfabrik

die schwarze SS einzog. «Ich übergebe Ihnen hier 648 Menschen, die für ihre politische Überzeugung gekämpft haben, behandeln Sie sie als Menschen», sagte der Lapo-Offizier vor angetretenen Gefangenen auf dem Hof der Fabrik, aus der 1919 einmal die Arbeiter den Soldaten der Räterepublik gegen die Weissen beigesprungen waren, an den Ort, an den Hans Beimier immer erinnert hatte, wenn er Reaktionären zurief, «In Dachau sehen wir uns wieder». An ein anderes Wiedersehen hatte er gedacht. Der erste KZ-Lagerkommandant der SS übernahm das Lager mit den an seine Untergebenen gerichteten Worten: «Kameraden, ich übergebe euch hier 648 Schweine, die gegen uns gekämpft haben. Behandelt sie als Schweine!»

In der «Hohenburg» fand Gustl leere Tische vor. Ein einzelner SA-Mann lehnte mit der unbeschäftigten Bedienung an der Theke. Gustl kannte ihn von einer Arbeitslosenversammlung vor ungefähr drei Jahren, als er noch keine Parteiuniform getragen hatte. Auch er wurde von ihm sogleich erkannt, obwohl er sich einbildete, in der Arbeitskleidung der Trambahnbetriebe anders auszusehen. «Der Kühn? Willst jetzt zu uns kommen?»

«Ich glaub nicht, dass ich das will.»

Die Bedienung war noch die frühere, sie stellte ihm das gewohnte Bier hin, ohne seine Bestellung abzuwarten. Sich umsehend, bemerkte Gustl die Nazi-fahne an der Stelle, wo einmal das Thälmannbild gehangen hatte. Und die frisch eingeglasten Fensterscheiben fielen ihm auf.

«Kühn, sei so gut und geh. Unsere Abteilung wird bald da sein, wenn die dich hier treffen ...»

Gustl dachte an die «Mutproben» der Nazis die letzten Jahre über hier im Lokal, lächelte in sich hinein und blieb sitzen. – Vor dem Hintereingang führten einige Männer eine laute Unterhaltung, Stiefel klapperten auf dem Pflaster. Die Bedienung hetzte hin, begann unter der Tür eine schäkernde Unterhaltung. Gustl rührte sich nicht vom Fleck. Da wurde er von hinten gepackt, hochgezogen, zum Vorderausgang geschoben, auf den sich auch Schritte zu bewegten. «Geh durchs Fenster und lauf, lauf was du kannst. Steig durchs Fenster!»

Gustl spurtete los, hinter sich hörte er ein Bierglas zerschmettern, eine Scherbe streifte seine Wade, die bekannte Stimme begann ihn mit Flüchen zu belegen, verfolgende Absätze knallten hinter ihm her. Aber sein Vorsprung genügte, in einen Hinterhof, über eine Mauer, drüben auf der anderen Strassenseite war die Genossenschaft, wohnten die Anspans. Der alte Anspann, ein einfacher, aufrechter Protestant, der nicht eben sehr begeistert war über die po-

litischen Aktivitäten des Freundes, des Verlobten seiner Tochter, sah es nun als selbstverständlich an, ihn aufzunehmen, über Nacht dazubehalten.

Anständig von dem Nazi, dass er ihn gerade noch rechtzeitig hinausgeworfen hatte, fand Gustl. Ob Fritz vielleicht doch nicht so falsch lag, wenn er zu denen hingehen wollte?

Einige Tage später wagte sich Gustl in den «König Ludwig». Nur Buttenhauers Frau traf er dort an, der sein Besuch wenig Freude bereitere. «Dass du so unvorsichtig bist?» Aber von ihr in die Küche gewinkt, erfuhr er wenigstens, wie es ihr so ging. «Die Leute trauen sich nicht mehr herein, aber jetzt holen mehr als zuvor Flaschenbier über die Gassenschenke. Meinen Mann hoffe ich, wird der Rechtsanwalt herausholen, er war doch kein Funktionär bei euch. Damit er jetzt nicht belastet wird, ist es besser, von euch lässt sich keiner bei mir sehen.» – Gustl wollte abwarten, bis einer der Genossen zu ihm kam. Zu Amalie durfte er nicht mehr zu oft, da erwartete die Elisa, die es mit den Braunen hatte, die Tage auf ihr lediges Kind von so einem. Aber bei den Anspanns war er wohlgelitten – vielleicht würde es bald eine Hochzeit geben.

Hochzeit war es keine, als im Setzersaal des Eherverlags Witschie Kühn den Kollegen als «Betriebsobmann» vorgestellt wurde. Als es Fritz Warz daheim seinem Vater erzählte, wie der in der Pracht seiner Parteimontur durchs Haus stolz war und verkündet hatte, dass er nun die Funktionen des Betriebsrats und der Gewerkschaft übernehmen würde, wurde ihm der Rat zuteil: «Das ist jetzt so, da kann man nichts machen. Ewig wird das nicht dauern, solange aber muss man mit den Wölfen heulen. Am besten wird es sein, du lässt dich aufnehmen.»

«Seit dem Reichstagsbrand in Berlin werden Sozialdemokraten und Kommunisten in einen Topf geworfen, Vater, das hast du doch schon gemerkt.» Seine Stiefmutter stimmte ihm zu: «Er hat kein SPD-Parteibuch gehabt, dann braucht er auch kein anderes.»

Anderl Warz kümmerte sich nicht um diese Einwände, er fand in sein schon geläufiges Fahrwasser: «Wenn die Kommunisten nicht den Umsturz geplant und den Reichstag angezündet hätten, wäre es nie soweit gekommen.»

Der junge Warz äusserte seine Zweifel, obwohl er sich denken konnte, dass er seinen Vater nicht umstimmen würde. «Das mit dem Brand ist auch so eine Sache. Die Artikel darüber waren zu schnell fix und fertig zum Satz vorbereitet, als ob sie schon in der Schublade der Redaktion gelegen hätten, bevor es gebrannt hat.»

Anderl Warz wollte davon nichts hören. «Rote Propaganda!» Dabei war er

nicht so zuversichtlich, wie er sich nach aussen hin gab. Nicht, dass die sozialdemokratische Fraktion von den Reichstagssitzungen ausgeschlossen wurde, bereitete ihm zuallererst Sorge, sondern dass ihm der Folger Erwin von der sozialistischen Arbeiterjugend berichtet hatte, er dürfe auf dem städtischen Grund am Valleyplatz mit seinen Jugendlichen nicht mehr Sport treiben. Noch durfte er als Schwimmlehrer jeden Dienstag und Mittwoch Abend nach der allgemeinen Öffnungszeit mit seinem «Freien Wassersportverein München e.V.» im Müller schen Volksbad an der Isar in der Schwimmhalle seine Übungsstunde abhalten. Ob es, wie bei der «Feuerbestattung Flamme» genügen würde, den Vorstand mit den Nazis genehmen Leuten zu besetzen? Er würde es auf jeden Fall anregen, auch im «Arbeitersängerkartell».

Gustl Kühn zahlte, seit er die Wagenwäscherei bekommen hatte, in den «Freiwilligen Unterstützungsverein bei Sterbefällen der Strassenbahner», ausserdem hatte er seinem Fürsprecher, dem Bahnhofssekretär Schneider, den Gefallen getan und war in den Strassenbahnverein «Die Gebirgsfreunde Bnhf. Barthstrasse» eingetreten, der eigentlich weniger ein Verein als ein Stammtisch bergbegeisterter Trambahner war. An einem unfreundlichen Apriltag, er schrubhte gerade von einem der weiss-blauen Wagen die verschmierte Front ab, stieg sein Vereinskamerad, Vorstand der «Gebirgsfreunde», zu ihm in den Waschstand. «Du musst leider wieder austreten. Du weisst schon, wegen deiner Vergangenheit. Von der Stadtverwaltung haben wir eine Anfrage nach den Vereinssatzungen und den Mitgliedern und dem Vorstand bekommen. Verstehst schon, oder?»

Gustl tat ihm den Gefallen. Aber Vergangenheit? Als er von der Arbeit heimging, sprach ihn vor ein paar Tagen der Aster Otto an, wie es so ginge und so. In der Parteigruppe war er Aster nie begegnet, aber vom RFB kannte er ihn. Ob der einmal bei ihm vorbeischaute? Seine Adresse hatte er nun.

Wenn es zur Gewohnheit wird

Als sie im Nebenhaus den Fellner geholt hatten, drängte Anderl Warz Anni, sie solle zur NS-Frauenschaft beitreten. Langes Zureden erst bewegte Anni dazu, aber schliesslich trug sie das Abzeichen an ihrem Mantel. Anderl fieberte nun wieder bei dem Gedanken an die verlorene Beitragsabrechnung – und der Fell-

ner war auch nur einfaches SPD-Mitglied gewesen. Was Anderl nicht erfahren konnte, war, dass der Fellner sich mit dem Aster zusammengefunden hatte, um das noch mögliche zu tun: Flugblätter in Hausgänge legen, den Galgen mit dem Hakenkreuz anmalen oder den Totenkopf mit dem Hitlerbart.

Normal, fand Anderl, wurden die Tage wieder; er hatte als Hilfsarbeiter wieder bei Krauss-Maffei anfangen können, das durfte er nicht mehr aufs Spiel setzen. Die Schwimmübungsstunden waren seinem Verein entzogen worden, dafür aber gäbe es bald Ersatz durch einen grösseren Verband, der Kraft durch Freude, KdF, hiess. Wie für die Gewerkschaft, die durch eine «Reichsarbeitsfront» ersetzt würde. Er hatte sich schon dafür vom Betriebsobmann vormerken lassen.

Anni schämte sich, wenn sie wegen der Frauenschaftsrune von den Nachbarn im Genossenschaftshaus nur frostig gegrüsst wurde. Deshalb war sie froh, als durch den Tod des gewesenen Warz-Schwiegervaters Franz Löffler dessen Wohnung im Glockengiesserhaus gegenüber der Kirche für sie frei wurde, sie in eine andere Nachbarschaft ziehen konnte, die wenig wusste über ihre Vergangenheit bei den Sozis. Auch Amalie war in die Frauenschaft gegangen, aber erst nach dieser Geschichte am Ridlereck.

Alle Strassen der Schwanthalerhöhe endeten im Westen am eisernen Ring, den die Bahngleise um das Viertel zogen. Nur die Landsbergerstrasse machte eine Ausnahme und die vier Strassen, die am Ridlereck zusammenliefen, wo eine Einsenkung die Westendstrasse unter der Bahnunterführung durchliess, hinaus zu den Kleingärten und dem unbebauten Bauernland. An der Unterführung unten gab es eine Treppe, die zur Station der Vorortzüge hinaufführte und, auf der anderen Seite, in den Hangdurchstich hineingebaut wie ein Bunker, eine uringeschwängerte Männerbedürfnisanstalt. Da hinein wollte Otto Aster seine verfängliche Last aus seinem Rucksack entleeren, als er bemerkte, dass ihm ein Verfolger nachschlich. Aber er wurde sie nicht mehr los, im spärlichen Licht der Bogenlampe vor der Unterführung, riss ihm einer seinen Rucksack mit den für die Leute so wichtigen Agitationsschriften herunter, ein anderer Mann im matt glänzenden Ledermantel fasste sein Handgelenk mit eiserner Zange. Fritz Persch sah, wie der mit Handschellen gefesselte Aster mit blutig geschlagenem Gesicht vorbeigeführt wurde. Bisher war er immer bei solchen Unternehmungen entkommen, aber diesmal hatte er sich vor dem SA-Einsatz nicht drücken können. Ein Spitzel hatte der Gestapo den Hinweis geliefert, dass eine Spur der verbotenen Literaturverbreitung in die Schwanthalerhöhe führte. Das Ridlereck sollte der Umschlagplatz dieser geheimen Organisation sein.

Fritz hielt hinter einer Litfasssäule hervor auf die verlassene Strasse hin Ausschau. Da kam noch einer. Das war doch...

Er wartete ab, bis der auf wenige Schritte heran war. Dann sprang er aus seiner Deckung auf ihn zu. «Gustl, endlich hab ich dich erwischt, du Lump, du gemeiner! Wann zahlst du mir endlich deine Schulden?» Er liess dem Verdutzten klatschend seine Faust ins Gesicht sausen. Im Nu flitzten andere SA-Männer aus ihren Verstecken herbei und staunten nicht wenig, als sie vernahmen, warum Fritz diese Rauferei anfang. «Und sowas nennt sich mein Schwager, jede Mark hau ich dir einzeln aus den Rippen!» Gustl mischte kräftig mit, kein fremder Beobachter konnte ihren Schaukampf nicht für echt halten. Wütend trat der Sturmführer dazwischen, trennte die Streithähne mit Fusstritten. «Persch, du verdammtes Rindvieh, kannst du Depp deine privaten Reibereien nicht zu einer anderen Zeit austragen, hier sind wir im Dienst.»

Da war auch schon einer von den Ledermänteln da, verhörte alle Umstehenden an Ort und Stelle ganz genau über den Hergang und blieb misstrauisch, notierte Namen und Adresse von Gustl und Fritz. – Beim Verbinden der zerschundenen Augenbraue des Bruders hielt Amalie ihrem angetrauten Haushaltungsvorstand eine gehörige Standpauke. «Hast du denn gar so fest draufhauen müssen, das sieht gefährlich aus.» «Er hat müssen», entschuldigte Gustl seinen Schwager, «sonst hätte es vielleicht noch gefährlicher ausgesehen.» Da entlud sich Amalies Zorn auf die nicht mehr anwesende Elisa, die ihr Kind, ein wunderschönes Kind, das noch dazu an einem ersten Mai geboren war, an so eine Nazifamilie verschachert hatte. Wie ein Sturzbach ging ihre Rede, niemand hätte sie bremsen können.

Zu seiner Hochzeit mit Maria Anspann lud Gustl selbstverständlich auch seine Mutter und die Geschwister ein; Anderl Warz kam mit und gab sich verzeihlich, als ob er etwas zu verzeihen hätte. «Vielleicht habt ihr doch recht gehabt», deutete er auch an. Als im Juni 34 die Nazis scheinbar untereinander uneins geworden waren, hatte er gehofft, das Ende ihrer Herrschaft sei gekommen; aber dann waren die Zügel noch strammer angezogen worden, nur einige Köpfe bei den Braunen waren gerollt. Anni gestand er manchmal unter vier Augen, dass er beileibe nicht mit allem einverstanden sei. Die Arbeitsfront hatte seine Qualitäten entdeckt und befahl ihn zu «Gefolgschaftappellen» wie am «Tag der Arbeit», wie nun der 1. Mai genannt wurde. Auch für die NS-Winterhilfe durfte er Beiträge sammeln. Aber in welchem Ton das alles geschah: «Angriff auf die Not», «Durchbruch zur Einheit». Arbeiterheere gab es und Ernteschlachten. Wenn er so herumräsonierte und sagte, das wären Begriffe wie im Krieg, liess ihn Anni regelmässig abfahren: «Der Krieg kommt auch noch. Wie

es Gustl vorhergesagt hat, aber auf die habt ihr ja nicht gehört. Jetzt ist nichts mehr zu machen, daran musst' dich gewöhnen. Dazu bist du zu spät aufgestanden!»

Nicht zu beklagen hatte sich Arthur Zwing. Seine alte Waffengattung holte ihn wieder zusammen mit anderen alten Kameraden. «Hermann hat uns nicht vergessen», frohlockte er, als er wieder seine schicke Uniform in aller Öffentlichkeit tragen konnte. Göring war für den Aufbau einer neuen Luftwaffe zuständig, deshalb gab es bald eine neue, blaugraue, noch eindrucksvollere Montur für die fliegenden Lieblinge des prunkliebenden Luftmarschalls. Da konnte er seine Brüder in Chemnitz nicht verstehen. Die schrieben ihm, dass sie nun den Rest des väterlichen Besitzes auflösen und nach Dänemark übersiedeln würden, Deutschland gefiele ihnen im Augenblick gar nicht mehr. Er konnte ruhig auf das auf ihn entfallende Erbe verzichten, bei der Wehrmacht war er versorgt, für nichts anderes wurde mehr Geld im Reich ausgegeben. Aus dieser Zuversicht heraus zog er auch in die gutausgestattete Wohnung in dem eben erst fertiggestellten Neubau hinter dem Ausstellungspark an der Ganghof erstrasse. Eigentlich hatte sich die sein Cousin Moritz vorgemerkt, aber auch der hatte auf einmal so seltsame Anwandlungen, machte ausgedehnte Auslandsfahrten und wollte sich in München nicht mehr festlegen.

Dann kam die Anweisung, alle Offiziere sollten sich ihren arischen Nachweis besorgen. «Das ist rein akademisch», meinte er dazu Minna gegenüber und schrieb wahrheitsgemäss an das Luftfahrtministerium, dass er einen solchen nicht beibringen könne. Nicht lange danach erhielt er in eingeschriebenem Brief einen Stammbaum ins Haus geliefert, der ihn direkt von Wotan oder einem anderen Germanengott hätte abstammen lassen können. «Blödsinn, ein deutscher Offizier kann doch nicht seinen eigenen Vater verleugnen!» war seine Meinung dazu. Später bedauerte er doch, dass er das Papier zurückgewiesen hatte, aber nur, weil ihm das die Leutnantssterne kostete. Er gewöhnte sich aber daran, dass es auch «ohne» gehen musste. Und als ihm die Nachricht zuging, dass sich die Schwester Friedel in Chemnitz zu einem Totschlag an ihrem Ehemann hatte hinreissen lassen, weil er ihr gedroht hatte, sie als Jüdin zu denunzieren, um seine Scheidung von ihr zu erreichen, begriff er noch immer nicht, was sich in «seinem Staat» abspielte. Er fand es noch nicht einmal ausser der Ordnung, dass Friedel auf unbestimmte Frist in ein Konzentrationslager kam, sie war eben schuldig geworden. Moser musste ihm dabei helfen, den Brief durchzuschauen, den er von Moritz schon nach jener Nacht vom 9. zum 10. November 38 erhielt,

in der die Münchner Synagoge brannte. «Ich kann meine Frau und meinen Sohn nicht gleich nachholen», schrieb er aus Frankreich, «besorge bitte für sie eine möglichst ruhige Sommerfrische.» Für Moser war klar, was da unternommen werden musste. Er besorgte auf einem Einödhof im Oberland, bei einem einschichtig lebenden Bauern für Helma Zwing eine Magdstelle. «Da wird sich niemand um sie kümmern.» Moser war eben ein Kamerad!

Auch Wigg Hartl schadete es, dass er einmal «Nein» sagte, obwohl ihm zum guten Germanen nichts gefehlt hätte. Weil er es ablehnte, in die Partei der Leuteschinder, wie er die Nazipartei nannte, einzutreten, blieb er auf seinem Paketwagen sitzen. Trotzdem reichte es ihm, und Betty brauchte nicht mehr zum Arbeiten in die Fabrik.

Wigg Hartl wusste, wovon er sprach, wenn er «Leuteschinder» sagte. Bei Buttenhauser, den sie zur Überraschung vieler wieder herausgelassen hatten, hielt er gewöhnlich seine Brotzeitpause auf der Zustellfahrt ab. Den Aster Otto, den einmal stiernackigen Metzgergesellen, traf er da manchmal. Mit kahlgeschorenem Schädel war er von Dachau zurückgekommen, auch er herausgelassen. Er brauchte nichts zu erzählen, tat es auch nicht. Sein blasses, eingefallenes Gesicht, seine schlecht vernarbten Wunden im Gesicht und auf der Kopfhaut wiesen seine SS-Bewacher in Dachau genug als Leuteschinder, als Sadisten aus. Nur Ottos Augen hatten keinen Schaden gelitten, entschlossen blickten sie wie zuvor. Warum sie ihm wohl die Freiheit wieder gegeben hatten? War das überhaupt eine Freiheit? Hofften sie, dass so einer sich an die Schafstiefelherrschaft gewöhnte? So einer wie der Aster war selten, aber ihn, den Wigg würden sie auch nicht kriegen – wenigstens mitmachen wollte er nicht.

Kommen und gehen müssen

Seit Arthur zum Flughafen Bad Aibling versetzt war, fühlte sich Minna in der grossen neuen Wohnung sehr alleingelassen. So empfand sie es als günstige Fügung, als ihre Mutter bei einem Besuch von dem Verwandten aus Steinbach sprach, der Theologie studiert und nun seine Anstellung in München hatte. Anni März legte in ihren Bericht über den Kühn vom Land viel Hochachtung, obwohl sie sonst von Religion nichts wissen wollte – aber ein Studierter in der Familie, ein Diakon, das war schon was.

Dem Verwandtschaftsgrad nach war er ihr Onkel, der spätgeborene und einzige Sohn der Steinbacher Kühn-Utz-Ehe, dabei jünger als sie selbst, aber Minna gefiel er vom ersten Augenblick an, wie er schüchtern beinahe vor der Tür stand, sich vorstellte und gleich glaubte, versprechen zu müssen, er wolle ihr keine zu grossen Umstände machen. Klein von Wuchs, wie oft bei Nachkommen von Eltern, die erst mit fortgeschrittenen Jahren Kinder haben, dazu noch feingliedrig, gar nicht bäuerlich, wenn nicht sein etwas derbes Gesicht gewesen wäre, sein breites Kühngesicht mit den treuherzigen Augen, die Minna an ihre Kindheit, an den eigenen Vater erinnerten. Nein, Umstände hatte er nicht gemacht, als er im als Kinderzimmer vorgesehenen Kämmerchen logiert hatte, jedenfalls nicht absichtlich, sondern nur durch seine unpraktische Art. Aber sie brachte ihm gerne die von ihm selbst verbügelten Hemden und Hosen wieder in Ordnung, schliesslich konnte man einen studierten Verwandten nicht so herumlaufen lassen. Sonst trat ihr Onkel Wilhelm wenig in ihrem Haushalt in Erscheinung. Wenn sie von der Arbeit kam, war er meist noch nicht da, denn nach seinem Dienst durchstreifte er die Stadt mit einem Zeichenblock, frönte seiner Verehrung für die Baudenkmäler mit dem Bleistift und kam mit der Ausbeute seiner weiten Spaziergänge oft erst sehr spät heim. Sie verstand es nicht, weshalb er dann so eilig in die Diakonische Anstalt übersiedelt war, als sie ihr erstes Kind erwartete, es wäre doch noch einige Zeit so gegangen, auch der Säugling hätte noch nicht ein ganzes Zimmerchen für sich beansprucht in seinen ersten Jahren. Den Grund für seinen Auszug wusste sie natürlich nicht, Wilhelm hatte sie nicht wissen lassen, wie er zufälliger Mithörer eines Treppenhäusgespräches von Hausnachbarinnen geworden war. «Mit denen kann doch was nicht stimmen, er zum Feldwebel degradiert und nach auswärts versetzt und sie allein mit einem angeblichen Verwandten, der evangelischer Geistlicher sein soll. Was von der Moral der Pfaffen zu halten ist, das erfährt man ja heute immer wieder», so war die Rede einer Frau eines Rechtsanwalts aus dem oberen Stock gewesen. Minna sollte nicht wegen ihm ins Gerede kommen, er musste wegziehen.

Als Minna von ihrem Kind entbunden worden war, von der Hebamme, wie es bei den Kühns Brauch war, gab das Anlass zu einer grossen Familienfeier. Tauf fest war es keines, weil Arthur Zwing gemeint hatte, Rainer, sein Sohn, solle nicht in die Fesseln einer Religionsgemeinschaft gelegt werden, später könne er sich selbst entscheiden, ob und welchen Gott er brauche. «Sowas ähnliches sagen die Nazis jetzt auch», wandte Minna ein, liess es aber dabei bewenden.

Alle Kühns waren eingeladen, und es kamen auch alle; die Schwestern über-

wanden ihre Abneigung gegen den «feinen» Mollblock hinter der Ausstellung, dem sie nach einem ersten neugierigen Besuch ferngeblieben waren; sie sagten, da passen wir nicht hin, die moderne Wohnung mit dem Wohnzimmer der jüngsten Schwester, der sie es neidlos überliessen. Im Wohnzimmer drängten sie sich auch bei der Geburtsfeier des jüngsten Kühn, der ein Zwing war. Betty tippte ihren Wigg an, ob sie sich nicht doch noch Nachwuchs leisten sollten, jetzt, wo es doch wirtschaftlich besser ging, auch wenn bei der Post die mit dem Parteibuch vorgezogen würden. Amalie sagte der Schwester viel Freude, aber auch einigen Kummer voraus, kam ins Erzählen über ihren Buben, der so ganz besonders wohlgeraten sei. Ärgerte damit nicht nur Sophie, deren Sohn Hubert nun von amtswegen doch sterilisiert, «als entartetes Wesen von der Fortpflanzung ausgeschlossen» werden sollte, sondern auch ihre bisher kinderlose Schwägerin Maria. Als ihr Fritz sich mit ihrem Bruder Gustl aber in eine Ecke absetzte und sie leise eine Unterhaltung für sich zu führen begannen, war sie mit der Schwägerin schnell einig. «Sollen nicht schon wieder anfangen mit dem Politisieren, aus der Wohnung Minnas kein Verschwörernest machen.» Dabei drehte sich deren Gespräch nur um die Arbeit. Gustls Meister bekam jetzt so wenig Aufträge, dass er allein damit zurechtkam und ihn bald würde entlassen müssen. Bei der Trambahn soll jetzt was zu bekommen sein, aber ob die einen früheren Roten nehmen würden?

Mit der ein weiteres Mal Grossmutter gewordenen Anni Warz kam auch Wilhelm, der Diakon. Längst wusste er Bescheid darüber, wie die Kühns von der Stadt zur neuen Regierung standen. Von ihnen erhoffte er Unterstützung seines Vorhabens, das er sich mit langen und umständlichen Gedanken überlegt hatte. Einen Kirchenbau wollte er vor dem Abbruch retten und dazu die Unterschriften von Mitbürgern sammeln. Unvorstellbar erschien es ihm, dass dieses kunstvolle klassizistische Bauwerk des Meisters Clenze für den Bau einer Untergrundbahn geopfert werden sollte. Wenn genügend Münchner ihre Stimme dagegen erhoben, dann würde man diese Barbarei unterlassen, meinte er. So hatte er es auch in den Text geschrieben, den er der Unterschriftenliste voran setzte und eine Federzeichnung der geliebten Kirche aus seiner Hand. Es war einmal die erste evangelische Kirche in München gewesen, nach dem Evangelisten Mathäus genannt und noch zur Zeit des baufreudigen Königs Ludwig auf dem Gelände des damals geschleiften Stadtwalles entstanden. Verwundert hatte es ihn, dass seine Amtsbrüder nicht gleich unterzeichneten. Sie sagten, das müsse man eingehend überlegen.

Betreten schwiegen alle, als er ihnen seinen Text vorgelesen hatte.

«Entschuldigt schon, aber hast noch nicht gemerkt, wo wir zur Zeit leben», unterbrach Wigg Hartel nach einem vorsichtigen Blick zum Fenster, ob es auch geschlossen sei. Der Diakon wollte das nicht gelten lassen, so ein kleiner Postbeamter hat da bestimmt nicht die nötigen Einsichten. Geändert habe sich was, soweit sogar, dass aus der ganzen Welt die Sportler und Gäste nach Berlin gekommen seien. So eine internationale Anerkennung dürfe Deutschland nicht mit einer Kulturlosigkeit, wie es der Abbruch so eines Baudenkmal's sei, wieder verspielen.

Gustl Kühn wollte sich eigentlich heraushalten, was ging ihn so eine Kirche an. Aber soviel weltfremde Blindheit reizte ihn: «Noch schlimmer werden sie es jetzt treiben bei uns. Nach so einer Bestätigung durch das Ausland! Überhaupt das Ausland! Die etwas tun könnten, tun nichts und die was tun, sind noch zu schwach, um es mit allen aufzunehmen.»

«Schon wieder Politik!» fuhr Amalie dazwischen. «Ihr wisst nicht, was da für Leute herum wohnen, wenn da einer was mithört!»

Aber Amalies Mann, mundfaul sonst, gab dem früheren Genossen noch eine Bestätigung. «Nur die Russen und die Internationale haben den Spaniern geholfen. Engländer und Franzosen haben die Hilfsschiffe zurückgehalten.»

Der Diakon gab es auf, von ihnen noch eine Unterschrift zu erhalten, dachte an Zeitungsmeldungen über die antikirchlichen Ausschreitungen, die in Spanien vorgekommen sein sollten und steckte resigniert seine Unterschriftenliste in seine Rocktasche. «Trotzdem, ich werde es in der nächsten Woche einmal bei den Gläubigen nach dem Gottesdienst versuchen». «Tue es nicht, die Heimtückischen werden dich heimtückisch nennen», riet Gustl Kühn eindringlich ab, aber leise.

Der vorwurfsvolle Blick der Frauen liess ihn dann aber das Gespräch in eine andere Richtung bringen.

Als ihn zwei Wochen später die Nachricht erreichte, der Onkel sei verhaftet, da bedauerte er es, dass er nicht mehr von seinem Wissen, von seiner Überzeugung an ihn hatte weitergeben können. Ob sie mit einem Geistlichen weniger brutal umsprangen als mit den Genossen? Seit im vergangenen Jahr die wenigen, die noch aktiv gewesen, von einem eingeschleusten Spitzel verraten worden waren, traute er sich noch weniger als zuvor, mit einem von ihnen zu reden. Nur mit seinem Schwager Wigg kam er darauf zu sprechen, dass es mit den Braunen nun schon sehr weit gekommen sei, wenn sie sich schon ohne Scheu an den Kirchen vergriffen. Was er als alter Sozi dazu meine. Von selbst zum Ende wirtschaften lassen, ist nicht mehr weit hin, meinte der immer noch. Wieviel würde bis dahin noch zerstört? Würde noch was übrigbleiben? Und war es

bis dahin für den Onkel nicht zu spät? Dann noch, wie sich der Wigg das vorstellte – von selbst ging gar nichts, es musste gegangen werden. Je länger er darüber nachdachte, desto mehr war er wieder bereit, mitzugehen, wenn sich was rührte. – Und noch etwas nahm er sich vor: Ein Kind, sein Kind, das er haben wollte, damit wenigstens das in einer besseren Gesellschaft leben konnte, wenn es überstanden war.

Mitmachen

Amalie März ging es zum ersten Mal in ihrem Dienstmädchen- und Putzfrauenleben besser. Was nicht hiess, dass es ihr so gut ging, wie sie es bei den ‚Herrschaften‘ gesehen hatte, das nicht. Fritz, ihr Mann, brachte den Lohn aus dem Reichsbahnausbesserungswerk, und seit der Schorsch aus der Schule war, lernte er dort Schlosser. Die beiden Mannsbilder mussten schon früh aus dem Haus, mit den Fahrrädern waren sie zum Werk nach Aubing hinaus fast eine Stunde unterwegs, denn um halb sieben Uhr begann ihre Arbeitszeit. Sie war schon früh um fünf aus den Federn, musste das Frühstück vorrichten und die Brote zum Mitnehmen. Sich danach noch einmal hinzulegen, lag ihr nicht, sie war ja keine «gnä Frau». Und seit die Männer in den neuen, undurchschaubaren Industrien Beschäftigung fanden, konnte auch eine Frau wieder Arbeit finden. Sie war bei den Anthäus-Werken untergekommen, ihre erste Fabrik, seit sie, fast noch Kind, «in Stellung» gekommen war. Deshalb ging es ihr nun besser, sogar Butter konnte sie manchmal statt der Margarine auf die Mittagsbrote für die Männer und ausnahmsweise auch einmal für sich streichen.

Viele tausend Verbandspäckchen musste sie in graues Segeltuch wasserfest und luftdicht verpacken. Wer wohl jemals soviel Verband brauchen würde? Und in einer solchen Verpackung? Fritz hatte, als sie ihm davon erzählte, etwas von Krieg gebrummt und dass sie es schon am Anfang gewusst hätten. Aber sie glaubte nicht daran, die Saar war deutsch geworden, Österreich hatte sich jubelnd angeschlossen und ausserdem, anfangs hatte Fritz noch geglaubt, die Hitlerei hätte bald abgewirtschaftet. Wenn es so weiterging, würden die Kapitalistenländer noch mehr «heim ins Reich» holen lassen. Das Abwirtschaften dauerte eben länger. Weil sie nicht sicher war, dass ihr Fritz das nicht erwarten konnte und unvorsichtig wurde, als schon so viele alte Bekannte nach Dachau

ins Lager gebracht worden waren, lief sie sogar mit dieser blöden Frauenschaftsnadel herum und machte bei den Luftschutzübungen in der Guldeinschule mit, liess sich von einem grossmäuligen Schafstiefel dazu abrichten, mit einer Sandtüte und einer Feuerpatsche einen Hausbrand zu löschen. Bloss der Bub, der Schorsch, der machte nicht mit. Schon das Jungvolk hatte er, als er in die Schule ging, immer geschwänzt. Als deswegen dieser rotznäsige Fähnleinführer mit der Beschwerde zu ihr ins Haus kam, hatte sie ihm angeboten, ihn die Treppe hinunterzuwerfen. Das wäre ihr beinahe übel ausgelegt worden. Sie musste immer wieder darüber lachen, wie sie diesen «Fehltritt» wieder wettgemacht hatte, indem sie sich mit besonderem Eifer bei der Vorbereitung des Eintopfsontages hervorgetan hatte, so dass sie der Ortsgruppenleiter bei seinem Bericht nach oben lobend erwähnen konnte. Später hätte er dazu keinen Grund mehr gehabt, denn die Schwanthalerhöher waren an diesem Sonntag den riesigen Tiegeln mit Erbsensuppe und Linsengericht ferngeblieben, nur so um die dreissig Portionen waren abgeholt worden, über fünfhundert aber übriggeblieben.

«Lach nicht, weisst nicht, ob das erlaubt ist», ermahnte sie ihre Nachbarin, die Zenta. «Und die Heizdrähte sind dir auch schon wieder zu heiss geworden.»

Zenta meinte es nicht so, sie war ihre Freundin bei den Anthäus-Werken geworden. Und über ihren Gedanken hatte sie wirklich nicht aufgepasst, denn das Werkzeug zum Verschweissen der gummierten Innenflächen der Packungen stank schon ganz schwefelig. An den Gummigeruch und an das Stillsitzen, bis einem der Rücken schmerzte, hatte sie sich erst gewöhnen müssen. Flott schweisste sie weiter, damit sie am Abend auf die vorgeschriebene Stückzahl kam. Sie musste aber nebenbei noch was bereden, was sie drückte.

«Zenta, dein Bub ist doch Ministrant? Das sehen sie doch nicht gern, beim Jungvolk und auch so. Aber meiner ist jetzt schon im HJ-Alter, aber er geht nie hin. Stattdessen treibt er sich mit seinen Spezln herum. Sogar prügeln tun sie sich mit den HJlern. Neulich ist er blutiggeschlagen, aber ganz fröhlich heimgekommen. Von einem seiner Spezln hab' ichs dann hinterher erfahren, er selbst sagt ja nicht, was los war. Eine Blasn haben sie gemacht, eine Geheimbande. Ankerblasn nennen sie sich. Etliche haben sich sogar einen Anker auf den Arm tätowiert, obwohl das Tätowieren in Deutschland auch verboten ist.»

«Pst! Der Meister!»

Amalie hatte ihn auch selbst schon kommen sehen. Allzuoft liess er sich hier nicht blicken, der Staub und Gestank störte ihn wohl. Er war auch einer von denen, ein Schafstiefel, immer mit dem Parteiabzeichen am Arbeitsmantel.

Aber keiner von den Scharfen, sonst hätte er schon manches weitermelden müssen. Zenta wartete, bis er wieder draussen war, dann flüstert sie halblaut zu Amalie hinüber:

«Habt ihr eurem Buben gesagt, was vor 33 mit euch los war?»

«Nein, wir haben uns gedacht, er könnte es herumerzählen. Bei dieser Ankerblasn sind ohnehin etliche dabei, die von einer roten Familie kommen. Ist ja weiter kein Zufall in der Schwanthalerhöhe. Draufgekommen sind's aber von allein, schon vor der Olympiade in Garmisch 36. Hinkommandiert haben sie die Kinder, zum Fähnchen winken, eigens ausgesucht und zuvor noch geschliffen dafür. Wie die wieder daheim waren, die Lausbuben, da haben sie gesagt, dass sie nicht mehr mitmachen wollen, auch später nicht. Die grösseren hängen sich an einem Kettchen einen Kupferpfennig um den Hals. Wenn man sie zur Musterung holen soll, wollen sie sich damit eine pfunds Blutvergiftung beibringen. Dem Schorsch sein Spezi hat es mir verraten. Gwiss wahr! Das kann nicht gut gehn.»

«Von unserer katholischen Jugend ist einer, der später sogar einmal Pfarrer werden will, als Führer hingegangen, und mein Toni sagt, da ist der Nazischliff nicht so schlimm. Wenn der Schorsch erfährt, wie gefährlich es auch für euch ist, wenn er solche Sachen treibt, dann packt er es vielleicht auch vernünftiger an.»

Amalie fand den Rat der Freundin einleuchtend, gleich am Abend wollte sie dem Schorsch den Kopf zurechtsetzen. Aber gleich nach dem Abendessen sauste er wieder los zu seiner Blasn, und der Mann erlaubte es ihm auch noch, weil es der Bub gar so dringlich machte. «Lass ihn nur, morgen ist ja Feiertag, da kann er ausschlafen. Tag der Arbeit und Samstag.»

Wenn Amalie geahnt hätte, dass ihr Sohn direkt hineinlief ... Ist eben doch nichts Unfehlbares, so ein Mutterinstinkt. Die HJ-Leitung hatte es satt, von diesen rebellischen Jugendlichen aus den Glasscherbenvierteln dauernd gestört zu werden. Über zuverlässige Fähnleinführer hatte sie austreuen lassen, dass die HJler zur Vorbereitung für den Aufmarsch am anderen Tag einen Übungsappell auf der kleinen Wiese unterhalb der Bierkeller abhalten würden. Die Ankerblasn liess sich bestimmt was einfallen, damit konnte man fest rechnen. Als die Anker-Burschen hinkamen, waren die jungen Braunhemden schon aufgestellt. «Werden morgen nicht schön aussehen mit zerrissener Kluft und blauen Augen!» Aber da tauchten schon überall ältere HJler auf, Arbeitsdienstler und auch Polizei. Schorsch war mitten drin in der Rauferei, gab und nahm, was er

konnte, bis er von hinten kräftig gepackt, ihm der Arm auf dem Rücken hochgebogen und er in einen Transportwagen gestossen wurde. Erst im dunklen und vergitterten Wagen spürte er das Blut über seinen Augenbrauen, nur eine Platzwunde, aber es brannte höllisch. «Macht nichts, die haben nichts geschenkt bekommen.»

Ungeduldig starrte Amalie die Strasse hinunter, als es auf neun Uhr ging, denn um diese Zeit war der Bub sonst längst wieder da, sonst riskierte er ihren angstgeborenen Zorn und den väterlichen Nachschlag. Aber nicht er war es, der schliesslich ankam, sondern einer seiner Spezln, der Mitgutsch. Auf den ersten Blick war zu sehen, dass es wieder eine Schlägerei gegeben hatte. Der Junge hatte einen Verband aus einem schmutzigen Taschentuch um die Hand gewickelt und war auch sonst nicht unlädiert, zudem keuchte er vom Laufen. «Frau Persch, es ist etwas passiert!»

«Das seh' ich, was war denn?» dabei spürte sie ihre Lippen zittern, mühte sich, es den Saububen nicht merken zu lassen. «Mitgenommen haben's alle, wegen der Rauferei mit den Pimpfen.»

«Schau dass du heimkommst, sonst erwischen's dich auch noch. Was man mit euch mitmacht, gewiss wahr, graue Haare kann man kriegen.»

Bevor sie zum Polizeirevier ging, steckte sie sich noch das Abzeichen der Frauenschaft an, und auch den Ausweis über die bestandene Luftschutzprüfung nahm sie mit. Aber die Polizeibeamten verwiesen sie nicht ohne Mitgefühl ans Präsidium in der Ettstrasse. Dort wollte man sie zur Nachtzeit zunächst nicht einlassen, aber als sie dem Eingangsposten mit ihrer Fragerei lästig wurde, telefonierte er mit einem Zuständigen im Haus und wies sie dann weiter zum Palais Wittelsbach. Aufgelöst kam sie dort an, wurde auch da wieder erst nach längerem Lamento zu einem Schaftstiefel gelassen, der vor seinem Schreibtisch die aufgeregte Frau mit Gebrüll wieder verscheuchen wollte, dann aber, als dies seine Wirkung verfehlte, meinte, er könnte sie mit gutem Zureden zum Nachhausegehen bewegen. Als auch das nichts bei Amalie bewirkte und sie mit ihrer inzwischen zurechtgelegten Geschichte ein weiteres Mal beginnen wollte, verlegte er sich auf ein neues Wutgeschrei. Davon wurde aus dem danebenliegenden Raum ein weiterer, offenbar diensthöherer Schaftstiefel angelockt, an den nun Amalie ihren empörten Vorwurf richtete. «Mein Georg, Schorsch heisst er bei uns zuhause, der ist kein Rebell. Ich hab schon immer Angst gehabt, ihn zur HJ zu schicken, aber heute hab ich ihn einmal gelassen, wegen dem Tag der Arbeit morgen. Daheim hab ich inzwischen seine Uniform gebügelt. Aber er kommt nicht heim und dann erfahre ich, dass man ihn verhaftet hat. Beschwe-

ren werde ich mich. Als treue Volksgenossin lasse ich nicht meinen Sohn zum Verbrecher abstempeln. Wer weiss, mit welchen Subjekten Sie ihn zusammengespart haben. – Rebell, mein Schorsch ein Rebell! Ich geb euch gleich einen Rebell! Der Führer dürfte sowas nicht wissen. Aber ich habe meine Beziehungen, da werde ich mich beschweren.» Dabei zeigte sie auf ihr Frauenschäftsabzeichen.

Der diensthöhere Schaftstiefel blickte seinen nachgeordneten an, tippte sich beziehungsweise an die Stirn und ordnete dann an, dass man der Volksgenossin ihr Früchtchen in Gottes Namen mitgeben solle. Dann ermahnte er sie noch, künftig besser auf den Sohn aufzupassen, bald würde es ja der Arbeitsdienst und die Wehrmacht übernehmen, aber bis dahin.

Erleichtert langte sie, es ging schon auf den Morgen zu, mit dem grässlich verdroschenen Schorsch in der Wohnung an. Fritz war gerade wach geworden. «Ist was los?» Amalie hantierte schon mit dem Kaffeetopf. «Nix. Nur gelernt hab ich heut Nacht, dass man immer noch was machen kann.»

Einer war überflüssig

Arthur Zwing rechnete. Als es mit der Fliegerei wieder losgegangen war, legal und ohne Beschränkung durch die Friedensvertragsbedingungen, gab es für jede Maschine zwei Ausbilder. Junge Leute waren gekommen, Abenteuerlustige, Abiturienten voll Wissensdrang, Leute, die in der Fliegerei eine Zukunft sahen und in der Luftwaffe eine Flugausbildung für einen späteren Beruf in der Zivilluftfahrt suchten; und es gab auch solche, die Berichte aus dem Weltkrieg mit heissen Wangen verschlungen hatten, einmal Heldentaten vollbringen wollten wie Richthofen oder Mölders oder Böhlke. Er hatte auch schon in solche Bücher reingesehen; gelangweilt hatten sie ihn, weil sie nichts von der Wirklichkeit hatten und nur durch nette Etappengeschichten mit übertriebenen Erzählungen von rasanten Luftkämpfen unterhielten. Mist! Er war einer von denen gewesen, der diesen jungen Leuten die notwendigen Kenntnisse vermittelt hatte, ihnen gezeigt hatte, wie man auf steigt ins dritte Element, wie man die Nase in den Horizont hält – und wie man wieder heil herunterkommt. Junkers, Messerschmitt, Boikows hatten neue Maschinen geliefert, teure, gutausgestattete, und für die Radarpeilung waren Geräte dazu gekommen, Wasser-

mann, Würzburg-Riesen. Im Reichsmarschallamt sass ein alter Flieger, da wurde nicht gespart. Aber für jede Maschine wurden weiter Leute ausgebildet, für ein Flugzeug eine zweite und sogar noch eine dritte Garnitur Besatzung. Ihm war nun die Erlaubnis zum Alleinflug entzogen – traute man ihm nicht mehr? Korrekt, über den Dienstweg, hatte er vor drei Wochen seine Beschwerde ans Reichsmarschallamt gerichtet und gleichzeitig ersucht, ihm wieder das Portepée zuzuerkennen und auf seine bisherige militärische Laufbahn verwiesen. Nun gibt es bald genügend ausgebildete Flieger, um jede Maschine rund um die Uhr zu besetzen, dachte Arthur Zwing. Und mich, brauchen sie mich dann immer noch? Vor einer Woche war ein Dienstumschlag bei seiner Post gewesen, Moser hatte ihm den überreicht und darauf bestanden, dass er ihn in seiner Gegenwart lesen solle. Wieder ein arischer Nachweis wie 34. Aber seine Ehre war auch noch immer die von vor vier Jahren, und so gab er das Schriftstück wieder zurück.

Nun sass er in der kleinen Dorfwirtschaft, abseits vom Flughafen und wartete auf Moser. Und rechnete. Was würde Moser getan haben, wenn er eines Abstammungsnachweises bedurft hätte? Brauchte er aber nicht, seit Jahrhunderten sasssen seine Vorfahren im bayerischen Oberland, heirateten gerade soweit herum, wie die Burschen zu Fuss zum Tanzen kommen, zehn, zwölf Dörfer weit. Unsinn, wer war da alles schon durchgekommen, wenn Krieg war. Arthur Zwing malte mit einem abgebrannten Zündholz das weissblaue Muster der Tischdecke nach. Krieg, Franzosen, mit dem Napoleon, als Verbündete und als Gegner, davor, schon zwei Jahrhunderte her, wieder die Franzosen als Verbündete gegen die Österreicher, die mit einer Armee aus halb Europa durch das bayerische Oberland gezogen waren, Schweden, Polen, Ungarn, Schotten auch im Dreissigjährigen Krieg, im Mittelalter auch Ungarn und die Hunnen, zuvor die römischen Besatzer und die Hilfsvölker aus Afrika und Asien, aus ihrem Weltreich. Mosers farbige Erinnerungen, oft in Schnaps gebadet und renommierend an Wachhabende zum Besten gegeben, nahmen vor Arthur Zwings Auge Gestalt an, vermischten sich mit seinen eigenen Weibergeschichten. Moser als Sanskulott in einer Mägdekammer, Moser als Landsknecht hinter einem Haselnussstrauch am Feldrain, unter sich eine widerstrebende Bäuerin. Der Bauer zieht das, was herauskommt, als seines auf. Wurscht ist es, ein Nachgeborenes, wird ohnehin nur Knecht oder Magd, weil der Älteste den Hof übernimmt. – Aber Moser hatte eine germano-keltische Schädelform, und die Haare waren dunkelblond, und sein Grossvater war ein Bauer und hatte die Grossmutter, die ledige Magd, einem Knecht verkuppelt, und der hatte dafür das Häus-

chen am Dorfrand von Pinzenau bauen können, in dem Moser heranwuchs, bis er Soldat geworden war, wie es dem Nachfahren eines Landsknechts wohlstand. Moser würde alles genommen haben, was man ihm gab. Aber Moser war sein vertrauter Kamerad seit Grafenwöhr, einer, auf den man sich verlassen konnte. Sogar seine Cousine war von ihm bei einem Bauern in der Einöde untergebracht worden, wo keiner so genau fragte, wo sie herkam, weil die Leute wortkarg sind in dieser Gegend, ohne viel menschlichen Umgang.

Er kam und mit ihm die beiden Steinhäger, die er beim Hereingehen gleich bestellte. Moser setzte sich als einziger von allen Kameraden noch nach Dienstschluss mit ihm zusammen. Die anderen liessen ihn als Saujud verächtlich abfahren. «Hör zu, Adi, für dich wirts jetzt ernst. Den Stammbaum hättest du nicht weggeben sollen wie einen kaltgewordenen Leberkäs. Verstehst du denn noch immer nicht? Sowas braucht man heute!»

«Wir haben schon so oft darüber geredet: Lüge ist unehrenhaft, und seinen Vater verleugnen ist eine Lüge. Ausserdem ist dieser Rassenkrampf sowieso Unsinn. Meine Familie ist seit über zweihundert Jahren in Sachsen und über fünfhundert Jahre im Reich ansässig. Was da alles dazwischengekommen sein kann, schon vor meiner Mutter, die ja anerkannte ‚Germanin‘ war, oder?»

Bevor Moser antwortete, tranken sie die Gläser leer, und der Schreibstubenleutnant winkte der Bedienung um Nachschub. Erst als sie dann wieder allein vor vollen Gläsern sassen, nahm er den Gesprächsfaden wieder auf. «Ich muss dir jetzt was sagen: Nächste Woche wirst du versetzt...»

«Und? Ein Soldat hat da hinzugehen, wo ihn sein Befehl hinführt.»

«Vielen tut es leid wegen dir. Weil du schon so lange mit uns beisammen warst.»

Nun hebt Arthur Zwing das Glas zum obersten Uniformknopf und wartete, bis ihm Moser mit angewinkeltm Arm Bescheid tat, obwohl er das rasche Hineintrinken nicht mehr so gut wie früher vertrug. «Wir kommen schon wieder zusammen auf einem Platz. Bis dahin!»

«Sag, willst du nicht verstehen, oder hast du einen Dachschaden? Hast du schon was von Dachau gehört? Die stecken dich da hinein.»

Die Friedl! elektrisierte es ihn, aber dann schob er diese Vorstellung ganz weit weg. Er war ja nicht kriminell geworden wie seine Schwester. Weltkriegsteilnehmer, Freicorps, Reichswehr. Laut hatte er gedacht und Moser ging auch darauf ein: «Gerade deswegen! Wollen sich nicht nachsagen lassen, dass in des

dicken Hermann liebstem Kind etwas nicht sauber sei. Du könntest davon reden, deshalb müssen sie dich sicher verwahren.»

Arthur Zwing rutschte in sich zusammen, vergass, dass der Kamerad bei ihm war und seine Schwäche beobachten konnte. Der aber wollte es gar nicht sehen, holte inzwischen einen neuen Schluck zur Stärkung und stellte ihn dem Ange-schlagenen hin. Dann, als ob nichts gewesen wäre: «Aber wir haben uns auch schon Gedanken gemacht, ich und die Kameraden, die du nicht wissen musst. Also, morgen geht eine Kuriermaschine in den Süden, in die du versehentlich mit eingeteilt wirst. Bis Verona zu den Spaghettis. Dort musst du dich absetzen von den anderen aus unserer Staffel, damit die weg sind. Dann wird dir schon was einfallen, wie du von Italien wegstommst, jedenfalls ist es dort sicherer wie hier für dich.»

«Und meine Familie?»

«Kümmern wir uns, dass die auch verschwindet!»

Anderntags bei der Dienstverteilung erhielt er den Schein für die besprochene Maschine. Arthur Zwing ging als letzter über das Flugfeld, als die Ju schon bereitstand. Moser lungerte in der Nähe des Einstieges herum. Gönnerhaft grinste er ihm zu. Zwing flüsterte im Vorbeigehen: «Ich kann aber nicht, das ist Fahnenflucht!»

«Willst dich schlachten lassen?» Moser stand plötzlich eine gefährliche Wut im Gesicht. «Deine Frau ist heute Abend auch weg!»

«Kamerad!» Zwing wollte Moser die Hand hinstrecken, doch Moser winkte lässig ab und drehte ihm den Rücken zu, über die Schulter hinweg raunte er ihm nach: «Dann hau ab, schau dass du weiterkommst – Du blöder Jud!»

Für Arthur Zwing war das wie ein Tritt in den Arsch. Auch Moser, der Freund, der alte Kamerad, der auch. Er schwang sich in die Ju hinein, schnallte sich mit unsicheren Fingern am Sitz fest, in der hintersten Sitzbank, die man ihm freigelassen hatte, so dass er von einem Blick zurück ausgeschlossen war. Am Schwanz der Maschine war kein Fenster mehr.

Die in München zurückgebliebenen Verwandten merkten erst etwas von der Flucht durch den Besuch zweier Ledermäntel. Lange, umständlich und drohend forschten die nach dem Verbleib von Arthur und Minna mit dem kleinen Rainer und waren nur mühsam davon zu überzeugen, dass die Kühns wirklich nichts davon wussten.

Bei genauem Hinsehen findet sich das Ende

«Die Polacken haben unseren Sender in Gleiwitz angegriffen. Jetzt wird zurückgeschossen. Freiwillig werd' ich mich melden, zu den Panzern.» Nichts berührte Anni Warz in den nächsten sechs Jahren mehr als diese mit Begeisterung hingeworfene Ankündigung. Ohne auf ihren Mann zu achten, was der vielleicht dazu sagen würde, fing sie an, auf den Stiefsohn mit ruhiger Stimme einzureden: «In meiner Wohnung spricht man nicht mit solchen Ausdrücken von anderen Menschen, das sind keine Polacken, auch keine Untermenschen, wie sie dir vielleicht in deiner Zeitung eingeredet haben. Bei mir hast du so etwas nicht gelernt, auch von deinem Vater hast du sowas nie zu hören bekommen. Erst vor ein paar Monaten haben wir zum ersten Mal, seit ich denken kann, eine ganze Woche lang Butter, richtige Butter aufs Brot schmieren können. Aber unser Brot ist denen da oben egal, ‚Räder müssen rollen für den Sieg‘ haben sie an die Gummifabrik geschrieben. Was braucht unsereiner einen Sieg, frag ich dich. Uns würde das Butterbrot schon reichen, aber die wollen immer mehr, als sie uns ohnehin schon genommen haben. Du hast nicht immer alles bekommen, was du hast haben wollen, weil wir so oft knapp daran waren. Das wäre es nicht gewesen, wenn sich andere nicht zuviel genommen hätten. Und jetzt willst du alles, was du hast, dein Leben aufs Spiel setzen, dass sich die noch mehr holen? Aber es wird nicht gut gehen, das spüre ich. – Und angegriffen, glaubst du, haben sie uns. Wen? dich? An deiner Setzmaschine?»

«Lass ihn, er muss selber wissen, was er tut», legte sich Anderl Warz für seinen Sohn ins Zeug.

Anni wurde bitter: «Gehst du sogar so weit mit deinem Verkriechen, dass du ihn gehen lässt, ohne dass du ihm sagst, für wen er seinen Kopf hinhält, wenn er ihrer Fahne nachläuft?»

Anderl wand sich: «Da sind gewisse höhere Interessen ...»

«In Mark und Pfennig, Dollar und Pfund meint er», half ihm Anni nach.

«Da geht es um Märkte, um Bodenschätze ...»

Fritz Warz dauerte es schon zu lange, er vollendete den Satz schnoddrig: «um Lebensraum! Weiss ich alles».

Mit seiner Freundin müsse er sich noch schnelltrauen lassen, gab er bekannt, darum hätte er es eilig. Sie würden natürlich noch eingeladen, verabschiedete er sich hastig.

«Nichts haben wir ihm beibringen können. Nichts weiss er, der Narr, wird sie zur Witwe machen», brummte Anni giftig, als sie schon wieder Dein waren,

und Anderl zog den Kopf ein; er wusste, dass sie ihn damit meinte.

Nach einer Weile, die sie sich stumm gegenüber sassen, bemerkte Anderl, betont nebenbei: «Wir sollten den Radio einschalten, damit wir mehr erfahren.»

Langsam stand Anni auf, zog achtsam den Stecker aus der Dose, hob das schwarze Bakelitgehäuse hoch und trug es zur Kommode. Da lag auch ihre Frauenschaftsrune, die steckte sie an die Stoffbespannung des Radiogeräts. In die unterste Schublade verstaute sie ihn. Erst dann erläuterte sie in das erstaunte Gesicht ihres Mannes: «Ich hab schon genug gehört. Jetzt kommen noch mehr Lügen als bisher, die will ich nicht mehr anhören. Wenn es soweit ist, dass kein Goebbels mehr da heraus plärrt, dann kann man ihn wieder brauchen.»

«Man soll nichts übertreiben», glaubte Anderl sie mahnen zu müssen, aber ihr entschlossenes Gesicht machte ihm ihren Ernst klar.

Dass ihr die Butter wieder vom Brot genommen wurde, überraschte Anni ebensowenig wie die neuen Lebensmittelmarken. Schmerzerfüllt nahm sie hin, dass Fritz mit einer ähnlichen Verwundung aus Frankreich kam, wie sie ihr erster Mann 1919 empfangen hatte. Aber sie sah den Unterschied. Gustl musste gehen und kam nicht zurück, seinen Sohn Gustl holten sie, so dass er auch gehen musste, der kam auch nicht wieder. Fränzis Schwiegersohn Kraus musste nicht gehen, blieb den ganzen Krieg über beim Postamt, wo auch der Wigg blieb, sie sah es ohne Neid. – Sie erinnerte sich an die Fliegerbomben, die im ersten Krieg ein französischer Flieger wirkungslos auf den Platz vor dem Sendlinger Tor abgeworfen hatte. Was waren dagegen die Bomben, die bei einem ersten Flugzeugangriff auf München die Häuser neben der Kirche bis zum Keller hinab zerschmetterten, für entsetzliche Waffen. Es überraschte sie nicht, dass auch das «Braune Haus» brannte. Nichts überraschte sie mehr, auch nicht, als Anderl glaubte, aus der, wie er meinte, besonders gefährdeten Umgebung der Gummifabrik wegziehen zu müssen und sie gerade in der anderen Wohnung erlebten, wie sie mit dem ganzen Haus in Trümmer sanken. Sie war auf alles gefasst, dabei suchte sie immer öfter die Schuld für das alles bei sich. «Wir sind zu spät aufgestanden!» Anderl Warz bekam es jeden Tag zu hören.

«Räder müssen rollen für den Sieg», verkündete das Spruchband an der Fassade der beinahe unbeschädigten Gummifabrik. Der Sieg, den sich Anni März in ihrer Jugend einmal vorgestellt hatte, sah anders aus.

17. XI. 98. V.

Bl. 10647. C
Gesuch

des Angels Kuhn Kunstbegründer
von Linz

um Ausfertigung des

Verheirathungs-Beugnisses

Betreffend.

München, am 18 November 1898

Es erscheint Here

Vor- und Zuname des Bräutigams Miguel Kuhn

Verfassungsz. Art. 13. Abs. 1.

Religion protestant.

Ort, Tag, Monat und Jahr der Geburt Karlsruhe
am 17. Januar 1846

53891
sic

Civilstand (ob ledig, verwitwet oder geschieden) Mittler

Stand oder Gewerbe Kunstbegründer

Wohnort München

Heimat München

Sohn des Fulvio Maria Kuhn

Stand Kunstbegründer

Wohnung:

Küllschiff
7/II 906

Wohnort oder Sterbeort Karlsruhe

und dessen Ehefrau (Wittwe)

Nach der Verheirathung:

dieselbe (unbekannt)

Angabe, ob am Leben oder verstorben

Wohnort, wenn Wittwe

beabsichtigt mit (Bräulein, ~~Bräutigam~~)

Vor- und Zuname der Braut Pauline Ma

Religion protestant.

Ort, Tag, Monat und Jahr der Geburt Linz

am 29. Jan. 1868

V

«Päng!» – «Päng-päng!» – «Du bist tot, ich hab' dich getroffen!» – Heinz Zwing hat vor sich hingedöst. Marianne spült in der Küche das Kaffeegeschirr ab, morgen geht das Sechstagerrennen wieder los, da darf nichts vom Sonntag übriggeblieben sein. «Päng-päng-päng!» «Rattatata!» – Heinz Zwing stellt sich immer auf die Seite der Kinder, wenn sie von lärmüberempfindlichen Nachbarn mit lautem Gekeif aus dem Hof vertrieben werden sollen. Jetzt geht er selbst ans Fenster. Einer der Spielkameraden Erichs bricht gerade malerisch zusammen und lässt dabei sein täuschend echt aussehendes Plastikmodell einer Maschinenpistole fallen. Erich lauert hinter einem Strauch, hält einen Colt im Anschlag.

«Erich!»

«Ja, Papa!» Unbefangen kommt Erich an das Wohnzimmerfenster. «Papa, wir spielen Krieg.»

Eigentlich hätte er ihn jetzt gerne hereingeholt, um ihm etwas ‚Lehrreiches‘ über Krieg und Waffen zu erzählen. Doch die interessierten oder auch gespannt-erstaunten Gesichter der Spielgefährten seines Sohnes bringen ihn von seiner Absicht ab – sollte er als Spielverderber dastehen? – «Ja, aber seid etwas leiser, sonst gib'ts wieder Krach», und noch beim Sprechen wird ihm der Widersinn des Gesagten bewusst. Und als die ganze Familie schon zum Abendessen um den Tisch versammelt ist, sinniert er immer noch über Krieg, Krach, Kriegsspiel. «Hast du was?» erkundigt sich Marianne zwischen zwei Bissen Mettwurstbrot.

«Ach wo, nix ist!» Heinz hebt sich sein Gespräch, das er auf der Zunge hat, noch auf, bis nach dem Essen. Er kaut solange an den er-

sten Worten, mit denen er den Buben vorsichtig dahin bringen will, künftig andere Spiele zu bevorzugen.

«Erich, was meinst du, was ein Krieg ist?» An dem unbefangenen Gesicht seines Sohnes merkt er gleich, dass er falsch gefragt hat. Was soll der Kleine auch schon wissen, ausser flüchtig aufgenommenen Bildern aus fernen Ländern im Fernsehen, ausser bunten Bildern von Pakungen mit Plastiksoldaten kann er keine Ahnung von Kriegen haben. In einigen Jahren in der Schule wird er dann davon hören und Beginn und Ende sowie beteiligte Fürsten und Generäle und Schlachtenorte pauken.

«Aber wir waren doch dann leiser, wie du es gesagt hast.»

«Schon, aber Krieg ist kein Spiel für Kinder. Weissst du, bei einem wirklichen Krieg werden viele Menschen totgeschossen, Häuser werden zerstört...»

«Werden nur böse Menschen tot?»

«Nein... böse Menschen machen Krieg. Aber alle müssen im Krieg leiden.»

«Papa, bei uns ist aber kein Krieg?»

«Bei uns war auch ein Krieg, wie ich noch so klein wie du war.»

«Aber du bist nicht tot geworden? Warum bist du nicht tot geworden?»

Marianne mischt sich ein, sagt «lass den Buben mit sowas» und fängt damit an, Helga ins Bett zu bringen. Erich kann sich schon selbst ausziehen, er bekommt keine Antwort mehr, nur noch ein Schlaflied von der Mutter. Danach hocken Heinz und Marianne vor dem Kasten, Tagesschau, Wetterbericht, die anschliessende Show interessiert sie beide nicht, aber Heinz dreht nur leiser. «Eigentlich erziehen wir unsere Kinder nicht allein, niemand erzieht seine Kinder allein!» Marianne, überrascht, dass Heinz so unvermittelt gesprächig wird, legt ihr Flickzeug weg, das Ausbessern lohnt sowieso nicht, aber immer wieder etwas Neues kaufen? «Die anderen Leute in der Nachbarschaft brauchen auch mal Ruhe, wenn Sonntag ist.» Heinz merkt, dass Marianne in eine ganz andere Richtung denkt als er. Natürlich, er hat sich schon wieder einmal nicht klar ausgedrückt. Herrgott, wenn man bloss besser gelernt hätte, seine Gedanken in Worte und Sätze zu fassen.

«Ich meine was anderes! Ich meine, die anderen Kinder, die Eltern von den anderen Kindern, die sie ohne Aufsicht in die Röhre glotzen lassen, ich meine das Fernsehen überhaupt, manchmal liest man davon in der Zeitung. Kann man seinen Kindern Waffen und Kriegsspielzeug wegnehmen, wenn es die anderen haben dürfen?»

«Reg' dich nicht so auf», ist Marianne über seine ungewöhnlich erregten Worte verstimmt. «Das war doch gar nicht so schlimm. Aber du machst gleich ein grosses Trara darum, da wird es erst interessant für die Kinder.»

Schon wieder so eine Panne! Er unterliess es, noch weiter über dieses Thema zu reden, denn er wollte von Marianne noch was, später, wenn die Bettcouch in Machtstellung gebracht war. So, wie der Cousin Rainer müsste man reden können. Vor ein paar Wochen hatte er ihn getroffen. An einem provisorisch zusammengezimmerten Stand an einer Strassenecke war es gewesen, und er hatte sich gedacht, sowas würde er nicht fertigbringen. Fremden Leuten, die fast alle mehr oder weniger ablehnend dreinsahen, Flugblätter mit Parteipropaganda in die Hand drücken. Noch dazu von so einer Partei! Aber er hatte dann doch ein Flugblatt genommen, mit Rainer auch einige Worte gewechselt. «Mit der Rüstung sind sie fix, für die Bildung tun sie nix», hatte auf dem Plakat am Stand und auch als Überschrift auf dem Flugblatt gestanden. Er hatte zu Rainer gesagt, dass sowieso schon zu viele auf der Universität studierten. Aber Rainer hatte gekontert, ihn auf den Lehrermangel hingewiesen, auf die überfüllten Schulklassen hier im Viertel. Vorgerechnet hatte er ihm, was die Umrüstung auf die im Fernsehen schon grossartig vorgestellten neuen Kampfflugzeuge kosten würde, wieviel neue Schulhäuser man stattdessen bauen könne. Damals war das mit der neuen Arbeitsstelle noch ungewiss gewesen. Eigentlich wollte er Rainer um Rat fragen wegen Arbeitsgericht und so, aber wie er ihn so geläufig über Staatshaushalt und Grundgesetzauftrag und wer weiss was noch hatte reden hören, da hatte er es sein gelassen. Hinterher konnte er auch nicht bestimmen, was ihn davon abgehalten hatte, was ihn einfach hatte weitergehen lassen mit einem lässigen Gruss. Weil er dann seinem roten Cousin neuen Stoff geliefert hätte? Weil er dann gesagt hätte: Na, da siehst du es ja selber. Und er hätte nichts dagegen zu sagen gehabt.

«Vor ein paar Wochen habe ich Rainer, meinen Cousin Rainer einmal gesehen. Beim Flugblattverteilen.»

Marianne war schon längst wieder bei ihrer Flickarbeit, weil Heinz eine Weile geschwiegen hatte, ruhig und in sich gekehrt, als ob er schon im Sessel einschlafen wollte. Nun schreckt sie hoch, wittert Ungelegenheiten. «Und? Willst du dich vielleicht mit dem einlassen, jetzt, wo du zum Glück wieder eine Stelle hast?» Wenn Marianne diesen Ton anschluss, nicht oft, aber für Heinz noch immer zu oft, dann wurde sie einen Moment lang für ihn um ungefähr ein Jahrzehnt älter. Nein, dann nahm

sie nach seinem Gefühl das Alter ihrer eigenen Mutter an, dieser Gattin eines gutbestallten Stadtbeamten. Vorbei, heute würde er mit ihr nichts mehr anfangen können, danach. Aber Rainer war immerhin sein Verwandter, wenn auch nur ein weitschichtiger.

«Nein! Ich will nichts mit ihm anfangen. Aber was er gesagt hat, bei dieser Gelegenheit, das war so unrichtig nicht. – Wie viele Kinder werden in der Klasse sein, in die Erich in der nächsten Woche kommt?»

Sie sieht keinen Zusammenhang mit Rainers Ansichten und der Schülerzahl in Erichs künftiger Klasse. Ihre Stimme wird noch schartiger vor Misstrauen, und ihr Blick wird der einer Marktfrau, die zu knappe Einnahmen nachzählt. «Lenk nicht ab, die Reden, die dein Cousin führt, haben ihn schon in der ganzen Verwandtschaft unbeliebt gemacht. Die Arbeit hat er auch nicht erfunden, alle Augenblick ist er irgendwo hinausgeflogen, erzählen sie. Darum hat er auch Zeit, an den Ecken herumzustehen und kommunistische Propaganda zu verteilen. Wird schon dafür bezahlt werden.»

Heinz fiel ein, dass Marianne Rainer nicht unsympatisch gefunden hatte, als sie ihn bei der dritten Hochzeitsfeier Schorsch's kennengelernt hatte. Nun gebrauchte er ihre Worte, um ihn gegen ihre Angriffe zu verteidigen. «Der lässt sich eben nichts gefallen. Der hat seine Überzeugung und für die tritt er ein, das muss doch erlaubt sein, wo wir in einer Demokratie leben.»

«Du hast schon gesehen, was es dir eingebracht hat, wie du dich gerührt hast, im Betrieb. Solltest mit einem Mal genug haben!»

«Ich hab doch bald wieder was gefunden.» Jetzt würde sie gleich anbringen, dass es über 50 Mark weniger Lohn monatlich eingebracht hatte, er würde sagen ... Nein! Heute nicht mehr. «Ich mach jetzt das Bett auf, morgen früh ist die Nacht um.»

Marianne aber ist nun die, der es um Antwort auf eine offene Frage geht. Sie liegt schon unter der Zudecke, als sie fragt: «Wie eigentlich so einer hat Kommunist werden können.» Heinz will das Gespräch aber nicht fortführen, brummt nur «Ich weiss es auch nicht» und zwingt sich zum Gähnen, damit sie ihm Ruhe lässt für seine eigenen Überlegungen vor dem Einschlafen. Einmal war er mit seinem Cousin in einem Wirtshaus beisammengesessen, beide noch nicht ganz zwanzigjährig. Gelangweilt hatten sie sich, weil die Mädchen damals noch um einiges früher zu Hause sein mussten als die Burschen. Um überhaupt etwas zu reden, hatten sie über München gesprochen und was einem die Heimatstadt bedeuten kann. Er selbst hatte davon gesprochen, dass er auf

einem Einödhof im Oberland, nahe dem Gebirge, mit der Mutter zusammen seine Kindheit verlebt hatte. Es hatte ihn schon manchmal gewundert, dass sie nicht in der Stadt drinnen lebten und er Fremden von einem anderen Hof nicht seinen Familiennamen sagen durfte; später, als er eigentlich in die Schule hätte gehen müssen, war er auch nicht im richtigen Alter. Und Rainer war still und nachdenklich dabei gesessen und hatte erst nach einiger Zeit davon angefangen, wie er als Ausländer in der Schweiz, in einem Internierlager, von der Mutter, der Tante Minna, einen Reklamestadtplan gezeigt bekommen habe, am Rand mit kleinen Photographien bedruckt von Sehenswürdigkeiten aus München. Eine davon habe die Bavaria gezeigt, die Bronzefigur mit dem Löwen vor den Säulen der Ruhmeshalle, über deren Dach die Wipfel von dahinterstehenden grossen alten Bäumen auf dem Bildchen von höchstens drei mal zwei Zentimetern mehr zu ahnen als zu sehen waren. Die Tante Minna habe ihm erklärt, dass dieses Bauwerk an einer bestimmten Stelle auf dem Plan stünde, an dem grünen Fleck, der in Wirklichkeit die Theresienwiese war, wo im Herbst, wenn Friede sei, das Oktoberfest stattfände mit Karussellen, mit Zuckerwatte und mit Herzen aus Schokolade. Und hinter dieser Bavaria, da käme, auf dem Plan auch grün gedruckt, ein Park, die Ausstellung. Ja, und gleich dahinter, da seien sie zu Hause, und vom Fenster der Wohnung aus könnte man auf die Strassenbahn hinunterschauen und auf den Turm mit der Uhr. Der sei auch in dieser Ausstellung, einem Leuchtturm nachgebaut, oben mit einer Scheinwerferkabine. Rainer hatte versucht, ihm anschaulich zu machen, wie er sich danach gesehnt hatte, dort daheim zu sein. Nicht mehr Prügel von Schweizer Kindern zu bekommen dafür, dass er «Rixdüt-scher» war oder «Judabalg», je nach den Sympathien der Eltern dieser Kinder. Von der Ausweisung aus der Schweiz hatte er erzählt, wie sie in vergitterten Bussen zur Grenze gebracht worden waren, dort zuerst von Franzosen, dann von amerikanischen Soldaten als «Transport» nach München in ein von Bomben reichlich mitgenommenes Villenviertel verfrachtet und dort einquartiert worden waren, wieder hinter Stacheldraht, aus Sorge vor dem vielleicht existierenden Nazi-Wehrwolf, der diese «besseren Deutschen» und die anderen alle, die entwurzelten Tschechen, Polen, Ungarn, Österreicher doch noch umbringen wollte. Angeblich. Weich war Rainer dabei geworden, besonders, als er dazu kam, wie seine Mutter geweint hatte, als sie schliesslich vor dem Haus standen, das sie 1939 verlassen hatten. Es war zwar leidlich unbeschädigt; aber die Wohnung, ihre Wohnung, war von fremden Leuten be-

wohnt, wie das Namensschild an der Klingeltafel zeigte.

Heinz erinnert sich, dass Rainer plötzlich seinen Ausdruck verändert hatte, damals, als er dann von seinem ersten Schultag in dem schwer beschädigten Bau an der Ridlerstrasse berichtete, als er wegen seiner ungewohnten Aussprache, an die Umgebung von Lagerkindern aus halb Europa gewöhnt, gehänselt wurde, wie es einer der Buben, der kräftigste, nach dem Unterricht «wissen wollte». – «Da habe ich mir vorgenommen, mir nie mehr etwas gefallen zu lassen. Nie mehr, wenn mir einer Unrecht tun will.»

Ob sich so ein Vorsatz, den einer als Kind fasst, ob sich sowas noch später auswirkt. War es die Kindheit, die verpfuschte, die den Cousin so hat werden lassen? Und die anderen, die damals schon erwachsen waren, warum hatten sie keine noch weitergehenden Lehren aus diesem Krieg gezogen? Warum nicht auch er selbst? – Marianne hatte da vielleicht schon irgendwie recht, es brachte nichts ein. Oder vielleicht doch? Jedenfalls musste er jetzt schlafen, damit er morgen im Büro wieder ganz da war. Die Probezeit erfordert es, dass man besonders wach, besonders ausgeruht zum Dienst antritt, damit sie mit einem zufrieden waren.

Bis alles in Scherben war

In sächsisch-bayerischem Englisch erkundigte sich Arthur Zwing bei der Eingangswache des Lagers für «displaced persons» nach seiner Familie. Der wachstehende Pole in der schwarz gefärbten Uniform der von der US-Army aufgestellten Labor service war von der sichtlich vornehmeren Uniform der «Queens own legion of Palastine» Arthur Zwings so sehr beeindruckt, dass er vor Dienst-eifer sogar vergass, sich den Ausweis zeigen zu lassen. Arthur Zwing hatte aber sein Permit in der Tasche, ein Papier, das ihn von der englischen Garnison am Rhein beurlaubte, brauchte man ihn seit dem Waffenstillstand doch auch dort nicht mehr. Nach seiner Flucht war er von den Engländern in ein Internierungslager auf Malta gekommen, was ihm wie eine Kriegsgefangenschaft erschienen war. Als dann die Werbung unter den meist nichtarischen Internierten für die Legion im Lager bekannt geworden war, meldete er sich freiwillig, bekam wieder eine, eben diese Uniform. Als gewesener Angehöriger der Luftwaffe teilte man ihn einem Trupp zu, der auf dem alliierten Vormarsch durch Frankreich speziell die erbeuteten Radarpeilgeräte sicherte und für eigene Zwecke brauchbar machte.

Seine Minna erzählte ihm von der besetzten Wohnung, und mit seinem Papier war es ihm leicht, zwei Labor service-Männer als Helfer zu rekrutieren, die in der alten Wohnung einquartierte Frau eines kleinen Nazifunktionärs zu überzeugen, dass er mit Frau und Kind zurückgekommen sei und nun seine Behausung wieder selbst brauche.

Auch das Mobiliar fand sich wieder. Von der Hausverwaltung war es 1939, nachdem Minnas Verschwinden offensichtlich geworden, in die Tiefgarage eingelagert worden, nach und nach hatten Nachbarn davon genommen, was sie brauchen konnten. Aber die Hausmeisterin, gut informiert, wie es ihrem Berufsstand zukam, wusste, wer sich Zwing-Möbel «entliehen» hatte. So liess Arthur Zwing seine Frau und den Sohn Rainer in einer halbwegs eingerichteten Bleibe zurück; die Frau des Hauptscharführers blieb in einem Zimmer und der Kammer in Untermiete, «bis sie was anderes gefunden habe». An der Eingangstür befand sich ein Wunder Schild «Off Limits», das die Wohnung für jeden Zugriff einer deutschen Verwaltungsstelle tabu machte. Er selbst begab sich mit dem Entlassungsgesuch zurück ins Rheinland, wohin er von einem ameri-

kanischen Militärtransport mitgenommen wurde; bei dieser Gelegenheit wurde er mit einem deutschstämmigen Versorgungsoffizier namens Snider bekannt

Minna spürte die Reserviertheit der Nachbarn, zu denen sie noch nie, auch vor dem Krieg nicht, Kontakt gefunden hatte, den sie aus der Genossenschaft gewohnt war. Diese Beamten, Rechtsanwälte und Angestellten höherer Positionen grüssten sie zwar wieder, aber mit abwartender Vorsicht und einem sorgenvollen Blick auf das Schild an der Wohnungstür. Wird sie sich nun revanchieren? – Der erste Rundgang durch das von vielen Bombenruinen veränderte Viertel galt dem Besuch der Schwestern. Das Haus neben dem Revolverkino in der Katzmairstrasse liess durch die leeren, verrussten Fensterhöhlen einen Blick auf den schuttüberladenen Hinterhof zu. Von Amalie keine Spur. Aber Betty fand sie noch in ihren beiden Zimmern und Wigg, den Schwager.

Betty öffnete die Tür nur einen Spalt weit, nachdem Minna mehrmals geklopft hatte, die Klingel funktionierte nicht mehr. Das Haus hatte von einer Sprengbombe, die gegenüber in das Holzlager geschlagen hatte, auch einiges abbekommen. «Minna?» Betty riss die Tür ganz auf, besann sich aber gleich wieder der ihr eigenen Zurückhaltung, überliess es der jüngeren Schwester, sie zu umarmen und führte sie dann über den Gang, an dessen Decke noch immer das gelbe Postrad hing, in ihre Wohnküche. Auch hier war fast nichts verändert, zwar zeugten die zusätzlichen Schrammen von jener Bombennacht, da die vom Luftdruck zerschmetterten Fensterscheiben in Splittern hereingeflogen waren. Aber Ludwig Hartl hatte diese Fenster mit Beziehungen zu einem früher im selben Fussballverein spielenden Glaser wieder verglast bekommen, so dass nun die freundliche Junisonne hereinfand. «Wo kommst denn du her?» fragte Betty, als ob nicht sechs Jahre dazwischen lägen, seit sie sich zum letzten Mal gesehen. Da fiel es Minna leicht, ins Erzählen zu kommen. «Ich bin schon länger wieder in München, seit sechs Wochen ungefähr. Aber erst seit zwei Tagen wieder in der Schwanthalerhöhe.» So erfuhr Betty vom Lageraufenthalt der Schwester in der Schweiz und dann auch wieder von daheim. Als sie von der Wohnungsbeschaffung des Schwagers Arthur hörte, konnte sie nicht anders: «Da hat dein Jud doch sein Gutes.» «Ihr habt ihn früher alle nicht besonders leiden können, aber das waren doch andere Gründe, nicht, weil er von einer Judenfamilie stammt. Wigg und du, ihr seid doch nicht noch in den letzten Jahren Nazis geworden?»

«Eher wäre dein Arthur noch einer geworden, wenn er nicht sogar einer ist, ich meine, auf seine Art. Entschuldigt schon, aber irgendwie ist schon was dran, dass die überall durchkommen ...»

«Ich habe, in der Schweiz noch, Bilder aus den Konzentrationslagern der Nazis gesehen. Juden, umgebracht, umgekommen. Durchgekommen?»

Zwischen den beiden Schwestern blieb ein minutenlanges, betretenes Schweigen stehen, bis Minna sich nach den anderen erkundigt und Betty mit Blick über sie hinweg zur Wand eine zögernde Auskunft gibt. Die Mutter sei mit dem Stiefvater auch ausgebombt worden, genauso wie Amalie. Über die Stiefbrüder wisse sie nichts, würden schon wieder auftauchen. Sophie habe einen Franzosen zum Freund, einen, der als Fremdarbeiter hergekommen sei. «Der müsste jetzt wieder heimgehen, aber er bleibt, wie es aussieht. Kennt sich keiner aus mit dem Marcel!» kommentierte sie.

«Gustl?»

Bettys Blick wurde noch starrer, unbeteiligter, und Minna wusste schon zuvor: «Gefallen!»

«Weiss man, wie es gekommen ist? Gustl, gerade der, er wollte doch nie was mit den Nazis zu tun haben?»

Betty wollte nicht mit der Sprache heraus, unvermittelt stand sie auf und kramte einen Topf aus dem Schrank. «Ich kann es dir nicht so genau sagen. Amalie ist in der Parkstrasse notdürftig untergekommen, Untermiete. Die kann es dir genauer erzählen und tut es bestimmt gern. Ratscht immer noch soviel und so gern. Auf Hausnummer 12 im zweiten Stock wohnt sie jetzt, wirst du schon finden. – Wigg wird bald kommen, von der Arbeit, er ist immer noch bei der Post. Willst du auch mitessen? Viel haben wir nicht.»

Minna hatte längst gemerkt, dass da irgendetwas, was sie noch nicht begreifen, nicht erfassen konnte, in den Jahren ihres Wegseins gewesen sein musste. Nicht einmal über Gustl, den Jüngsten, von allen Schwestern verhätschelten, fand Betty zur vertrauten familiären Wärme, die einmal gewesen war. Über die Freude, daheim und mit der Lieblingsschwester zusammenzusein, lagerte sich ein Unbehagen, liess sie sagen: «Ich kann auch nicht mehr dableiben, mein Bub ist allein in der Wohnung.» Nach Rainer hatte Betty sich auch nicht erkundigt, fiel ihr ein. «Ich komm' einmal wieder vorbei oder du besuchst mich in den nächsten Tagen?»

Unterwegs zum «Moll-Block» war plötzlich ihr Auge scharfsichtiger für die Veränderungen. Die HJ-Baracke mit dem ehemaligen Büro der SA, des Winterhilfswerks und des Ortsgruppenleiters war demoliert, sie versteckte sich verschämt hinter den hundertjährigen Kastanienbäumen, die gerade ihre Blüten abwarfen, weiss-rosa Schnee auf das vielfach durchlöchernte Pflaster breiteten. Auch ein Wandbild in der Turnhalle der jetzt dach- und fensterlosen Bergmann-

schule war ihr unbekannt. 1942 hatte es ein kriegsverletzter Soldat, der eigentlich Kunststudent gewesen war, breitflächig hingemalt, monumentale BDM-Mädchen beim Ernteeinsatz, blond und blauäugig. Blond- und blauäugige Blut- und Bodenkultur hatte in der Schweiz ein mit ihr zusammen internierter Feuilletonjournalist sowas genannt, und Minna verstand diese Umschreibung erst jetzt voll, damals hatte sie diese bissige Bezeichnung dessen Verbitterung über die Nazi-Nachstellungen zugeschrieben. Was wohl ihr Arthur dazu gelernt hatte? Bald würde er wieder hier sein, mit ihr zusammenleben, wie – wie es vor sechs Jahren aufgehört hatte. Nein, anders musste es auf jeden Fall werden, zuviel hatte sich inzwischen verändert.

Erst in ihren vier Wänden überfiel Minna der Schmerz über den Bruder. Aber hatte sie nicht mit dem Verlust von fast allen Angehörigen der Familie gerechnet? Sich damit abgefunden, dass die alliierten Fliegerbomben die in München zurückgelassenen Kühns unter den Trümmern ihrer Häuser begraben? Was verschwieg Betty? Was an Unglücksbotschaften würde Amalie nachschieben?

«Persch 2mal läuten» war mit einem Lötkolben auf ein Stückchen Sperrholz gebrannt und an die Tür mit dem dicken Ölfarbenanstrich genagelt. Minna hatte es nur bis zum Morgen zu Hause gehalten, mit Rainer zusammen kam sie in der frühesten Vormittagsstunde zur ältesten Schwester. Springlebendig begrüßte sie die kleine Frau im Wickelschurz schon unter der Tür, bewunderte, wie gross der Bub inzwischen geworden sei, sprudelte hervor, wie sehr sie schon mit ihrem Kommen gerechnet hätte. Der misstrauisch aus ihrer Wohnküche herauslugenden Hauptmieterin stellte sie mit überschwenglicher Freude die Schwester vor, so dass sie entsetzt zu wissen verlangte, ob ‚die auch noch da einziehen‘ wolle. Erst als sie Minna darüber beruhigte, zog sie sich wieder brummig in ihren Wohnungsteil zurück. Amalie aber stellte auf einem Gaskocher einen Topf Kaffeewasser auf und lief dann hinunter, um beim Bäcker ein paar Schwarzbrotsemmeln zu ergattern. Minna blieb inzwischen Zeit, sich die notdürftig zusammengetragene Einrichtung anzuschauen und nochmals die Fragen zu überdenken, die sie gleich anbringen wollte. Rainer studierte indessen die vielen Photographien, die an dem zurechtgeflickten Küchenkasten steckten: Männer in unbekanntenen Uniformen mit Palmen, fremdländischen Bauten im Hintergrund, das Bild eines sehr jungen Mädchens mit langen Haaren, eine Gruppe Frauen und alter Männer vor einem Kirchenportal, eine Tafel mit Namen und einem Birkenkreuz davor, umgeben mit Kränzen. Zu dieser postkartengross abgezogenen Photographie war noch ein Passbild mit einer

Klammer geheftet, ein lachendes Gesicht, das unbekümmert die Zähne zeigte.

Minna kam lange nicht dazu, sich nach dem zu erkundigen, was sie hergetrieben hatte. Amalie bewirtete sie mit Malzkaffee, den sie reichlich mit braunem Zucker süsste, strich dazu die dunkelbraunen Teigklumpen mit Margarine und redete, unentwegt. Fritz, ihr Mann, den sie noch kurz vor Kriegsende geholt hatten, war dem Volkssturm gleich wieder entlaufen, arbeitete schon wieder beim Bahnbau, wo ja nun genug zu reparieren war. Ihr Sohn sei bei den Engländern in Gefangenschaft, würde bald heimkommen, wie er geschrieben habe, der Schorsch, der Bub, wurde hoffentlich gut behandelt. «Gewiss wahr!» bekräftigte sie zwischendurch ihre Berichte, um dann auf eine andere Episode überzugehen. Viel erfuhr Minna von Leuten, die sie gar nicht oder nur ganz flüchtig in Erinnerung hatte, bis sie ungeduldig an ein «Gewiss wahr» Amalies unwirsch einwarf: «Gustl? Was war mit dem?»

«Seit vorgestern bist du im Viertel?» versicherte sich Amalie und biss endlich auch einmal in eine Semmel, einen Augenblick Verlegenheit überbrückend. «Die Anspans hast' noch nicht getroffen?»

«Nur bei der Betty war ich schon.»

«Die und ihr Hartel Wigg haben mir auch nicht beigestanden, wie das passiert ist. Wollten sich heraushalten.» Sie schaut sich nach dem zehnjährigen Neffen um, der scheinbar kein Ohr für die Erwachsenengespräche hat und gelangweilt einen Wandvorhang mit einem röhrenden Hirschen betrachtet. «Der Bub?» «Redet bestimmt nichts weiter!»

«Also, dass ich erzähl', von Anfang an. Der Gustl hat doch, wie du noch wissen musst, bei der Trambahn anfangen können, wie man nicht mehr geglaubt hat, dass er noch was mit den Kommunisten zu tun hat. Fahrer ist er noch geworden, wie die vielen Männer an die Front gekommen sind. Zum Barras hätte er auch nicht gleich müssen, weil die Hannelore auf die Welt gekommen ist. Seine Frau ist schuld gewesen, dass sie ihn dann doch hineingesteckt haben. Gewiss wahr!»

Minna zweifelte, wollte Gründe für so eine schwerwiegende Behauptung hören, wo doch Anspans christlich, aber bestimmt keine Nazis gewesen waren. Amalie aber hat nur ungenaue Vermutungen und erzählt dann, was sich in der Abschiedsnacht von Gustl am Hauptbahnhof abspielte, wo sie ihn 43 im Februar mit der Schwägerin zusammen zum Zug brachte.

«Er ist nicht leicht weg, als wenn er gewusst hätt', dass es kein Heimkommen mehr geben wird. Wegen seiner roten Vergangenheit ist er zu einem Bewährungsбатаillon in den Osten gekommen. Alles bloss wegen der Maria, die

ihn hineingehetzt hat, weil sie auch einen Helden wollte, Kriegerfrau sein und einen Pelzmantel aus Russland gern gehabt hätte. Dem Gustl sind die Tränen in den Augen gestanden, wie der Zug angefahren ist. Ich hab' ihm noch einen Kuchen mitgegeben, den ich vom letzten Mehl, das ich gespart hatte, gebacken hab', aber die Maria hat sich umgedreht, wie der Zug aus der Halle war und hat mich gefragt, ob wir nicht noch in ein Kino gehen könnten. Gewiss wahr!» Um ihren faltigen Mund geht ein Zittern, dann schiebt sie zornig das energische Kinn vor. «Glaub mirs, wie dann ein Vierteljahr später in der evangelischen Kirche die Trauerfeier war, da hab ich mich zurückgehalten. Unser Bruder, mein Gustl!»

«Aber er war doch mit der Maria verheiratet.»

Amalie lässt den Einwand nicht gelten. «Ich hätt' ihn nicht hineingehetzt! – Dann sind wir alle noch vor der Kirchentür gestanden. Den Bruder von der Maria haben sie nicht geholt, nach Russland, der ist herinnen geblieben wegen seinem einen Auge. Ich habe den Gustl lieber gehabt wie seine Frau! Alle sind wir dagestanden, und der Warz Fritz, der gerade Heimaturlaub gehabt hat, der hat geknipst. Der Maria haben sie noch alle Beileid gewünscht, ihr die Hand gegeben, und sie hat geflennt. Ich hab nicht anders können – ,Jetzt hat sie ihren Helden', hab ich bloss gesagt, und dann sind alle über mich hergezogen, unsere Mutter und der Warz und die Anspann, und ich hab auch heulen müssen. Für die einen war ich wegen der Frauenschaft und dem Luftschutz das Nazimensch und für die anderen eine verbohrte alte Rote, die gefälligst den Mund halten soll. Untereinander sind dann die Kühn, die Warz und die Anspanns auch noch streitig geworden, dass beinahe noch die Polizei dazu gekommen wäre. Seitdem kommt nur noch die Mutter hie und da zu mir.»

Das war es also: Nicht zusammengestanden hatte die Familie, wie es in anderen Notzeiten gewesen war, sondern auseinandergefallen war sie, ein Scherbenhaufen wie vieles andere. Aber die Sprünge mussten schon zuvor dagewesen sein, hätte sich sowas wieder kitten lassen, da doch alle wussten, wie leicht Amalies Zunge entgleiste. Minna überkam bei diesen Überlegungen eine fröstelnde Angst, was sie noch alles kaputt vorfinden würde. Es drängte sie hinaus aus dem finsternen Loch der Schwester, draussen schien wieder die sommerliche Sonne. «Besuch mich auch einmal», verabschiedete sie sich und merkte, dass sie Amalie damit eine Freude machte. Waren die Menschen hier schon alle so zu Einzelgängern geworden, dass eine Einladung zum Besuch ein Geschenk war?

Eine Jugend nachholen

Aus seiner Anker-Blas-Zeit kannte Schorsch März die Elfriede, die jetzt seine Frau war. Sie hatten geheiratet, als er nach seinem Fronteinsatz auf Kreta drei Wochen Heimaturlaub bekommen hatte. Unaufhaltsam waren damals die Stunden zwischen Fliegeralarmen und Entwarnungen mit schrillum Sirenengeheul markiert gewesen; sie waren versickert wie das Leitungswasser in den Trichtern der Sprengbomben, wenn sie die Versorgungsstränge unter dem Pflaster hervorgewühlt hatten. Nach wild verliebten Tagen zwischen Luftschutzkeller-Notbett und Mädchenschlafkammer im Bahnwärterhaus nahe beim Südbahnhof, das die Schwiegereltern bewohnten, war er beladen wie ein Packesel wieder abgefahren.

Nun kam er hungrig nach allem wieder auf diesem Hauptbahnhof an, dieser Ruine, die schon bei seiner Abfahrt in kaum besserem Zustand gewesen war. Aber er kam mit leichtem Gepäck, lediglich das Kochgeschirr hatte er behalten, das andere war in der Gefangenschaft geblieben, aus der er nun entlassen war. Schnell entlassen, weil die Amerikaner mit den jungen Leuten die Arbeit in ihrer Besatzungszone wieder in Gang bringen wollten.

Bei seiner Mutter konnte er nicht bleiben; sie hatte in den zwei Zimmern noch eine polnische Fremdarbeiterin aufgenommen, die sie bei den Anthäuserwerken kennengelernt hatte. Wieder ein Mädchen, das ein Kind erwartete.

Für ein paar Wochen würde es bei Elfriede gehen, gestand ihm ihr Vater zu, dann müssten sie eben sehen, wo sie unterschlupfen könnten. – Erst einmal Wiedersehen feiern.

Danach begannen für Schorsch die Fussmärsche kreuz und quer durch die schwer mitgenommene Stadt, deren Ruinen ihn angrinsten wie ein mangelhaftes Gebiss. Es gab wieder deutsche Ämter, die Wege zu ihnen frassen die Schuhsohlen von den Füßen. Ernährungsamt, er brauchte Lebensmittelkarten für die 1'200 Kalorien, die ihm zustanden. Kalorien? Schorsch merkte nur, dass es sehr wenig war. Wohnungsamt – der magere Beamte weiss nur zu sagen, dass in München 117'000 Wohnungen fehlen, von den noch vorhandenen 175'000 seien die meisten ebenfalls schwer beschädigt, aber er könne ja wieder vorbeikommen. Arbeitsamt. Beim Bahnausbesserungswerk gäbe es zwar Arbeit, aber es fehle an Material, erfuhr er. Man würde sehen, ob er wieder angenommen werden könne, dann bekäme er Bescheid. – Auch einen deutschen Oberbürgermeister hatten die Amerikaner in München eingesetzt, einen Dr.

Scharnagl, und obwohl es in Bayern ausser den Kommunisten noch keine Partei gab, war da ein Ministerpräsident Dr. Schäffer, von dem seine Mutter meinte, er sei so schwarz wie der schwärzeste Besatzungssoldat. Aber Schorsch schenkte dem allen keine Beachtung.

Weit interessanter war, was Schmalix zu berichten wusste. Schmalix von der Anker-Blasn, den er in der Schwanthalerhöhe traf, gegenüber der versperrten Ausstellungsanlage mit den «Off Limit»-Schildern am Zaun und dahinter dem glaslosen Eisengestänge der Hallen. «Servus, März, wie kommst denn du daher?» Schorsch trug immer noch sein Entlassungsgewand, die Uniform mit den geflickten Stellen, wo einmal die Abzeichen heruntergerissen worden waren.

«Der Schmalix. Schaust gut aus. Was machst du?»

Zunächst einmal erging sich Schmalix lieber in Erinnerungen. «Da drüben ist auch nichts mehr los. Weisst du noch, wie wir die Obernazis, die Goldfasane, bei ihren Festen in der Ausstellung gestört haben?»

Dann führte er den Jugendfreund durch eine Hintertür in die düstere Wirtschafft, vor der sie sich getroffen hatten. Der Gastraum, nur durch eine einzige Glühbirne beleuchtet, war noch vollständig eingerichtet, aber die Fenster verschlossen Pappendeckelscheiben, die nur einen schmalen Schlitz in der Mitte frei liessen, der mit durchsichtigem Papier überspannt war. Lächerlich wenig Licht kam von draussen herein. Von den herumhockenden, überwiegend jugendlichen Gästen wurde Schmalix freundschaftlich begrüsst.

Sie setzten sich in eine Ecke, wo ihm Schmalix einen, der schon den Tisch besetzt hatte, vorstellte: «Den da kannst du eigentlich auch noch gekannt haben, bevor du zum «Wanderverein Feldgrau» abgeschoben worden bist. Das ist der Haaser Tscho, der die Kühn Rosa geheiratet hat.» Schorsch kannte ihn aber nicht, die Rosa war doch eine von den Frankls, mit denen man besser nichts zu tun haben sollte, hatte seine Mutter immer gewarnt. Tscho Haaser bot ihm zur Begrüssung eine Zigarette an, aber Schorsch lehnte ab – er war Nichtraucher geblieben; das war bei dem ständigen Zigarettenmangel besser, fand er, obwohl er auch nicht an die von ihm bevorzugten Süssigkeiten kam.

Aus dem, was sein Freund aus der Kurzen-Hosen-Zeit mit dem schon um etliches älteren Haaser beredete, erfuhr Schorsch, dass in der Ausstellung drüben «doch etwas los» war. Da wurden die von den Amerikanern beschlagnahmten Fahrräder aufbewahrt, die unaufmerksamen Radfahrern weggenommen wurden, wenn sie mit ihnen verbotene Militärstrassen oder Brücken befuhren. Bei einer ersten Übertretung dieser Art konnten sie sich ihre Drahtesel hier gegen einen Beschlagnahmezettel wieder abholen. Schmalix hatte herausgefunden, dass die Amerikaner keine besondere Ordnung beim Einstellen der Räder

kannten. Deshalb machte er sich mit einem aus Ruinenkellem gebuddelten, kaum mehr brauchbaren Vehikel vor dem mit diesem Fahrverbot belegten Zollamt bemerkbar, liess sich den Zettel geben, holte dann aber wieder ein neuwertigeres Fahrrad in der Ausstellung ab; auch Haaser war auf diese Weise zu einem fahrbaren Untersatz gekommen, die übrigen Kneipengäste kannten auch dieses preiswerte Verfahren «Aus alt mach neu».

Stachelbeerwein wurde getrunken, Schorsch blieb, bis die Wirtschaft um neun Uhr abends schloss. Er begleitete den wiedergefundenen Freund bis vor dessen Haustür, und auch da wäre er noch mit ihm, über die vergangenen Jahre schwatzend in der warmen Sommernacht, stehengeblieben. Schmalix fiel es ein. «Musst du nicht weit heim? In einer Viertelstunde ist ‚curfew‘, wenn sie dich dann noch auf der Strasse erwischen, sperren sie dich ein.»

Schorsch hetzte über die Wies'n hinüber. Wenn er drüben auf der anderen Seite die Häuser noch rechtzeitig erreichte, könnte er über die Hinterhöfe an den Südbahnhof herankommen. Er war bei den Vorgärten der Häuser am Bavarriaring, als es von einer Kirche einen einzelnen Glockenschlag gab – die meisten Kirchen hatten ja keine Glocken mehr, die waren 1943/44 als Granatenmaterial abgeholt worden. Er flankte über den Eisenzaun. Weiter vorne musste er noch einen Platz überqueren – und da blinkten hinter ihm die weissen Helme im Jeep auf: Militärpolizei! Sie hatten ihn auch schon bemerkt und gaben Gas. Er rannte eine Häuserfront entlang, endlich, da war eine Hoftür, hinein, ins Treppenhaus, leise hinauf schleichen, sonst verriet ihn die Hausbewohner noch, wenn sie befragt wurden. Nach dem dritten Stock gab es nur noch eine halbe Stiege neben dem Treppengeländer, die andere Hälfte war weggebrannt. Sterne sahen durch das Dach herein, wo die Schindeln fehlten.

Unten leuchtete ein dicker Militärpolizist mit einer grellen Stablampe herum; er richtete dann den Lichtstrahl nach oben. Weit genug reichte das Licht aber doch nicht, oder der Dicke scheute, die Treppen zu steigen. Er zog ab.

Die Wohnung im vierten Stock lag offen da, leer, geräumt. Zum Treppenhaus hin fehlte die Wand, durch die man hineinsteigen konnte. Schorsch begutachtete die Schäden innen und am Dach, zog unvorsichtig die Klospülung, rauschend entleerte sich der Wasserkasten. Still, ob jemand was gehört hat! Nichts, also blieb er hier, wenn er zu Elfriede lief, konnte er doch noch erwischt werden. Scheiss Sperrstunde!

Dabei hatte sie für Schorsch auch etwas Gutes gehabt. Am nächsten Morgen

schon holte er Elfriede in die herrenlose Wohnung. Das heisst, es gab einen Hausbesitzer, den er sich mit seiner nicht benötigten Raucherkarte gewogen machen konnte. Steine wurden hinaufgeschleppt, überall lagen ja die Haufen mit Ziegelschutt herum. Schmalix besorgte Zement, Schmalix war überhaupt ein gerissener Hund. Das Wohnungsamt genehmigte ihnen nach gutem Zureden diesen Unterschlupf als Aufbauwohnung. Das berechtigte sie zum Bezug von Nägeln und Dachpappe – die sie ohne Schmalix wiederum nicht bekommen konnten; denn nirgends war ein Laden, der solche Mangelwaren führte.

Als Elfriede mit Renate, dem Kind der zu stürmischen Wiedersehensfreude, niederkam, standen ihnen zwei halbwegs ordentliche Räume zur Verfügung, in die es nicht mehr hineinregnete. Aber da schrieb man schon das Jahr 1946, und Schorsch hatte die Ladung zum Gerichtstermin am selbstgeschreinerten Küchekasten stecken. Wegen Altmetalldiebstahls!

Schmalix hatte gefunden, dass die aufgerissene Kupferbedachung auf der Ruhmeshalle hinter der Bavaria ohnehin überflüssig sei, weil auf den Sockeln darunter keine Köpfe mehr standen. Und er hatte einen Mann gewusst, der für Kupferblech etwas anlegen wollte, in guter Schnaps- und Zigarettenwährung, versteht sich. Auf ein halbes Jahr musste Schorsch seine Elfriede allein lassen, ohne den laufenden Ertrag seiner Handelsschaften mit Schmalix und Haaser, der ihm mehr zu Beissen einbrachte, als wenn er von einem Betrieb Arbeit bekommen hätte.

Weil sie die Anthäus-Werke nicht mehr zum Verpacken von Verbandpäckchen brauchten, verfügte Amalie Persch selbst über ihren ganzen Tag. Da blieb ihr genügend Möglichkeit, die von ihrem Sohn zeitweilig verlassene Schwiegertochter mit gehörigem Argwohn zu kontrollieren. Missfiel ihr schon, dass auch deren Schwester nun in die ausgebaute Dachwohnung zog, so weckte Elfriedes Beruf, Bedienung, neuerdings in einem von Besatzungssoldaten besuchten Lokal nahe beim Bahnhof, ihr besonderes Misstrauen – da kannte sie sich schliesslich selbst aus ihrer Jugendzeit gut genug aus. Gewicht bekam ihr Verdacht dann durch den Wohlstand Elfriedes, die trotz des im Gefängnis sitzenden Schorsch über Bohnenkaffee, Kaugummi und Zigaretten verfügte, als ob ihr Mann im erfolgreichsten Schwarzhandel stünde.

Schorsch bekam diese Nachricht an dem Tag zu hören, da er aus dem Gefängnis wieder entlassen wurde. «Was hätte sie auch anderes anstellen sollen, um nicht zu verhungern, samt dem Kind», entschuldigte er Elfriede gegenüber seiner Mutter. Aber bald danach war seine Ehe geschieden, eine neue stand jedoch schon in Aussicht – er musste doch noch etwas haben von seiner Jugend.

Ist jeder zu gewinnen?

Heini Stiegler fand es nicht richtig, wie sein Genosse Fellner mit den ehemaligen Nazis, den «Parteigenossen», kurz PGs genannt, so überaus freundlich umging, als hätte es nie ein KZ Dachau gegeben. Die ganzen zwölf braunen Jahre hatte Stiegler dort durchstehen müssen – vielleicht lag es daran, dass Fellner nur zwei Jahre dort hatte verbringen müssen? «Wiedergutmachungsleistung» in Form von samstäglichen «Aufbaustunden» sollten diese Nazi-Mitläufer erbringen. In der Schwanthalerhöhe war dazu unter anderem auch das Haus an der Ecke Gollier-Geroltstrasse ausersehen, in dem bis zur Zerbombung Andreas Fellner seine Genossenschaftswohnung gehabt hatte.

Fellner und Stiegler übernahmen es, diese Arbeit zu organisieren. Stiegler glaubte, eher die Rolle einer Art Aufsehers übernehmen zu müssen – er war an den Zerstörungen wirklich nicht beteiligt gewesen; Fellner auch nicht, vielmehr hatte er eine illegale Gruppe des antifaschistischen Widerstands in seinem Betrieb, dem städtischen Heizkraftwerk in der Thalkirchnerstrasse, mitbegründet und hatte in den letzten Tagen vor der Besetzung Münchens sogar dieses Werk und eine Isarbrücke mit vor der Sprengung bewahrt. Er brauchte also weder Steine klopfen noch Schutt schaufeln, aber er tat es. Nebenbei fand er noch Zeit, mit den Pflicht-Schippern zu diskutieren. Natürlich gaben die ihm immer recht, wagten nun keine Gegenrede mehr und erzählten wehleidige Geschichten, wie dieser Kraus, der bei der Post hinausgeflogen war. «Und wir haben doch das kleine Kind zu versorgen, knapp zwei Jahre ist die Elfie. Mich haben sie hinausgeschmissen, aber einer von unseren Oberamtmännern sitzt noch drinnen im Postamt, soll angeblich nicht bei der Partei gewesen sein, dabei war er einer von den ganz Strammen, so ist das. Die Kleinen lässt man wieder alles ausbaden...»

«Wer ist denn deine Frau?» zeigte Fellner seine Anteilnahme.

«Die Kühn Franziska. Wir haben ganz jung geheiratet, noch im Krieg.»

«Dass du nicht Soldat geworden bist?»

«Ich hab nicht wollen, jetzt kann man es ja sagen. Hab mich gedrückt, das ist gegangen, weil ich bei der Hitlerjugend Führer war, und die Post hat mich auch unabkömmlich geschrieben.»

«Und so einen haben die Kühns als Schwiegersohn haben wollen?» schaltete sich Heini Stiegler in das Gespräch ein, und sein Ton verbarb nicht die Ablehnung gegen Kraus.

«Mein Schwiegervater war ja auch bei der Arbeitsfront», Kraus merkte, dass dies kein Argument war, dort waren fast alle, die in einer Lohnarbeit gestanden hatten. «Und sein Sohn, der Witschie, war bei der SA.»

Stiegler wollte nicht mehr wissen, welche Kühns das waren, der, den er gekannt hatte, war es jedenfalls nicht, auch nicht sein Sohn. Dessen Frau, fiel ihm ein, sollte er einmal besuchen, die wohnte doch noch in der Parterrewohnung unter Buttenhauser. Hatte eine kleine Tochter, die nun Halbwaise war. Er vergass es wieder, viele Kinder mussten nun ohne Vater gross werden, auch die Tochter von Hans Beimier, den sie aus dem KZ herausgeschmuggelt hatten; in Spanien war er geblieben, bei den Interbrigaden gefallen, bei denen er Kommandeur geworden war. Überhaupt, um die übriggebliebenen Genossen musste man sich kümmern, sie wieder gewinnen, nicht die Nazis, wie es der Fellner versuchte.

«Sag, Kollege Kraus, willst du nicht einmal zu unserer Versammlung kommen? Damit du hörst, was richtige Politik ist!»

«Ich will von Politik gar nichts mehr wissen – aber vielleicht komme ich einmal vorbei.»

Aber auch Stiegler bekam solche Antworten, von Fritz Persch zum Beispiel, als er ihn gefunden hatte und zur Versammlung einladen wollte. Die Spruchkammer hatte ihn auf Grund seines wahrheitsgemäss ausgefüllten Fragebogens über seine politische Vergangenheit als «Mitläufer» eingestuft, das liess ihn ablehnend reagieren. Und eine Kühntochter, die bei ihrer Schwester einen Besuch abstattete, lernte er kennen, die Sophie. Sie erzählte von ihrem Mann, wie der bei einer Gebirgstour noch vor dem Krieg einem Herzschlag erlegen war, oben in einer Hütte, in seinen geliebten Alpen, in die er sich immer wieder geflüchtet hatte. Was sie über ihren Sohn berichtete, fand er weniger lustig, aber er lachte natürlich mit. Er war von den Nazis sterilisiert worden, als «entartet» von der Fortpflanzung ausgeschlossen. Nun war er von «so einer» geheiratet worden und die erwartete auch ein Kind, «hoffentlich wird es nicht ein schwarzes», fürchtete Sophie.

«Angeblich haben amerikanische Soldaten keine deutschen Frauen vergewaltigt, nach der Besetzung, das taten nur die Russen», fügte Stiegler noch bisig hinzu.

Gallig war Heini Stieglers Humor geworden. Er hätte nicht so gelassen seine Rede halten können wie der Lettenbauer, der bei dieser Versammlung eine Kandidatenrede für die Stadtratswahl hielt, als sei nicht auch er vor etwa einem Jahr noch von den SS-Wächtern in Dachau getreten worden. Zu den zahlreichen Versammlungsgästen meinte Stiegler halblaut zu Aster hinüber: «Ob die

auch noch zu uns kommen, wenn sie merken, dass wir nicht die besten Freunde der amerikanischen Militärregierung sind?» – Schon bei dieser ersten Wahl zum Münchner Stadtrat im Mai 1946 gab es nicht zu übersehende Anzeichen dafür. Zwar hatte die KPD von den amerikanischen Besatzern in der noblen Umgebung der Widenmayerstrasse, direkt an der Isar, ein Parteihaus zugeteilt erhalten, aber nun, als bei der Voranmeldung von öffentlichen Versammlungen eine Genehmigung eingeholt werden musste, liess man die Kommunisten am längsten darauf warten; bei der neu gegründeten Christlich-Sozialen Union und bei den Sozialdemokraten ging es schneller. Die Sozis hatten auch nicht ihr Versprechen aus den Lagern, wo man miteinander gelitten hatte, eingelöst, von einer Vereinigung der beiden Arbeiterparteien redeten nur noch die Kommunisten. – Keinem durfte man mehr trauen, fand Stiegler.

Korrigierte Geschenke

„Den kennst du doch?“ überlegte Wigg Hartl angestrengt. Stocherte dabei unlustig in seinem Teller «Stammgericht» herum, das es in der Bahnhofsgaststätte nun ohne Lebensmittelmarken gab und das fast nur aus Kartoffeln bestand, sauer in einer Tunke aus Mehl und Essig angemacht. «Das Gesicht ist es, aber der Anzug?»

Gerhard Kraus war nicht lange beim Enttrümmern geblieben. Als sie einen Ruinenkeller freigelegt hatten, war er auf einige noch intakte Kellerabteile gestossen. Gesagt hatte er den anderen davon nichts, aber in der Nacht war er wieder gekommen. Drei noch brauchbare Fahrräder holte er herauf, nur die Reifen waren aufzupumpen. Auch den Inhalt eines Werkzeugkastens liess er nicht liegen. Unrecht? Wer wusste, ob die früheren Besitzer noch lebten. Und wenn, hatten die denn noch damit rechnen können, dass etwas von ihrer Habe den Bombenangriff überstanden hatte? Ausserdem: Wer fragte heute in dieser Zeit schon nach Recht und Unrecht. Mit den Fahrrädern war er aufs Land hinaus gefahren, in entlegene Gegenden, die noch nicht von den Hamsterkolonnen aus München überschwemmt worden waren, wo das Tauschverhältnis noch im Lot war. Aber das Eingetauschte war ihm danach zu schade gewesen, um es seiner Frau, der Franzi, zum Verkochen und Verfressen zu bringen. Für nur ein Pfund Butter bekam er in der Stadt eine echt goldene Uhr, für einen geräucher-

ten Schinken den Stoff und die Zutaten für einen neuen Anzug samt dem Macherlohn – auch Schneider wollten sich mal wieder sattessen. Für eine goldene Uhr bot ein Schwarzbrenner im Oberland gleich fünf Liter von dem begehrten Kirschegeist – mit einem Rausch liess sich für viele einiges vergessen, vom üblich ausgeschenkten Dünnbier bekam man aber keinen Rausch. Gerhard Kraus hatte schnell gelernt, wie man aus schwer zu befriedigenden Bedürfnissen Profit schlägt: Schnaps für Geschirr, Geschirr für Lebensmittel, Lebensmittel für Zigaretten. Dass solcher Tauschhandel in dieser Mangelzeit Schwarzhandel genannt und von den Behörden als strafbares Delikt verboten war, störte ihn kaum, man musste eben aufpassen, um keine Verluste zu erleiden. Unternehmerrisiko! Da startete ihn doch schon wieder einer eine Weile an. Kunde? Polizei? Er tastete vorsichtig nach der halben Stange amerikanischer Zigaretten in der Brusttasche – ein kleines Vermögen! Aber das war doch ...

«Hartl? – Wie geht's denn dir? Servus!»

Wigg Hartl war nie ein besonderer Freund von Gerhard Kraus gewesen, der zu denen gehörte, die vor 45 in das Amt mit dem Parteiabzeichen an der Postuniform gekommen waren; sie wurden befördert zum Oberschaffner, zum Sekretär, Obersekretär, obwohl er, Hartl, den Dienstjahren nach längst vor ihnen an der Reihe gewesen wäre.

«Servus, bist der Kraus, gell?»

Musste sich der gleich herübersetzen? Und der Anzug, das konnte man sehen, der war neu, nach der amerikanischen Mode geschnitten, mit breiten Schultern voll Wattepolster, wie sie manchmal in Care-Paketen aus den USA herübergeschickt wurden.

«Bei der Post bist nicht mehr? Alle Nazi haben gehen müssen.» Kraus fühlte die Spitze, aber es machte ihm nichts aus. «Ich hab es gar nicht erst probiert, wieder hineinzukommen. Du weisst ja noch, ich habe mich für die Feldpost freiwillig gemeldet, noch 43. Ist ein Fehler gewesen, das hab ich schnell gemerkt. Aber ich bin um die Kriegsgefangenschaft herumgekommen, beim Zusammenbruch der Alpenfestung bin ich einfach heim. Weil mich einer als PG denunziert hat, habe ich dann zuerst beim Trümmerräumen mitmachen müssen.»

«Du warst doch Nazi, oder?» Nur um etwas zu sagen, wirft Wigg Hartl das ein, aber ihn interessiert etwas Anderes plötzlich viel mehr. «Jetzt geht es dir aber nicht mehr so schlecht, oder?»

«Es geht, wenn es nicht schlechter wird», antwortete Kraus leichthin und unverfänglich, doch dann fällt auch ihm etwas ein. «Sag, was macht's denn ihr beim Paketpostamt. Wird nicht viel Arbeit sein, wo die Leute nichts zum Wegschicken haben, oder?»

So an seiner Berufsehre gepackt, kann Wigg Hartl gar nicht anders. «Meinst du vielleicht! Dass ich nicht lache! Jeden Tag wird bei den meisten Touren der Zustellwagen voll. Jetzt gerade, wo die Verwandten vom Land wieder zu Ehren kommen, und wenn es nur eine Tante dritten Grades ist, die zu einem Bauernhof gehört. Und dann natürlich die Care-Pakete von Amerika herüber.» – Care-Pakete, neuester Stein des Anstosses für den Hartl. Viele davon gingen an altbekannte Adressen, wo man noch vor etwas mehr als einem Jahr nur mit strammen «Heil Hitler»-Grüssen die Bücher aus dem Eher-Verlag oder Fresspakete der NS-«Volkswohlfahrt» zustellen durfte. Nun bekamen dieselben Leute Zuzust aus Übersee, und der Absender war «Mormon Church of Utah» oder, an die Kinder adressiert, eine Pfadfindergruppe. Er aber, den man all die Jahre übergangen hatte mit der Beförderung und nun kurz vor dem Ruhestand endlich zum Sekretär gemacht hatte, er hatte nur seine Lebensmittelmarkenration. Lediglich vom Nachbarn, dem Kramer, bekam er hie und da etwas dazu, was dem im Laden nicht mehr zum Verkaufen wert schien – und was wurde heutzutage nicht alles noch verkauft, obwohl es schon reichlich überständig war. Und woher kam Kraus' Wohlstand in dieser schlechten Zeit? «Wo arbeit'st du denn, dass du daher kommst, wie Graf Gocks?»

Dem Kraus ging diese Fragerei langsam auf den Nerv, oft war er in der letzten Zeit auch schon von anderen nach Firma und Arbeitsplatz gefragt worden, als ob man derzeit damit sein Auskommen hätte. «Als Reisender, so ähnlich, aufs Land.»

«Vertreter?»

«Ungefähr sowas – wenn'st mal was zum Vertauschen hast?» «Erst Heil-Schreien und dann jetzt Schwarzhandeln», Wigg Hartl wollte schon aufstehen, aber der Kraus liess ihn nicht los, er wusste noch was: «Du hast doch was zum Tauschen – bei der Post. Ich kenn mich doch aus. Bei der Feldpost ist schon manchmal ein Päckchen dabei gewesen, das nicht mehr zustellbar war, Verpackung beschädigt, Adressat unlesbar.» Vertraulich zwinkerte er seinem Exkollegen zu. «Ich komme öfter hier herein, wenn es mal sein sollte.»

Wigg Hartl ärgerte sich, dass ihm der so etwas zutraute. Andererseits – der Kraus war nicht der schlechteste gewesen während der braunen Zeit. Mitläufer nannte man sowas im neuen Fragebogendeutsch – dummer Mitläufer, genau das war er gewesen. «Du wirst nimmer gescheit, Kraus! Ich denke da schon weiter, wenn einmal wieder normale Zustände kommen...»

«Dann geh ich wieder zur Post, wegen der sicheren Versorgung. Servus – und wenn mal was ist, du weisst schon!»

Ein paar Wochen vor Weihnachten war es, da lief dem Wigg Hartl das erste Fläschchen Stempelfarbe über ein Care-Paket. An Höfer von der Tulbeckstrasse 10, den ehemaligen Ortsgruppenleiter, war es gerichtet gewesen. Im Sortierfach lag dessen Nachsendeantrag zu seinem neuen Wohnsitz in einem Kaff irgendwo im bayerischen Wald. In München war ihm das Pflaster zu heiss geworden, zu viele hatte er denunziert, in die Wehrmacht getrieben, mit dem Luftschutz schikaniert, er habe sogar einige nach Dachau gebracht, ging die Rede. Hartl fühlte sich beim Auspacken der buntetikettierten Konserven, Kaffee, Obst und Milchpulver, einen Gedanken lang als Arm der ausgleichenden Gerechtigkeit und wusste im nächsten Moment, dass es falsch war. Aufkommen würde aber nichts, selbst wenn der Obernazi reklamierte, könnte er mit dem Brustton der Überzeugung behaupten: Ja, das Paket war da, ist nachgesandt worden. Muss unterwegs verloren gegangen sein.

Wie soll es weitergehen?

Wigg Hartls Abstand zum Stiefvater seiner Frau Betty war kaum kleiner geworden. Aber als seine Schwiegermutter bei ihnen vorbeikam und etwas gedrückt davon erzählte, dass ihr der Umzug vom Notquartier in eine vom Wohnungsamt zugewiesene Teilwohnung bevorstand, fühlte er sich um Hilfe angesprochen.

«Unser Nachbar, der Kramer, hat einen Dreiradler für seinen Obst- und Gemüsehandel. Viel hat er nicht zu fahren für sein Geschäft, der könnte eure paar Trümmer, die euch übriggeblieben sind, fahren, für ein paar Zigaretten macht er das.»

Weil die Ersatzwohnung im vierten Stock lag, kam er dann auch hin, um beim Hinauftragen zu helfen. Ein rechter Krempel war das, was die Schwiegereltern nun ihr eigen nannten. Den Kleiderschrank hatte der Warz Anderl noch selbst aus der alten Wohnung geholt, nachdem das Haus in der Westendstrasse im Januar 44 von einer Sprengbombe halbiert worden war. Die Splitter- und Schleifspuren daran waren noch deutlich zu sehen. Ein altes Sofa, einen Küchentisch und Stühle hatte das Wohlfahrtsamt den Ausgebombten überlassen aus irgendwelchen Beständen, und danach sah das Zeug auch aus. Das beste Stück war ein auf Hochglanz polierter Sekretär mit Mahagonifurnier, der in der alten Behausung mangels Platz im Keller gestanden hatte, angefüllt mit al-

lerlei Krimskrams wie Masskrügen mit gravierten Zinndeckeln, Mappen mit Zeitungsausschnitten über Schachprobleme oder über Gewerkschaftsveranstaltungen, an denen Anderl oder Anni Warz einmal teilgenommen hatten.

Nachdem das ganze Inventar hinaufgeschafft war und Anni Warz den Kramer und Hartlnachbarn mit einigen lappigen Geldscheinen abgelöhnt hatte, lud sie den Schwiegersohn noch ein, dazubleiben, was Wigg Hartl, wenn auch widerwillig, tat, unsetzt in den beiden Zimmern herumlieft und ein- über das andere Mal brummt: «Das kann man schon herrichten». Dabei war er selbst im Zweifel, wie man ohne Material sowas wie Wohnlichkeit in die heruntergekommene Burg bringen könnte. Inzwischen sortierte der alte Warz seine Mappen in den Sekretär. Als ihm Hartl kopfschüttelnd zusah, begann er: «Jetzt machen wir einen neuen Anfang. Ein Ortskartell der Metaller ist schon im Entstehen, und ich glaub', dass es dich auch interessiert: Mit Genehmigung der Militärregierung bilden sich wieder Sektionen der Sozialdemokratie. In den nächsten Wochen, wenn es soweit ist, lass ich dir eine Einladung zugehen.»

Anni Warz fiel ihrem Mann in die Rede, weil sie an dem unlustigen Gesicht des Schwiegersohns merkte, dass er keine Neigung hatte, mitzumachen. «Lass doch jetzt die Sachen, die Betten müssen zusammengebaut werden. Das Papierzeug kann später drankommen.»

Anderl Warz hörte nicht hin, öffnete einen der Umschläge und nahm das oberste Blatt heraus. «Schau, das war die Jubiläumsschrift zum 25jährigen Bestehen des Arbeiterchores. Ich hab mich umgesehen, ein Doppelquartett können wir schon wieder zusammenbringen. Mein Tenor klingt noch ganz gut.»

Der Jugend den Weg bereiten

In der bayerischen Regierung sassen die alten Herren. Seit die Militärregierung im September 1945 den ehemaligen Bayerischen Volksparteiler Dr. Schäffer entlassen hatte, war Dr. Hoegner Ministerpräsident, jener Mann, der 1933 die letzte öffentliche Rede für die SPD in München gehalten hatte. Der Demokrat Dr. Ludwig Erhard war für Wirtschaft zuständig, und der Kommunist Heinrich Schmitt wurde Staatsminister ohne festen Geschäftsbereich. Als im Juni 1946

die verfassungsgebende Landesversammlung gewählt wurde, änderte sich das Bild wieder; die Münchner gaben der SPD nur 38% der Stimmen, 40% der CSU, 8,5% der KPD und 11,6% einer neuen Rechtspartei eines schlitzohrigen Alfred Loritz, die sich «Wirtschaftliche Aufbauvereinigung» nannte.

Oberstes Gesetz aber war die Militärregierung, sie ge- oder verbot. Zum Beispiel die stundenweise Ein- oder Abschaltung des Stroms oder die Speisung der Schulkinder mit Kakao und Weissbrot, Haferflockenbrei oder Erbsensuppe mit Würstchen. Witschie Kühns Kinder Berta, Fritz und Willi assen sich wenigstens einmal an diesem Geschenk der Besatzer satt. Otto Haaser, der Sohn von Rosa aus der Frankl-Familie, löffelte sie, und Hannelore lernte sie kennen und auch Heinz Zwing, als sie im Normalverbraucherjahr 1946 in die notdürftig zurechtgeflickte Ridderschule kam. Nur Rainer Zwing verspürte keine Dankbarkeit für dieses Speisungsgeschenk, war nun von daheim Besseres gewohnt und verschenkte meistens den lauwarmen Klacks aus seinem Speisungstopf.

Dafür widmete Rainer Zwing dem Zelt im Ausstellungspark grössere Aufmerksamkeit. Die amerikanische Organisation für Jugendförderung in Europa CYE veranstaltete eine «Boy Scout»-Schau. Pfadfinder gab es nun auch in der Schwanthalerhöhe; der Jungvolkfürher Erwin Hausladen, der noch als Flakhelfer eingesetzt worden war, leitete die Gruppenrunde in einem Seitenturmstübchen der Rupertuskirche, bereitete sich ausserdem auf ein Theologiestudium vor. Auch Toni Ziegelmaier, der Sohn von Tante Amalies Freundin, machte wieder mit.

Nach einem Rundgang durch die ausgestellten Bastelarbeiten, Fotos von Wanderfahrten und Zeltlagern, fremden Ballspielen und romantischen Lagerfeuern blieb Rainer Zwing am Tisch des «Stamm St. Rupert» solange stehen, bis sich ihm einer zuwandte. «Kann man bei euch mitmachen?»

Ein Heftchen bekam er überreicht, er solle es sich durchlesen, und wenn er Lust habe, könne er ja einmal mitfahren. Die Geschichte in dem Heft sagte ihm wenig, was sollte er auch damit anfangen, dass ein Kind bei Wölfen aufgezogen und mit Affen, Schlangen und Bären Umgang hatte? Auch sein Bedarf an Knotenbinden war nicht erheblich, die Schuhbänder konnte er sich binden, meistens trug er aber Holzsandalen.

Mit dem Armeelastwagen wurden die Kinder an den Stadtrand transportiert. Unterwegs, auf der vollbesetzten Ladefläche, erzählte ein älterer Pfadfinder, wie wichtig es sei, sich in der Natur zurechtzufinden. Am Waldrand war eine Spur gelegt, und begeistert nahmen alle das Spiel auf. Ein kleines Lagerfeuer beendete den Ausflug; die Älteren, die noch im Jungvolk gewesen waren, sangen alte Landsknechtslieder zur Gitarre – ein gelungener Tag für Rainer Zwing. Aber dann begann er sich zu überlegen, wo denn in der Schwanthalerhöhe die

Natur war, in der er sich nicht zurechtfinden könnte. Hinter dem Ausstellungspark wurde ein Schuttberg aufgehäuft, aus den leergeschaukelten Ruinen zusammengekartt. Da fand er sich schon zurecht, auch in den Kleingärten der «Villa Flora» und «Land in Sonne».

Bald gab es noch eine andere Jugendgruppe im Viertel. Die sangen keine Landsknechtslieder, wenn sie überhaupt sangen. «Wir sind das Bauvolk der kommenden Welt...», das klang zuversichtlicher als die Pest an Bord bei Madagaskar – wer kam schon mal nach Madagaskar. Mit den überfüllten, wenigen Zügen, auf denen die Leute noch auf den Trittbrettern standen, da musste man froh sein, wenn man nach Starnberg kam und den See anschauen konnte. Als Rainer bei seinem ersten Besuch bei diesen Blauhemden damit anfang, dass er wisse, wie man im Wald eine Spur findet, fand er bei ihnen wenig Verständnis. «Was willst du denn mit einer Spur? In drei Jahren wirst du aus der Schule kommen, und dann hast' keine Lehrstelle, wenn'st Pech hast». «Ich werd' noch auf eine Oberschule gehen!» gab Rainer an. «Das ist gut, aber auch nichts Besonderes. Dann wirst du's so einrichten müssen, dass von dem, was du lernst, alle was haben.»

Trotzdem es bei dieser «Freien Deutschen Jugend» gar nicht romantisch zugeing, ging Rainer öfter zu ihnen, denn was er bei ihnen erfuhr, hatte Hand und Fuss und war praktisch. Bequem war es nicht.

«Zwing, warum wurde der dritte und vierte Kreuzzug der abendländischen Ritter geführt, und wann war das?»

«1189 bis 1192 und 1202 bis 1204, Herr Lehrer, und es ging um das Monopol des Gewürz- und Seidenhandels, das die Araber hatten.»

«Aber es ging doch um die Stätten der christlichen Religion?»

«Byzanz, das die Kreuzritter eroberten, war christlich, Herr Lehrer, Religion war nur ein Vorwand für das einfache Volk, damit es für die Kreuzzüge bezahlt hat und mitgegangen ist.»

«Setzen, Zwing! So haben wir es nicht im Unterricht durchgenommen. Möchte wissen, wo du sowas her hast.»

«Es stimmt aber doch, Herr Lehrer, oder haben vielleicht die christlichen Ritter nicht in Byzanz die Kirchen geplündert?»

«Noch einen Ton, und du fliegst raus. Bis zum nächsten Mal schreibst du zehnmal ab, was ich über die Kreuzzüge in die Hefte diktiere!»

«Das ist doch Papierverschwendung, Herr Lehrer, soviel Papier habe ich nicht.»

Nun wurde es dem Lehrer zuviel. Sonst war er ja gar nicht so übel, schlug selten zu, aber nun bekam Rainer eine verpasst. «Hier in der Schule bestimme ich, merk' dir das!»

Bei der FDJ hatte er gelernt, dass bei allem zu fragen sei, warum das so ist. – Die Mutter würde ihm eine Entschuldigung schreiben müssen für die nicht geschriebene Strafaufgabe.

Allein kann einer gar nichts

Einmal musste die private Enteignungsaktion an den «falschen Adressaten» der Care-Pakete schief gehen. «Mit sofortiger Wirkung bis zur Gerichtsverhandlung beurlaubt», beschied der Amtsvorsteher Wigg Hartl nach seiner Einvernahme, bei der er alles abstritt.

Betty, seine Frau, nahm diese Nachricht, die ihr Wigg ohne Umschweife nach Haus brachte, gelassen auf, weil er selbst ohne Aufregung darüber sprach. «Geh' ich eben schon ein halbes Jahr früher in Ruhestand», zerstreute er den Rest ihrer Bedenken, war sogar ausgelassen und lustig dabei. Dann half Betty mit, alles Verfängliche aus den Paketen wegzuräumen, damit bei einer eventuellen Haussuchung nichts gefunden werden konnte.

Sie fanden auch nichts, die beiden Beamten des Diebstahls- und Schwarzhandelsdezernates, als sie noch am selben Abend die zwei Zimmer der Hartls überprüften. Es war fast alles als Zugabe auf die Rationen, die es auf Marken gab, verzehrt. Einiges hatte auch der Maurer bekommen, der dafür die Flieger Schäden in der Wohnung Hartls repariert hatte – das Loch in der Aussenwand zugemörtelt und die herunterhängende Decke wieder befestigt, zu mehr hatte es nicht gereicht. Es konnte ihnen auch nicht auffallen, dass die Vorkriegsmäntel und Anzüge vom Schneider Danner für einige Pfund Kaffee gewendet oder modernisiert waren. Bescheiden war die «private Wiedergutmachung», die sich Wigg zugedacht hatte. «Bei mir findet ihr keine verschobenen Lastwägen mit Schwarzhändlerwaren», verabschiedete Wigg boshaft die erfolglosen Fahnder. Seine unausgefüllte Betriebsamkeit an den folgenden Tagen hätte Betty auf fallen können. Aber sie meinte, sie mit seiner ungewohnten Freizeit begründen zu können. Seit dreissig Jahren hatte er doch nur einmal im Jahr keine Pakete gesehen, wenn er die paar Tage Urlaub hatte.

«Wenn es zu einer Verhandlung und zu einem Urteil kommt, würde ich entlassen bei der Post. Dann hättest du keine Pension bekommen. Du lebst länger wie ich ...»

Bevor Betty diesen Zettel am Küchentisch las, riss sie entsetzt erst einmal das Fenster auf, damit frische Luft herein konnte. Doch das Gas aus dem Hahn an der Wand hatte bereits gewirkt. Wie der Schlauch einer Wasserpfeife steckte die Gummizuleitung zum Herd in seinem Mund, sein unnatürlich gerötetes Gesicht sah zufrieden drein, er sass aufrecht, mit herabhängenden Armen und halboffenen Augen auf dem Küchenhocker. Aber er atmete die frische Luft, die den Gasschwaden in der Küche vertrieb, nicht mehr ein. Auch dann nicht, als ihm Betty das Anschlussstück zwischen den Zähnen herausgezogen und ihn, den schwergewichtigen Körper samt Hocker, mit Anstrengung ihrer ganzen Kraft ans offene Fenster gerückt hatte.

Deshalb also hatte er sie so dringend zu Minna geschickt. «Seit die allein ist seit ihrer Scheidung, braucht sie doch Gesellschaft», hatte er ihr eingeredet, damit sie ihn allein liess. Nun würde sie Gesellschaft brauchen. Hektisch, die Tränen schon in den Augen, lief sie um einen Arzt. Den Zettel steckte sie zuvor ein – es sollte nicht nach Selbstmord aussehen.

Die Urne mit der Asche von Wigg Hartl kam in die Aussegnungshalle im Ostfriedhof, wo schon die von Peter Bantele in einer Nische stand. Auch Hubert Bantele sollte hier seinen Platz finden, nachdem ihn ein heransausender «Studebaker» mit tödlichen Verletzungen auf die Strasse warf, die er, die Geschwindigkeit des Autos falsch einschätzend, sorglos überqueren wollte. Nach seinem Tod sprach sich Sophie selbst Trost zu. «Vielleicht ist ihm damit viel erspart geblieben, ein heller Kopf wäre er doch nie geworden. Aber so einen braucht man, wenn man heute durchkommen will», sagte sie zu ihren Schwestern, die sie zur Feuerbestattung begleitet hatten, nach dieser Totenfeier. «Nicht einmal für meinen Wigg hat sein Kopf gelangt», ergänzte Betty.

Und noch eine Kühntochter musste ohne den Mann zurechtkommen. Bei aller Findigkeit bekam Haaser auf dem schwarzen Markt keine Medizin, die ihm gegen seine fressende Tuberkulose geholfen hätte. Gern sah es die alte Frankl Marie nicht, dass sich ihre Enkelin, gerade Witwe geworden, ihr Essen mit der Freundschaft zu amerikanischen Soldaten verdiente. Aber wenigstens konnte sie dem kleinen Otto manches zustecken, echte Schokolade und Weissbrot, was andere Kinder nur dem Namen nach kannten. Sonst hatte, fand die Marie, ihr Urenkel nichts Schönes. Die alte Wohnung mit dem schwammigen Mauerwerk, an dem keine Farbe mehr hielt, das wackelige Bett bei ihr in der Küche, weil seine Mutter das Schlafzimmer doch für sich allein brauchte, war das eine Kindheit? Doch dem Otto schien es nicht das mindeste auszumachen, vielleicht wurde der einmal so ein handfester wie ihr Martin gewesen war?

Werden jetzt die anderen gross?

Arthur Zwing war es nicht wohl in seiner Haut. In seiner Haut? Er trug doch den modern geschnittenen Anzug aus englischem Stoff, Konfektionsware zwar, aber wer hatte schon sowas in dieser Zeit. Er sass im Trockenen, aber die anderen, die Tag für Tag an seinem Bürofenster vorbeizogen in den vielfach geflickten, olivfarbenen Ölhäuten, hungrig und den Regen im Gesicht, verachtet von den weissen und begönnert mit angerauchten Pall-Mall-Kippen von den schwarzen Gis, die das US-Verpflegungslager bewachten; schlecht waren sie dran; hatten sie solche Behandlung verdient? Dass er sich so etwas fragen konnte, trotz Friedel, die er gesehen hatte, sechs Wochen nachdem sie aus Dachau heraus in die Freiheit gekommen war, mit aufgetriebenem Bauch und Wasser in den einmal schönen Beinen. Trotz der zerstörten Familie, die sie damit auf dem Gewissen hatten. Trotz Moser, der damals, 39, gesagt hatte: «Dann schau, dass du weiter kommst, du blöder Jud!» – Oder gerade deshalb, wegen Moser? War der trotz der unpassend derben Rede nicht die Rettung gewesen? Hätte er so ein KZ überstanden? Aber die da draussen im Regen, diese ehemaligen Beamten, hatten die Friedel eingesperrt, seine Wohnung nach seinem Weggang geplündert? Einige kannte er dem Gesicht nach von früher, und von einem wusste er sogar den Namen. Steiner hiess er, war beim Arbeitsamt, nichts hohes, Sekretär nur, aber die NS-Arbeitsfront hatte er kassiert, deshalb war er nicht ohne Belastung durch die Spruchkammer gekommen. Dabei sagte man ihm noch, er sei gut weggekommen, weil das Essen für die Arbeiter im «Indiana-Supply-Quartermaster-Camp» besser sei als bei den Trümmerkommandos oder bei den Holzarbeitern im Forst.

Vergeblich hatte Arthur Zwing in den letzten Wochen den dicken Major vom Quartermaster-Staff darüber befragt, wo denn die Landbauräte, die Oberamtsrichter, die Stellenleiter alle geblieben seien. «Nicht denken, wir machen schon Freiheit und Demokratie. Grosse Nazi in Nürnberg, kleinere Nazi im Internierungslager, umerziehen und kleine Nazi hier, auch lernen Demokratie.»

Vor dem Fenster draussen brüllte der rothhaarige Sergeant herum, hetzte die Kolonne im Laufschrift zu einem Truck, dessen Fracht, schmutzige Uniformmäntel in Packen, in einer Kette, von Mann zu Mann gereicht, in einem der Lagerzelte verschwand. Der Sergeant blieb dabei unter einem Barackenvordach stehen, bewusst mit seiner Zigarette die sehnsüchtigen Blicke der Deutschen auf sich ziehend. Aber bevor noch eine flinke Hand sich den weggeworfenen Stummel angeln konnte, stampfte er ihn mit dem Absatz in die nasse Erde.

Major Snider polterte herein, hockte sich lässig auf die Schreibtischkante und grinste breit. «Nicht viel Arbeit? Macht nichts, Mr. Zwing, macht nichts. – Kennst du Leute vom country, farmers?»

Was wollte der Major von einem Bauern? Hier im Lager gab es alles, was man sich nur denken konnte, da brauchte er doch nicht zum Hamstern gehen, wie es alle deutschen Normalverbraucher taten, wenn ihnen die Lebensmittel auf Marken nicht hinreichten, den Magen zu beruhigen.

Snider hatte seinen erstaunten Blick bemerkt und erläuterte: «Nächste Woche ist Thanksgiving Day. Überall bei US-Army ist gutes Festessen vorgeschrieben, von Washington bis Okinawa, überall gleich, Torte, Obstsalat, Pork and Beef-Katchet, mashed potatoes ... Ich, Captain Fuller und noch einige, wir wollen an Thanksgiving einmal richtig essen, wie in den States, Steaks, frisch vom Stück. – Mr. Zwing, kennst du einen Farmer? Wo man kaufen kann ein Rind?»

«Kaufen? Die Bauern dürfen doch kein Vieh verkaufen, es ist alles bewirtschaftet.»

Sniders Grinsen wird noch breiter, er scheint zu verstehen. «Du bist Jude, Mr. Zwing, guter Kaufmann? Möchtest du Geschäft dabei machen? O.k.! Sergeant Kelly wird dich hinfahren und was du brauchst für Tausch – aufschreiben, ich gebe mein Permit dazu – alles okay!»

Snider ging, an der Tür wandte er sich noch einmal um und bot freundschaftlich an: «Kannst auch mit feiern, Mr. Zwing!»

Hatte er zugesagt? Das war doch gegen jede Vorschrift! Wäre so etwas bei der kaiserlichen Armee möglich gewesen, bei der Reichswehr oder der Reichswehrmacht? Nicht einmal die Roten in der Rätearmee hätten so etwas zugelassen. Aber Snider war Major, noch dazu deutscher Abstammung, wie man auch an seiner Sprache merkte. Zwar hatte er, Arthur Zwing, die Uniform ausgezogen, aber der andere hatte sie noch an, mit entsprechendem Lametta daran. Also musste er seinen Wunsch nach Frischfleisch erfüllen, oder vielleicht nicht?

Arthur Zwing machte diesen Dreh, wie er ihn bei sich verstand, mit innerem Vorbehalt mit. Er fuhr sogar mit hinaus in die Miesbacher Gegend, auf den Hof des Bauern Schweinsteiger und in dessen abgelegene Kiesgrube zum Thanksgivingessen des Major Snider. Aber sein Entschluss war schon gefasst: Nach beinahe fünfzig Jahren Leben in und mit Uniformen wollte er, sobald sich die Gelegenheit bot, zivil werden, vollständig zivil als Beamter oder, wenn es nicht anders ging, als Angestellter in einem Amt. Amt musste schon sein, denn er hatte ja sein Leben lang diesem Staat zu dienen versucht und glaubte, dass es ihm auch manchmal gelungen war. Aber einmal musste er noch die kamerad-

schaftliche Unterstützung eines vorgesetzten Dienstgrades aus einer militärischen Hierarchie in Anspruch nehmen. Snider mit seiner Verbindung zur Militärregierung in Bayern würde ihm bestimmt beim Übersteigen in den anderen Sattel helfen können. Zumal er ihm inzwischen mit vielerlei Dingen nützlich geworden war, mit Frauenbekanntschaften, mit Nazi-»Beutestücken» für den Nichtfrontsoldaten, mit Waren, die nur für gute Zigarettenwährung von Schwarzhändlern zu haben waren.

«Major Snider, Sie haben doch Ihre Verbindungen zur Militärregierung?»

Snider war gutgelaunt wie immer in Zwings Barackenbüro gekommen und fläzte sich auf die gewohnte Schreibtischecke. Gar nicht überrascht über die letzte Frage blinzelte er ihn an. «Verstehe, der Rabbinersohn hat ein Geschäft vor, wo er die allerhöchste Unterstützung braucht!»

Zwings Einwand «Mein Vater war kein Rabbiner» liess Snider in ein blechernes Gelächter ausbrechen.

«Also, um welche Beträge geht es, how much?»

«Ich habe mir überlegt, dass ja nun in den öffentlichen Ämtern viele Stellen unbesetzt sein müssen, weil die Nazis alle rausgeworfen wurden.»

Snider hörte jetzt aufmerksam zu, überlegte, was sich dieser deutsche Chef-Assistent ausgedacht haben mochte. «Die da draussen im Camp, meinst du die?»

Wie er das so direkt ansprach, war es ihm plötzlich unbehaglich, wollte er sich wirklich auf einen eben leer gewordenen Stuhl setzen, war das ehrenhaft? Trotzdem: «Mr. Snider, ich möchte in irgendein Amt, wo mir meine früheren Dienstjahre angerechnet werden. Ich muss an die Zukunft denken, so wie es jetzt ist, kann es ja nicht ewig bleiben.» Snider war dieses Anliegen absolut unverständlich. Warum wollte dieser Mensch, der gegen die Deutschen gekämpft hatte, warum wollte der nun in ein deutsches Amt, an den deutschesten aller deutschen Orte? «Städtisches Wirtschaftsamt? Soll was abfallen, Kohlen, Treibstoff, was man hört?» «Das ist die Gemeindeverwaltung. Beim Staat hätte ich gedacht, wegen der Dienstjahre ...»

Snider schüttelte den Kopf über soviel Unverstand. Aber vielleicht steckte was Grösseres dahinter, die Deutschen hatten schon recht gehabt, dass sie den Rabbinern nicht getraut hatten. «Okay, also ein staatliches Amt, ich will für dich sehen, Mr. Zwing.»

Ist Geld mehr als bedrucktes Papier?

Es war zur Gewohnheit geworden, dass Otto Haaser sich jeden Samstag mit einer Schüssel in der einen, einem Zehnmarkschein in der anderen Hand nach dem Mittagessen in die lange, drei Häuser weit reichende Menschenglange stellen durfte. Um zwei Uhr machte gewöhnlich der Laden auf, über dem noch in verwaschenen Buchstaben zu lesen war: «Eis-Salon Vogel». Ungeduldig beobachteten die Kinder an der Spitze der Schlange immer schon durch das gekittete Schaufenster, wie drinnen hinter der Ladentheke eine Frau mit einem Holzprügel in einem Bottich herumhantierte, an dem ein weiss-rotes Schwungrad lief, bei dem je nach Geschwindigkeit die Farben ineinanderliefen oder ein Spiralenmuster ergaben. Wenn sie an dem Holzscheit beim Herausziehen eine feste Masse kleben hatte, öffnete die Frau die Ladentür. Auch Erwachsene drängten dann ungestüm hinein. Für zehn Mark gab es fünf Ballen aus dem Portionslöffel, für mehr als zehn Mark gab die Frau nur an besondere Stammkunden Eis her, solche, die mit anderem als Geld zahlten, mit Zigaretten zum Beispiel, zwei für zehn solcher Ballen; sie waren aus gefrorenem Wasser, schmeckten aber unerklärlicherweise doch nach Erdbeeren.

An einem wolkigen Junitag 1948 stand Otto auch vor dem Eisladen, sogar zwanzig Mark hatte er mitbekommen. «Stellst dich halt zweimal an», hatte ihm die Urgrossmutter geraten. Aber er wartete umsonst, wie alle, die vor und hinter ihm standen, mehr noch als sonst. Der Laden blieb an diesem Samstag zu, wie die meisten anderen, vor denen am Vormittag die Wartenden zu Trauben gestanden hatten und über das neue Geld redeten, das es morgen geben sollte.

Seit den letzten Maitagen trat Minna Zwing das Fusspedal ihrer Nähmaschine, verkaufte aber keinen der begehrten Büstenhalter, die ihre Arbeit aus Vorhangstoffen und Dekorationstüll entstehen liess. «Preisstop bis zur Währungsreform» hatte die Zeitungsnachricht gelautet, die sie zum Horten ihrer Heimarbeit veranlasste. Am Montag würde es sich zeigen, ob sie richtig spekulierte. Ihre Schwester Betty glaubte nicht, dass sich was ändern würde, wenn statt der alten Lappen neues Geld umlaufen würde. Den Buben, den Rainer, neben sich, standen die Schwestern im Regen vor der Guldeinschule in der Reihe, überlegten laut, wie das werden könnte, wenn alle nur über 40 Mark Kopfgeld verfügten, die man heute eintauschen konnte.

«Das zweite Mal in meinem Leben ist das, schon einmal ist mir das Geld verreckt!» schimpfte ein alter Mann vor ihnen. «Von wegen alle gleich arm

oder gleich reich machen. Morgen schon muss ich die neuen Markscheine denen geben, die Lebensmittel in den Läden gehamstert haben, nur die Markenrationen hergegeben haben, und da noch beim Wiegen bescheissen ...» Ein anderer deutete zur Gummifabrik hinüber: «Die Fahrradbereifungen, die da lagern, werden jetzt auch verkauft werden, für das neue Geld, bisher hat keiner einen bekommen.»

Minna glaubte Partei ergreifen zu müssen: «Es hat eben jeder sehen müssen, wo er bleibt.»

Einige Umstehende musterten sie böse. Aber sie sah nicht aus, als ob sie zu viel hätte, darum verlor sie gleich wieder das allgemeine Interesse.

«Den meisten Leuten hat man eben das eigene Denken ausgetrieben, die denken nur noch für andere und sonst gerade noch bis zu ihrem eigenen Bauch», brummte hinter ihr jemand, dann liess man sie wieder in Ruhe, bis die Reihe an ihnen war, die glatten, frischen Scheine in Empfang zu nehmen.

«Ob die Pension vom Wigg auch eins zu zehn abgewertet wird» befürchtete Betty, als sie schon wieder draussen im Regen standen, aber Minna war in Gedanken schon woanders und antwortete nur zerstreut: «Das wird sich alles ergeben!»

Rainer musste am Montag seine Mutter in die Stadt begleiten. Da war alles wie zuvor, die Sensation «Währungsreform» schien nichts verändert zu haben, nicht die Ruinen, nicht den Dreck, der sich in den Randsteinen sammelte. Oder doch? Beim ersten Behelfsladen in einer Holzbude hinter dem Rathaus, den sie aufsuchten, war das Schaufenster schon gefüllt mit ähnlichen Miederwaren, wie sie Minna auf Vorrat gefertigt hatte. Trotzdem hatte Minna Glück, wurde etwas los von ihrer Ware, musste aber auf die Bezahlung eine Frist von vier Wochen zugeben. Mittag waren die beiden Koffer, die sie mitgenommen hatten, leer. Heimzu bekamen sie in der Strassenbahn freie Plätze, den Fahrpreis beglichen sie beim Schaffner mit alten Reichsmarkscheinen, die vorläufig mit einem Zehntel des aufgedruckten Wertes noch als Zahlungsmittel galten.

«Wenn man wüsste, wie lange die Münzen und die Markscheine noch angenommen werden?» fragte sie nach dem Aussteigen mehr sich selbst als ihren Sohn.

Neben der Haltestelle bot ein Hausierer frische Kirschen an, sowas hatte Rainer noch nie gesehen. Ein Pfund für fünfzig Pfennig bekam er – weil sich das Geschäft gut angelassen hatte.

Als Rainer aber drei Wochen danach zwei Mark für den Besuch auf dem Sommerfest im Ausstellungspark bei seiner Mutter abstauben wollte, wurde ihm eröffnet: «Das Geld will verdient sein, dafür musst du schon was tun, um-

sonst gibt es nichts.» Vor der Währung war das leicht gewesen für einen Buben wie ihn, da hatte er sich nur beim Postamt hinstellen und auf einen Radfahrer warten müssen. So einer hatte ihm gern ein paar Mark in die Hand gedrückt dafür, dass er sein Gefährt bewachte, bis sein Besitzer wieder zurück war. Jetzt musste er mehr dafür tun, für eine Stunde Botenfahrt zu den Kunden in der Stadt gab es von der Mutter fünfzig Pfennig und den Hinweis, dass dies sogar ein überdurchschnittlicher Stundenlohn sei. Sechzig Pfennig bekam die Frau für einen Büstenhalter, den sie an seine Mutter fertigenäht ablieferte; sie sagte, sie brauche dafür fast eine Stunde.

Minna Zwing wäre nie darauf gekommen, dass sich ihr Sohn in letzter Zeit deshalb immer ungebärdiger ihr gegenüber gab. Vielmehr meinte sie die Ursache dafür im fehlenden Griff einer väterlichen Hand suchen zu müssen. Aber die allein durchgestandenen Kriegs]ahre hatten sie verlernen lassen, sich einem männlichen Kommando zu unterstellen, in Entschlüssen abhängig zu sein. Schliesslich hatte sie sich deshalb doch scheiden lassen.

VI

Einkaufstag – Samstag Vormittag. Heinz Zwing begleitete Marianne, damit sie die Kinder nicht mit in den Laden nehmen musste. Seitdem die beiden Grosskaufhäuser neben der Zirkuswiese an der Stelle, wo früher die Bierkeller gestanden hatten, mit Sonderangeboten die Kunden anlockten, musste man weiterlaufen, die kleinen Läden wurden immer weniger, die mächtige Konkurrenz liess die Inhaber aufgeben. – Der Supermarkt im ehemaligen Kino bot beinahe alles an, was eine vierköpfige Familie für das Wochenende brauchen konnte.

«Im Diskontladen an der Ganghoferstrasse ist die Milch um 12 Pfennig billiger, hab' die Anzeige im Westendanzeiger gelesen. Schauen wir vorbei?»

Marianne schüttelte den Kopf. «Ich war schon einmal dort. Erstens haben die kein Angebot in allen Lebensmitteln, viel gibt es überhaupt nicht. Wenn ich die Zeit zu meinem Stundenlohn rechne, ist es nicht billiger, sondern teurer, wenn ich wegen einem Sonderangebot eigens hingehe.»

So hatte er die Sache noch nicht angesehen, aber da war etwas dran. Preisvergleiche, marktbewusstes Einkaufen wurde in der Zeitung und im Fernsehen immer empfohlen, gegen die steigenden Preise. Aber wem blieb die Zeit dazu? Unbezahlte Zeit?

«Stimmt eigentlich, da hast du recht! Drei Liter Milch zum Sonderpreis sind 36 Pfennig Ersparnis. Der Umweg zum Diskont, an der Kasse anstehen, eine Viertelstunde – dann kommt ein Stundenlohn von 1,44 DM heraus.»

In einer Woche waren die Wahlen für den bayerischen Landtag. Neben dem Eingang zum Supermarkt war ein Tapeziertisch aufgebaut,

orange Broschüren waren darauf gestapelt und an der Tischkante rundum Plakate angeheftet. Den Mann dahinter kannte Heinz, das war der Turner Sepp, Bezirksausschussvorsitzender, Sozialdemokrat. «Er möchte schon, wenn er könnt'», sagten die Leute in der Schwanthalerhöhe von ihm. Warum konnte er nicht? – Marianne lehnte die Zeitung ab, die ihr der junge Mann hinstreckte, als sie eilig in die Tür hineinverschwand. Hätte es weniger unfreundlich tun können, fand Heinz, nicht so unwirsch. Dafür nahm er selbst eine «Münchner Post' von dem alten Mann, der auch verteilte. Den kannte er ebenfalls, den Gottfried Ettl, war ja kein Zufall, denn es waren wenige geworden, die im Viertel bei einer Partei öffentlich in Erscheinung traten.

«Wie sieht es denn aus, Herr Ettl, bekommen wir unsere Schule im nächsten Jahr?»

«Wir haben alles versucht, aber die Stadt hat kein Geld.»

Der alte Herr schenkte Erich und Helga einen bedauernden Blick, dann musste er sich beeilen, einer mit Einkaufstasche und Plastiktüte aufgepackten Frau die Zeitung zustecken. Kein Geld? Heinz erinnerte sich an die Lohnsteuer, die jeden Ersten auf seinem Gehaltszettel stand. Achtzehnhundert im Jahr, bei Marianne etwas weniger. Wieviele Eltern mussten ihre Kinder in die verbrauchten Schulen schicken? Tausend? Zwölfhundert? Tausend mal dreitausend mal neun Jahre... Nein! So konnte man das nicht rechnen, wenn die Kinder aus der Schule kamen, brachte ihre Arbeit doch allen Nutzen? Den Rentnern zum Beispiel, die nicht mehr arbeiten konnten. Hör' auf, Heinz, pass lieber besser auf die Kinder auf.

Sie wurden gerade von einem Mann angebrüllt: «Saubande, Mistbälger, könnt ihr denn nicht aufpassen!» Auf dem engen Gehsteig hatten die beiden versunken «Pflasterspringen» geübt – jeweils mit einem Bein in einem der Betonquadrate, ohne eine der Fugenlinien zu berühren. Die Kinder hatten den Mann mit dem Lebensmittelberg in der einen Hand nicht bemerkt, der umständlich seine Autotür aufschloss. Viel war nicht passiert, nur ein paar Colabüchsen rollten über den Gehsteig. Heinz fuhr dazwischen, als er Erich zu greifen versuchte.

«Lassen S' die Finger von fremden Kindern, wenn Sie sich sonst auch nicht drum kümmern, wo ein Platz für sie ist!»

Der Mann brummte noch was und verstaute seinen Einkauf eilig auf die Rücksitze. Die Frau, die mit ihm einstieg, keifte: «Braucht man sich dann nicht wundern, wenn sie später Rocker werden, wenn sie schon als Kleine alles tun dürfen!»

Wo nur Marianne so lange blieb? Heinz gesellte sich, die Kinder nun an der Hand, zu Sepp Turner. «Für Kinderspielplätze ist wohl auch kein Geld da?»

«Dafür müsste Grund gekauft werden ...»

«Wenn die Stadt Grundstücke braucht, müsste sie die auch enteignen können, hat einer von euren Stadträten gefordert. Deswegen soll er aus eurer Partei jetzt ausgeschlossen werden.»

«Wenn wir von Enteignung reden, bekommen wir keine Wähler mehr!»

«Uns kann doch nichts enteignet werden? Mein Küchenbüffet vielleicht oder meine Zahnbürste?»

Endlich kam Marianne, Heinz musste ihr eine Tüte abnehmen.

«Am nächsten Sonntag drandenken!» rief ihnen Sepp Turner noch nach. «Was hast du mit dem gehabt?» wollte Marianne wissen. «Nichts, nur so geredet.»

An der Ecke Ganghoferstrasse schwenkte Marianne doch in Richtung Diskontladen ab. «Von da ist es nicht mehr so weit heim, drum hole ich mir doch die Milch von da, schwer ist das Zeug ja.»

Auch davor ein Tapeziertisch, rot gestrichen. «Wählt DKP» prangte auf den Luftballons, die Helga und Erich von Rainer überreicht bekamen, zum Ärgeris von Marianne, das sagte ihr giftiger Blick. «Eine Arbeiterzeitung? UZ, fünfzig Pfennig!» Die Flugblätter nahmen fast alle, die in den Laden hineingingen, Zeitung kaufte kaum einer. «Sag', Rainer, euch wählen sie doch nicht, und zehn Prozent, die ihr braucht, kriegt ihr auf gar keinen Fall zusammen?»

«Kann schon sein, aber wir sind da, sagen, was gemacht werden müsste. Wer den Grossen nichts nimmt, kann den Kleinen nichts geben!»

«Phrasen!»

«Aber es stimmt! Konjunkturspritzen für die Konzerne oder Lehrlingsausbildung, Rüstungsaufträge oder Schulen, Krankenhäuser und Kindergärten – man kann eine Mark nur einmal ausgeben.»

Heinz kaufte eine Zeitung – nicht, weil er sie lesen wollte, dazu würde er die Zeit nicht finden übers Wochenende, aber Rainer war schliesslich sein Cousin. Er versteckte sie in seiner Innentasche, damit Marianne sie beim Herauskommen nicht gleich sah.

«Und sonst geht es?»

«Danke, man muss zufrieden sein!»

«Das ist eben nicht richtig, Heinz! Es muss vorwärts gehen; wenn die Menschen immer und zu jeder Zeit zufrieden gewesen wären mit dem, was sie vorfanden, dann lebten wir noch auf den Bäumen. Kein Feuer,

kein Rad, keine Maschinen, nichts wäre geschaffen worden – nichts hätte sich verändert in der Gesellschaft.»

«Ich wollte schon einmal mit dir reden, wegen der Schule, aber ihr werdet da auch nichts machen können?»

«Hast du dich in den Elternbeirat wählen lassen?»

Der Rainer, was dem einfiel! Heinz grinste belustigt. «Da wäre ich nicht drangekommen, den hat die CSU für sich gepachtet – die treiben nicht ab.»

Rainer lachte nicht über seinen Flax, meinte nachdenklich: «Auch die einfachen CSUler müssen ihre Kinder in diese Schule schicken, also wird man auch mit denen reden können. Wir Kommunisten können natürlich allein gar nichts machen. Aber trotzdem, schau einmal bei mir vorbei, dann können wir drüber reden.»

Diesmal kam Marianne schneller wieder. Rainer wollte auch ihr ein Flugblatt mitgeben, aber sie liess ihn noch muffiger abfahren, als zuvor den jungen Mann vorm Supermarkt. «Von euch schon gar nicht!»

Daheim halfen Erich und Helga sachkundig mit, die Vorräte in Kühl-schrank und Küchenkasten zu verstauen. Erich begehrte zu wissen, warum wieder nicht die bestellte Tafel Schokolade dabei sei, gleich unterstützt von Helga, die ähnliche Wünsche äusserte. Als Marianne die Qengelei zu lästig wurde, zog sie das geforderte Mitbringsel aus der Manteltasche. «Da, aber teilt es euch ein, wir haben nicht so viel Geld, dass ich euch jeden Tag eine kaufen kann! Die war eigentlich für morgen.»

«Immer das blöde Geld!» maulte Erich, dass Heinz ihn zurechtweisen musste. «In deinem Alter hab ich noch nicht einmal ein Taschengeld bekommen, Schokolade gab es nur auf dem schwarzen Markt!»

«Schwarzen Markt?» horchte der Bub auf. Nein, das würde er ihm nicht erklären können. «Den gibt es nicht mehr, seit der Währungsreform. Aber wascht euch dann die Hände, damit wir anschliessend essen können.»

Marianne, ein paar Jahre jünger, konnte sich auch nicht mehr an Einzelheiten in der düsteren Nachkriegszeit erinnern. Natürlich hatte auch Erich die Ohren dabei, als Heinz in seinem Gedächtnis kramte. «Danach war dann überall in den Läden wieder alles zu haben ...»

«Wirklich alles, Papa? Warum habt ihr uns dann keinen Spielplatz gekauft...»

Keine Experimente

«Schön, wirklich sehr schön», lobte der Berufsberater im Arbeitsamt die Zeichnungen, die ihm Willi Kühn zusammen mit dem ausgefüllten Karteibogen mitgebracht hatte, wie ihm vom Lehrer empfohlen worden war.

Willi wurde rot und stotterte – er stotterte immer etwas, wenn er aufgeregt war: «M-meinen's, dass i-ich dann Ret-huschör werden kann?»

Der Berufsberater nahm die Zeichnungen nochmal in die Hand. Er wusste, es würde kaum gehen, diesen Buben mit seinem Sprachfehler würde ihm kein Verlag abnehmen. Nein, er musste es ihm sagen, klaren Wein einschenken, damit er sich nicht unnütz Hoffnungen machte. Obwohl, für einen vierzehnjährigen Burschen ohne besondere Ausbildung waren diese Zeichnungen überdurchschnittlich – wenn er noch ein Jahr die Schulbank drücken würde, ginge es vielleicht. – «Sag' mal, in die neunte Klasse möchtest du nicht gehen? Die ist jetzt neu eingerichtet, ein Versuch, nur ganz wenige können da hingehen.»

Willi schüttelte den Kopf. Dachte dabei an die Mutter, die froh war, wann er auch einige Mark zum Haushaltgeld legen konnte. Seine Schwester war ausser Haus, Küchenhilfe in einer städtischen Klinik. Und sein Bruder brauchte auch noch ein Jahr, bis er von der Schule kam. «Also, dann sag' ich dir ehrlich, für einen Retuscheurlehrling wird kaum ein Lehrplatz frei sein. Was machen wir denn da? – Bist du gern in der Natur draussen?»

Willi nickte, um dem freundlichen Herrn einen Gefallen zu tun. Zu fast allem hätte er genickt.

«Wie wäre es dann mit Gärtner? Die Blume, die du hier gemalt hast, ist ganz genau und liebevoll beobachtet. Sag', willst du dir das einmal ansehen? Ich glaube sogar, bei der städtischen Friedhofsgärtnerei ist etwas offen, ich gebe dir einen Lauf zettel für den Vermittlungsschalter mit, wenn du willst.»

«D-danke, i-ich sch-hau es mir an», brachte Willi heraus. Aber daheim erzählte er seiner Mutter, was ihm über ein weiteres Schuljahr gesagt worden war, dass er vielleicht dann doch eine Lehre bekommen könnte, wo sein Zeichnen gefragt war.

«Hör mir auf damit. Du hast doch schon gehört, wie wenig Lehrstellen es gibt. Und das bei der Stadt ist was Sicheres. Ausserdem hast du dort ein Kantinenessen. – Und von dem Lehrgeld kannst du dir bis in einem Jahr ein Rad zusammensparen – da kämst du dann erst aus der Schule.»

Dieses letzte Argument überzeugte Willi. Neue Fahrräder kauften jetzt alle, die es sich leisten konnten, viele junge Burschen prunkten mit ihren Rennrädern, mit Gangschaltung, mit verchromten Felgen.

Also wurde er Gärtnerlehrling «in sicherer Stellung» am städtischen Friedhof. Eine gebückte Stellung war das vorwiegend, und Willi mochte bald nicht mehr sagen, dass sie ihm gefiel. Eigentlich machte er die Woche über nur die Handlangerdienste für einen Gärtner. Erde karren, Erde glatt rechen, alte Erde abfahren, Unkraut auszupfen, für den Gärtner Brotzeit holen. Und Bücken! «Aber Lehrjahre sind keine Herrenjahre!» hörte er von allen Seiten, von der Mutter, der Grossmutter und sogar von Tante Franziska, die im selben Haus wohnte.

Als er genug Geld für ein neues Fahrrad beisammenhatte, kaufte er sich aber keines, sondern Boxerstiefel und Handschuhe, Trommelte zweimal in der Woche seine Wut, über die er nicht reden konnte, in die Maisbirne. Seine Vereinskameraden stiegen mit ihm nicht gern in den Übungsring, weil er so verbissen dreinschlug. Der Trainer aber meinte, er sei ein Talent, und es könne noch was aus ihm werden.

Freiheit und Demokratie

Buttenhauser stand, seit er Witwer geworden war, nicht mehr hinter der Theke, er war in Ruhestand gegangen. Den «König Ludwig» bewirtschaftete nun ein jüngerer Wirt, ein ehemaliger Boxer. Mit einer Musikbox lockte er auch jüngere Gäste ins Lokal. Willi Kühn und Otto Haaser gehörten zu seinen Stammgästen. Sonst waren im Viertel kaum Kneipen, wo junge Leute hingehen konnten, weshalb seine Gaststube abends meist gut besetzt war, was den geringeren Verzehr der Jungen weitaus aufwog, so dass er auf seine Rechnung kam. Für die Jugendlichen war der neue «König-Ludwig»-Wirt ausserdem einer der wenigen Erwachsenen, der für sie da war, die anderen hatten zu tun, ihre Versäumnisse aus der zurückliegenden Mangelperiode aufzuholen. Dünnbier, Saccharinlimonade und Molkegetränke waren passé, in den Riesenzelten auf der Wies'n floss stammwürczelhaltiges Starkbier.

Beim Trachten- und Schützenzug zum Oktoberfest tönten blecherne Teerpappen-Beck-Märsche, aber das Blech an der Brust eines Tiroler Schützenhauptmanns, Ritter- und andere in der Nazizeit verliehene Kreuze, erregte noch bei vielen Münchnern erhebliches Missfallen – in der Bundesrepublik wurden überhaupt keine Orden getragen, die von Adenauer angestrebte Bundeswehr kam noch nicht aus den mit harter D-Mark ausgelegten Startlöchern. Die Tiroler bekamen diese Ablehnung auch in den überfüllten Bierzelten zu spüren, gereizt suchten sie sich deshalb ausserhalb der Wies'n eine Zapfstelle, die ihnen Bier lieferte, den Ärger hinunterzuspülen. Später konnte sich keiner mehr auf den Anlass besinnen, ob es dieser Ärger der in roten Trachtenfräcken dahermarschierenden Tiroler oder das geringschätzige Anstarren der Fremden von Otto Haaser gewesen war, was den folgenden Streit auslöste. «Schau nit so bläd, Amistrolch!»

Otto ging in Krepp schuhen, amerikanischen Nietenhosen und schwarzem Pullover, wie es gerade bei den Schwanthalerhöherburschen «hoch» war. «Habt's ihr da auch schon was zu reden?» Mehr brauchte es nicht, Otto spürte, wie ihm von dem gutgelandeten Tiroler Schützenschlag die Augenbraue platzte. Die uniforme Übermacht hetzte Otto in den «König Ludwig», wo er seine – eigentlich ebenso uniformen – Freunde wusste.

«Was ist, Otto?» – «Wer hat dir eine solche gegeben?» Ein Schwall Neugier empfing Otto drinnen. «Da draussen sind ein ganzer Haufen, die wollen mich schlagen!»

Ein geringerer Anstoss hätte schon ihre Zusammengehörigkeit geweckt, so etwas liess sie aufspringen und aus der Wirtschaft stürmen, ohne weitere Erklärungen von Otto abzuwarten. Willis schrundige Gärtnerfäuste wüteten in den Trachtenmännerhaufen hinein, andere brachten die weiten Federhüte zum Segeln, die Tulbeckstrasse sah eine Strassenschlacht wie seit den Jahren vor 33 nicht mehr. Aus den Fenstern feuerten die Bewohner «ihre» Burschen an, die erst abkühlten, als zwei der Rotfräcke stöhnend auf dem Pflaster liegen blieben. Die Sirene des Funkstreifenwagens schreckte sie schon wieder von ihren Coca-Cola-Flaschen und Biergläsern hoch – es war halt eine Rauferei gewesen. Einigen Burschen glückte die Flucht in den vom Wirt freundlich geöffneten Bierkeller, die restlichen blieben verlegen den Lederjackenpolizisten als «Täter» übrig, folgten ihnen ernüchert auf die Polizeiwache, unterschrieben gehorsam die ihnen vorgelesenen Protokolle, grinsten sich verhalten-aufmunternd gegenseitig zu, nahmen widerspruchslos die rauen Beschimpfungen der Polizisten hin – wären nicht die Kratzer, Beulen und Risse an ihren Gesichtern und Hän-

den gewesen, man hätte sie für wohlbehütete Knaben streng-rechtlich denkender Familien gehalten. Und ihre Familien, Väter oder Mütter zumindest, dachten auch nach dem Gesetz von oben und unten, was allen daheim nochmals entsprechende Schelte eintrug.

Aber ausführlich beredet wurde der Vorfall am Wies'n-Sonntag in den folgenden Wochen nur bei Emil im «König Ludwig». Rainer Zwing war dort seltener Gast. Doch unbekannt war er bei seinen Altersgenossen nicht, vielen war er als FDJler aufgefallen, aber diese Jugendgruppe gab es nicht mehr, beim «Münchner Ladenschlusskrieg» war sie nochmals in Erscheinung getreten, danach war deren Verbot streng überwacht worden.

«Rainer, du hast doch gegen die Wasserwerfer in der Neuhauserstrasse mitgemacht? Erzähl', wie war es denn, wie sie euch verhaftet haben!»

«Wir haben mitgeholfen, dass die Kaufhäuser nicht schon mittags zumachen, damit die Arbeiter, die im Betrieb bis zwölf Uhr arbeiten müssen, noch in Ruhe einkaufen können. Es waren auch eine Menge Leute auf den Strassen. Auf der Seite, in der Ettstrasse beim Polizeipräsidium sind die «Blauen» schon bereit gewesen; aber die Leute waren ruhig und sind nur so herumgelaufen. Dann hat einer, den kein Mensch gekannt hat, ein Schaufenster eingeworfen, und schon ist es losgegangen. Als die Polizei zu Fuss nicht durchgekommen ist bei dem Gedränge, kam der Wasserwerfer. Einige von uns sind in eine Ruine, die da noch steht, sind in den ersten Stock hinaufgeklettert. Da wollten sie uns dann auch herunterholen, aber wir haben Ziegelbrocken runterfallen lassen. Drunten haben sie gewartet, bis wir doch gekommen sind – wir hätten ja nicht ewig droben bleiben können. Dann haben sie uns die Ziegelbrocken mit fester Münze zurückgezahlt.»

«Habt ihr Prügel bekommen?»

«Es ging. Mit Gummiknüppel halt.» Rainer erinnerte sich nur schmerzhaft und ungerne daran. Aber sie wollten es genauer erfahren. «Haben sie euch gleich behalten? Spuck schon aus!»

«Nein, nicht gleich, wir haben wieder heimgehen können. Aber dann haben wir vom Jugendgericht Freizeitarrrest oder Haft bekommen, Cornelius.» Cornelius, das war die frühere Militärarrestanstalt an der Corneliusstrasse, die nun dem erzieherischen Zweck der Jugendstrafe dienstbar gemacht worden war. «Im Cornelius auf dem Klo schlafen» war ein Begriff, den die meisten Jugendlichen dem Hörensagen nach kannten.

«Landfriedensbruch!»

«Genauso heisst es jetzt auch bei uns. Aber sag', warum bist du eigentlich

da mitgegangen bei dieser Demonstration. Und warum haben sie euch die FDJ verboten?»

«Weil wir gegen die Bundeswehr sind. Habt ihr das nicht mitbekommen, wie im vorigen Jahr in Essen vor der Grugahalle der «Tag gegen die Remilitarisierung» stattfand? Da haben sie einen von uns erschossen, den Philipp Müller. Danach war plötzlich eine Pistole in seiner Tasche, und es hat geheissen, er sei ein Ost-Agent gewesen, aber das stimmt nicht, der hätte nie eine Waffe herumgetragen.»

Willi Kühn wusste auch etwas dazu. «Mein Vater arbeitet jetzt bei Messerschmitt. Er sagt, wenn es bei uns wieder ein Militär gibt, dann bekommen bei seiner Firma wieder viele Leute eine Arbeit. Jetzt brauchen sie da wenig, weil sie nur kleine Werkzeuge und Geräte herstellen – ich weiss es auch nicht so genau. Und, sagt mein Vater, Soldatsein hat noch keinem geschadet.»

«Will vielleicht von euch einer zum Barras?» fragt Rainer in die Runde und schaut jeden der Reihe nach ins Gesicht. Willi wird aufgeregt, fängt zu stottern an: «M-mir kommen n-nimmer d-hazu, bis es einmal ssoweit ist.»

«Was meint's ihr, was an einem Militär verdient wird? Nicht von uns. Schaut's doch zum Gummi-Metzeler hinaus, der hat im Krieg die Reifen für die Militärlastwagen geliefert. Wie der jetzt seinen Fabrikbau erweitert!»

Da mag keiner mehr mitreden, der Rainer wird ja recht haben, aber das ist Politik, und jeder weiss von zu Hause, dass man sich mit Politik besser nicht abgibt.

Willi war einer Anzeige und damit der Verhandlung vor dem Jugendgericht entgangen. Deshalb konnte er sich im folgenden Jahr die Jugendmeisterschaft im Fliegengewicht erboxen. Auch Otto kam mit einem blauen Auge davon. Seine Mutter konnte längst schon wieder ins Kaufhaus gehen, weil es genügend zu verkaufen gab. So brachte sie für Otto auch das Honorar für einen Anwalt zusammen, der ihm die Bewährung für seine vierwöchige Strafe heraushandelte.

Gleiches Recht für alle

«Unser Bestand an Kraftfahrzeug-Akten wird immer umfangreicher. Lieber Zwing, dafür brauchen wir einen zuverlässigen Mann, der den Überblick behält.» Arthur Zwing kannte sich inzwischen längst aus in den verschlungenen Instanzen des Zentralfinanzamts in München. In der Sonderabteilung für Treuhandbetriebe hatte er seinen Dienst begonnen, dann, als die Besitzer dieser von nicht durch die NS-Zeit belasteten Freunden verwalteten Firmen ihre mehr oder weniger entlastenden Spruchkammerbescheide in der Tasche hatten und diese Sonderabteilung überflüssig geworden war, landete er in der Erbschaftssteuerstelle. Sie war nun zu einem übergebührlichen Personalstand gewachsen, seit die wegen ihrer NSDAP-Zugehörigkeit in den ersten Besatzungsjahren entlassenen Beamten wieder an ihre Schreibtische zurückkehren konnten. Der Oberamtmann, der Arthur Zwing nun in die wenig beliebte KFZ-Steuer-Abteilung abstellen wollte, war auch so einer, den das 131er-Gesetz wieder in den Sattel gehoben hatte.

«Ich weiss nicht, ob ich gerade dafür der richtige bin.»

«Aber ganz sicher, mein Lieber, ganz sicher.» Der Oberamtmann war informiert, was dieser Zwing für ein «besonderer Fall» war. Deshalb musste er ihn überreden, einem anderen hätte er kurzerhand den dienstlichen Auftrag erteilen können. Ein unbequemer Zeitgenosse, dieser Zwing, ausserdem auch kein vertrauter Kollege von früher, also war es das Beste, ihm eine abseits gelegene Stelle einzuräumen, wo man von ihm keiner Störung gewärtig zu sein brauchte.

«Aber da wären doch auch die neueingestellten Kollegen...» Eben deretwegen! Aber darüber konnte man doch nicht reden mit ihm. «Sicher, aber die müssen sich erst einarbeiten, bevor man ihnen Verantwortung überträgt, finden Sie nicht auch? Also kann ich der Finanzdirektion Vorschlägen, dass Sie die Kfz-Steuer übernehmen?»

«Wenn Sie es für richtig finden, selbstverständlich.» Arthur Zwing folgte seinen in siebenundfünfzig Jahren erworbenen Gewohnheiten, er stimmte zu, wenn etwas von oben kam. Dass sein Sohn Rainer das noch nicht begreifen konnte, sich gar mit den Oberen anlegte, schob er auf dessen jugendliche Un-erfahrenheit – das würde sich mit den Jahren schon legen. Aber trotz allem, er würde sich mit ihm einmal ernsthaft unterhalten müssen, wenn ihn Rainer wieder besuchte. Er konnte zwar nicht mehr rückgängig machen, dass er von der Schule geflogen war, jetzt in die Fabrik gehen musste, aber wenigstens wollte er ihm den Kopf zurechtsetzen, künftig solche Dummheiten zu lassen.

Im Kleingarten, den sich nun Arthur Zwing zugelegt hatte, führten sie dieses Gespräch «von Mann zu Mann», der Vater hatte eigens eine Bowle dafür angesetzt. Nicht mehr so ruhig wie in früherer Zeit lagen die Parzellen der «Land in Sonne». Bauarbeiter mit lärmenden Strassenwalzen durchtrennten die Anlage, zogen das Betonband einer künftigen Autostrasse zwischen Blumenbeete und Obstbäumchen. Arthur Zwing wusste um die steigende Zahl der Neuzulassungen von Kraftfahrzeugen und fand sich damit ab, dass auch sein Gärtchen unter der Notwendigkeit, für das rollende Blech Platz zu schaffen, etwas in Mitleidenschaft gezogen wurde. Es musste eben den Erdbeeren vor dem Verzehr der Staub abgewaschen werden.

«Hör mir doch auf mit den Kommunisten! Schau doch rüber in die Ostzone, lass es dir von deiner Tante Martha erzählen, die ist herübergekommen. Da ist nur eine einzige Partei erlaubt, die kommunistische SED. Meinst du, da ist Freiheit!» Diese jungen Besserwisser! Geringschätzig, fast etwas mitleidig sah ihn Rainer an.

«Stimmt doch nicht, Papa, erstens gibt es in der DDR ausser der SED auch noch andere Parteien, die Christlichen Demokraten, die Liberalen und die Nationaldemokraten haben die ihre, ausserdem schicken die Massenorganisationen, die Bauern, Jugendlichen, Gewerkschaften und Frauen, sogar die Kulturschaffenden ihre Abgeordneten in den Staatsrat, in die Volksvertretungen. Und dann: Was ist Freiheit? Freiheit für was? Die müssen allein damit fertig werden, ohne amerikanische «Marshallplanhilfe», die keine Hilfe ist, weil sie irgendwann schon auf die Rechnung gesetzt wird.» Arthur Zwing wurde ärgerlich, über Politik wollte er nicht mit seinem Sohn diskutieren.

«Jedenfalls, du hast es ja gesehen, was es einbringt, sich in die Politik zu mischen. Noch dazu mit einer Partei, die jetzt verboten ist. Das brauchst du doch nicht, wenn du in der Arbeit tüchtig bist, bringst du es allein zu was. Du hast doch Verstand im Kopf, für dich musst du den verwenden.»

«Hast du es zu was gebracht, Papa?»

Verärgert über diese Respektlosigkeit gab Arthur Zwing keine Antwort mehr. Sinnlos, dachte er, der Sohn sei von solchen berufsmässigen Aufwieglern von drüben total verhetzt worden. Aber Rainer liess nun nicht locker, wenn er den Vater schon nicht überzeugen konnte, so wollte er ihm doch wenigstens zu denken geben.

«Wer sitzt denn jetzt, wo die Trümmer von den Arbeitern weggeräumt sind, wieder dick im Geschäft? Die Arbeiter vielleicht? Oder sind es nicht wieder die alten Bosse, die schon dem Hitler das Geld gegeben haben?»

«Jeder kann heute ein Geschäft anfangen – schau doch deine Mutter an.»

Rainer gab es auf. Hätte er dem Vater erzählen sollen, dass es mit Mutters in Heimarbeit hergestellten Miederwaren schon längst nicht mehr so gut lief; dass ihr grosse Textilfirmen mit feinerer Ware jeden einzelnen Laden, den sie beliefert hatte, streitig machten? Dann würde er wahrscheinlich sagen, dass Arbeiter eben vom Geschäft nichts verstünden, da habe man den Beweis.

Und da war noch einer in der Familie, der Rainer Zwing mit Ratschlägen für seine Zukunft versah, der alte Warz. Dem bereitete es Freude, wenn er vom Sohn seiner Stieftochter besucht wurde, selten besuchten ihn und Anni die eigenen Söhne, Fritz und Andreas. Der eine hielt sich wegen seines Lungenleidens, das ihm vom Krieg geblieben war, in einer Berghütte in den Alpen auf, wo er sich als Hüttenwart durchschlug, der andere hatte eine Versicherungsagentur in der Provinz übernommen und kam selten nach München. Dass er sich ein neues Auto zulegen konnte, bewies aber: Er hatte es zu Wohlstand gebracht. Warum ihn die Stieftöchter nicht öfter aufsuchten, darüber machte sich Anderl Warz keine Gedanken. Er war ohnehin immer beschäftigt, kassierte die Gewerkschaftsbeiträge von den Kollegen aus Kleinbetrieben ohne Betriebskassierung, und ausserdem war er noch Badewart im vereinseigenen Freibad. In Eigenleistung war das Bad entstanden auf dem Grundstück, das weit draussen am Stadtrand, beim Flughafen, den «Freien Wasserfreunden» von der Stadt überlassen worden war. Anderl war sehr stolz darauf, auch wenn ihm der weite Weg, zwei Stunden fast, nicht mehr so leicht fiel. Aber als Rentner hat man ja Zeit. Wenn ihn Rainer an den Samstagen im Freibad traf, konnte er es auch einrichten, dass ein anderer Vereinskamerad die Kasse am Eingang übernahm. Sein geliebtes Schachspiel stand dann schon spielbereit, wenn Rainer aus dem Becken stieg, und auch die Diskussion mit ihm sah er wie ein Schachspiel an. Mal ging ihr Streitgespräch, mal die Schachpartie mit einem Patt aus.

Eröffnung mit den Bauern. «Was letzte Mal deine Meinung über unser Grundgesetz war – da ist schon was dran. Dass Eigentum verpflichtet, das steht deshalb darin, weil damit eine friedliche Überleitung zum Sozialismus möglich gemacht werden soll.»

Rainer musste über den Versuch lächeln, ihm mit dem Läufer die Bewegungsfreiheit seines Damebauern zu nehmen. Das versuchte der Grossvater jedes Mal wieder. «Aber wer leitet über?» Rainer sicherte seinen bedrohten Bauern mit dem Springer, der wendigsten Figur des Spiels.

«Wenn die Leute erst einmal erkannt haben, um was es geht, werden sie den Sozialdemokraten die Mehrheit im Bundestag geben. Dann können wir damit anfangen.»

Rainer versuchte mit einem Läufer einen Gegenangriff. «Was tut die SPD aber, dass es die Leute merken?»

Rechtzeitig sah Anderl den Angriffszug seines Enkels. «In München haben wir mit dem Thomas Wimmer einen sehr populären Oberbürgermeister und auch eine Mehrheit im Stadtrat. Wenn wir auf dem Land verhalten auftreten, damit wir keine Wähler verprellen, kommen wir auch dort zu einer Mehrheit.» Anderl schuf sich eine Öffnung für seinen rechten Turm.

«Weil er bei der Wies'n der Spatenbrauerei das erste Bierfass anzapft, deshalb ist der OB Wimmer populär. In der Brauerei bestimmen die Besitzer, die Familie Sedlmayer. Und wann haben die Brauereiarbeiter mitzureden?» Rainer baute die Abwehrreihe seiner Bauern weiter aus.

«Ich bin auch in der Gewerkschaft, und die ist für Mitbestimmung.» Als alterfahrener Spieler entdeckte Anderl eine Lücke, durch die er dem mit jugendlichem Elan rasch und unüberlegt ziehenden Enkel in die Enge treiben würde.

«Ich hab' gelesen, dass schon 1947 die Vertreter der Ruhrkonzerne sowas angeboten haben, das Programm der CDU in Aalen 49 ging sogar noch weiter, da war von Enteignung die Rede.»

Der alte Warz musste sich aufs Spiel konzentrieren und brauchte deshalb lange für seinen nächsten Zug. «Das war eine andere Zeit, da hatte man noch keinen Überblick, was wird. Musste erst wieder alles aufgebaut werden.»

«Ja, auf gebaut ist nun. Und dieselben Leute, die 1947 die Arbeiter mitbestimmen lassen wollten, bei Kohle und Eisen, sagen jetzt, dass diese Mitbestimmung von den Gewerkschaften brutal erpresst worden ist zu einer Zeit, in der die ‚Staatsgewalt‘, die doch laut Grundgesetz vom Volke ausgeht, noch nicht gefestigt war. Also ist jetzt Staatsgewalt wieder Konzerngewalt?»

Anderl lockte mit einem Läufer, den er zum Schlagen vor Rainers Dame hinstellte. «Meinst du, das Grundgesetz muss abgeschafft werden?»

Rainer liess den Läufer in Ruhe, nahm dafür mit seinem Springer die Dame seines Grossvaters weg, freute sich darüber. «Die Sozialdemokraten im Bundestag haben schon für eine erste Änderung mitgestimmt, damit die Wiederbewaffnung eingeführt werden kann. Wenn nicht dagegen demonstriert worden wäre, hätte Franz-Josef Strauss sogar die im Krieg dezimierten Leute vom Jahr-

gang 22 geholt. – Wer also schützt das Grundgesetz?»

Anderl Warz gab die Partie auf. «Die Kommunisten können es auf jeden Fall nicht schützen, weil sie verboten sind. Mir kommt es langsam vor, wie wenn du nach den Kühns schlagen würdest. Aber lass es dir gesagt sein: Mit Radikalität ist gar nichts zu machen, friedlich wird es gehen, ganz von alleine.»

«Ich hab’ noch keine Maschine gesehen, die von alleine läuft. Hast du schon ein Perpetuum Mobile gesehen, Grossvater? Ich glaub, man muss schon anschieben.» Das letzte Wort musste der Rainer auch noch haben, – sein richtiger Grossvater hatte es auch einmal gehabt, fiel Anderl ein.

«Sicher ist sicher»

Schlesische Dialekte, ostpreussische, egerländische schwirren durch die Ausstellungshallen, die mit den in der Schwanthalerhöhe unbekanntem Landesfarben, viel Grün und bunten Wappen, herausgeputzt sind. Landsmannschaftstreffen der Heimatvertriebenen: Ein Bundesminister verspricht den in München versammelten Gästen, dass er und die Bundesregierung alles dafür tun würden, um ihnen die Rückkehr in ihre Heimat zu ermöglichen.

Rolf Stanka war dem Trubel der Veranstaltungen für einen Spaziergang in den umliegenden Strassen entwischt. Seine Eltern waren eigentlich nur hergekommen, um alte Bekannte aus dem kleinen Städtchen Lanz in Oberschlesien wiederzutreffen, aber er selbst hatte an die Zeit vor 1945 keine richtigen Erinnerungen mehr. Also machte er eine «taktische Absetzbewegung». Als Beamter auf Zeit beim Bundesgrenzschutz hatte er es gelernt, in solchen Begriffen zu denken. Seine «Geländeerkundung» führte ihn zu einer italienischen Eisdiele – sowas gab es nicht an seinem Garnisonsort. Der Platz hinter dem Eisbecher gab einen günstigen Beobachterstand auf die Mädchenbeine, die unter weitwippenden Petticoatröcken an der Verkaufstheke standen.

«Möchten Sie ihr Eis nicht mit mir zusammen schlecken!» lud er die Besitzerin dieser Weibeszier zu sich ein, erzielte bei der so angesprochenen auch gleich einen «Feldgewinn», weil sie nach anfänglichem Zögern den bereitgestellten Stuhl besetzte.

Hannelore Kühn gefiel dieser freche Bursche in der grünen Uniform. Nett fand sie es auch, dass er sie ihr Eis nicht bezahlen liess – so spendabel waren die Burschen im Viertel nicht. Als ausgebildete Verkäuferin blieb ihr auch soviel Taschengeld, dass sie sich ihr Eis selber zahlen konnte. Trotzdem, das beeindruckte sie schon, dass er darauf bestand, sie solle ihren Geldbeutel in der Tasche lassen.

«Sind Sie öfter hier?» wollte sie von ihm wissen, als sie zusammen hinausbummelten aus dem Viertel, einen weiten Bogen schlugen, auf Umwegen durch die Kleingärten und entlang der Bahnlinie zur Ausstellung.

«Manchmal schon – aber wenn ich frei habe, könnte ich ja öfter kommen», wagte er sich weiter vor.

«Wegen mir vielleicht?» wollte es Hannelore genau wissen.

«Könnte schon sein, oder?» Es gelang ihm nicht, die Stellung im ersten Anlauf zu nehmen. Aber als er seine Eltern auf keinen Fall länger auf sich warten lassen konnte, da liess er sich ihre Wohnung sagen und versprechen, dass sie sich wieder treffen würden.

Hannelore konnte sich nicht vorstellen, was ihre Mutter, fast ein halbes Jahr danach, gegen einen solchen Bräutigam einzuwenden hatte. Hannelore wäre nicht darauf gekommen, dass Maria Kühn an die Uniform denken musste, die ihr Gustl angezogen hatte, um dann nicht wiederzukommen.

«Schau, das ist doch der Grenzschutz, sowas ähnliches wie die Polizei. Was Sicheres ist das, wo einer nicht arbeitslos wird. Eine Dienstwohnung könnten wir auch bekommen, aber weil seine Eltern doch Flüchtlinge sind, kriegt er auch eine Wohnung über den Lastenausgleich. Aber das Ehedarlehen vom Bund werden wir nehmen, damit wir uns gleich richtig einrichten können.»

«Mag alles sein. Aber wenn es doch einmal Krieg gibt, ist dein Rolf vorne dran, an der Grenze. Ich weiss nicht recht...» Hannelore wusste: «Es darf eben keinen Krieg geben!»

Nur Rainer hätte von der ganzen Verwandtschaft mehr dazu gewusst. Dass ein Innenminister, der wegen einer Telefonabhörraffäre «am Rande des Grundgesetzes, auf dem er mit beiden Beinen stand» den Spitznahmen «Horcherl» bekommen hatte, dass der an einem Gesetzentwurf bastelte, der vorsah, dass der Bundesgrenzschutz bei «inneren Unruhen», bei Streiks zum Beispiel, auch im inneren Lande eingesetzt werden könne. Wenn Rainer Zwing aber über solche Zusammenhänge aufklären wollte, Flugblätter verteilte, dann nahmen sie die Angesprochenen nur lustlos entgegen. Politik war ein schmutziges Geschäft, sagten die Leute, wer wollte sich da schon die Hände schmutzig machen?

«Krieg könnte es nur geben, wenn wir versuchen, den Tschechen und Polen das Land wieder wegzunehmen, das wir nach dem Krieg verloren haben», gab Maria Kühn ihrer Tochter zu. Sie hatte in Schlesien nie Land besessen, auch hier nicht.

Es wurde eine glanzvolle, eine aufwendige Hochzeit, die Rolf und Hannelore feiern konnten. Hannelores Tanten, Sophie, Betty und Minna, konnten sich nicht erinnern, dass in der Kühnfamilie schon einmal so grosszügig zu einem Hochzeitsessen geladen worden war. Das kam eben vom «Wirtschaftswunder».

Jedem seine Chance

Lilli war eine gewichtige Portion Frau; als Willi Kühn sie als Bedienung kennenlernte, war sie ganz der Typ einer gestandenen Bierhebe, trotz ihrer Jugend und trotz ihrer aus dem Egerland stammenden Eltern. Eigentlich wäre sie für den Fliegengewichtler Willi einige Gewichtsklassen zu schwer, bemängelten die Freunde, aber nur Otto durfte es ihm ins Gesicht sagen, ohne eine handfeste Abreibung befürchten zu müssen. Willi hatte an der schwarzhaarigen, immer lustigen Lilli, wie man so sagt, «einen Affen gefressen». Dass sein Vater, Witschi Kühn, zum zweiten Mal schon geschieden war, dass auch Tante Franziska, die im selben Haus wohnte, ihre drei Kinder allein grossziehen musste, hinderte Willi nicht, als es soweit war, ebenfalls zum Standesamt zu gehen. Als dritte aus der Kühnverwandtschaft bewohnte im selben Haus auch noch die Grossmutter, Fränzi Kühn, eine Mansardenwohnung unterm Dach. Weil sie sich mit dem Hausbesitzer gut stand, bekam Willi noch ein Zimmer in einer nach dem Krieg unterteilten Wohnung, und er teilte dieses Zimmer mit einem Vorhang gleich weiter in einen Wohn-Schlafteil und eine Kochecke. Modern richteten sich Willi und Lilli ein, wie es die Prospekte der Möbelversandhäuser vorschrieben. Willi verfügte über ausreichend Geschmack, so dass die Wohnecke mit kombiniertem Geschirr- und Kleiderschrank, den Polstermöbeln und dem auszieh- und in der Höhe verstellbaren Tisch nicht ungemütlich wurde. Die Raten waren zu schaffen, weil Lilli nach dem Kind wieder in die Wirtschaft zum Bedienen ging. Auch hatten sie die Aussicht, entweder vom Wohnungsamt oder bei der Genossenschaft, bei der sie sich vormerken liessen, in absehbarer Frist zu einer ausreichenden Wohnung zu kommen. Das Boxen gab Willi

auf, es brachte nichts ein, was man in Mark und Pfennig in die Haushaltskasse legen konnte. Natürlich waren bei dieser Enge kleinere Reibereien nicht zu vermeiden, aber sie konnten nicht allzu laut ausgetragen werden, weil ja hinter dem Vorhang der Säugling schlief, der sonst davon wach wurde. Ausnahmsweise nahm auch die Grossmutter den kleinen Buben mit in den vierten Stock hinauf, wenn zum Beispiel Willi seine Jugendfreunde einlud, damit die einen Vorgeschmack auf die eigenen vier Wände mitnehmen konnten.

Fränzi Kühn betreute auch einmal ihre Enkel Renate und Willi Kraus, die beide schon Schulkinder waren und deshalb weniger Umstände erforderten wie der Urenkel. Fränzi brauchte nur dabeisitzen, wenn der Achtjährige und die Zehnjährige in der Wohnung spielten, Legohäuser mit Garagen errichteten, das Fernsehprogramm verfolgten. Das Fernsehgerät, das teure Stück, musste Fränzi einschalten, die Kinder aber kannten sich an ihm schon besser aus als die Grossmutter. An einem nebligen Samstagnachmittag, eine Woche vor Weihnachten, war Franziska mit der ältesten Tochter, Elfriede, in die Innenstadt unterwegs, um noch die letzten Weihnachtส์überraschungen für die Kinder einzukaufen, Kleinigkeiten nur noch, die Spielzeugeisenbahn lag schon im Kleiderschrank versteckt.

Fränzi beschlich ein ungutes Gefühl, als die Radionachricht gesendet wurde, es blieb da und wuchs sich zu einem drohenden Ungeheuer aus, als Franziska und Elfriede eine Stunde über die vereinbarte Rückkunft hinaus noch nicht wieder da waren: Eine englische Sondermaschine, besetzt mit zwanzig Studenten, die Weihnachten zu Hause verbringen wollten, war am Flughafen Riem gestartet und beim Überfliegen der Stadt mit einer Tragfläche an das Kreuz der Paulskirche am Rande der Wies'n gestossen. Der Rundfunksprecher berichtete mit bebender Stimme, wie das Flugzeug beim Aufschlag auf dem Boden explodiert sei und sich ein Flammenmeer über die ganze Strassenbreite gewälzt habe. Eine Strassenbahn der Linie neun habe im Moment des Absturzes an der Haltestelle, unterhalb der Hackerbrauerei gestanden, dem Triebwagen sei das Wegfahren aus dem brennenden Inferno noch gelungen, der Anhänger mit einer noch unbekanntem Zahl von Fahrgästen aber stünde noch immer als Brandfackel inmitten der Unglückstelle.

Die Linie neun? Die Linie, mit der die Schwanthalerhöhe ans Zentrum angebunden war? Ob Franziska und Elfriede? Als die frühe Abenddämmerung den Ausblick aus dem Fenster noch düsterer verschattete, trieb sie ihre Unrast, ihre Enkel ausgefertigt zu machen. Die Sorge um ihre Tochter zog sie zur Revierwache der Polizei. Hochbetrieb herrschte dort, als sie hinkam, und die Beamten zerstreuten die Ängste der vielen Frager, die sich um Angehörige erkun-

digten, die unüblich lang ausblieben. «Wir wissen noch nichts Genaues, aber es waren nur wenige Fahrgäste in dem Anhänger. Wenn Sie morgen früh vorbeikommen, haben wir Einzelheiten. Aber wahrscheinlich sind Ihre Vermissten bis dahin schon heimgekommen. Durch das Unglück sind die Fahrdrähte der Trambahnen unterbrochen, so dass es Verzögerungen gibt. Die Leute, die in der Stadt beim Einkaufen waren, werden vielleicht auch um die Unglücksstelle herumstehen und zuschauen.»

Zuschauen? Was Beruhigung sein sollte, brachte die alten Beine Fränzi in schreckgejagte Eile. Der Unglücksort, mit Seilen in weitem Bogen abgesperrt, war umstanden von vielen Hunderten sensationsgierigen Schaulustigen, die nur widerwillig den an- und abfahrenden Polizei- und Feuerwehrwägen die Lücke zur Durchfahrt liessen. Die meisten Herumstehenden trugen Papiertaschen und Pakete, auf denen Firmenaufdrucke der Kaufhäuser «Fröhliche Weihnachten!» wünschten.

Fränzi kehrte mit den Kindern an der Hand um, bevor sie noch mehr zu sehen bekommen hatte als diese starrende Menge. Nach einer schlaflosen Nacht erlangte sie bei ihrem zweiten Vorsprechen auf dem Polizeirevier die Gewissheit ihrer Ahnungen. Das silberne Kettchen mit dem Herz hatte Elfriede, ihrer älteren Enkeltochter, gehört, der Ring Franziska. Noch nicht die Fassung verlieren! Sie musste es doch den Kindern, Willi und Renate, beibringen, so schonungsvoll, wie es ihr als Grossmutter anstand.

Der neue Oberbürgermeister von München, Dr. Vogel, der erst in diesem Jahr seinen bierschlegel- und zapfhahnkundigen Vorgänger Thomas Wimmer abgelöst hatte, sprach bei der Trauerfeier an den Särgen der Opfer des Flugzeugabsturzes. Dr. Vogel forderte auch, dass nun endlich der Flughafen aus dem stadtnahen Bereich verlegt werden müsse in eine Gegend, die weniger Gefahr für auf engem Raum zusammenlebende Menschen in sich berge. Sinnemäss dasselbe hatten schon lange zuvor die durch den Flugzeuglärm gestörten Bewohner der östlichen Stadtteile und Gemeinden gefordert, auch das konnte man jetzt den Illustrierten und Zeitungen entnehmen, die in den folgenden Wochen ausführliche Berichte über das «Tragische Geschehen vom 17. Dezember 1960 in München» brachten.

Besonders der beiden zu Waisen gewordenen Kraus-Kinder bemächtigte sich die Presse. Die Fotos von Willi und Renate, von der Grossmutter Fränzi wurden für einige Tage in der gesamten Bundesrepublik bekannt. Willi Kühn, geübter als Fränzi, musste es übernehmen, seinem kleinen Cousin an die Hand zu gehen beim Verfassen der Dankbriefe für die als Weihnachtsgeschenke und zugleich als Beileidsgaben die kleine Wohnung überflutenden Pakete. Von ei-

nem Versandkaufhaus erreichte sie der mehrhundertseitige Katalog und das Angebot, sich eine komplette Kleidungsausstattung kostenlos auszusuchen, dazu noch ein Tausendmark-Scheck, sowie ein persönlicher Brief des Versandhausinhabers.

«Es gehört sich einfach, dass man so einem Mann einen längeren Brief schreibt», bestand Willi Kühn gegenüber dem unlustigen Buben darauf, dass er die richtigen Worte des Dankes mit seiner noch ungeübten Kinderhand hinschrieb.

Im Frühjahrskatalog des Kaufhauses war dann das Bild und der Brief von Willi Kraus abgedruckt, zusammen mit einer Aufnahme der trümmerübersäten Unglücksstelle. Auf die vorletzte Seite hatte man diesen Bericht gesetzt. So lernten die Kaufhauskunden das hohe Sozialgefühl des Inhabers kennen.

Wer in der folgenden Zeit für die Waisen aufkommen würde, war noch ungewiss, vorläufig minderte die Beschäftigung mit ihnen Fränzis Grübeln über den Verlust der Tochter. Willi Kühn blieben noch viele Briefe zu schreiben, das ihm bisher unbekannte «Amt für Bestattungskosten» brauchte zur weiteren Erledigung der Formalitäten ausführliche Angaben über die Familienverhältnisse seiner Cousine und seines Cousins. Dazu kam seine eigene Angelegenheit. Nicht zuletzt durch den aktuellen Anstoss gab ihm die Genossenschaftsverwaltung eine Wohnung, in die er umzog, als das öffentliche Interesse an den Kraus-Kindern bereits erheblich im Schwinden war.

Mehr Demokratie wagen

Jedes Jahr zu Ostern zog ein Häuflein Leute mit Transparenten durch Wald- und Wiesenwege, auf Umwegen durch die Vororte nach München herein, auch hier auf Nebenstrassen geleitet, aus verkehrstechnischen Gründen, so dass nur wenige Mitbürger die Parolen gegen Atomrüstung und Notstandsgesetze zu sehen bekamen.

Willi Kühn hatte auch anderes zu tun, als sich darum zu kümmern. Aus seinem Fernseher bekam er die Anregungen, wie er seine endlich erlangte Wohnung einrichten konnte. Das Geld dazu verschaffte ihm sein Zeichentalent, das er nach Feierabend und an den Wochenenden dazu einträglich nützte; er führte die Bemalung von kahlen Gaststättenwänden mit modernen Leuchtfarbenbildern von Wolkenkratzern und ähnlichem aus, übte sich darin und genoss bald

bei Auftraggebern derartiger Kunstwerke einen beachtlichen Ruf. Lilli trug das ihre bei, wenn sie, nachdem sie den Kleinen ins Bett gesteckt hatte, in das schwarze Kleid einer Kellnerin schlüpfte. In den 60er Jahren wurde es üblich, dass Gaststättenbesucher reichliche Trinkgelder gaben, – man war schliesslich wer und konnte es sich leisten.

Wenn Willi früh genug heimkam von seiner «zweiten Schicht», holte er, selten genug, Lilli von ihrer Nachtarbeit ab. Obwohl sie ihm schon öfter geraten hatte, «das brauchst du nicht, leg dich ruhig ins Bett, bis ich komme», wurde er wieder einmal unruhig, als Lilli eine halbe Stunde nach ihrer Dienstzeit nicht daheim war – in den Zeitungen las man immer häufiger von nächtlichen Überfällen auf alleingehende Frauen. Besonders ausländische Arbeiter, von denen eine Menge in der Gummifabrik beschäftigt waren, in der Schwanthalerhöhe in ausgedienten Dreiquartelpriwatiershäusern einquartiert, hineingepfercht waren, erschienen Willi Kühn besonders verdächtig für solche Übergriffe. Wenn ihn auch sonst nichts kümmerte, was die Regierung von oben verordnete – die war doch dafür da –, dass sie diese Ausländer hereinliess, ärgerte ihn, obwohl er selbst bisher nicht mit solchen bei der städtischen Gärtnerei zusammenarbeitete.

Lilli fand bei allem Überlegen keine Erinnerung in ihrem Gedächtnis, dass Willi einmal so angestrengt freundlich mit ihr gewesen war wie der italienische Koch, den der Wirt eingestellt hatte, nachdem drei Wochen lang sich kein deutscher Koch auf sein Inserat meldete. Überhaupt ging ihr schon seit Langem die offen gezeigte Zuneigung ihres Mannes ab. Seit er sich das Auto gekauft hatte, rannte er fast jeden Abend zu seiner Schwarzarbeit, wenn er aber zu Hause blieb, war er zu müde für alles.

Als Willi hinkam, verbreitete das Brauereitransparent über dem Haupteingang schon kein Licht mehr, auch die Gastzimmerfenster waren dunkel. Aber die beiden hellen Flecke in der Finsternis, die sich am Nebeneingang bewegten, waren Gesichter, das von Lilli und einem Mann. Der italienische Koch wurde von dem Schlag in die Nierengegend so überrascht, dass er auch den weiteren Schlägen keine Abwehr entgegensetzte. Lilli lief entsetzt davon, heim in die Wohnung zum Kind. Eigentlich wollte sie doch nichts mit Italienern anfangen, nur so eben. Aber sie fand sich damit ab, dass Willi zu einem Anwalt lief, nach dem mit Rücksicht auf die Nachbarn leise geführten Streit, der darum kaum weniger schrecklich war. Geflüsterte Beschimpfungen sind noch eindringlicher. Dass sie ihr Kind bei ihm lassen musste, weil der Scheidungsrichter sie als schlechte Mutter einordnete, auch das Überstand sie – was wusste so ein Richter!

Als, nicht viel später, die Stadtgärtnerei einige griechische Gärtner als «Gastarbeiter» einstellte, bemühte sich Willi um eine andere Arbeitsstelle und fand sie auch als Kraftfahrer bei einem Möbelhaus. Und eine andere Frau fand er auch, eine, die seine Ablehnung der «Katzelmacher» teilte.

Auch Rosa Haaser bekam Ärger mit den fremden Gästen, die von der Industrie zum Arbeiten ins Land geholt wurden. Ganz allein wohnte sie in dem schmutzig-verfallenen Bau, seit die Frankl Marie gestorben war, Otto geheiratet hatte und ausgezogen war. Der Besitzer dieser Wohnruine war nun ein Grossgaststätten-Ring, plante einen Hotelneubau auf dem Grundstück und liess die Mietshäuser durch ein ausländisches Küchenpersonal «leerwohnen», indem in jedes bisher von einer deutschen Familie benützte Halbstockwerk mindestens fünfzehn «arbeitende Gäste» kamen. Wenn bei den deutschen Restmietern diese Gastfreundschaft ihres Hausbesitzers beklemmende Gefühle auslöste, folgten sie rascher den ins Haus geschickten Kündigungsschreiben. Rosa Haaser traf einmal ihren Neffen Rainer, klagte ihm die Zustände in den angrenzenden Wohnungen – aber was er ihr vorschlug, konnte sie nicht akzeptieren.

«Wir fordern für die Schwanthalerhöhe eine Viertelsanierung von der Stadt. Mit einem Protestmarsch wollen wir zum Rathaus hinein, auf unsere Probleme aufmerksam machen. Gehst du auch mit?»

«Demonstrieren? Das kann ich mir nicht leisten – wenn mich jemand aus dem Betrieb sieht. Die sagen dann, die Haaserin ist auf ihre alten Tage noch radikal geworden und läuft mit den Studenten.»

«Aber auf die Unterschriftenliste könntest du dich wenigstens setzen?» «Nein, lieber nicht!»

Es waren nicht nur Studenten gewesen bei den grossen Demonstrationen in den vorangegangenen Jahren, den «heissen Sommern», wie sie in den Zeitungen von ausgekochten Journalisten genannt wurden. Für den Frieden im fernen Vietnam, gegen eine hirnerweichende Billigzeitung, das hatte auch Rosa Haaser mitbekommen, mit ihren Kolleginnen hinter dem Ladentisch beredet. Weil die in eben dieser Zeitung, die von den Demonstranten angegriffen worden war, gelesen hatten, dass diese radikalen Haufen auf den Strassen Feinde der Demokratie seien, waren sie dagegen, und Rosa übernahm die Meinung der Mehrheit. – So zog eben auch Rosa Haaser an den Stadtrand. Dass einmal die Schwanthalerhöhe der Stadtrand gewesen war, darüber machte sie sich keine Gedanken. Wenn nach der Olympiade einmal die S-Bahn fahren würde, dann war der Weg zur Arbeit nicht erheblich mehr zeitraubend als zu Fuss von der altvertrauten Umgebung ins Zentrum.

Arthur Zwing schrieb seinem Bruder, er wolle ihn noch einmal sehen. Mit den üblichen Geburtstags- und Neujahrskarten war die Verbindung zu den Karl-Marx-Städtern nicht abgerissen, sein Bruder Felix war nun auch Rentner, sollte ihn besuchen. Für diesen Besuch traf Arthur umfangreiche Vorbereitungen; die Tapeten liess er erneuern, die Böden mit neuem Linoleum belegen, und sogar einen neuen Kühlschrank schaffte er sich an, weil der alte eine Reparatur nicht mehr lohnte. Sein Bruder und die Schwägerin sollten sehen, dass er ein reichliches Auskommen hatte, das ihm auch zustand, «für ein Leben lang, weil er dem Staat treu gedient hatte», wie er nun gerne renommierte. Trotzdem sollte man diesem Staat nichts schenken, meinte er, und begleitete seine Gäste am Tag nach ihrer Ankunft zum Sozialamt, um das «Ostbesuchergeld» in Empfang zu nehmen.

«Sie sind beide aus der Ostzone», erkundigte sich der Sachbearbeiter geschäftig, und Arthur wunderte sich, dass ihn sein Bruder selbstbewusst mit «aus der Deutschen Demokratischen Republik» korrigierte.

Mager, schlecht gekleidet hatte er seinen Bruder erwartet, aber der versicherte ihm, dass auch er sein Auskommen habe, sein solider Anzug und das Kleid der Schwägerin, nicht eben modisch, aber auch nicht schäbig wie die der Sozialrentnerinnen auf dem Korridor, bestätigten das. Zufrieden vermerkte Arthur dann aber auf dem ausgedehnten Schaufensterbummel durch die Innenstadt, wie Felix zugestehen musste, dass einiges, was hier zu sehen war, «drüben» nicht zu kaufen wäre. «Aber unsere Enkel werden auch gross, ohne dass sie ständig Apfelsinen und Bananen haben.» – Vielleicht trauten sich seine Verwandten nicht einmal hier, offen über alles zu reden, vermutete Arthur.

Es kam ihm wenig gelegen, dass sie dann ausgerechnet Rainer mit seinem plakatierten Informationsstand am Gollierplatz trafen, aber seinen Sohn wollte er dem Bruder doch vorstellen. «Es könnte uns allen wesentlich besser gehn!» gab der zweideutig heraus, als er anständig nach seinem Befinden gefragt wurde. Aber Felix schien es nichts auszumachen, vielmehr verstand er sich auf Anhieb mit seinem bisher nicht bekannten Neffen. «Warum macht ihr denn das hier, warum wendet ihr euch nicht an euren Bezirksabgeordneten?» erkundigte sich der Gast. «Gegen Mietwucher, für menschliche Stadtplanung, Kampf den Spekulanten!» war mit grossen Buchstaben auf das Plakat gemalt.

«Weil sich unsere Abgeordneten nicht hier im Viertel sehen lassen, es sei denn einmal kurz vor einer Wahl.»

«Bei uns ist es auch so, da stellen sich die Kandidaten vor und lassen sich von der Bevölkerung ausfragen, was sie nach ihrer Wahl bevorzugt vertreten werden, diskutieren es mit den Leuten. Dann kann man sie beim Wort nehmen,

wenn sie sich danach nicht daranhalten würden – aber sie halten sich schon daran.»

«Bei uns ist es eben nicht so, aber vielleicht wird es einmal so sein.» – So einen Unsinn verbreitet Rainer, ärgerte sich Arthur, noch dazu gegenüber Gästen aus der DDR. Dürfte bei denen vielleicht so eine radikale Rechtspartei wie die neofaschistische NPD so frei auftreten wie die hier neu zugelassene DKP? Er hatte Mühe, in den nächsten Tagen Felix und seine Schwägerin davon abzubringen, dass in der Bundesrepublik etwas im argen liegen könnte. Er liess ihn sich schon was kosten, diesen Besuch aus dem unfreien Deutschland, und sparte weder an Butter noch an Bohnenkaffee. Dass sich die trotzdem über alles mögliche, was einen alten Menschen eigentlich gar nicht interessiert, erkundigten, machte ihn ärgerlich. Er brauchte keine Schule, keine Kindergärten, der Spielplatz auf dem Hof war ihm sowieso immer zu laut gewesen – seltsam hatte sich sein Bruder verändert! Arthur Zwing schob diesen Unterschied zwischen ihm und seinem Bruder auch darauf, dass er «halt schon Münchner» geworden war. Aber war nicht sein Sohn eigentlich noch mehr Münchner! Konnte es daran liegen? Jedenfalls war er erleichtert, als seine Verwandten wieder abreist waren.

«Geh' mit den Kindern noch wohin, damit ich in Ruhe kochen und aufräumen kann», schickte Marianne Heinz weg. Da er noch zögerte, verlieh sie ihrem Wunsch Nachdruck mit der Übertreibung der gehetzten Nachfeierabend-Hausfrau: «Schau dir doch die Fensterbretter an, da liegt meterhoch der Russ. Morgen ist Samstag, da will ich wieder einmal hinaus, drum muss ich jetzt zu Haus Ordnung schaffen.»

Sie schaffte, und Heinz ging mit den Kindern auf die Katzmairwiese. Wohin sonst, das war der einzige grüne Fleck im ganzen Viertel, die Wies'n eingeschlossen, auf der das Gras zwischen den Betonpisten der Oktoberfeststrassen und Parkplätze so mager und giftig wuchs, dass es gerade noch reichen würde, eine Kuh zu vergiften, wenn es noch Kühe in der Stadt gäbe. So mussten sich also Hunde und Kinder der Schwanthalerhöhe den Fleck von baumumstandenen Rasen teilen, zwischen dem Industriegleisanschluss, Lagern, der Gummifabrik und dem Fabrikbau, aus dessen Schloten diese Idylle mit Russ versorgt wurde, der den Sand im Spielplatz in einem Jahr dunkel färbte wie die Fensterrahmen daheim.

Einige Bänke luden auch ältere Spaziergänger dazu ein, ihren Rundgang zu unterbrechen, dem Nachwuchs aus dem Viertel beim Turnen an den beiden eisernen Klettergerüsten zuzuschauen, deren abgeschabte Farben den Rost durchliessen.

«Macht euch nicht zu schmutzig!»

«Nein, nein», versicherten Erich und Helga, obwohl es doch nicht zu vermeiden war. – Ob es in den neuen Siedlungen am Stadtrand besser war? Besser vielleicht nicht, aber neuer.

«Das ist heute noch ein schöner Herbstabend», begann der alte Herr neben Heinz auf der Bank das Gespräch. «Wird bald vorbei sein mit der Sonne.»

«Da haben Sie recht, Herr Nachbar», gab Heinz eintönig zurück, räkelte sich zurecht und holte seine Zigaretten heraus, hielt sie dem Alten hin. «Auch eine?»

«Danke, ich vertrag es nicht mehr.» Dann, als Heinz den Rauch von sich blies: «Ich rauche am mittleren Ring mit.» Er lachte lautlos vor sich hin.

«Der Rauch von der Fabrik ist schlimmer», ging Heinz darauf ein, und der Alte stimmte mit Kopfnicken zu.

«Ich kann mich erinnern, dass wir schon 1922 oder noch früher verlangt haben, dass die Fabrikabgase erst gereinigt werden, bevor sie zum Kamin herauskommen. Weil es geheissen hat, dass es nicht zu machen geht, haben wir die Verlegung des ganzen Werkes an den Stadtrand verlangt. Über fünfzig Jahre ist das her, und noch ist nichts passiert – Asthma und die Schwindsucht haben viele bekommen, aber die Fabrik ist gewachsen.»

«Inzwischen weiss man, dass Umweltschutz wichtig ist, man kann es immer wieder lesen.»

Der alte Herr winkte ab. «Ja, kann sein, deshalb werden wir ‚heimatvertrieben‘, so ist das auch zu lösen. Es soll Pläne geben, dass die Werksanlagen über die beiden Strassen herüber bis zur Bahn ausgedehnt werden. Dann muss das Altenheim und die katholische Kindertagesstätte verschwinden. Abgerissen wird, damit was Neues Platz hat.»

Heinz zweifelte. War das einer der alten Nörgler? Eigentlich war weder sein Ton noch sein Aussehen so. «Das Altersheim steht doch höchstens erst zehn oder fünfzehn Jahre. Sowas lässt die Stadt nicht zu.»

«Junger Mann» – Heinz schätzte es nicht, wenn jemand ihn so gönnerhaft mit junger Mann ansprach, bei diesem Alten aber duldete er es, weil ihm der irgendwie Respekt abnötigte mit seiner Art, gelassen und ohne Pathos oder leerem Geschimpfe über die Dinge zu sprechen. – «Sehen Sie, vor etwas über einem halben Jahr hat ein Chemiekonzern diese Reifenfabrik seinem Imperium angegliedert. Die brauchen nicht bei der Stadt nachfragen, wenn sie etwas unternehmen. Auch bis ins

Ausland reichen deren Verflechtungen, wie ein Polyp legen die ihre Fangarme um die Welt, und keiner ist da, der sie kontrolliert.»

Heinz Zwing schluckte noch an der ersten Mitteilung, zerkaute sie mit kräftigen, zornigen Bissen auf seiner Zunge. «Bis zur Bahn sagen Sie? Dann wäre ja auch dieser Spielplatz und die Wiese verschwunden. Da muss man sich doch dagegen wehren können?»

Der alte Mann nickte wieder. Er liess mit seiner Entgegnung auf sich warten. Dann sah er auch noch zu den spielenden Kindern hinüber. «Nette Kinder, schade, dass ihnen von den Eltern nur ein Schrotthaufen hinterlassen wird. Sie sind doch auch Autofahrer?»

Heinz schüttelte den Kopf. «Kinder oder Auto!»

«Gegen Autos ist nichts zu sagen, wenn man eines braucht. Was ich zum Wehren noch sagen wollte. In meiner Jugend hat man gemeint, es ist schon soweit, sogar weiter. Da haben wir es versucht, viele waren wir, aber doch zuwenig und nicht einig genug. Schauen Sie sich die Fabrik da drüben an, die war damals noch nicht halb so gross, dabei ist das, wie erwähnt, nur das wenigste, was zu sehen ist. Wenn da einer mit dem Wehren anfängt, muss er sich auf lange einrichten, allein braucht er gar nicht anfangen. Verstanden?»

Nicht ganz, aber den alten Mann konnte er nicht mehr fragen, der stand auf und verabschiedete sich mit einem freundlichen Wink zu den Kindern hin.

Warum der nur in Andeutungen gesprochen hatte? Was mochte den zu einer so vorsichtigen Redeweise gebracht haben? Unwillkürlich fiel ihm sein Cousin Rainer ein. Aber der sagte sinngemäss das gleiche, doch ungestümer, direkter. Wenn sie diese Wiese angriffen, den einzigen Platz für die Kinder – dann würde er einmal mit dem Rainer darüber reden. Aber war es dann nicht zu spät? War nicht jetzt die Zeit zum Aufstehn?

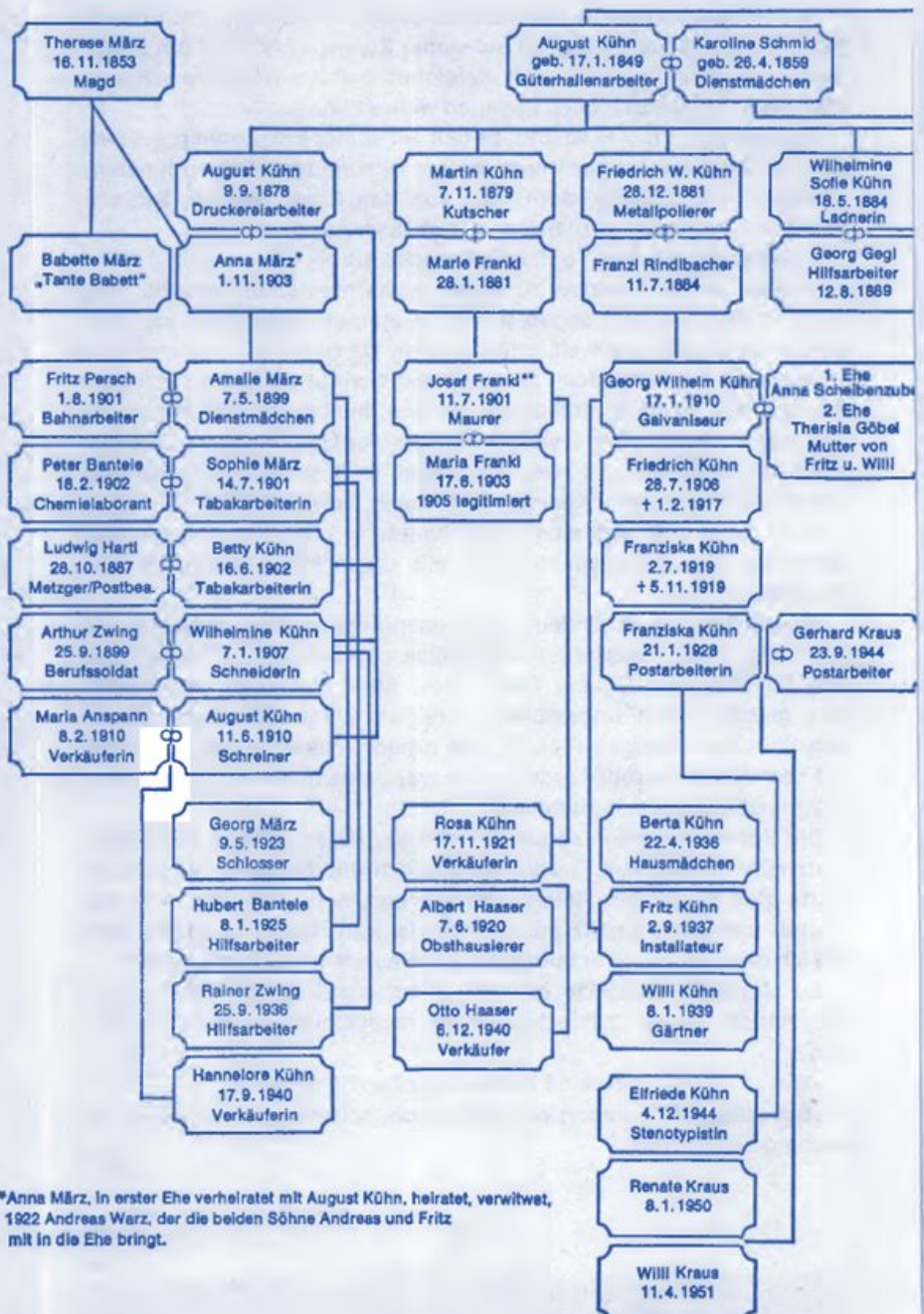
Die Sonne stand nun so schräg, dass der Baumschatten den Spielplatz kühl werden liess. Darum rief er Erich und Helga zu sich, heimwärts ging es wieder. Heim? Wie war das, hat einer, der nicht mit Grund- und Bodenbesitz ausgestattet ist, ein Recht, zu sagen, «Da bin ich daheim», kann er mitreden, wenn es um seine Stadt geht?

Zu Marianne bemerkte er ganz selbstverständlich: «Mir ist was aufgefallen. Morgen früh schau ich, ob mein Cousin irgendwo zu finden ist.»

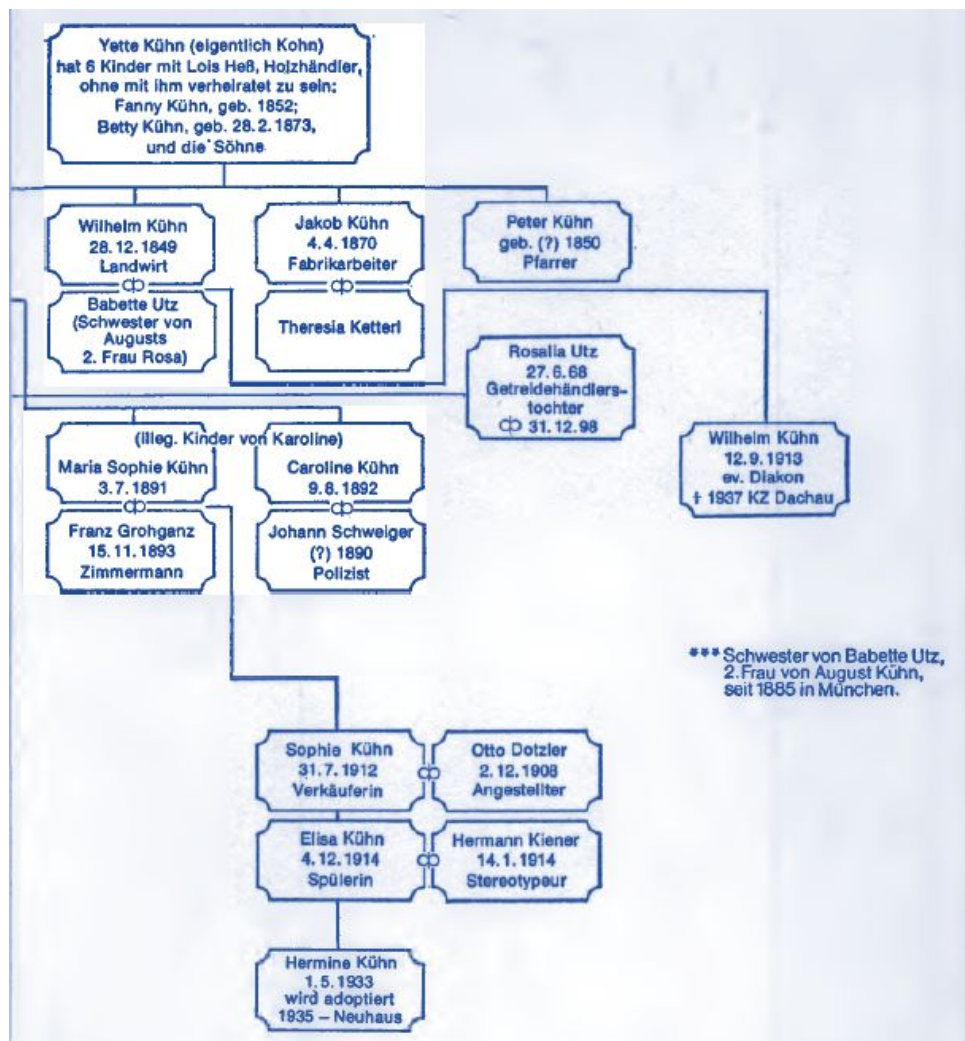
«Warum, bringt doch bloss Schwierigkeiten? Mit dem!»

«Schwierigkeiten haben wir jetzt schon, so und so.» Sie würde es auch noch begreifen.

DIE KÜHNFAMILIE



*Anna März, in erster Ehe verheiratet mit August Kühn, heiratet, verwitwet, 1922 Andreas Warz, der die beiden Söhne Andreas und Fritz mit in die Ehe bringt.



*Josef Frankl wird 1905 von seinem Vater Martin Kühn legitimiert – Josef Kühn gibt seiner Tochter Rosa von Geburt an seinen Namen. Erst am 14.6.1924 heiratet er die Mutter Rosa Scheugenpflug, eine Tochter des Lohnsängers Scheugenpflug. – Nach dem Tod von Martin Kühn heiratet Mari^a Kühn den Dekorationsmaler Max Scharf.

Inhalt

Wer weiss heute noch was davon? 9 – Über das Herkommen 11 – Über das Hineinfinden 20 – Oben das Gesetz 26 – Angesehen und sesshaft 28 – Rühren muss man sich 38 – Das Wissen, wo man hinlangen kann 43 – Wieder auf ein Gleis kommen 52 – Wer nicht beleidigt werden darf 60 – Wegnahme fremden Eigentums in rechtswidriger Zueignungsabsicht 63 – Ein «grosser» Mann kann helfen ... 68 – Solidarität hilft mehr 74 – Ein Schuss in Berlin – sein Echo in München 79 – Wenn einer geht, wird Platz für einen anderen 83 – Noch einer braucht Essen, Kleidung – und Wärme 87 – Verboten! 91 – Eine eigene Wohnung, bald zu eng 94 – Zwei Besuche bringen Neues 99 – Schon wieder knapp 105 – Ein «studierter» Genosse 108 – Und sogar ein Aristokrat 112

Von Mallersdorf daheim 121 – Wenn einer geht, wird Platz für den anderen 123 – Geschick muss einer haben 126 – Richtig ist, was nützt 131 – Man muss reden, wenn man nicht gefragt ist? 135 – «Nichts aufs Spiel setzen!» 139 – «Auf länger einrichten» 143 – Es muss immer weiter gehen 148 – Stadtpfarrer, Bierbrauer, Baumeister oder ...? 151 – Wer mit wem – gegen wen? 153 – Wenigstens einer kommt hinauf 156 – Die Verbindung zum Land 158 – Irgendwie ist es doch anders geworden? 162 – Das muss überstanden werden 166 – Zusammenhalt, ein fester Mörtel 171 – Moral und gesundes Empfinden 173 –

Kein Münchner ohne Heimatrecht 175 – Ungeschick oder Schicksal 179 – Was sich von selber erledigt 182 – Wer will, lernt schnell 186

Ein «geordnetes Verhältnis» 192 – Unverbrauchte Reserve 195 – Kultur gehört dazu 199 – Die Natur gehört allen 202 – Kann man mehr verlangen? 205 – Ein Plan, der nicht geht 207 – Nehmen, was man bekommt 211 – Und mach dir noch 'nen zweiten Plan 214 – Was von droben kommt 218 – Nordwind – Südwind 221 – Zu früh gefeiert 227 – Muss man da mitmachen? 230 – Eine feste Säule 233 – Es wird angerichtet 237 – Wer die Suppe auslöffelt 241 – Solange noch die Suppe reicht 244 – Es wird umgerührt 247 – Es wird manches getan 251 – Der Hunger treibt es rein 254 – Zusammenhalt kann man lernen 256 – Kein Zustand – und wer ist zuständig? 258 – Alles umsonst? 263 – Ein zweiter Anlauf 266 – Frieden, das Ende des Krieges 269

«Das Gewehr anders rum?» 277 – Wer aber gibt den Ton an? 283 – Mit Warten wird nichts besser 286 – Es muss noch etwas anderes her! 288 – Feiern, wenn es auch wieder gelernt werden muss 291 – Mehr wissen, dann könnte man mitreden, mithandeln 294 – Wo soll es hingehen? 298 – Zu spät zugegriffen 301 – Rechte, Gerechtigkeit? 308 – Leichen auf Urlaub 311 – Zaghafte Leben im Schatten 313 – Nach oben fliegen ist nicht Weiterkommen 317 – Mit allem haushalten! 319 – Nicht auf den Mund schauen, auf die Finger! 323 – Was von draussen hereinkommt 326 – Was dem einen recht ist... 329 – Wissen ohne Macht: Ohnmacht? 334 – Ist es was Besonderes? 336 – «Mehr sein als scheinen» 340 – Da gibt es nichts zu erben 344 – Nichts schenken lassen 348 – Nur ein Ausflug? 351 – Richtet man sich auf länger ein? 356 – Ist noch was zu retten? 359 – Wenn es zur Gewohnheit wird 362 – Kommen und gehen müssen 366 – Mitmachen 370 – Einer war überflüssig 374 – Bei genauem Hinsehen findet sich das Ende 378

Bis alles in Scherben war 387 – Eine Jugend nachholen 393 – Ist jeder zu gewinnen? 397 – Korrigierte Geschenke 399 – Wie soll es weitergehen? 402 – Der Jugend den Weg bereiten 403 – Allein kann einer gar nichts 406 – Werden jetzt die anderen gross? 408 – Ist Geld mehr als bedrucktes Papier? 411 – Keine Experimente 419 – Freiheit und Demokratie 420 – Gleiches Recht für alle 424 – «Sicher ist sicher» 428 – Jedem seine Chance 430 – Mehr Demokratie wagen 433